Kirchengeschichte

zum Gebrauch in

Kirche, Schule und Haus.

Von

Gustav Fischer,
Pfarrer in Hildrizhausen.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Max Kielmann.

Kirchengeschichte

zum Gebrauch in

Kirche, Schule und Haus.

Von

Gustav Fischer,
Pfarrer in Hildrizhausen.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Max Kielmann.

Zweite Hälfte.

Zweite Abteilung:

Pietismus.

Brüdergemeine.

Innere Mission.

Vierter Teil:

Die neuere Zeit.

Neuntes Kapitel:

Erstarrung und Neubelebung der evangelischen Kirche.

1. Die protestantische Orthodoxie und ihre Lehrstreitigkeiten.

Quellen: Gieseler, Kirchengeschichte. Mosheim, Kirchengeschichte. Hauck, Realencyklopädie. Calwer Kirchenlexikon und Württembergische Kirchengeschichte. Blanckmeister, Sächsische Kirchengeschichte.

Spener, Pia Desideria 1678. Hoßbach, Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Löscher, Timotheus Verinus.

Wenn wir den Pietismus, welcher der evangelischen Frömmigkeit auf mehr als 2 Jahrhunderte neues Leben und neue Richtung gegeben hat, dessen Geschichte uns daher auch jetzt hauptsächlich beschäftigen wird, verstehen wollen, müssen wir zuerst einen Blick werfen auf die vorausgehende Zeit der protestantischen Orthodoxie.*) In ihr sehen wir das durch Luther neu eingeführte Glaubensleben wieder erstarren, indem man an die Stelle des lebendigen Glaubens die reine Lehre setzt.

Eine Hauptursache des Verderbens der mittelalterlichen**) Kirche war in der Entartung der Lehre gelegen gewesen. Auch bei manchen anfänglichen Freunden der Reformation sah man aus falscher Lehre die schlimmsten***) Folgen fürs Leben hervorgehen. Wir selbst werden noch weitere Beispiele kennen lernen, wie einmal eine in ihren Anfängen echt christliche Bewegung durch unbeschnittene Lehre schwer gefährdet wird,†) wie ein andermal nicht nur das religiöse Leben, sondern sogar die vielgerühmte sittliche Kraft bei einem seiner Göttlichkeit entkleideten Christentum eintrocknet.††) Darum wäre es sehr töricht von uns, wenn wir den Reformatoren und ihren Nachfolgern schon daraus einen Vorwurf machen wollten, daß sie über der Reinerhaltung der unter heißen Kämpfen neugewonnenen evangelischen Lehre mit besonderem Eifer wachten und in ihrer Kirche nicht jeden glauben oder lehren ließen was er wollte. Die auf den Ausbau der evange- Der Wert reiner Lehre.

*) Vrgl. I, 302 **) I, 317; II, 86 ff. ***) II, 102 ff. 184 ff. †) III, 114 ff. ††) III, 65 ff.

lischen Kirchenlehre verwendete Denkarbeit mag uns vielfach unfruchtbar erscheinen. Sie hat aber doch auch manches klar gelegt und mit manchem Schutt aufgeräumt, womit uns nicht mehr befassen zu müssen, wir den Alten danken dürften.

Aber großen Schaden brachte es, daß man mit der Zeit von Melanchthon den Satz annahm, die rechte sichtbare Kirche seien diejenigen, welche in der wahren Lehre zusammenstimmen, während das Augsburgische Glaubensbekenntnis die Kirche viel richtiger als „die Versammlung aller wahrhaft Gläubigen und Heiligen" erklärt hatte. Ein weiterer Fehler war, daß man nicht wie Luther bei der Heiligen Schrift als alleiniger Erkenntnisquelle der reinen Lehre blieb und sich nicht mehr die Fähigkeit zutraute, mit Hilfe des Geistes Gottes aus ihr allein die Wahrheit zu finden.

So lange Luther gelebt hatte, war er für die Evangelischen ihre lebendige Lehrautorität gewesen, d. h. wo man bezüglich der Lehre oder des Lebens ein Bedenken hatte, suchte man bei ihm Klärung und Entscheidung. Auch die zu Einseitigkeiten neigten, hüteten sich, seinen Zorn zu reizen. Manchen schon hervortretenden Spalt schloß Luthers lebendiger Glaube, seine höhere Denkensart und Ansehen wieder. Das wurde anders, sobald Luther die Augen zutat. So viel Luther selbst auf den Rat des gelehrteren, zu theologischen Ausführungen ausnehmend geschickten Melanchthon gehalten hatte, obwohl derselbe ferner der Verfasser der wichtigsten unserer Bekenntnisschriften, des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses samt Apologie war, genoß er doch persönliches Vertrauen bei nur bei einem Teil der Evangelischen. Er hatte zu oft schon eine an Schwäche grenzende Nachgiebigkeit gegen Gegner aller Art bewiesen. Den größten Stoß aber gab seinem Ansehen seine Beteiligung am Leipziger Interim (1548), nach welchem z. B. lateinische Meßliturgie, Lichter, Priesterkleider, Fronleichnamsfest, letzte Ölung, Gerichtsbarkeit der Bischöfe als angebliche Mitteldinge dem Kaiser zu lieb wieder eingeführt und nur evangelisch gedeutet werden sollten. Daraus war nicht allein der adiaphoristische Streit entsprungen; sondern man nahm davon Anlaß, überhaupt zu prüfen, ob Melanchthon nicht auch in weiteren Punkten die rein evangelische Lehre abgeschwächt und umgebogen hätte. Einen andern Mann, dem die Führerschaft an Luthers Stelle hätte eingeräumt werden können, gab es zur Zeit nicht, ebensowenig eine kirchenregimentliche oder synodale Zusammenfassung der verschiedenen evangelischen Landeskirchen. So nahm man nach dem Ver=

Lehrautorität in der ev. Kirche

luste dieser einzigartigen lebendigen Lehrautorität wieder seine Zuflucht zur geschriebenen. Ähnlich wie das unselbständige Mittelalter aus Konzilsentscheidungen, Papstbriefen und Schriften der Kirchenväter seine Lehre sich gebildet hatte und es für einen Frevel ansah, im geringsten davon abzuweichen, fing man jetzt an, den Buchstaben der Lutherschen Lehre und die Bekenntnisschriften oder „Symbolischen Bücher"*) der evangelischen Kirche zur unabänderlichen Lehrnorm zu erheben. Wieder war es Melanchthon selbst gewesen, der aussprach: „Luther hat die wahre und heilsnotwendige Lehre ans Licht gebracht."

Von den Jesuiten, die sich beim Streit mit den Protestanten auf dem Boden des einfältigen Bibelwortes nicht so ganz sicher fühlten, ließ man sich noch weiter von der Schrift weglocken, wieder hinüber zu jenen mittelalterlichen theologischen Begriffen und aristotelisierender Lehrweise, welcher einst Luthers erster Kampf gegolten hatte. (II S. 19.) Abermals verdrängte das Latein wie die Grundsprachen der Heiligen Schrift so auch die deutsche Muttersprache und wurde ein Werkzeug der Verdunkelung und Hintanhaltung der Wahrheit. Man gelangte zu einer neuen protestantischen Scholastik. Neue Scholastik.

Die protestantischen Scholastiker bauten wie die mittelalterlichen aus den überkommenen Gedanken und Begriffen die umfassendsten Lehrgebäude. Was sie einmal in den Bereich ihrer Lehre zogen, das mußte auch erklärt werden, selbst wenn die göttliche Weisheit es uns zu verhüllen für gut gefunden hat. Da wo Gottes Offenbarung zwei Seiten einer Wahrheit unvermittelt nebeneinander stellt, meinte man durch eine selbsterfundene Spitze sein Lehrgebäude krönen zu müssen. In Wirklichkeit ging der vermeintlich einheitliche Abschluß bei den einen auf Kosten dieser Seite der Wahrheit, bei den andern auf Kosten der Gegenseite. Da war schon Zwinglis Fehler in der Abendmahlslehre gelegen gewesen, ebenso der Fehler Calvins in der Lehre von der Gnadenwahl. Nun kamen andere auf lutherischer Seite, und wollten das Geheimnis des Abendmahls gelöst haben durch die von Luther versuchsweise aufgestellte, von ihnen überspannte Lehre von der Allenthalbenheit des Körpers Christi. So war die Zeit bis zum Dreißigjährigen Krieg erfüllt von Abendmahlsstreitigkeiten. Einzelne Streitpunkte.

---

*) Außer den 3 altkirchlichen, sogenannten ökumenischen Symbolen, dem Apostolischen, Nicänischen und angeblich Athanasianischen Glaubensbekenntnis: Augsburgisches Glaubensbekenntnis und Apologie, Luthers Kleiner und Großer Katechismus, Schmalkaldische Artikel. Vrgl. S. 6.

Zwar einen unbedingten Ratschluß Gottes, die einen selig zu machen, die andern zur Hölle zu verstoßen, nahmen in Deutschland nicht einmal alle Reformierten an. Um so lebhafter waren die synergistischen Streitigkeiten, d. h. der Streit darüber, ob zum Erkennen und Ergreifen des in Christo dargebotenen Heils der Mensch auch etwas

seit 1558 beitragen könne und müsse oder ob er sich dabei verhalte wie ein Stück Holz oder Stein, die ein Künstler forme. Ein übereifriger Lutheraner, Matthias Flacius, ließ sich in der Hitze des Streits zu der Aufstellung hinreißen, die Erbsünde sei Substanz (wesentliche Eigenschaft) der menschlichen Natur, er selbst des Teufels Bild geworden, so daß er notwendig und unvermeidlich Gott und der wahren Frömmigkeit zuwider sein müsse, bis Gott ein völlig Neues in ihm schaffe. Hätte man, statt immer nur von der Furcht des Rückfalles in die katholische Lehre sich leiten zu lassen, einfältig seine Bibel gefragt, so hätten insbesondere Jesu eigene Worte, aber auch andere Stellen gezeigt, daß der Mensch allerdings von sich aus das Heil nicht erkennt oder nicht einmal sucht und ebensowenig imstande ist, es festzuhalten, daß vielmehr Gott es ihm zeigt und schenkt, daß aber Gott doch überall, ehe er gibt und weiter gibt, auf das Maß der Empfänglichkeit, des Verlangens und eigenen ernstlichen Bemühens sieht: „Wer da hat, dem wird gegeben."

Gerade so unsinnig war es, wenn Luthers eifriger Freund Nikolaus v. Amsdorf, um nur ja die evangelische Lehre von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben nicht antasten zu lassen, sich bis zu der Behauptung verstieg, gute Werke seien zur Seligkeit schädlich.

Aber auch solche höchst einseitige Sätze hätten wohl nicht so viel geschadet, wenn nur jeder sie als seine Privatmeinung behalten oder bloß in seinem Amtskreise gelehrt hätte, wo sie aus seinem

Art des Streites. sonstigen Reden und Tun verständlich geworden wären. Aber niemand wollte eine eigene Meinung haben, sondern jeder hielt gerade seine Meinung für den richtigen Ausdruck der Kirchenlehre. Er verfocht sie mit Leidenschaft gegen andere Kirchenlehrer und wollte sie auch ihnen aufzwingen. Andere Ansichten und Erfahrungen behandelte er mit Verachtung und Abscheu. Die sie hegten, schloß er aus der Gemeinschaft der evangelischen Kirche aus, bis endlich die Obrigkeit den einzelnen Pfarrern das Recht zu bannen nahm. Um so viel mehr gebärdeten sich die Universitäten als die ausschließlichen Verwalter der göttlichen Wahrheit. Was die Systeme ihrer Theologen nicht enthielten, das durfte nicht einmal gelehrt werden.

Unter solchen Umständen konnten neue Lehrdarstellungen, auch wenn sie gut und christlich gedacht waren, nichts anderes als Streit und Unruhen hervorrufen, wie die Lehre des Nürnberger Reformators und späteren Pfarrers in Königsberg, Andreas Osiander, der um einer bloß äußerlichen Auffassung der Rechtfertigung entgegen zu treten, sagte, der Sünder werde gerecht vermöge der durch den Glauben vermittelten Einwohnung Christi im Menschen. Er kam damit Luthers eigener Auffassung sehr nahe, allein seine und seiner Gegner Streitsucht und hochfahrendes Wesen ließen es zu keiner Verständigung kommen.

Man kann gerade den hitzigsten Verfechtern des Luthertums Mut und Überzeugungstreue nicht absprechen. Manche glaubten sicher, daß sie für Gott kämpften; andere vereiferten sich wenigstens für Motive. Kirche und Amt. Lieber gaben sie Amt und Brot auf und führten ein unstetes Wanderleben, oder erduldeten sie lange und harte Gefangenschaft, ehe sie sich dazu verstanden hätten, ihre Lehre aufzugeben oder auch nur zur Lehre des Gegners und ebenso zu Sünden obrigkeitlicher Personen zu schweigen. Aber es beweist doch einen sehr engen Gesichtskreis und den Mangel ebenso an wahrer Philosophie wie an biblischem Weitblick und Weitherzigkeit, wenn man glaubte, in dem engen Gedankenkreis seiner eigenen theologischen Richtung die ganze Wahrheit zu umspannen, wenn man in neue Gedanken oder abweichende Ansichten sich gar nicht hineindenken und keine andere Erklärung dafür finden konnte als teuflische Eingebung. An Wahrheitssinn wie an Liebe muß es gefehlt haben, wo man die Ansicht des Gegners eigentlich entstellte und verdrehte und aus seiner Lehre greuliche Folgerungen zog, für welche nicht die geringste innere Notwendigkeit vorlag. Nicht der Weisheit von oben her entsprungen waren die abscheulichen Schimpfworte, mit denen man in Streitschriften um sich warf. Schalten die Lutheraner ihre Gegner „Betrüger und Mordbrenner", so mußten sie dafür wieder ihren Flacius einen „undeutschen" Landläufer nennen lassen, „der sich am Galgen heiser schreie."*)

Die Fürsten griffen in die Händel der Theologen in doppelter Weise ein. Einerseits sahen auch sie das Bekenntnis als den höch-

*) Um einen Begriff davon zu geben, in welchem Tone man entgegenstehende Glaubensansichten abtat, setze ich noch ein Stück bei aus dem Antwortschreiben des streng lutherischen Dr. Rabus in Straßburg an seine Pflegemutter, die durch ihre Wohltätigkeit berühmte Frau Katharina Zell (II. S. 159), als dieselbe glaubte, an ihn ein Wort zum Frieden

sten Schatz, die Erhaltung der reinen Lehre als die wichtigste Aufgabe an und liehen zu diesem Zweck der Kirche den weltlichen Arm. Andererseits erkannten sie besser als die Theologen den Schaden der Streitigkeiten nicht nur für ihr Land, sondern für die ganze Stellung und Fortdauer des Protestantismus im Reich. Auf die Vereinigung sämtlicher Protestanten arbeiteten außer Philipp und Wilhelm von Hessen besonders Herzog Christoph von Württemberg und die reformierten Kurfürsten von der Pfalz hin, nur immer vergeblich, da selbst dann, wenn die bei Friedensgesprächen anwesenden Vertreter der verschiedenen Richtungen unter sich hätten einig werden können, das Verlangen der Lutheraner, daß eine ganze Reihe anderer als Ketzer verdammt werden müßten, das Friedenswerk störte.

Formula Concordiae. Einen engeren Zusammenschluß wenigstens der gut lutherischen Landeskirchen und zugleich einen Abschluß der evangelischen Lehre über die damals umstrittenen Punkte brachte die Formula Concordiae, welche, nach mehrjährigen Beratungen und Verhandlungen des württembergischen Kanzlers Jakob Andreä mit den norddeutschen Theologen Martin Chemnitz und Nikolaus Selnecker und anderen, von **seit 1577** der Mehrzahl der lutherischen Fürsten (86 Reichsständen) unterzeichnet und damit selbst zum symbolischen Buch und fortan zur ausschließlichen Religionsnorm in ihrem Gebiet gemacht wurde.*) Nicht nur Pfarrer und theologische Lehrer, sondern sogar weltliche Beamte mußten beim Amtsantritt auf sie schwören. Die erste Einführung ging nicht widerspruchslos vor sich. Man erzählt, es habe damals

---

mit Täufern, Schwenkfeldtianern und dem Rate selbst richten zu sollen. „Dein heidnisch, unchristlich, erstunken und erlogen Schreiben ist mir zukommen, den 16. Aprilis, welches der Karfreitag gewesen. Dieweil ich dann im selbigen giftigen, neidischen, erstunkenen und erlogenen Schreiben befunden, — daß keine Besserung an Dir zu hoffen, sondern Du für und für in schrecklichen Irrtümern, falschem Zeugnis und teuflischem Ausgeben frummer Leut verstockter Weis beharrest, so befehle ich Dich dem gerechten Gottesurteil." Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß.

*) Man muß es der Formula Concordiae lassen, daß sie auf den Kreis, in dem sie eingeführt wurde, durch die Klarheit und Bestimmtheit ihrer Lehre und die trotz dem entschieden lutherischen Standpunkt beobachtete Mäßigung im Augenblick eine beruhigende und festigende Wirkung gehabt hat. Die Kluft zwischen Lutherischen und Reformierten hat sie freilich noch vertieft und für die Zukunft hat sie auch in den lutherischen Kirchen durch die in ihr gegebene enge Umgrenzung und Festlegung der evangelischen Lehre den Zug zu einer neuen Scholastik vollendet, die Engherzigkeit der Theologen befestigt, die Erstarrung von Lehre und Leben der evangelischen Kirche besiegelt.

manche Pfarrfrau die Bedenken ihres Mannes niedergekämpft mit den Worten: „Schreib, lieber Herre, schreib, daß er bei der Pfarre bleib.“ Andererseits versichert Andreä hoch und teuer, daß „kein Mensch zur Unterschrift gedrungen und deswegen vertrieben worden ist.“

Zur Kennzeichnung des Geistes der Zeit mag hier noch des Ausgangs der zweimaligen kryptokalvinistischen Wirren in Kursachsen gedacht werden, welche die dunkelsten Blätter in der Geschichte der lutherischen Kirche füllen und nur einige Entschuldigung finden in der Unlauterkeit, womit die Philippisten (oder Kryptocalvinisten, heimliche Calvinisten, eigentlich Vermittler zwischen Luther und Calvin in der Weise Philipp Melanchthons) im einen Fall ihre Lehre einzuschmuggeln, in der Gewaltsamkeit, womit im zweiten Falle sie selbst das altlutherische Wesen zu verdrängen suchten. Als der streng lutherische Kurfürst August, ein trefflicher Regent seines Landes, erkannte, daß er von den Philippisten getäuscht und mißbraucht werde, hielt er über sie ein fürchterliches Gericht (1573). Die Hauptvertreter des Philippismus wurden als Staatsverbrecher gefangen gesetzt, 4 von ihnen aus dem Lande getrieben; einer wurde so hart gefoltert, daß er sich freiwillig zu Tode hungerte, ein sechster starb in Wahnsinn und Verzweiflung. Caspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, des Kurfürsten Leibarzt, wurde 12 Jahre lang hinter Schloß und Riegel gehalten, obwohl August selbst seine Dienste nicht entbehren konnte. Peucers Gattin wurde die Bitte, ihren Mann im Gefängnis pflegen zu dürfen, abgeschlagen; sie starb gebrochenen Herzens. Alle Bücher und Schreibzeug wurden Peucer weggnommen. Als er um eine Bibel bat, wurde ihm die Konkordienformel gereicht. Seine schlimmste Feindin war die als Frau und Landesmutter hochgerühmte Kurfürstin Anna. Sie schwur, so lange sie lebe, werde Peucer nimmer frei. Da träumte der Gefangene in der Nacht auf den 1. Oktober 1585, der ganze Hof ziehe in prachtvollem Leichenbegängnis an ihm vorüber und er selber ziehe am Glockenstrange; plötzlich riß der Strang, und er erwachte mit dem Psalmwort: „Der Strick ist entzwei und wir sind frei.“ In derselben Nacht war die Kurfürstin gestorben. Der sechzigjährige Kurfürst verheiratete sich bald wieder mit einer erst dreizehnjährigen Fürstin von Anhalt, auf deren Fürbitte hin Peucer frei wurde. Die Orthodoxen knirschten mit den Zähnen und ließen eine Denkmünze schlagen, auf der das kurfürstliche Ehepaar als Adam und Eva in der Stunde des Sündenfalls erscheint mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rat Gottes Gebot übertrat.“

Auf Kurfürst August folgte der selbst in philippistischen Anschauungen erzogene Christian I 1586. Derselbe überließ die Gewalt in weltlichen und kirchlichen Dingen seinem Kanzler Nikolaus Krell, der auf Reisen nach Frankreich und der Schweiz sich mit dem Calvinismus selbst befreundet hatte. Krell hatte nun große Eile, die Kirchenämter mit Gesinnungsgenossen zu besetzen. Die Unterzeichnung der Konkordienformel wurde frei gegeben, das „unzeitige und unnötige, auch ärgerliche Gebeiß und Gezänk“ in Wort und Schrift verboten. Wer sich nicht fügte, wurde „als fried-

häſſiger Prädikant" entſetzt, der freimütige Hofprediger Mirus wurde eingeſperrt. Es erſchien eine „Krell'ſche Bibel" mit Anmerkungen und ein Katechismus in calviniſtiſchem Geiſt. Abgeſchafft wurde der von Luther beibehaltene, von Melanchthon als „papiſtiſcher Gebrauch" getadelte Exorcismus bei der Taufe, der darin beſtand, daß über dem Täufling gerufen wurde: „Ich beſchwöre dich, fahre aus, du unreiner Geiſt und gib Raum dem Heiligen Geiſte!" Darüber entſtand beim Volke lebhafte Beunruhigung; viele Geiſtliche fühlten ſich in ihrem Gewiſſen gedrängt. Aber nach wenigen Jahren ſtarb Kurfürſt Chriſtian 1591. Der ſtreng lutheriſche Vormund Chriſtians II ſtellte das Luthertum wieder her unter dem Beifall des Pöbels, der an lebenden und toten Calviniſten ſeine Wut ausließ. Über Krell wurde nach zehnjähriger Kerkerhaft durch die kaiſerliche Appellationskammer in Prag, wegen ſeiner politiſchen Praktiken und Argliſt das Todesurteil ausgeſprochen. Der auf ſolches Urteil nicht gefaßte, nach Troſt verlangende Mann wurde bis in ſeine letzten Stunden von einem beſonders taktloſen Beichtvater gequält durch die ſchauerlichſte Beſchreibung eines Calviniſten und des Calviniſtengottes und die Zumutung, den Calviniſten zu fluchen. Krell aber gewann im Glauben ſelbſt wieder Ruhe und Ergebung, obwohl er auf dem Stuhle zum Schaffott getragen werden mußte. Wie viel zu dem, wenn nicht völlig ungerechten, ſo doch ganz gewiß viel zu harten Gericht der Religionshaß beigetragen hat, beweiſt am beſten die Inſchrift, mit der man das Richtſchwert verſehen hatte: „Cave Calviniane!" (Hüte dich, Calviniſt!)

Vermittlungsverſuche — Der eigentliche Ausgangspunkt der kryptocalviniſtiſchen Wirren war, ähnlich wie bei Melanchthon ſelbſt, das Beſtreben geweſen, durch vermittelnde Lehrformeln und kirchliche Zugeſtändniſſe die ſtreitenden Kirchen einander zu nähern. Sie hatten aber nur um ſo heftigeren Streit im eigenen Lager entzündet. Darum konnte auch ein Georg Calixt keinerlei Verſtändnis finden für ſein Beſtreben, römiſche, lutheriſche und reformierte Kirche auf Grund des gemeinſamen Wahrheitsbeſitzes einander wenigſtens innerlich zu nähern. Calixt war Profeſſor in Helmſtedt. Er hatte etwas geerbt vom Melanchthoniſchen Geiſt und war ein nicht allein durch Büchergelehrſamkeit, ſondern auch durch perſönliche Kenntnis der verſchiedenen Kirchen ausgezeichneter Mann. Allein ſeine Friedensbemühungen wurden ihm als eine Schmach angerechnet und er hat von Katholiken wie von Lutheranern die heftigſten Angriffe erfahren. Die
ſeit 1640 — ſynkretiſtiſchen Händel, die ſich an ſeine Tätigkeit knüpften, gehören zu den bitterſten der Zeit. Zu beſtreiten iſt allerdings nicht, daß Calixt und noch mehr ſeine Freunde die nötige Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit über dem Streiten ſelbſt nicht bewahrt haben, daß Calixt die eigentümliche Bedeutung Luthers und der Reformation ſich nicht genügend klar gemacht und eine Übereinſtimmung von „evan-

gelisch" und dem Katholizismus der ersten fünf Jahrhunderte herausgefunden hat, die tatsächlich nicht besteht. Noch schlimmer für sein Ansehen war es, daß seine Einheitsgedanken nicht wenige evangelische Theologen und auch Fürsten verleiteten, den Einflüsterungen der Jesuiten Gehör zu schenken und ihrer evangelischen Kirche den Rücken zu kehren.

Den äußeren Schaden der Streittheologie haben wir schon bei der Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges kennen gelernt. Wie tief die evangelische Kirche innerlich geschädigt wurde durch die Überspannung der reinen Lehre und die leidige Verwechslung derselben mit Wahrheit und Glauben, wie viel über dem Streiten sowohl als über dem Wahn, mit der rechten Lehre alles zu besitzen, versäumt wurde, das wollen wir uns von dem Manne sagen lassen, den Bengel neben Luther, den Reformator der Lehre, als den Reformator des Lebens der evangelischen Kirche Deutschlands stellt: Philipp Jakob Spener.

2. Philipp Jakob Spener.

Auch der protestantischen Scholastik gelang es nicht, alle wirkliche, herzliche Frömmigkeit zu ertöten. Daß es unter dem Theologengeschlechte, welches über der Kirchenlehre so eifersüchtig wachte und so hitzig für sie stritt, Männer von großer Pflichttreue gab, hat uns die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs gezeigt. In einem Selnecker, einem der beiden Mitarbeiter Andreäs an der Konkordienformel, oder Johann Gerhard, welcher die evangelische Glaubenslehre in 10 dicken Bänden dargestellt hat, in einem Scriver, dem Verfasser von Gottholds zufälligen Andachten, oder Heinrich Müller, dessen geistliche Erquickstunden heute noch mit Segen gelesen werden, lebte derselbe Geist wie in den Reformatoren vor ihnen und den vom Pietismus berührten Männern nach ihnen. Alle christlich Empfindenden seufzten über den vielen und wüsten geistlichen Händeln, welche trotz dem durch den langen Krieg hervorgerufenen Elend und Verderben weitergingen. Daß das Streiten überhaupt nichts tauge, erkannten wenige. Der edelste Sänger der evangelischen Kirche, Paul Gerhardt, hat trotz seiner persönlichen Friedfertigkeit für das Recht zu streiten sein Amt in Berlin aufgegeben. Tiefer als die meisten andern hat den Unsegen der Streittheologie Johann Arndt empfunden, der in seinem „Wahren Christentum" und seinem „Paradiesgärtlein" zurücklenkte zu den Bahnen der mittelalterlichen Mystik (I, 319ff.)

Vorläufer.

† 1621

und trotz wütender Anfechtung durch die Kampftheologen das Sehnen des Herzens nach innerem Frieden und die Erkenntnis der Pflicht zu tatsächlicher Nachfolge Christi im Leben sogar über die Grenzen der lutherischen Kirche hinaus neugeweckt hat.

Ein Teil der innerlich Gerichteten wandte sich auch den Schauungen und tiefsinnigen, aber vielfach unklaren Spekulationen (Ge-
† 1624 dankengebilden) des Görlitzer Schusters Jakob Böhme zu. Andere traten als Propheten und Prophetinnen auf, stellten dem Verderben der Zeit weitgreifende Weltverbesserungspläne gegenüber oder arbeiteten sie mit mehr Selbstbeschränkung und um so größerer Energie auf die Herstellung einer reinen Kirche hin.

Selten waren die Männer, welche das Verderben in der Kirche gründlich erkannten und darum doch die Kirche nicht aufgaben, sondern alle Kraft an ihre Besserung setzten. In diese Reihe gehören etliche Fürsten wie Herzog Ernst der Fromme von Gotha, und August von Braunschweig-Lüneburg, vor allem aber der württembergische Prälat Johann Valentin Andreä, von dem Spener gesagt hat: „Könnte ich jemand zum Besten der Kirche von den Toten erwecken, es wäre Johann Valentin Andreä."

Warum, das werden wir erkennen, wenn wir Speners eigene Tätigkeit vergleichen mit folgendem von Andreä verfaßten Predigerspiegel, der ausführlich zu lesen ist in Herders Briefen, das Studium der Theologie betreffend.

Ein Kandidat der Theologie, der den geistlichen Beruf erwählt hat in der Hoffnung, in ihm das angenehmste und bequemste Leben zu finden, macht sich auf die Reise, eine Pfarre zu suchen. Er hat alle theologische Wissenschaft gründlich studiert, keine Aufgabe ist ihm zu schwer; er hält sich befähigt für die höchsten geistlichen Stellen im Lande; doch will er vorerst mit einer Landpfarrei im gesegneten Weinland sich begnügen, da auf etwas Besseres warten. Wohin er aber kommt, hat er bald an der Kirche, bald am Zustand der Straßen oder des Pfarrhauses etwas auszusetzen. Eines Tages trifft er in einem schönen Wiesental einen ehrwürdig aussehenden alten Mann mit einem Rechen beschäftigt. Er gleicht aber eher einem Pfarrer als einem Bauer, gibt sich auch als solcher zu erkennen. Der Kandidat merkt bald, daß mit losen Späßen bei dem alten Herrn nicht gut ankommen ist, so bittet er ihn etwas bescheidener um Auskunft über die alten Zeiten und die frühern Studien. Der Pfarrer tut ihm dar, daß man zu seinen Zeiten auch nicht Meister gemacht aus Eselshäuten und wie er selbst die 7 freien Künste wohl studiert habe.

Doch wie ich kommen bin hieher,
Hab ich viel anders müssen lernen,
Die Hülsen brechen und den Kernen
Mit bitterm Schweiß herfürgewinnen.
Kand.: Wie ist's doch möglich, daß ein
Der nur umgeht mit Arbeit sauer [Bauer,

Euch soll erst anders deponieren?
Er sprach: „ja freilich deponieren (hin=
untertun)
Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all Theorik treibet aus.
Da find't sich erst was wir getan,
Daß wir uns haben — brauchen la'n."
Kand.: Soll nit die hohe Schul uns weisen,
Wie wir bezähmen die Unweisen?
Pfr.: So Ihr einsmals kommt in den
Karren,
So wird man mit Euch anders narren.
Da müßt ihr glauben, wissen, tun
Leiden, lassen, fürchten und hon
Was niemand darf, kann, mag, noch will,
Und dieses alles in der Still;
Denn wer sich dieses will beschweren,
Der mag seine Pfarr ein'm andern leeren. —
Er (ein Pfarrer) glaubt ein'n Gott,
des niemand acht,
Ein jeder nach sein'm Götzen tracht.
Er glaubt ein'n Himmel, der verschmäht,
Ein jeder gern hier ewig zecht. —
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.
Darnach so weiß ein Seelenhirt
Das die Welt ungern innen wird,
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs äußerst sei veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf,
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt zu ewgem Schmerz.
Das weiß er, wills schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen.
Drittens so muß ein Pastor tun
Das jedermann will überstehn.
Er muß in Pest und Lazaret,
Da mancher weit fürüber geht.
Er muß verzweifelt Buben trösten,
Die Ruchlosen durchs Gesetze rösten.
Er muß jedermann helfen, bitten,
Raten, warnen, kratzen und beschütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
All Unlust putzen und ausjäten. —
Das muß er tun ohn seinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank.
Viertens ein Prediger muß leiden,
Da sonst der Turm zu ist bescheiden.
Er leidt der Leut Abgötterei,
Aberglaub, Fluchen, Zauberei.
Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wollust wird trieben mehr.
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungestüm.
Er leidet groß und kleine Dieb,
Finanz und was ihm sonst nicht lieb.
Zum fünften muß ein Priester lassen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maßen;
Er läßt dem Hof sein weiches Kleid.
Und bleibt ihm die Kamelhaut bescheid.
Er läßt der Schul ihr große Witz
Und übt sich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Aufgeblasnen Wind
Und sich bei Christi Demut findt.
Er läßt des Fleisches Lust und Geilheit
Und bindt sein'n Rücken jederzeit.
Er läßt sein Recht, sein'n Schutz, sein'n
Fried
Und gnügt sich, daß er Christi Glied.
Das alles muß er willig lassen
Und noch dazu sich selber hassen.
Zum sechsten fürcht't ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht getan.
Er fürcht mit Scheu das End der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut zählt.
Er fürcht der Kirchen böse Feind,
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht sein's eignen Gewissens Stimm,
Daß es nicht schreie wider ihn.
Das ist sein Sorg, sein Furcht, sein Angst,
Welch's alls die Welt verlacht vorlangst.
Zum siebenten ein Klerikus
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt das Schlechtst vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht, den saursten Wein.
Er nimmt mit Müh das saur verdient,
Noch hält man für Geschenk die Pfründ.
Er nimmt mit Dank was ungern geht
Und bitt ein'n Dieb um Seinigs stet.

Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren."
Wie dünkt Euch nun, mein juncher Hach?
Ist Euch zu Pfarr nochmal so gach?
Gelüst Euch noch der Pfarrer Braten
Oder wollt Ihr der gern entraten?
Ich sprach: o liebster Vater mein,
Eur Red die gehn ins Herz hinein.
Doch bitt ich, wollt mich weiter lehren,
Wo ich mich nun hinaus soll kehren?
Denn ich einmal Gott bin verbunden. —
Er sprach: der Weg ist längst gefunden,
Ihr habt gewählt den höchsten Stand,
Der hat mehr Gfahr denn Meeres Sand
Und wird durch die Welt stets angerannt.
Darum bedürft Ihr Gottes Hand.
Kein Stand auf Erd je werter war
Als der durch Gott berufen dar,
Sein Wort und Willen zu verkünden,
Dadurch zu pflegen Gottes Kinden:
Ihm wird vertraut Gotts liebstes Gut
Und Jesu Christi Fleisch und Blut,
Als auch des Geistes Freudenöl,
Damit beseligt manche Seel.
Den Stand läßt Euch kein Mensch erleiden,
Vor dem all andre Stänb sich neigen.
Ist nun der Stand so hoch und wert,
So hat er billig sein Beschwerd.
Je mehr Gefahr, je minder Sold,
Ei'm Gottesdiener soll kein Gold.
Wer hie sein Besoldung will einnehmen,
Den wird der Herr einmal nicht kennen.
Hie soll's sein g'arbeit't, ghüt und gwacht,
Dort wirds sein belohnt und hochgeacht.
Hie soll's sein mühsam und unwert,
Dort wird's sein ruhsam und geehrt. —

Der Kandidat, nachdem er von dem Pfarrer noch freundlich zu Gaste geladen worden war, schließt seine Erzählung:

„Also ging ich mit Scham und Freud,
Mein Herz war eng und sich ausbreit.
Mein Kunst war klein und hört doch viel.
Mein Reu war groß, eilt doch zum Ziel.
Ich wollt nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt gsehn allesamt:
Denn ein deutsch Herz, so man das findt,
Ist werter als viel fremd Gesind.
Der sagt was fehlt und rät dazu;
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh.
Was aber nur schwätzt: mum! mum! mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh und Sorg,
Daß man im Eitlen gar erworg'. —
Nun wünsch ich, daß all meine Gsellen
Ihn'n auch abtrennen lan die Schellen
Und geben sich in Christi Orden,
Der nie kei'm Frommen süß ist worden.
Hiemit folg ich mein'm Alten nach,
Wer Bessers weiß, der besser die Sach!"

Leider muß ich mir versagen, auf die Wirksamkeit Andreäs einzugehen. Man findet auch dieselbe mehrfach geschildert, so im württembergischen Fortbildungsschullesebuch. (S. 364 ff.) Eilen wir, zu Spener selbst zu kommen.

Spener geb. 1635

Philipp Jakob Spener ist am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren als Sohn eines gräflich Rappolsteinischen Rates. Von Geburt an war er für den Dienst der Kirche bestimmt. Eltern, Lehrer und treue Freunde des Hauses suchten aber zu diesem Zwecke nicht nur die Gaben des Verstandes in ihm auszubilden, sondern auch den Sinn für Frömmigkeit in ihm zu pflegen. Frühe schon las er die Bibel, Johann Arndts Wahres Christentum und andere erbauliche Schriften. Sein trefflicher Lehrer, der Hofprediger Stoll, wurde für ihn ein begeisterndes Vorbild für praktische Predigt und

katechetischen Unterricht. Mit 16 Jahren bezog Spener die Universität Straßburg. Dort trieb er mit großem Fleiß nicht nur eigentlich theologische Studien, sondern auch Philosophie, Sprachen, Geschichte und Geographie. Über letztere Fächer hielt er bald selbst Vorlesungen als Hauslehrer zweier Prinzen, Pfalzgrafen bei Rhein. Nur den Sonntag heiligte er mit Enthaltung ebensowohl von weltlichen Ergötzlichkeiten wie von gelehrten Studien. Um sein theologisches Studium nicht zu sehr zu unterbrechen, verzichtete Spener darauf, die pfälzischen Prinzen auf einer Reise nach Frankreich zu begleiten. Dafür besuchte er selbst später die Universität Basel und machte 1659
Reisen nach Genf und Lyon, in welch letzterer Stadt er die Bekanntschaft eines Jesuiten machte, der ihn in die Wappenkunde einführte. In Genf erfuhr Spener viel Liebe und Freundschaft. Professor Leger (I, 159) unterrichtete ihn über die Geschichte seiner waldensischen Heimat und auch über die Zustände in der griechischen Kirche, welche derselbe als Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel kennen gelernt hatte. Damals war Prediger in Genf der spätere Sektengründer Johann von Labadie. Spener hatte mit ihm zwar keinen näheren Verkehr, gewann aber doch eine persönliche Achtung vor ihm, die er nie verleugnete. Nach seiner Rückkehr nach Straßburg wurde Spener von dem Grafen von Rappolstein aufgefordert, ihn zu einer fürstlichen Hochzeit nach Stuttgart zu begleiten. Dort fand man solches Wohlgefallen an dem jungen Gelehrten, daß man ihn gern bleibend für die Universität Tübingen gewonnen hätte. Er zog jedoch die Stelle eines Frühpredigers und Universitätslehrers in Straßburg vor, bis 1663
er, 31 Jahre alt, auf die Stelle des ersten Pfarrers und Seniors der Geistlichkeit in Frankfurt a. M. berufen wurde. 1666

Hier erwarb sich Spener erst vollends die rechte Kenntnis und Tüchtigkeit zur Führung des praktischen Amts wie zum Verkehr mit Obrigkeit und Untergebenen. Ganz besonders suchte er Predigt, Katechese und Schriftverständnis neu zu beleben, bemühte sich auch um Wiedereinführung der im Frankfurtischen wie in den meisten evangelischen Ländern abgekommenen Konfirmation.

Die Erfahrungen, welche der Stadtpfarrer und Senior auf der hohen Warte seines Frankfurter Postens sammelte, machte er in Schriften für die ganze evangelische Kirche nutzbar, ganz besonders in der von ihm übernommenen Vorrede zu einer Neuausgabe **Pia desideria**
von Arndts Postille. Diese Vorrede wurde wegen der starken Nach- **1675**
frage bald besonders gedruckt unter dem Titel „Pia desideria oder

herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirchen samt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen Ph. J. Speners."

Die Not der Zeit. Spener weiß, daß unzählige mit ihm die Not und Krankheit des edelsten Leibes Christi bejammern. Er möchte, daß sie mit ihm auf Mittel sännen zur Heilung und Hand anlegten ans Werk der Besserung.

Er sieht den wahren Jammer unseres Volkes weniger in äußerem Unglück, das über alle zur evangelischen Kirche gehörigen Länder ergangen ist: Pest, Hunger, Kriege. Das waren andererseits auch wieder göttliche Heilmittel, größerem Seelenschaden und Untergang zu wehren. Das schlimmste ist das geistliche Elend. Zwar die heftige äußere Verfolgung durch das antichristische Babel ist zur Zeit zum Stillstand gekommen. Aber Rom schadet in den ihm unterworfenen Ländern dem evangelischen Bekenntnis noch mehr durch langwierige Drangsale, Drohen und Locken und durch Entziehung der wahren Lehre. Innerhalb unserer Kirche haben wir zwar noch Wort und Sakramente, aber sonst fehlt es fast an allen Orten. Insbesondere zu beklagen sind an Fürstenhöfen Wollüste und Sünden, bei den Magistraten Eigennutz, überall ist wenig Verständnis und Interesse fürs Geistliche. Wo man sich damit befaßt, geschieht es nicht aus Liebe zur Wahrheit. Man benützt die äußere Gewalt zu einer unverantwortlichen Cæsaropapia, die alles verhindert, was von Gott angefaßte Kirchendiener Gutes stiften wollen, so daß vielfach das wahre Christentum unter andersgläubiger Obrigkeit trotz äußeren Bedrückungen noch besser gedeiht als bei einer Obrigkeit von der eigenen Konfession.

Sünden der weltlichen Obrigkeit.

Gebrechen des geistlichen Standes. Aber das Verderben nimmt seinen Ausgang nicht allein vom weltlichen Stand, sondern ebenso vom geistlichen. Spener will darum das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; er weiß, daß Gott unter der Geistlichkeit immer noch seine Diener hat, die sein Werk mit Eifer treiben, aber im ganzen muß er aussprechen, daß wir Prediger in unserem Stand „ebenso sehr der Reformation bedürfen, als irgend ein Stand."

Es gibt hin und wieder Prediger, die öffentliches Ärgernis geben. Doch solche sind weniger schädlich, weil sie der Welt selbst anstößig und verächtlich sind. Viel kleiner, als auf den ersten Blick scheinen möchte, ist die Zahl derer, welche das wahre Christentum verstehen und üben, das nicht bloß in Enthaltung von groben Lastern und äußerlich gutem Leben nach der mehr heidnischen als christlichen Moral besteht. Manche scheinen

vor Weltaugen untadelhaft, und doch läßt sich der Weltgeist an ihnen spüren, indem sie nach nichts anderem streben, als nach Beförderung und Veränderung, nach Reichtum, Ehre, Lust und Bequemlichkeit dieses Lebens. Um sich das zu verschaffen, pflegen sie Umgang mit hochgestellten aber lasterhaften Personen, nehmen teil an ihren Gelagen. Sie denken nicht auf Gottes Ehre und daß er ihre und der ihnen Anvertrauten arme Seele rette. Das ist um so schlimmer, weil die Leute denken was sie am Leben solcher Prediger sehen, sei schon das rechte Christentum. In Wahrheit fehlt es aber solchen Predigern an der Grundlage tätigen Christentums, der Verleugnung ihrer selbst. Die rechten Kennzeichen der Wiedergeburt kann man mit aller Liebe nicht an ihnen entdecken. Ihre Art zu leben und der Mangel an Glaubensfrüchten beweist, daß es ihnen am Glauben selbst gebricht, was sie für Glauben ausgeben, ist nicht der rechte, aus des H. Geistes Erleuchtung und Zeugnis und der Versiegelung aus dem göttlichen Wort erweckte Glaube, sondern eine menschliche Einbildung. Den Buchstaben der rechten Lehre haben sie gefaßt, ihm pflichten sie bei; aber vom himmlischen Licht des Glaubens sind sie ganz entfernt. Spener will zwar nicht behaupten, daß solche Leute bei anderen nicht Glauben und Bekehrung hervorbringen könnten, weil Gottes Wort seine Kraft in sich selbst trägt, nicht von der Person dessen, der es vorträgt, empfängt. Dennoch können sie nicht so viel wirken als sie sollten, weil es an der geziemenden Weisheit fehlt und an erhörlichem Gebet, dadurch ein gottseliger Prediger viel Segen erlangt.

Die Lehre von der ernstlichen, innerlichen Gottseligkeit ist etlichen so unbekannt, daß, wer sie mit Eifer treibt, in den Verdacht eines heimlichen Papisten, Rosenkreuzers oder Quäkers kommt. Solche Lehrer sehen die Wunden der Kirche nicht einmal, wie sollten sie dieselben verbinden oder heilen? Das alles kommt daher, daß die Kontroversien (die theologischen Streitereien) den ganzen Sinn der Theologen einnehmen, alle Zeit ihnen rauben und den Blick für das eine Notwendige ihnen benehmen.

So pflanzen die Prediger auch bei ihren Zuhörern den Wahn, das eine Notwendige sei, die Orthodoxie rein zu erhalten und gegen Irrtümer zu verteidigen, während gerade die Orthodoxie durch viel Menschenkunst und Menschenweisheit verderbt ist, von der ein Apostel Paulus nichts wissen wollte. 1. Kor. 2, 4 f. Daher ist nicht zu verwundern, daß auch beim Volk keine einzige von Christi Lebensregeln in Übung ist. Um von Ärgernissen, die auch in der Welt als solche erkannt werden, zu schweigen, ist namentlich die Trunksucht bei Herren und Untertanen verbreitet, und das schlimmste ist, daß mans nicht einmal für etwas Arges ansieht trotz 1. Kor. 6, 10

Das Volk lebt nicht nach Christi Vorschrift

Wie viele Prozesse werden geführt, fast ausnahmslos unter Verletzung der christlichen Liebe!

In Handel und Handwerk und sogar in den obrigkeitlichen Ver=

ordnungen darüber gilt Selbstsucht und Eigennutz. Für klug hält man den, der, ohne das Strafgesetz zu verletzen, den Nächsten unterdrückt und aussaugt, für dumm den, welcher im Leben das vielgehörte „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" anwenden wollte.

Ganz fremdartig mutet uns an, was von den ersten Christen gesagt ist und in vernünftiger Anwendung auch für uns noch gilt: „Sie hielten alle Dinge gemein, keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern teileten aus unter alle, nachdem jedermann not war." Während in der ältesten Kirche niemand zu betteln brauchte, nötigen wir durch mangelhafte Versorgung die Armen zum Bettel, woraus wieder die meisten schlimmeren Verbrechen entstehen. Ein Christ sollte nicht weniger tun als die Juden, von denen der Zehnte gefordert wurde, vielmehr bereit sein, alles für den Dienst Gottes und der Armen zu opfern. Er ist nicht Eigentümer seines Vermögens, sondern Verwalter. Damit ist ebenso verschwenderisches Wegwerfen an die Armen ausgeschlossen. Zu Gottes Ehre sollen wir geben, dürfen uns aber auch besinnen, wieviel wir zu künftigem besserem Gebrauch nach seinem Willen zurücklegen wollen. Unwürdigen muß man geben für die Not, nicht aber so, daß dadurch ihre Sünde gefördert wird. In ganz anderem Maße aber muß man solchen mitteilen, die durch die Wiedergeburt mit uns Einen Vater haben.

Toter Gottesdienst.

Auch der Gottesdienst ist in den Köpfen der meisten etwas ganz anderes, als was unsere heilsame Lehre will. Obwohl ihr Leben durchweg gegen die Pflicht eines Christen verstößt und sie nicht im mindesten sich vornehmen, einen andern Weg einzuschlagen, haben sie doch die feste Zuversicht, dieses ihr Leben werde kein Hindernis für ihre Seligkeit sein. Es sei ja nicht nötig, die Seligkeit mit unserem Leben zu erwerben, dagegen glauben sie an Christum und liegen mit steifer Zuversicht auf ihn hinein. Solches ist aber nicht der göttliche Glaube, der nur da sein kann, wo auch der Heilige Geist ist. Der Heilige Geist aber kann nicht zusammen sein mit vorsätzlichen Sünden. Solcher Glaube ist nichts anderes als ein menschlicher Wahn und Teufelsbetrug. Ganz anders hat Luther*) den Glauben beschrieben.

Neben diesem eingebildeten Glauben geht aber eine eigentümliche Werkheiligkeit, ein Vertrauen auf den äußeren Vollzug der von Gott geordneten Gnadenmittel — ganz das opus operatum der katholischen Kirche her. In demselben Sinne hatte früher schon Heinrich Müller von vier stummen Kirchengötzen geredet, denen die

*) Württembergisches Lesebuch Nr. 174.

Christenheit nachgehe, Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar." Dagegen führt nun Spener aus: Die Taufe ist ein Bund fürs ganze Leben, worin Gott Gnade verheißt, von deiner Seite aber Glaube und gutes Gewissen voraussetzt. Bleibst du nicht auf deinem Teil, so verlässest du dich vergebens auf deine Taufe. Du hörst Gottes Wort, lässest dasselbe aber nicht ins Herz eindringen, damit die himmlische Speise da verdaut werde und ihre Kraft entwickle. So macht es dich nicht selig, sondern vergrößert nur dein Gericht. Beichte und Absolution sind zwar ein wirksames Trostmittel betreffend die Vergebung der Sünden für die Gläubigen; aber den in Unbußfertigkeit Beharrenden helfen sie nichts. Beim H. Abendmahl kümmern sich die meisten nur darum, daß dies heilige Werk abgemacht werde und wie oft es geschehe, denken aber kaum einmal daran, ob ihr geistliches Leben dadurch erstarke, ob sie mit Herzen, Mund und Nachfolge in den Werken des Herrn Tod verkündigen, ob Christus in ihren Herzen wirke und herrsche oder der alte Adam weiter auf seinem Throne sitze. Überall im Christentum handelt es sich um den inneren Menschen, das äußere Tun genügt nicht; so auch bei Gebet und Gottesdienst. Die wahrsten und wichtigsten Gebete gehen im innern Menschen vor, sie können da bleiben, Gott suchen und finden, oder in Worte ausbrechen. Der eigentliche Gottesdienst besteht darin, daß der innere Mensch Gott diene im Tempel seines Herzens, ob er nun gerade in einem äußeren Tempelgebäude steht oder nicht.

Durch die in unserer Kirche herrschenden Zustände werden die unter uns wohnenden Juden, statt zum Glauben gebracht zu werden, vielmehr im Unglauben erhalten. Wie sollten sie glauben, daß wir den wahren Gott haben, da wir seine Gebote keineswegs halten? Wie sollten sie Achtung vor Christo gewinnen, wenn sie ihn aus unserem Leben beurteilen? Ebenso triumphieren die Päpstlichen, so oft man auch das Gegenteil ihnen beweisen mag, das sei die Frucht von Luthers Lehre und der Reformation. Es kann keine Rede davon sein, daß solche römische Christen, welche selbst seufzen nach Befreiung von den Irrtümern und der Tyrannei Roms, unserer Kirche sich zuwenden würden. Denn sie können auch in ihr keine, des Christennamens würdige, der ältesten ähnliche Kirche erkennen. So verzweifeln sie daran, eine solche überhaupt zu finden und bleiben ihr Leben lang in ihrer Herzensangst und Unruhe. Andere, darunter die besten Christen, urteilen, daß auch die evangelische Kirche gerade sogut wie die römische noch in Babel (Offb. 18) wohne. Das erklärt zwar Spener

Ärgernis für Andersgläubige.

für unrichtig und sagt, wir seien mit der Lossagung von Rom aus Babel ausgegangen, aber den Israeliten nach dem Auszug aus dem geschichtlichen Babylon zu vergleichen, als sie zwar nicht mehr gefangen gehalten wurden, aber noch nicht daran gingen, des Herrn Tempel zu bauen.

Grund der Aufdeckung.

Wenn nun wir solche Mängel und Gebrechen unserer Kirche aufdecken, so freveln wir nicht an ihr. Denn es ist uns ja nicht darum zu tun, ihre Schande zu zeigen. Wir tun vielmehr ein Werk der Liebe damit, daß wir mit dem Finger auf ihre gefährlichen Wunden deuten und sie denen zeigen, welche sie heilen können. Wir suchen das Seufzen der Frommen zu stillen, den Irrenden die Tür zur Erkenntnis der Wahrheit zu öffnen, Gottes Ehre wiederherzustellen.

Zukunftsverheißungen

Wir dürfen auch aus diesem Grunde um so getroster zum Werk der Besserung schreiten, weil die Heilige Schrift selbst uns durch ihre Zukunftsverheißungen dazu ermutigt. Denn dieselbe stellt einerseits die Bekehrung Israels, andrerseits einen noch tiefern Fall des päpstlichen Rom (Offb. 18 f.) in sichere Aussicht. Treffen einmal beide Ereignisse ein, so muß notwendig die ganze wahre Kirche wieder zu einem viel glücklicheren und rühmlicheren Stande, als der gegenwärtige ist, gebracht worden sein. Denn wenn Israels Bekehrung durch Menschen geschieht, so kann es nur durch eine Kirche geschehen, die heiliger ist als die unsrige. Geschieht aber diese Bekehrung durch unmittelbares göttliches Eingreifen, so muß sie auch auf unsere evangelische Kirche eine segensreiche Rückwirkung üben, ebenso wie die aus der römischen Knechtschaft Befreiten einen erfreulichen Zuwachs für die aus Juden und ehemaligen Heiden geeinte Kirche bilden werden. Was Gottes Wort verheißen hat wird gewißlich kommen. An uns aber wird es sein, zur Bekehrung der Juden und dem geistlichen Zusammenbruch Roms beizutragen was wir können. Legen wir dagegen die Hände in den Schoß, so wird sich an uns erfüllen, was Mardochai zu Esther sagte: „Wo du zu dieser Zeit wirst schweigen, so wird eine Hilfe von einem andern Ort her entstehen und du und deines Vaters Haus werdet umkommen."

Besserung nicht unmöglich

Spener erstrebt nichts Unausführbares. Etwas schlechthin Vollkommenes werden wir auf Erden freilich nie zustande bringen. Aber eine verhältnismäßige Vollkommenheit wird vom einzelnen Christen wie von der ganzen Kirche gefordert. Phil. 3, 12 mit Vrs. 15 und Eph. 4, 13. Daß es einmal keinen einzigen Heuchler mehr in der Kirche geben werde, läßt sich nicht erwarten. Aber die offen=

baren Ärgernisse müssen aus der Kirche hinaus, damit nicht das Unkraut den Weizen ersticke. Die Behauptung, einen derartigen Zustand herzustellen sei unmöglich, ist widerlegt durch jeden Blick auf die älteste Kirche, deren Tugenden, deren sorgsame Kirchenzucht, deren glühende Liebe zu Gott und den Menschen. Gott gibt uns denselben Geist wie jenen und dieser ist nicht weniger kräftig, auch nicht träger, das Werk der Heiligung in uns hinauszuführen als bei jenen.

Mittel zur Besserung.

Unter den Mitteln zur Besserung führt Spener nicht alle in Betracht kommenden aus wie z. B. Wiederaufnahme der Kirchenzucht oder bessere Kindererziehung, weil das andere vor ihm schon behandelt haben.

Pflege des Wortes Gottes.

1. Als Erstes nennt er das ernstliche Bemühen, daß Gottes Wort reichlicher unter uns wohne.

Denn das Wort Gottes ist der Same, aus dem all unser Gutes, der Glaube und seine Früchte hervorkommen müssen. Mit dem Wort Gottes ist in der Reformationszeit die Kirche erneuert worden. Soll sie jetzt gebessert werden, so muß die bei vielen sich findende Abneigung gegen die Bibel und die Vernachlässigung ihres Studiums abgetan und dafür den Leuten eine ernstliche Liebe zu ihr wieder eingepflanzt werden. Dann wird das geistliche Leben mächtig erstarken und man wird wieder andere Leute bekommen. Dazu ist nun aber die Perikopenpredigt von der Kanzel nicht hinreichend. Große Teile der Schrift, die doch alle von Gott eingegeben und nütze sind zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zum Unterricht in der Gerechtigkeit, bleiben dem Volke völlig unbekannt, oder es bekommt davon nur einzelne herausgerissene Worte und Geschichten zu hören. Den so wichtigen Zusammenhang und ganzen Schriftsinn gibt man ihm nicht.

Es ist daher nicht nur das tägliche Lesen der Schrift durch jeden Hausvater sorgfältig zu pflegen; man sollte auch für diejenigen, welche entweder nicht lesen können oder keine Bibel im Hause haben, zu gewissen Zeiten biblische Bücher in der Kirche fortlaufend, aber ohne ausführliche Erklärung vorlesen. Ganz besonders aber dürfte neben der eigentlichen Predigt die Wiederherstellung der kirchlichen Versammlungen, wie sie in der Apostelzeit gehalten wurden und 1. Kor. 14 sie beschreibt, zu empfehlen sein, wo nicht nur einer das Wort hat, sondern auch andere von Gott mit Gaben und Erkenntnis Ausgerüstete reden dürfen.

in Versammlungen.

Genauer denkt sich Spener die Sache so: Unter Leitung eines oder mehrerer Geistlichen kommen in der Erkenntnis besonders Geförderte oder auch einfach Lernbegierige zu gewissen Zeiten zusammen. Es wird aus der Schrift laut vorgelesen. Dann bespricht man in brüderlicher Weise Vers um Vers den Wortsinn und macht die Anwendung auf unser äußeres und inneres Leben. Wer etwas nicht versteht, darf seine Anstände

äußern und um Erklärung bitten. Vorgeschrittene aber dürfen wie der Pfarrer ihre Ansicht frei vortragen. Endlich prüfen die Anwesenden, besonders die im öffentlichen Lehramte Stehenden, das Gesagte auf den Schriftgeist, so daß alle erbaut werden.

Sorgfältig müßten von den Versammlungen Streitsucht, Ehrsucht, Einmengung in Dinge, welche die Teilnehmer nichts angehen, ferngehalten, auch gute Ordnung im Sprechen gewahrt werden. Dann könnten die Versammlungen ein gutes Mittel werden, den Pfarrer mit den Schwächen wie mit den Fortschritten seiner Gemeindeglieder in der Frömmigkeit bekannt zu machen. Die Zuhörer aber, welche in der Predigt schon wegen des ununterbrochenen Redeflusses nicht alles gleichmäßig erfassen und gehörig überdenken können, auch sich scheuen, um solcher unverstandenen Punkte willen ihre Lehrer eigens aufzusuchen, bekämen erwünschte Gelegenheit, ihre Zweifel und Anstöße sich nehmen zu lassen. Zwischen Predigern und Zuhörern würde zu großem Vorteil für beide ein gegenseitiges Vertrauen gepflanzt werden.

Priestertum aller Christen

2. Im Zusammenhang mit dem Vorschlage der Versammlungen steht ein zweiter: Das geistliche Priestertum aller Christen wieder aufzurichten und in Übung zu bringen. Denn nicht den Hirten allein, sondern der ganzen Gemeinde hat Petrus gesagt: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum."

So hat auch Luther — mit besonderem Erfolg gegenüber von Rom — erklärt, alle geistlichen Amtsverrichtungen stehen allen Christen ohne Ausnahme zu. Zwar ist deren feierliche und öffentliche Ausübung den dazu bestimmten Kirchendienern übertragen; aber im Notfalle können sie auch von andern verrichtet werden; insbesondere geht die Ausübung im Hause und im Privatleben alle an. Da hat jeder Christ nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, Priesteramtes zu pflegen, nicht nur sich selbst mit Leib und Seele Gott darzubringen, sondern auch Gebet, Danksagung und Dankopfer der Wohltätigkeit und guter Werke. Er muß auch Gottes Wort eifrig obliegen und nach dem Maß der ihm verliehenen Gnade andere, besonders seine Hausgenossen lehren, zurechtweisen, bekehren, erbauen. Es war eine besondere Satanslist, daß er im Papsttum alle geistlichen Amtshandlungen allein dem Klerus in die Hände gespielt hat, welcher in unerträglicher Anmaßung den allen Christen gemeinsamen Namen von Geistlichen an sich riß. Die andern Christen aber verwies man ausschließlich auf ihren weltlichen Beruf, woraus dann die schreckliche Unwissenheit und Gleichgültigkeit der sogenannten Laien und ihr unordentliches Leben entstand. Die sogenannten Geistlichen aber konnten nun rein nach Willkür handeln; sie waren sicher vor der Prüfung und Zurechtweisung durch die Gemeinde. Der evangelische Christ aber soll lernen, auch den Pfarrer zu beobachten, einen gleichgültigen bescheiden und brüderlich zu ermahnen, in seinen Geschäften aber ihn zu unterstützen, die er namentlich in großen Gemeinden ohne solche Hilfe gar nicht vollbringen kann, wie er sollte.

Dieses geistliche Priestertum aller Christen könnte eben in den Versammlungen wieder in Gang gebracht werden. Man könnte und müßte

dabei die Teilnehmer davor verwahren, sich als eine Gesellschaft aufzuspielen, die aller Welt Richter zu machen hat, andererseits aber könnten sie solche Pfarrer, welche die fast ganz in Abgang gekommene brüderliche Bestrafung ausüben, vor Beleidigungen schützen. Man kann nicht die ganze Kirche auf einmal bessern, aber durch Sammlung und Erziehung solcher Glieder, die für geistliche Dinge besondere Gelehrigkeit und Freudigkeit zeigen, könnte man vorerst einmal ecclesiolas in ecclesia, Kirchlein in der Kirche, bilden. Diese könnten mit der Zeit durch Beispiel und Arbeit an den andern einem Sauerteige gleich den ganzen Teig durchsäuern.

3. Ein drittes Mittel zur Besserung der Kirche ist, daß man den Leuten von Jugend auf einprägt: Das Wissen genügt nicht zum Christentum. Dasselbe besteht vielmehr im Tun. Belehrung des Volks.

Vor allen Dingen muß man sie wieder Liebe, Wohltun und Vergeben lehren. Denen, welche fest entschlossen sind, in Gottes Wegen zu wandeln, ist nähere Freundschaft mit ihrem Pfarrer oder einem andern lebendigen Christen dringend anzuraten, damit sie sich und ihm stets Rechenschaft ablegen können über ihr Leben, über Erfüllung oder Versäumnis ihrer christlichen Liebespflichten.

Die nächsten Besserungsvorschläge richten sich hauptsächlich an die Theologen und heißen:

4. Achtsamkeit auf das rechte Verhalten in den Religionsstreitigkeiten und gegenüber Ungläubigen oder Andersgläubigen. Andere Behandlung der Irrenden. Es ist zwar Pflicht eines evangelischen Christen und Lehrers, sich selbst und andere in der erkannten Wahrheit zu stärken, insbesondere auch die anvertrauten Seelen vor Irrtümern und Verführung zu bewahren. Dagegen muß man sich hüten, auf Disputationen ein zu großes Vertrauen zu setzen, als handelte es sich nur darum, den Verstand zu überzeugen. Auch solche Bestreitung der Irrenden ist nötig, wie Christi und der Apostel Beispiel beweist. Dennoch ist Arndts Wort festzuhalten: „Die Reinheit der Lehre und des göttlichen Wortes wird nicht allein durch Disputationen und viele Bücher erhalten, sondern auch durch wahre Buße und heiliges Leben."

Die Disputationen sind nicht alle gut. Gar oft handelt es sich weit weniger darum, die Wahrheit zu erkennen oder zu schützen, als die einmal aufgestellte These zu halten und nur um jeden Preis den Ruhm des Scharfsinns und des Siegs über den Gegner sich zu erwerben. Wie so te aber der andere einen Gegner, dessen fleischliche Leidenschaft in Schmähungen oder sonst unwürdige Worte ausbricht, als zuverlässigen Führer zur himmlischen Wahrheit annehmen, selbst wenn seine Gründe überzeugend gewesen wären? Und wenn es gelänge, durch Disputation den Irrenden zu überzeugen, so ist damit noch nicht alles erreicht: wirkliche Bekehrung, Dankbarkeit und heiliger Gehorsam gegen Gott, auf was der Heiland immer hinweist Joh 7, 17; 8, 31 f.; 14, 21.

Deshalb haben wir gegen die Irrenden noch andere Pflichten, als sie mit Worten zu bestreiten, nämlich ernstliches Gebet, daß der Vater der Barmherzigkeit mit demselben Lichte, womit er uns begnadet hat, auch sie erleuchte und zur ganzen Wahrheit führe. Ferner müssen wir ihnen mit löblichem Beispiel vorangehen und uns ganz besonders hüten, daß nicht unser Wandel ihnen Ärgernis gebe und ihre Umkehr aufhalte. Halten wir einmal den Augenblick für gekommen, mit Worten auf sie einzuwirken, so sollen sie nicht fleischlichen, sondern heiligen Eifer um Gott und wahrhaftige Liebe zu ihnen selbst an uns spüren. Nie sollen sie denken können, daß wir ihren Unglauben oder ihre Irrtümer stützen; aber nach dem Beispiel, das Christus im barmherzigen Samariter aufgestellt hat, sollen wir sie stets, wenn auch nicht als Wiedergeborene, so doch als Kinder Eines Schöpfers und seiner allgemeinen Liebe teilhaftig, wie Brüder lieben. Hiemit ist wohl auch der einzig mögliche Weg zur Eintracht oder Einigung der gegenwärtigen Religionsparteien angedeutet.

Pfarrersbildung.

5. Sollen Pfarrer ihr Amt recht ausrichten und andere auf dem Wege des Herrn weislich leiten, so müssen sie vor allem selbst rechte Christen sein. Deswegen sollten nur solche angestellt werden, welche ihrer Aufgabe genügen, die Ehre Gottes und die Besserung der Kirche ausschließlich im Auge haben. Nicht aber sollten Menschengunst, Verwandtschaft, Geschenke bei Anstellungen den Ausschlag geben. Will man aber nur tüchtige Männer ins Amt berufen, so muß man sie zuvor haben und auf Schulen und Universitäten ausbilden.

Gegenwärtig ist man mit einem Theologen wohl zufrieden, wenn er nur fleißig studiert und ein gelehrter Mann wird. Man fragt aber nicht darnach, daß die Universitäten statt Werkstätten des H. Geistes der Tummelplatz eines ganz weltlichen Geistes sind, der Ehrsucht, der Trunksucht, der Kämpfe, der Händel, der Wollust rc.; man kümmert sich nicht darum, daß die jungen Theologen ebenso unchristlich leben als andere Studenten. Und doch — so führt Spener mit den Worten Abraham Calovs und Johann Gerhards aus — steht die Religion und echte Theologie nicht in Worten, noch in bloßem Wissen, sondern im Tun. Der H. Geist, der einige wahre Lehrer, wohnt nicht in einem Herzen, das von Sünden sich beherrschen läßt. Die Welt kann ihn nicht empfangen. Nicht einmal Lesen und Forschen in der H. Schrift genügt für sich allein. Es muß die Liebe Christi hinzukommen, d. h. die Flucht vor Sünden und ernstliches Frömmigkeitsstudium. Ohne letzteres kann einer etwa ein Studierender der Philosophie über heilige Dinge, nicht aber der Theologie heißen, welche sich allein beim Lichte des H. Geistes zuverlässig lernt. Ein künftiger Diener der Kirche muß schon in den ersten Jahren seines Studiums sich gegenwärtig halten, daß er einmal ein Vorbild der Herde werden muß. Man kann nicht erst mit dem Tage des Amtsantritts ein neues Leben anfangen. In wem einmal die Weltliebe sich festgesetzt hat, dem wird sie meistens sein Leben lang anhangen.

Die theologische Jugend in der rechten Gesinnung zu erziehen, könnten

die Professoren sehr viel beitragen, wenn sie sich selbst als Männer darstellen würden, die der Welt abgestorben sind, die auch in ihren eigenen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, in Vorlesungen und Disputationen wie in ihrem persönlichen Leben nicht die eigene Ehre, Nutzen oder Vergnügen, sondern einzig Gottes Ehre und das Heil der ihnen Anvertrauten suchen. Wo sie Studierende in ihrem Hause und an ihrem Tische haben, müßten sie bei denselben Wohlanständigkeit wahren, nicht um Geldgewinns willen ihnen Ausgelassenheit gestatten, die Mahlzeiten mit nützlichen Gesprächen würzen, leichtfertige Reden aber, besonders solche, welche Gotteswort und Gesangbuchlieder mißbrauchen (was manchen sein Leben lang, so oft der betreffende Vers ihm vorkommt, in der Andacht stört) ernstlich unterdrücken, keinenfalls sie als geistreich beloben. Die theologischen Professoren müßten ihr Augenmerk nicht nur auf die Studien, sondern ebenso auf das Leben ihrer Hörer richten, sie merken lassen, daß sie Studenten, welche zwar fleißig studieren, dennoch verachten, wenn sie daneben auf Berauschung, nächtlichen Radau und Kleiderluxus ausgehen und allein von ihrer Ehrsucht sich leiten lassen. Sie müßten gottesfürchtige Studierende, welche im Maß des Wissens jene nicht erreichen, ihnen dennoch vorziehen und sie rascher zu Ämtern befördern, während sie jene hoffnungslos warten lassen, bis sie einen neuen Menschen anziehen. Denn es ist gewiß, daß ein weniger begabter, aber Gott ernstlich liebender Mann, dessen Wirken der Segen Gottes nicht fehlen kann, in der Kirche Gottes mehr Nutzen schaffen wird als ein mit Doktorsgelehrsamkeit ausgestatteter, aber von der Weltweisheit und Welteitelkeit aufgeblasener, welche vor Gott Torheit sind.

Trotzdem sollen die Professoren jeden einzelnen Studenten unter ihre Studienleitung nehmen, wofür sowohl seine Begabung als die Stellung, die er voraussichtlich einmal in seiner Heimat auszufüllen hat, in Betracht zu ziehen wäre. Die eigentliche Durchbildung in den Kontroversien könnte man auf wenige hochbegabte Jünglinge beschränken, die imstande sind, einmal den Feinden der Wahrheit entgegenzutreten und dem jungen David gleich zu verhindern, daß irgend ein Goliath ungestraft dem Heerlager Israels Hohn spreche. Andere, etwas weniger begabte, könnten sich zum Zweck der Abwehr mit den Streitfragen wohl auch genauer bekannt machen, ohne deshalb dieses Studium als ihre Lebensaufgabe zu betrachten. Wieder für andere (namentlich für künftige Landpfarrer) würde es genügen, wenn sie sich eine genaue Kenntnis der Wahrheit erwürben und von den Einwendungen nur so viel wüßten, um einmal selbst vor Irrtümern bewahrt zu sein und ihren Zuhörern sagen zu können was wahr und was falsch ist, wogegen sie für schwierigere Fälle andere zu Rate ziehen könnten. Daneben wäre das Übermaß in der Polemik und so mancher Auswuchs derselben überhaupt zu beschränken, wogegen man streben sollte, die ganze Theologie wieder zu ihrer ursprünglichen Einfalt zurückzuführen. Dazu wäre die Beschäftigung mit den Schriften Taulers, mit Arndt und Thomas a Kempis besonders förderlich.

Sofern die Theologie nicht bloßes Wissen ist, sondern wie auch Luther sagt, einer „Theolog wird durch Leben, noch richtiger durch Ster-

ben, nicht durch Verstehen, Lesen oder Spekulieren," so müßten auch solche Vorlesungen gehalten werden, die zeigen, wie man nach Christi und der Apostel Vorschrift zu leben hat. In der wirklichen Selbstprüfung, Bezähmung des Fleisches, der Welt Absterben und Tun des Guten aber könnte der Geist der jungen Theologen nicht besser geübt werden, als wenn da und dort ein frommer theologischer Lehrer aus der Menge der Studierenden etliche, denen es mit dem Christentum heiliger Ernst ist, um sich sammeln würde und in der Weise, wie sie oben bei der Empfehlung der Versammlungen beschrieben worden ist, ihnen Gelegenheit gäbe, das Neue Testament rein zur Erbauung zu lesen, sich darüber auszusprechen und von andern und ihrem Leiter selbst, der hier durchaus nicht als Vorgesetzter, sondern eben als erfahrener Mitchrist sich zu geben hätte, zu hören. Von besonderem Nutzen müßte es noch sein, wenn sie alle in enger Freundschaft verbunden, sich gegenseitig erforschen und einander Mitteilung machen würden, wie weit ein jeder in der praktischen Übung dessen, was er gelernt, gekommen sei und wo es noch fehle, wenn sie daraufhin sich untereinander beobachten und brüderlich ermahnen und stärken würden.

Endlich sollten eigentliche Vorübungen für den spätern Beruf in Jugendunterricht, Krankenbesuch und Predigt eingeführt werden.

6. Das allerwichtigste zur Besserung der ganzen Kirche wäre die Annahme einer ganz neuen Predigtweise.

Hier lag in der Tat ein großer Schaden. Denn auch in der Predigt galt für die Hauptsache die Widerlegung der Irrgläubigen. Daß sie verpflichtet wären, ihren eigenen Zuhörern durch die Predigt etwas mitzugeben für Herz und Haus, daran dachten sehr wenige Prediger. Dazu redeten sie in schlechtem Deutsch, spickten dafür ihre Rede mit hebräischen, griechischen, lateinischen Belegstellen. Das Salz mußten unwürdige Witz- und Schimpfwörter über die Gegner abgeben. Die kunstvolle Einteilung der langen Predigt machte sie nur um so langweiliger. So war es nicht zu verwundern, daß die Zuhörer meistens schliefen. Das galt so sehr als Regel, daß dem großen Johann Gerhard in seiner Leichenpredigt nachgerühmt wurde, er habe unter der Predigt nie geschlafen. Auch das Verständnis für gute Predigten war den Zuhörern dadurch sehr erschwert, daß den meisten die Vorbereitung durch einen ausreichenden Religionsunterricht abging. Die Katechesen wurden von den Pfarrern unverständlich und reizlos gehalten, wofern sie es nicht vorzogen, dieselben ganz dem Schulmeister zu überlassen. Daher drang nun Spener darauf, vor allem mit der Katechese einen neuen Grund zu legen, weiter aber in der Predigt zu verzichten auf die Kunst zierlicher Einteilung und sorgfältiger Abmessung der einzelnen Teile, auf den Beweis der eigenen Gelehrsamkeit und Anführungen in unverständlicher Sprache. Gerade der Fassungskraft der Einfältigen solle der Prediger seine Rede anzupassen suchen; einfältig und mit Kraft solle er das Wort des Herrn vortragen. Die Predigt richte sich ganz auf den neuen oder innern Menschen, dessen Seele der Glaube dessen Frucht die Betätigung des Gelernten im Leben ist!

Was Spener andern empfohlen hat, das hatte er alles im kleinen selbst schon erprobt. Es noch weiter zu bewähren und einem großen Teil der evangelischen Geistlichkeit und insbesondere der studierenden Jugend Deutschlands näher zu bringen, fand er reichliche Gelegenheit durch seine spätere Berufsstellung.

Im Jahr 1686 nahm Spener die Stelle eines Oberhofpredigers in Dresden an, welche damals für das erste geistliche Amt im evangelischen Deutschland galt. Freilich das Wohlgefallen des Kurfürsten Johann Georg III an ihm währte nicht lange. Der Kurfürst galt als ein großer Kriegsmann, war zwar fürs Gute empfänglich, aber auch sehr oberflächlich und tat sehr häufig einen Trunk zu viel. Als nun der gewissenhafte Beichtvater einmal vor einem Bußtage und Abendmahlsfeier um Audienz bat, um dem Kurfürsten „alles, was zur Gewissensprüfung dient, unter vier Augen vorzuhalten," wurde er nicht vorgelassen. Darauf schrieb er dem Kurfürsten einen Brief, worin er ihm freimütig und bescheiden zugleich „den Zustand seines Lebens und was darin mit dem göttlichen Willen streitet," auseinandersetzte. Darüber wurde der Kurfürst so erbost, daß er jeden weiteren Verkehr mit seinem Hofprediger abbrach. Er mied selbst seine Residenz Dresden, nur um nichts von ihm zu sehen oder zu hören. Spener, obgleich in seiner Wirksamkeit jetzt vielfach gehemmt, hielt sich doch nicht für berechtigt, eine Stelle, die er keineswegs gesucht hatte, ohne göttlichen Wink oder eigentliche Nötigung aufzugeben. Entlassen mochte ihn der Kurfürst auch nicht, „damit nicht wegen dieser Sache das Auge von ganz Deutschland auf ihn gezogen werde." So wich der unbequeme Mahner erst von der Stelle, als die brandenburgische Regierung, die längst ein Auge auf ihn geworfen hatte, bei der sächsischen förmlich um seine Überlassung als Propst an die Nikolaikirche in Berlin anhielt.

Oberhofprediger in Dresden 1686

1689 Februar

1691

In Dresden hatte Spener trotz kurzer Amtswirkung und vielen Widerstandes von seiten der theologischen Fakultät in Leipzig und der älteren Geistlichen überhaupt, welcher sich noch steigerte, als Spener in Ungnade gefallen war, eine edle Saat ausgestreut, die ihre Früchte trug, nachdem er das Land längst verlassen hatte. Seine eigene lebensvolle Tätigkeit als Prediger, Seelsorger und Katechet in Verbindung mit seinem persönlichen Christenwandel und charaktervollen Auftreten hatte doch auf viele tiefen Eindruck gemacht. So blieb auch die fromme Kurfürstin innig mit ihm verbunden, so lange er lebte. Eine Predigt Speners bei Eröffnung des Landtags hatte

die Wiedereinführung der sonntäglichen Katechismusexamina in ganz Sachsen zur Folge gehabt. Er hatte seine Stellung als Konsistorialrat, als Visitator und Examinator redlich benützt, um auf die innere Erneuerung des Theologenstandes hinzuwirken. In einer Art evangelischen Hirtenbriefs hatte er den Geistlichen in eingehendster Weise die Pflichten ihres Amts und eines für die Gemeinde vorbildlichen

Wirken in Berlin

Wandels vorgehalten. In hunderten von Briefen hatte er sie persönlich beraten, ermahnt, gestärkt. Nun in Berlin machte das Vertrauen des reformierten Kurfürsten zu dem weisen und milden lutherischen Konsistorialrate seinem Wirken noch freiere Bahn. Spener hatte hier weitgehenden Einfluß auf die Besetzung von Kirchen- und Schulstellen mit tüchtigen Männern; er förderte Kirchen- und Armenwesen, indem er heilsame Verordnungen veranlaßte. Auch in Berlin widmete er sich persönlich der Weiterbildung junger Theologen. Den größten Segen aber für alle brandenburgisch-preußischen Provinzen mit ihren 6000 Pfarrämtern brachte die Besetzung der theologischen Fakultät und die Einrichtung des theologischen Studiums auf der von

1694 dem Kurfürsten neu gegründeten Universität Halle nach Speners

5. Februar 1705 Vorschlägen und in Speners Geiste. Als Spener starb, verbot er, seinem Leichnam ein schwarzes Kleid anzulegen und den Sarg schwarz anzustreichen, weil er in seinem Leben genug über die Kirche getrauert habe, nun aber in die triumphierende Kirche gehe und durch ein weißes Totengewand bezeugen wolle, er sei gestorben in Hoffnung einer Besserung der Kirche auf Erden.

Folgen der Wirksamkeit Speners.

Die Pia desideria riefen eine große Bewegung im ganzen deutschen Volke hervor. Unter den Geistlichen fühlten die einen sich ermuntert und gestärkt, andere geärgert. Aber was Spener gesagt hatte, war so offenkundig wahr und zielte so wenig auf neue Händel, sondern vielmehr nur auf Besserung und Friede ab, daß niemand unmittelbaren Widerspruch wagte. Die Angriffe kamen erst, als die Freunde Speners anfingen, seine Vorschläge auszuführen, als das Volk sich herbeidrängte zu der neuen Spenerschen Predigt und Katechese, als auch Laien innerhalb und außerhalb der Versammlungen den Mund auftaten gegen die Gebrechen des geistlichen Standes. Als vollends die theologische Fakultät in Halle eigentlich mit der Absicht gegründet wurde, sich von dem verkehrten Theologiebetrieb in Leipzig und Wittenberg loszumachen, da erhob sich aufs neue heftiger Streit in der lutherischen Kirche. Von diesen Streitigkeiten werden wir noch das eine und andere Stück kennen lernen; eingehender können wir uns nicht damit befassen.

Spener selbst hat nie den Anspruch erhoben, ein Reformator zu sein; er war es auch in eigener Person nur in beschränktem Maße. Aber er hat ungemein fruchtbare Anregungen gegeben, die andere in die Tat umgesetzt haben. Man kann Spener einem weisen Gärtner vergleichen, der die verschütteten Kanäle freilegte, daß die Wasser des Lebens aus Gott dem Garten der evangelischen Kirche wieder zufließen und ihn bewässern konnten, der den verkümmerten Pflanzen zu neuem Leben, den Wildlingen zur Veredelung verhalf.

Als Segensfrüchte, die aus der Aussaat Speners unmittelbar oder mittelbar hervorgingen, können wir aufzählen:

1. Für die ganze evangelische Kirche Deutschlands: Segensfrüchte

a) Die Einführung oder Neubelebung der Sonntagschristenlehre und der Konfirmation.

b) Einschränkung und Mäßigung des Theologenstreits, der im Kampf gegen den Pietismus sich vollends erschöpfte und endlich zum Frieden kam, als neue Feinde anfingen, die gesamte Theologie zu bedrohen. Nach jahrzehntelangen Kämpfen gegen den Halleschen Pietismus schickte der kräftigste und würdigste Vorkämpfer der Orthodoxen, Valentin Ernst Löscher in Dresden, seinen eigenen Sohn auf die Universität Halle und empfahl ihn persönlich dem jüngeren Francke.

c) Während man auf evangelischen Universitäten davon abgekommen war, ganze biblische Bücher zu erklären, und nur noch einzelne Stellen daraus für die Polemik herauszugreifen pflegte, erwachte auf Speners Betreiben ein neuer Eifer der Schriftforschung und Schriftverbreitung. Um die Bibel auch den Ärmsten im Volke zugänglich zu machen, eröffnete der Freund A. H. Franckes die erste Bibelanstalt 1712. (II, 62).

d) Durch Speners Verdienst wurden so manche traurige Überreste des Dreißigjährigen Krieges unter der Geistlichkeit, welchen seine persönlichen Anklagen zumeist gegolten hatten, beseitigt. Ein neues Geschlecht aus Gottes Wort und Geist gebildeter Theologen kam auf, dessen Früchte zu spüren waren in Predigt und Jugendunterricht, in Armenfürsorge und Seelsorge, in Tüchtigkeit und Mut, sowohl den Sünden der Großen als den Verirrungen der Frommen und der gottfeindlichen Tageswissenschaft zu widerstehen.

Statt vieler andern Beispiele sei hier nur des württembergischen Hofpredigers Johann Reinhard Hedinger (†, 1704) gedacht. Einmal wollte er wegen einer ärgerlichen Maßregel seinem Herzog im Amtsornate

seine Bedenken vortragen. Die Wachen, denen der Befehl zugegangen war, niemand vorzulassen, stellten sich mit gekreuzten Gewehren vor den Eingang. Hedinger aber faßte die Waffen mit sanfter ruhiger Kraft, schritt über sie weg und trat vor den Herzog. Dieser zog sich vor ihm von einem Gemach ins andere zurück, bis er endlich stille stand und auf des Hofpredigers bescheidene Vorstellungen jene Maßregel zurücknahm. Ein andermal, als Herzog Eberhard Ludwig einer Dame zu lieb an einem Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst ausfahren wollte, stellte sich Hedinger ihm in den Weg und erinnerte ihn daran, wie schwer er sich durch solches Beispiel versündige. Vor den Pferden stehend sagte er zu dem finster blickenden Fürsten: „Wenn Euer Durchlaucht mit einem Käpplein voll Bluts gedient ist, fahren Sie zu. Ich fürchte den Tod nicht".

e) Besonders bemerkenswert ist, daß der Pietismus, freilich nur auf kurze Zeit, sogar das s i t t l i c h e L e b e n d e s g a n z e n e v a n g e l i s c h e n V o l k s b e e i n f l u ß t hat. Er schuf an den Höfen regierender Häuser (Reuß, Stolberg) verschiedene wertvolle Mittelpunkte echt christlichen Lebens, welche den Untertanen und von auswärts eben zu diesem Zwecke Herziehenden Befriedigung für ihr inneres Sehnen boten, und im allgemeinen halfen, durch christliche Bruderliebe die seit dem Dreißigjährigen Kriege immer mehr vertiefte Kluft zwischen den Ständen wenigstens teilweise zu überbrücken. Geschah das auch meist an Residenzen kleinerer Fürsten und Herren, so standen doch auch die ersten preußischen Könige sehr stark unter dem Einfluß von Francke, Vater und Sohn. Den Kindern Friedrich Wilhelms I hat die übertriebene pietistische Strenge ihres Vaters sogar den Christenweg entleidet. Im übrigen waren die Grundsätze Speners und Franckes ein höchst schätzbares Gegengewicht gegen das sonst überall wahrzunehmende Eindringen französischer Liederlichkeit. Ganz umsonst war die Heiligungspredigt und das mutige Auftreten so vieler pietistischer Prediger gegen ein sittenloses Theater, schlüpfrige Bücher und üppige Kleidertracht wohl nirgends. Jedenfalls blieb dadurch dem Bürgerstande im Anfang des 18. Jahrhunderts die ihm im allgemeinen nachzurühmende Ehrbarkeit noch erhalten.

2. Spener selbst ist noch kein Pietist zu nennen. Denn er sonderte sich nicht mehr als die wahrhaft Frommen in der evangelischen Kirche seither schon getan hatten, von Welt und Kirche ab, setzte auch in Dresden und Berlin nur die persönliche Unterweisung junger Theologen, nicht aber die Frankfurter Laienversammlungen fort.

Dennoch nennen wir ihn mit Recht den V a t e r d e s P i e-

tismus. Denn die von ihm vorgetragenen Gedanken und Vorschläge nahmen andere auf und pflegten mit ganz anderer Rücksichtslosigkeit, vielleicht auch Einseitigkeit der eine diese, der andere jene Seite einer innerlich beginnenden, sich dann aber ins Leben umsetzenden Frömmigkeit.

Dies werden uns die nächsten Kapitel zeigen in den Gestalten von August Hermann Francke, Bengel und seiner Theologenschule, dem württembergischen und westfälischen Stundenwesen.

Weiterhin wurzeln in dem durch Spener hervorgerufenen neuen Leben:

3. Zinzendorf und die Brüdergemeine,
4. Innere Mission,
5. Äußere Mission.

Zehntes Kapitel:

Der Pietismus im engern Sinn.

1. August Hermann Francke und der Hallesche Pietismus.

Quellen: Hartmann, August Hermann Francke. Francke, Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden Gottes; Francke, Schriftmäßige Lebensregeln, Francke Nikodemus oder Traktätlein von der Menschenfurcht. Hauck, Realencyklopädie, Blanckmeister, Sächsische Kirchengeschichte.

a) Die Entstehung des Pietismus.

Im Sommer 1686 kam ein Leipziger Professor der Theologie, Johann Benedikt Carpzov, der später einer der heftigsten Gegner des Pietismus wurde, in der Predigt auf die Bestrebungen Speners zu sprechen. Er nahm sie ausdrücklich in Schutz, ermahnte selbst „die Burschen zur bessern Traktierung der Heiligen Schrift“ und fragte, warum sie denn nicht auch Bibelübungen hielten, wie sie unter sich sprachliche und andere Übungen halten? Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden bei 2 Magistern, Paul Anton, einem geborenen Lausitzer und August Hermann Francke, geboren in Lübeck am 12. März 1663. Sie gewannen noch 6 weitere Magister für den Plan eines Collegium philobiblicum, eines Bibelkranzes, der am Sonntag nachmittag von 4—6 Uhr gehalten wurde. In der ersten Stunde besprach man ein Kapitel aus dem Alten, in der zweiten ein solches aus dem Neuen Testament. Spener, damals in Dresden, vernahm

Collegium philobiblicum in Leipzig

mit Freuden von der Einrichtung und wirkte in der Richtung auf die Freunde ein, daß sie bei ihrem Bibelkranze Latein und theologische Gelehrsamkeit möglichst beiseite lassen, dagegen neben der wörtlichen Erklärung hauptsächlich den Schriftzusammenhang und Schriftsinn suchen möchten. Die Teilnehmer taten auch manchen Blick in die in der Heiligen Schrift niederlegten Schätze. Auch Studenten baten um Erlaubnis, mitzutun. Ein Professor räumte für die Versammlung eine große Stube ein und übernahm selbst den Vorsitz. Da die Beschäftigung mit der Schrift bis dahin die ganze Denkweise und das Leben der Genossen nicht änderte, fanden sie allgemeine Anerkennung und erfuhren nichts vom Haß der Welt. Das Collegium ging wei-
1687 ter, auch als die eigentlichen Leiter, Anton und Francke, Leipzig verließen. An ihre Stelle trat Johann Kaspar Schade.

Franckes Bekehrung

Francke begab sich auf den Wunsch seines Oheims nach Lüneburg, um dort unter der Leitung eines gelehrten Superintendenten seine theologischen Studien zu vollenden. Einst sollte er eine Predigt halten, wozu er sich als Text Joh. 20, 31 erwählte: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen." Francke gedachte dabei zu handeln von einem wahren lebendigen Glauben und wie solcher von einem bloß menschlichen und eingebildeten Wahnglauben unterschieden sei. Aber über dem Nachdenken fiel ihm aufs Herz, daß er selbst den Glauben nicht habe, den er von andern fordern wolle. Er sucht sich selbst zu beruhigen mit allerlei Vernunftgründen; aber diesmal will nichts verfangen. Indem er die Haltbarkeit seines Glaubens untersucht, wird er an allen Gegenständen des Glaubens irre, an der H. Schrift, von der er nicht mehr weiß, ob wir mehr Grund haben, sie für Gottes Wort zu halten als die Türken ihren Alkoran. Zuletzt glaubt er auch keinen Gott im Himmel mehr. So viel er in 8jährigem Studium von Gottes geoffenbartem Wesen und Willen gelernt hat, nichts hält ihm stand. Aber wunderbar, während seine Vernunft den ganzen Gottesglauben einreißt, öffnet das Gewissen ihm einen Blick auf sein ganzes seitheriges Leben, auf alle seine Sünden; besonders der Wahnglaube, mit dem er sich seither betrogen hat, drückt ihn als ein großer Greuel vor Gott. So ward sein Herz hart beängstigt, daß es den als Feind spürte, den es doch nicht mehr glauben konnte. Obwohl sonst zu Tränen nicht geneigt, saß er bald an einem Ort und weinte, bald ging er in großem Unmut hin und wieder, bald fiel er auf seine Kniee und betete. So ging es mehrere Tage fort. Auch das Zusammensein mit ernstgesinnten Freunden, die ohne Ahnung von seinem Zustand die Frage mit einander besprachen, woraus der Mensch erkennen könne, ob er Glauben habe oder nicht, vermehrte nur seine Qual. Er glaubte, die für den Mittwoch übernommene Predigt absagen zu müssen. In solcher Angst warf er sich am Sonntag abend nochmals auf seine Kniee nieder und rief den Gott, den er nicht kannte, noch glaubte, an um

Rettung aus solch elendem Zustand, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre. Plötzlich wurde er erhört. Wie man eine Hand umwendet, so waren alle Zweifel, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens weg. Er war in seinem Herzen der Gnade Gottes in Jesu Christo versichert, konnte Gott nicht allein Gott, sondern seinen Vater nennen. wie mit einem Strom der Freuden ward er plötzlich überschüttet, daß er aus vollem Munde Gott lobte, der ihm solche große Gnade erzeigt hatte. Mit großer Freudigkeit hat er auch die Predigt gehalten und von da an hat es mit seinem Christentum einen Bestand gehabt. Während er seinen früheren Zustand so beschreibt, daß er mit der einen Hand den Himmel, mit der andern die Erde ergriffen hatte und Gottes und der Welt Freundschaft zugleich genießen wollte, darüber aber es mit keinem recht hielt, wurde es ihm jetzt leicht, die Welt zu verleugnen. Fortan hat er sich beständig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre, Ansehen vor der Welt, Reichtum und gute Tage und äußerliche weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet. Dachte er an jenen Sonntag, so hatte er „allezeit Kraft und Stärke genug, alles zu überwinden."

Nachdem Francke Lüneburg verlassen und sich nach Hamburg begeben hatte, regte einer seiner dortigen Freunde den hochgelehrten jungen Mann zum Unterricht bei ganz kleinen Kindern an. Francke fand nicht nur selbst große Freude daran, sondern tat dabei auch einen Blick in viele Übelstände des bestehenden Unterrichts- und Erziehungswesens. Als jedoch sein Oheim ihn nochmals auf einer Universität haben wollte, kehrte er nach Leipzig zurück, getrieben von dem Worte: „Wenn du dermaleins dich bekehrst, so stärke deine Brüder." Ehe jedoch der von frommem Eifer und Tatendrang glühende junge Mann seine abermalige Wirksamkeit in Leipzig begann, suchte er für sich selbst noch weitere Klarheit und Stärkung bei Spener in Dresden, der ihn 2 Monate in seinem Hause und an seinem Tische behielt. Rückkehr nach Leipzig

In Leipzig belebte Francke das Collegium philobiblicum neu, das während seiner und Antons Abwesenheit zurückgegangen war. Februar 1689 Er hielt jetzt auch eigentliche theologische Vorlesungen über neutestamentliche Briefe und regte den gleichfalls zurückgekehrten Anton und Schade eben dazu an. Die Art, wie Francke den Inhalt der Briefe auf das innere Glaubensleben und den eigenen Wandel der Studierenden anzuwenden wußte, verschaffte ihm eine für damals außerordentliche Zuhörerzahl. Eine Vorlesung besuchten 300 Studenten. Es erwachte ein ganz neues geistliches Leben unter der Studentenschaft. Viele bekehrten sich von Herzen zu Gott und bauten ihr theologisches Studium auf einem festern Grund als bisher neu auf. Der alte Professor Olearius umarmte einmal Francke und sagte, er

sehe den Nutzen seiner Vorlesungen an seinem Sohne. Die Seinigen haben keine solche Hoffnung von ihm gehabt; nun fange er an, nicht allein sich selbst, sondern das ganze Haus zu bekehren.

Im übrigen war in Leipzig die nächste Folge von der Absonderung Franckes und seiner Anhänger von der Welt, daß die Mitstudierenden scharf aufpaßten, wo sie eine Blöße an ihnen entdecken könnten, und daß sie denselben außer andern Spottnamen den früher schon in Frankfurt gebrauchten Namen Pietisten (Frömmler) gaben. Name Pietisten Dieser wurde ständige Parteibezeichnung*) wenigstens im Munde der Gegner, aus folgendem Anlaß. Bei der Beerdigung eines frommen Studenten, der Franckes Vorlesungen besucht hatte, ereiferte sich Professor Carpzov, der neuerdings eine starke Abneigung gegen Spener und seit Franckes Rückkehr noch vielmehr gegen diesen gefaßt hatte, in seiner Leichenpredigt gegen die Leute, „die nur von der Pietät und Gottseligkeit reden und um die Glaubensartikel sich wenig oder nichts kümmern, die gute Art, Predigten zu disponieren verachten und die Studiosos davon abführen;" auf diese Weise bekomme man wohl fromme, aber ungelehrte Studenten. Für denselben jungen Mann aber verfaßte der Professor der Dichtkunst, Feller, ein Leichengedicht, in dem es heißt:

„Es ist jetzt stadtbekannt der Nam der Pietisten.
Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert
Und nach demselben auch ein heilig Leben führt."

August 1689 Carpzovs Zorn und Neid veranlaßte nun aber zuerst ein heftiges Klageschreiben der theologischen Fakultät an den Kurfürsten und dann eine eingehende Inquisition gegen Francke wegen angeblicher Ausschreitungen in den Collegia und Verdachts der Irrlehre. Unterdrückung in Leipzig Daraufhin wurde zuerst Francke und den Magistern das Halten theologischer Vorlesungen als unberechtigt verboten, obwohl Francke dazu einigemale sogar amtlichen Auftrag erhalten hatte. Eine Handhabe zu weiterem Einschreiten bot die mit aller Umständlichkeit geführte Untersuchung nicht. Ende 1689 Als aber Francke und Anton Leipzig verlassen hatten, wollten sich zu Schades Vorlesungen auch Bürger herzudrängen. Laien versammelten sich auch öfters ohne Leitung durch einen Pfarrer zum Zweck der Erbauung. Da gelang es Carpzov, weil der in Ungnade gefallene Spener seinen seitherigen Ein-

*) Spener und alle echten Frommen bis auf den heutigen Tag brauchen das Wort nicht zur Selbstbezeichnung, obwohl es im Laufe der Zeit mehr Ehren- als Schimpfname wurde. Denn sie wollen einfach Christen und nicht einmal eine christliche Partei sein. 1. Kor. 3.

fluß eingebüßt hatte, einen kurfürstlichen Befehl zu erwirken, der die bedenklichen und gefährlichen Privatzusammenkünfte, wo allerlei Neuerungen vorgenommen würden", ein für allemal verbot und Zuwiderhandelnde mit Gefängnisstrafe bedrohte. Den des Pietismus verdächtigen Studenten wurden die Stipendien entzogen; wenn sie sich „besserten," mußten sie einen Revers unterschreiben. Schade, der in Sachsen zu keinem Examen zugelassen wurde, nahm ein Diakonat in Berlin an. In dieser Weise gelang es, die Universitätsstadt wieder „in Ruhe zu setzen."

Francke begab sich von Leipzig in seine Vaterstadt Lübeck. Er hatte aber noch in der Zeit, da ihm in Leipzig die Vorlesungen verboten worden waren, verschiedene Reisen gemacht. Da war er auch nach Erfurt gekommen, wo er mehrere Male für den ihm von früher her befreundeten Dekan Breithaupt predigte. Diese Gastpredigten führten nun zu seiner Berufung auf das Diakonat der Augustinerkirche in Erfurt. Infolge der von Leipzig aus über ihn verbreiteten übeln Gerüchte erfolgte die Bestätigung durch den Rat erst nach mehreren Wochen, nachdem Francke unter anderm einer scharfen Prüfung seiner Rechtgläubigkeit sich hatte unterziehen müssen. Sofort aber bekam Francke auch hier großen Zulauf sowohl zu seinen Predigten als zu seinen theologischen Vorlesungen, welche er wie andere Erfurter Stadtgeistliche hielt. Ihm zu lieb zogen Studenten von Jena und Leipzig herüber, welche zum Teil zur Erleichterung ihres Unterhalts von Bürgern als Hauslehrer für deren Kinder angenommen wurden.

Francke in Erfurt

Pfingsten 1690

Da Francke durch seine liebreiche Art mit Kindern umzugehen, auch die Herzen der Kinder gewonnen hatte, so fanden sich eines Sonntags etliche 8—9jährige Mädchen nach der Predigt bei ihm ein mit der Bitte, sie über die eben gehörte Predigt zu fragen. Francke war augenblicklich durch andere Besuche abgehalten und schob die Kinder geschwind in eine Nebenstube, hörte aber, wie die Mädchen sich jetzt untereinander mit gutem Verständnis abhörten. Darum konnte er nicht umhin, ihrem Wunsche zu willfahren. Er hieß sie sonntäglich kommen und ihre Bibel mitbringen, in welcher der Predigttext und sonstige Sprüche, die hauptsächlich ausgeführt worden waren, nachgeschlagen wurden. Nicht lange stand es an, so kamen auch die Eltern der Kinder, um bei dem Predigtexamen zuzuhören, von dem sie so viel Schönes durch ihre Kleinen gehört hatten. So mußte dasselbe wegen Mangels an Raum in eine Schulstube verlegt werden.

Auch von Gliedern anderer Stadtgemeinden wurde Francke um Trost und Rat angegangen. Da er fand, daß Bibeln in der Stadt ziemlich selten waren, so bezog er Bibeln und Neue Testamente zu Hunderten, wodurch es ihm möglich wurde, sie billig ab-

zugeben. Sogar Katholiken kauften davon, und wo sie fanden, daß die Lehre ihrer Priester damit nicht übereinstimme, hielten sie es diesen vor und brachten sie damit in nicht geringe Verlegenheit. Etliche besuchten Breithaupts Stunden. Eine Magd, welche Francke predigen gehört hatte, war zur evangelischen Kirche übergetreten.

Aber mehrere evangelische Stadtgeistliche, welche Franckes Berufung von Anfang an bekämpft hatten und welche durch die von ihm auch in Erfurt hervorgerufene Bewegung ihr seitheriges Ansehen zu verlieren fürchteten, schafften unaufhörlich gegen ihn beim Rat und sogar bei dem katholischen Statthalter des Landesherrn, des Kurfürsten von Mainz. Zuerst wurde Francke „alle Privatinformation, beides Weibes- und auch Mannesgeschlechts, sowohl in den Schulen als auch in den Häusern" verboten. Es wurde eine eigene Inquisitionskommission gegen ihn und den Dekan Breithaupt eingesetzt.
1691 Nachdem Carpzov im Pfingstprogramm der Universität Leipzig aufs neue die Pietisten und insbesondere Francke mit maßloser Heftigkeit angegriffen hatte, ließ der Rat Francke, ohne daß er auch nur gehört worden wäre, durch den Achtknecht sagen, „er solle sich der Kollegien mit den Herren Studenten der Theologie bis zum Austrag der Hauptsache enthalten." Bis dahin hatte Francke alle diese Gewaltmaßregeln ohne Entgegnung hingenommen. Als nun aber eine neue Klageschrift seiner Gegner seine Absetzung forderte wegen Gründung einer sonderbaren Brüder- und Schwesterngemeinschaft, einer neuen Sekte, da tat er in einem Schreiben an den Dekan und in einer Gegenschrift gegen die Leipziger den Ungrund solcher Verleumdungen dar. Es half aber alles nichts mehr. Francke mußte schuldig sein. Die Namen von 34 Studenten, die ihm anhingen, wurden an den Galgen genagelt. Die Bürger, welche sie im Hause hatten,
27. August bekamen Befehl, dieselben sofort zu entlassen. Alle Schritte der Augustinergemeinde und sogar der Kinder zu Gunsten ihres geliebten Lehrers und Seelsorgers wurden vom Rate gar nicht, oder mit Hohn und brutaler Gewalt beantwortet. Es hielt nicht schwer, dem katholischen Landesherrn, dem die auch Katholiken ergreifende geistliche Bewegung ohnehin ein Dorn im Auge sein mußte, einzureden, Francke suche die Bürgerschaft zu empören und die Stadt an einen benachbarten Kurfürsten zu verraten." Derselbe verbot in einem strengen Edikt alle Konventikel, „da solches jetzt aufs politische Gebiet übergreife und der Bürger Gemüter, wie unter sich selbst, so auch gegen
2. Sept. die Obrigkeit verhetzt würden." Wenige Tage darauf forderte er

die Absetzung Franckes. Statt der Bitte Franckes um Verhör zu willfahren, gebot ihm der Rat „bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfs binnen 2 Tagen sich von Erfurt weg und anderstwohin 27. Sept. zu begeben."

An ehrenvollen Berufungen zu andern Stellen fehlte es dem Francke in Glaucha treuen Bekenner und ausgezeichneten Theologen nicht. Francke nahm die durch Spener ihm zugewandte Pfarrstelle in Glaucha, einer Vor- Januar stadt von Halle, an, wo er zugleich Professor für griechische und 1692 orientalische Sprachen an der im Entstehen begriffenen brandenburgischen Universität wurde. Eine Berufung ebendahin hatte vorher schon Breithaupt vor dem Geschick, aus Erfurt verjagt zu werden, bewahrt. Auch in Halle regten sich die Gegner des Pietismus, und Francke selbst trat zuweilen zu schroff auf, wie er denn 1692 und mehrfach in Predigten seine Genossen im Pfarramt der Lauheit und 1700 Untreue beschuldigte. Aber zweimal stellte eine wohlwollende kurfürstliche Kommission den Frieden wieder her. Derselbe befestigte sich vollends, als die Gunst Friedrich Wilhelms I von Preußen sich Francke 1713 sichtlich zuwandte, dessen Anstalten und persönlicher Charakter auf den König großen Eindruck machten. Von den Franckeschen Anstalten werden wir in der Geschichte der Innern Mission genauer zu reden haben.

b) Der adiaphoristische Streit und der Berliner Beichtstreit.

Weitere Quelle: Rische, Leben Johann Kaspar Schades.

Von den Streitigkeiten, welche das Entstehen des Pietis- Der adiaphoristische Streit mus hervorgerufen hat, muß erwähnt werden der adiaphoristische Streit, der Streit um die sogenannten Mitteldinge, welcher bis auf den heutigen Tag zwar seltener unter den Theologen, um so mehr aber zwischen sonstigen Pietisten und Kirchenchristen fortgeführt wird.

In dem Bemühen, ihr ganzes Leben nach Gottes Wort einzurichten, hatten die Francke befreundeten Studenten in Leipzig nicht nur dem wüsten akademischen Leben entsagt, das sie bis dahin geführt, und sich zu ernstem Studium und Frömmigkeitsübungen in die Stille und Einsamkeit zurückgezogen; sie legten auch gestickte Halstücher und Perücken ab, und bestrebten sich, ihr Christentum auch in Kleidung, Sprache, Mienen und Gebärden zu beweisen. Francke stellte damals, für sich und andere, 30 schriftmäßige Lebens- 1689 regeln zusammen, welche öfters gedruckt und jedenfalls von vielen genau beobachtet worden sind.

Darin wird vielfach treffliche Anleitung gegeben, wie ein jeder seinen Umgang mit Gott, Gebet und Schriftbetrachtung einrichten, wie er am eigenen Herzen arbeiten, den Leib aber als den Knecht drunten halten soll. Es wird dargelegt, daß Arbeit für jeden Pflicht sei, Erholung aber keinen andern Zweck haben dürfe, als den Menschen zu weiterem Dienst Gottes munter und geschickt zu machen.

Ganz besonders aber werden die Gefahren geschildert, die für den Christen aus dem freiwilligen Aufsuchen von Gesellschaft entspringen, die ihn teils zur Sünde eigentlich verführt, teils seine eigenen Fehler weckt. Grobe Gesellschaftssünden sind Fluchen, Schwören, Pflege weltlicher Lüste und Eitelkeiten, Unmäßigkeit oder heuchlerische Mäßigkeit, unanständige Gebärden und übler Zeitvertreib. Ein Christ kann sich aber schon dadurch versündigen, daß er zu viel von weltlichen Dingen redet, daß er in seiner Rede unbedacht, eigenliebig oder nicht völlig wahr, gegen andere spöttisch oder heftig ist, daß er die Rede an sich reißt oder aus Menschenfurcht schweigt. Aus Menschenfurcht tut man auch mit bei unnützem Lachen, Spielen, Tanzen, Springen. Unnützes Lachen ist Sünde und zerstört das dem Christen notwendige innere Gesammeltsein. Beim Spiel und sonstigen kurzweiligen Actiones geht viel unanständiges und wüstes Wesen vor. Andere größere Sünden folgen. Mancher meint zwar, sein Stand nötige ihn, köstliche Kleider zu tragen, sich zu beteiligen an Banketten, Tanz, Komödien- und Opernbesuch; er bildet sich ein, durch seine Anwesenheit gröbere Ausschreitungen zu verhüten. Aber rechtschaffene Kinder Gottes, die der Welt gekreuzigt sind und denen die Welt gekreuzigt ist, brauchen, um Böses zu verhüten, des Teufels Narrenseil nicht, womit er bloß ihnen selbst seinen Dienst angenehm macht, und sie unter dem Schein, daß solches freie Mitteldinge seien, in seinem Dienste hält; vielmehr fliehen sie zu Gott und befehlens seiner heiligen Regierung im Glauben und Vertrauen auf seine Hilfe.

Das Leben nach solchen Grundsätzen hat Francke und seinen
Freunden wohl zumeist den Pietistennamen eingetragen. Zu heftigen
theologischen Streitigkeiten aber führten die Angriffe von zwei
Hamburger pietistischen Theologen auf die Oper, als etwas Wider-
1692 christliches, und die Erklärung einiger Gothaer Kandidaten, daß Tan-
zen, Komödienbesuch, Kartenspiel, Scherzen ein Greuel vor Gott
sei. Ferner hatten 2 Landpfarrer den Teilnehmern an ausgelassenen
um 1697 Volksfesten die Absolution verweigert, was zu ihrer Absetzung führte.
Manche übertrieben die Strenge so sehr, daß sie schon Spazierengehen, als bedenkliches Zeichen eines nicht in Gott ruhenden Geistes, verwarfen. Im Halleschen Waisenhause stellte man Spielen den Kindern als Eitelkeit und Torheit vor, sagte ihnen, sie sollen ihre Lust und Freude im Herrn finden. Vrgl. S. 205.

Wir können hier auf den Theologenstreit selbst nicht eingehen, noch die Frage zum Austrag bringen, ob es überhaupt Mitteldinge

gibt, d. h. Dinge, welche in der Schrift weder geboten noch verboten, darum auch dem Christen schlechtweg oder nach Umständen frei gegeben sind, oder ob, wie damals pietistische Theologen behaupteten, bei einem Widergeborenen alles entweder heilig oder Sünde sein müsse. Nur so viel sei gesagt: Die Pietisten hatten zweifellos recht, wenn sie darauf hinwiesen, daß, hauptsächlich dem innern Menschen, alles oben Angeführte, was andere Mitteldinge nennen, gefährlich werden kann. Es war verdienstlich, wenn sie viele aus ihrer Sicherheit, womit sie alles mitmachen, was die Welt treibt, aufschreckten. Man kann auch nicht leugnen, daß Selbstverleugnung in diesen Dingen für viele schon der Anfang eines neuen Lebens geworden ist. Die Pietisten gingen aber zu weit, wenn sie die Beteiligung an all diesen Dingen schon als an sich sündlich erklärten und weder eine unschuldige Gestalt z. B. von Spiel und Scherz, noch einen Kindersinn, der es ohne arge Gedanken oder unreine Triebe mitmacht, gelten ließen. Sie verkannten völlig, daß scheinbar unnützer Zeitvertreib, wie Spazierengehen und heitere Unterhaltung, fröhlicher Gesang 2c. für Kinder und Alte geradezu Bedürfnis und die beste Auffrischung der Kräfte Leibes und der Seele werden kann, die eigentliche Erfüllung der einen Seite des göttlichen Sabbatgedankens. Der Begriff dessen, was man im Namen Jesu, zur Ehre Gottes und im Glauben tun kann, wurde überhaupt viel zu eng gezogen. Vrgl. Luc. 6, 1, ff. Röm. 14, 6. Das hat Luther viel besser verstanden. Vrgl. II, 105, 72 f. Geradezu ein Zurücklenken in pharisäische Bahnen aber war es, wenn man die Enthaltung von den genannten Dingen von jedermann verlangte und den Stab brach über den, der sie mitmachte. Der Pietismus hat damit andere unnötig geärgert, sich selbst vom Tun vieles Guten abgehalten. Man verrückte so den Mittelpunkt der göttlichen Gerechtigkeitsforderung. Luc. 11, 42. Nur Heuchler konnten auf jede natürliche Freude und unschuldige Erholung verzichten, während doch weder das Kreuz Christi ihr Herz traurig machte, noch die Freude im Herrn es erfüllte. Bengel hat richtig erkannt, daß sogar törichte Weltlust für Leute, deren Gewissen noch nicht erwacht ist, nicht in dem Grad Sünde ist wie für Fromme. Den besten Wegweiser aber was ein jedes tun und lassen, wie es das Urteilen über Leute von anderm Standpunkt unterlassen, dagegen unter Umständen aus Rücksicht auf den Nächsten auf die eigene Freiheit verzichten

muß, können Pietisten und Kirchenchristen durch sorgfältiges Studium von Röm. 14 gewinnen.

Wie der Streit um die Mitteldinge, so bietet auch der Berliner
Beichtstreit Beichtstreit für uns noch Interesse. Wohl in den meisten lutherischen Landeskirchen hatte man die Privatbeichte beibehalten II, 124 f. Man hatte den katholischen Zwang, in der Beichte jede Sünde dem Pfarrer zu bekennen, aufgegeben. Dennoch schob man, um Unwürdige von dem nachfolgenden Abendmahlsgenuß fern zu halten, vor die Absolution ein sogenanntes Katechismusexamen oder Beichtverhör für jeden einzelnen. Der Pfarrer forderte den Beichtenden ferner auf, wenn ihn eine Sünde besonders drücke, sie zu bekennen; er konnte auch von sich aus nach besonderen Sünden fragen. Darauf legte er dem Beichtenden die Hand auf und sprach ihm die Vergebung seiner Sünden zu. Aber von Anfang schon lag es in dem Ermessen des Pfarrers, denen, zu welchen er ein gutes Zutrauen hatte, das Beichtverhör zu erlassen, und mit der Zeit wurde das sogar das gewöhnliche, besonders wo in 2—3 Stunden mehrere Hunderte zu absolvieren waren. Diese oberflächliche Art machte nun aber dem feurigen und sehr gewissenhaften Johann Kaspar Schade in Berlin, der daran fest hielt, daß zum Glauben an Christum ein rechtschaffen Wesen kommen müsse, schwere Gewissenspein. Er machte wieder Ernst mit dem Beichtverhör, fragte die einzelnen nach den einfachsten Wahrheiten des Christentums, wobei er tiefe Unwissenheit entdeckte. Von solchen, deren Müßiggang, Völlerei, Geiz, Hoffart, Zorn oder andere Sünden er kannte, forderte er das Versprechen, ihr Leben zu ändern. Aber manche verweigerten es, verlangten unbedingte Absolution. Andere gaben das Versprechen; aber Schade erkannte wohl, daß sie nicht daran dachten, es zu halten. Vielfach getraute er sich auch selbst nicht, in der kurzen Zeit der Beichte ein sicheres Urteil über den inneren Stand des Beichtenden gewonnen zu haben. So kam er oftmals von der Beichte selbst mit der größten Seelenangst nach Hause; sie verleidete ihm eigentlich sein Amt. Daher nahmen auch Spener und ein anderer Amtsgenosse ihm öfters die Beichte freiwillig ab. Allein einmal, da der Beichttag ihn wieder sehr drückte, schrieb er eine Schrift nieder:
1697 „Praxis des Beichtstuhls und Abendmahls" mit dem Motto Sir. 51, 10. Dieselbe wurde wahrscheinlich durch einen Studenten, dem er sie zum Abschreiben gegeben hatte, zum Druck befördert. Gleichzeitig gab Schade die Einzelbeichte auf. Er sammelte die Kommu-

nikanten in seiner Sakristei und nach einer an alle gerichteten Beichtrede verkündigte er der ganzen Versammlung die Absolution ohne Handauflegung. Beides zusammen rief in Berlin, wo Schade sich durch seine geistvollen aber sehr scharfen Bußpredigten, seinen Eifer in der Seelsorge und religiösen Unterweisung der Jugend sowie durch große Wohltätigkeit viele Anhänger, aber doch noch mehr Feinde gemacht hatte, eine ungeheure Aufregung hervor. Die Bürgerschaft spaltete sich für und wider ihn und den Beichtstuhl. Auch ein umfangreicher Schriftenstreit unter den Theologen erhob sich. Nachdem bei dem gerade in Preußen abwesenden Kurfürsten eine Klage gegen Schade eingereicht war, ließen die Gegner dieselbe durch einen Sachwalter vor der obrigkeitlich bestellten Untersuchungskommission vertreten. Desgleichen erbaten sich aber auch seine Anhänger durch einen Sachwalter die Freiheit, ohne Privatbeichte und Privatabsolution zum Abendmahl gehen zu dürfen. Auf Schades klare und freimütige Verteidigung hin beanstandete die Kommission außer der Eigenmächtigkeit seines Vorgehens nur den einen Ausdruck in seiner Schrift „Beichtstuhl, Satansstuhl, Höllenstuhl," verbot daher auch deren weitere Verbreitung. Im übrigen beantragte man weder Amtsentsetzung, noch ließ man sich herbei, Schade zu freiwilliger Niederlegung seines Amts zu bewegen. Vielmehr verschaffte Spener dem Amtsgenossen völlige Befreiung von der Pflicht des Beichthörens. Die ganze Bürde des Amtes aber nahm ein baldiger Tod dem treuen Zeugen und Kämpfer ab. Schade erlebte nicht mehr die zu seinen † Juli 1698 Gunsten entscheidende kurfürstliche Verordnung, wodurch das Kommen zur Privatbeichte den Abendmahlsbesuchern frei gestellt, für die andern Anmeldung zum Abendmahl und Bußrede eingeführt wurde, unter Berufung darauf, daß in sehr vielen lutherischen Kirchen längst die gemeinsame Beichte bestehe. Wohl kann auch bei der allgemeinen Beichte der Zustand einzelner dem Pfarrer schwere Bedenken machen; allein hier läßt sich doch eher eine Formel gebrauchen, die Sündenvergebung nur denen zuspricht, die über ihre Sünden ernstlich leidtragen und ihr Leben aufrichtig zu bessern begehren. Von Fällen öffentlichen Ärgernisses abgesehen, für die der Pfarrer Ausschluß einer Person durch seine Oberkirchenbehörde beantragen kann, ist es ihm eher möglich, die Verantwortung für den Zutritt von sich ab, in das Gewissen der Besucher selbst zu schieben.

2. Der württembergische Pietismus.

Quellen: Württembergische Kirchengeschichte des Calwer Verlagsvereins. Römer, Kirchliche Geschichte Württembergs. Kolb, die Anfänge des Pietismus und Separatismus in Württemberg. Claus, Württembergische Väter. Burk, Johann Albrecht Bengel. Bengels Schriften. Beck, Erklärung der Apokalypse. Moser, J. J. Selbstbiographie. Michael Hahns Schriften. Die Hahnsche Gemeinschaft. Dietrich und Brockes, die Privaterbauungsgemeinschaften innerhalb der ev. Kirchen Deutschlands.

a) Johann Albrecht Bengel.

Spener und die württ. Kirche

In Württemberg hatte Spener von seinem Aufenthalt in Tübingen persönliche Freunde, selbst unter den orthodoxen Theologen, und dazu manchen Gesinnungsgenossen, der gleich ihm das Verderben der Kirche und den Unfrieden bei denen, welche vor den Riß stehen sollten, beklagte. So sehen wir beide Teile, Spener und die württembergische Kirche, sich fortgesetzt Aufmerksamkeit und Teilnahme schenken, je und je in Beziehungen zu einander treten. Namentlich das Konsistorium faßt infolge der in Speners Pia desideria gegebenen Anregungen die Schäden des gesamten Kirchenwesens häufiger als vorher und mehr geistlich als nur äußerlich an. Wenn auch nicht alle damals in seinem Schoße gemachten Besserungsvorschläge durchdrangen, so wurden doch trotz anfänglichem Widerstand von Pfarrern und Gemeinden eingeführt: Privatanmeldung der Kommunikanten bei ihrem Pfarrer, die regelmäßige katechistische Unterweisung der Jugend, wozu Pfarrern und Kindern das Buch „Kinderlehre" in die Hand gegeben wurde, und, allerdings erst 1722, die Konfirmation. Das Volksschulwesen und der Religionsunterricht am Gymnasium wurde gehoben. Man bestrebte sich insbesondere, in die Anstalten zur Erziehung der Geistlichen, die sogenannten Klöster und das Stift in Tübingen, statt der da vielfach herrschenden Unbotmäßigkeit und Roheit einen bessern Geist hineinzubringen und die jungen Leute von früh auf für ihr späteres Amt geschickt zu machen. Daß dies gelang, daß es in unserer württembergischen Kirche überhaupt wesentlich besser, und unter Theologen und Volk ein Stamm wahrhaft Frommer gepflanzt wurde, das haben freilich weniger Anordnungen der Behörde bewirkt als die persönliche Wirksamkeit trefflicher Lehrer und Prediger und vor allen ein Mann, der von der Einsamkeit und Stille seines bescheidenen Klosteramtes aus unserm ganzen Lande und weit drüber hinaus als ein Licht leuchtete: Johann Albrecht Bengel.

Auf Bengels Lebensgang kann ich wegen Mangels an Raum nicht näher eingehen. Er ist am 24. Juni 1687 als ein Pfarrerssohn in Winnenden geboren. Frühe schon verlor er seinen Vater; aber in der Zucht des Geistes Gottes blieb seine Jugend rein. Auf der Universität bereiteten ihm die vielen verschiedenen Lesarten seines griechischen Neuen Testaments die meiste Anfechtung; aber auch dadurch wurde er nur tiefer ins Gebet und ins Nachdenken über den Inhalt des göttlichen Worts hineingetrieben. Durch treffliche Lehrer und den Umgang mit frommen Studenten wurde er weiter gestärkt in der eingeschlagenen Richtung. Mit 26 Jahren wurde der junge Theologe zum Klosterpräzeptor in Denkendorf ernannt, wobei er auch das Pfarramt zu versehen bekam. Ehe er aber diese Stelle antrat, machte er eine mehrmonatliche Reise durch Deutschland, in der Absicht, die gelehrten Schulen und ihre Erziehungsweise kennen zu lernen. Auch die Anstalten der Reformierten und sogar der Jesuiten suchte er auf. Besonders angesprochen fühlte er sich aber in Halle. Bengel geb. 24. Juni 1687.

Er schreibt darüber: „Wer weiß, ob man in der ganzen Christenheit wieder so 3 Kollegen zusammenbringen könnte als zu Halle Breithaupt, Anton und Francke gewesen. Was mir am meisten gefällt ist die Harmonie dieser Männer unter einander, welche sie namentlich auch durch gemeinschaftliches Gebet zu unterhalten suchen. Überhaupt leben die Gläubigen hier auf einem viel vertraulicheren Fuß miteinander, als ich es an andern Orten gesehen habe, und hiedurch wird mehr als durch alles andere der geistlichen Schläfrigkeit vorgebeugt. Ich schätze es für eine große Gnade Gottes, daß ich so viele herrliche und lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des Herrn aus den Menschen zu machen vermag. Bis dahin war ich fast nur für mich allein ein Christ, hier aber lerne ich einsehen was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist."

In Denkendorf führte sich Bengel ein mit einer Rede über das Thema: „Fleiß in der Gottseligkeit, das zuverlässigste Hilfsmittel zur Erwerbung echter Gelehrsamkeit." Dem entsprechend war er selbst nicht nur ein trefflicher Lehrer, sondern namentlich auch ein Erzieher der durch seine Schule gehenden Jünglinge. Es war ihm Herzensangelegenheit, die Klosterjugend zur Ehrerbietung gegen das Heilige zu gewöhnen und sie vor Lügen und Unkeuschheit zu bewahren. Dagegen hütete er sich wohl, aus den bei der Jugend gewöhnlichen Bubereien und Leichtsinnigkeiten allzuviel zu machen, dawider sofort mit der größten Schärfe vorzugehen. Dezember 1713

Von den Jünglingen, die zwischen dem 14. und 16. Lebensjahre in

Schüler Denkendorf waren, blieben viele auch nachher noch in beständiger Verbindung mit ihm. Er gab ihnen nicht nur Ratschläge für ihr ferneres Studium, sondern beriet sie insbesondere bei Anstößen in ihrem geistlichen Leben, worüber jeder rückhaltslos an ihn schreiben durfte. So wurden die zukünftigen Theologen persönlich hinübergeleitet über die gefährlichsten Jahre und waren durch einen reichen Schatz christlicher Erkenntnis befähigt, einmal ein Salz und ein Licht zu werden für ihre Gemeinden und zum Teil für die ganze Kirche, wie ein Friedrich Christoph Steinhofer, der Liederdichter Hiller, der als origineller Erzieher bekannte Pfarrer Johann Friedrich Flattich und manche andere. Der geistvollste von Bengels Anhängern, Friedrich Christoph Ötinger, war zwar nicht sein Schüler gewesen, aber durch Tübinger Freunde mit Bengel bekannt gemacht, besuchte er ihn noch öfter als andere, korrespondierte mit ihm, und noch als Pfarrer meldete er sich auf eine Stelle in der Nähe von Bengels Pfarrei Herbrechtingen, wie auch andere Anhänger Bengels taten. Gerade so suchte auch das christliche Volk von weither Rat, Trost und Belehrung bei dem berühmten und doch so bescheidenen Manne.

Man sollte denken, daß dieser Leiter der jungen Theologen und Lehrer der ganzen Kirche vor andern auf einen theologischen Lehrstuhl berufen worden wäre. Da er aber sich selbst nicht darum bemühte, und seine Art nicht nach dem Geschmack der zünftigen Theologie war, so blieb er in Denkendorf, bis das Konsistorium ihm die mit der Prälatur verbundene Pfarrstelle in Herbrechtingen über-
1741 trug. „Von nun an ging es mit ihm nach dem Sprichwort: Die Ehre flieht den, der sie sucht und sucht den, der sie flieht." 1749 wurde Bengel Prälat von Alpirsbach und Konsistorialrat mit dem Sitze in Stuttgart. Ein Jahr vor seinem Tode ernannte ihn die theologische Fakultät auch noch zum Doktor der Theologie. Er entschlief am 2. November 1752 friedlich und ohne jegliches Schaugepränge,
† 1752 wie er gelebt.

Für alle Zeiten unvergeßlich hat Bengel seinen Namen gemacht
Schriften durch schriftstellerische Arbeiten. Zwar seine Untersuchungen über den Text des Neuen Testamentes billigten nicht alle Frommen, auch Francke nicht. Er aber sagte: „Können diese Männer die Lebensbächlein hin und wieder zerteilen und fruchtbarlich verbreiten, so sehe ich hingegen nach den Brunnenstuben, welches eine Arbeit ist, davon mancher nicht viel nachdenkt und doch derselben auch ge-

nießt.“ Bengels wertvollstes Werk und von unvergänglicher Bedeutung ist sein Gnomon Novi Testamenti, Fingerzeig zum Verständnis des Neuen Testaments, welcher in gedrängter Kürze alle sprachlichen Schwierigkeiten erläutert und über den Inhalt wenige, kurze, aber meist treffende Bemerkungen gibt. In der Art der geistvollen Erklärung Jesu von der Stelle 2. Mos. 3, 6: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs,“ Matth. 22, 31 ff., liest Bengel vieles aus der Schrift heraus, was mit Worten nicht ausgedrückt ist, ohne darum einen Sinn hineinzulegen, der in den Worten nicht begründet wäre.

Als John Wesley, der Anfänger des Methodismus, den Gnomon zu Gesicht bekam, verzichtete er auf die eigene Herausgabe von Anmerkungen zum Neuen Testament, in der Überzeugung, daß er der Sache unserer heiligen Religion viel besser dienen werde, wenn er das Werk Bengels, dieses großen Lichtes der christlichen Welt übersetze, als wenn er selbst viele Bände verfassen würde.

Am bekanntesten ist Bengel durch seine Erklärung der Offenbarung Johannis und die Deutung ihrer Zahlangaben geworden. Die Worte Jesu an seine Jünger: „Von dem Tage und der Stunde (des Weltuntergangs und der Aufrichtung des Reiches Israel Marc. 13, 32 mit Ap. Gesch. 1, 6 f) weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater,“ diese Worte legte Bengel so aus, daß nur damals niemand darum gewußt und die damaligen Jünger noch nichts davon erfahren sollten. Später aber habe der Sohn es erfahren und in der Offenbarung Johannis geoffenbart. Nicht umsonst enthalte dieses Buch 20 Zeitbestimmungen und sage z. B.: „Wer Verstand hat, der berechne die Zahl des Tiers.“ Offb. 13, 18. Diesen Spuren nachzugehen, einerseits mit sorgfältigem Nachdenken, andererseits in geduldigem Warten auf göttliche Aufhellung von vorläufig nicht Erklärbarem, hielt er geradezu für Pflicht. Den Schlüssel aber zum Verständnis aller dieser und anderer prophetischer Zahlen der Schrift glaubte er beim Nachsinnen über eine Adventspredigt plötzlich erhalten zu haben, als er schon 6mal das ganze Neue Testament seinen Schülern erklärt hatte. Da 1724 kam ihm auf einmal der Gedanke, den er für eine göttliche Eingebung hielt, daß die Zahl des Tieres von 666 Jahren zu verstehen sei. Er setzte nun die in demselben Kapitel enthaltene Zahl von 42 Monden = 666 Jahren und berechnete daraus die Zeit eines prophetischen Monats = $15^6/_7$ Jahren. Daraus ergab sich ihm dann auch die Zeitdauer prophetischer Jahre, Tage, Stunden 2c. Schließlich setzte Bengel, um nur einige seiner Zeitbestimmungen zu nennen, als Zeit des ersten Siegels die Regierung Trajans 98—117, als Zeit des Tieres, das auf dem Meere aufsteigt (des weltbeherrschenden Papsttums) die Jahre 1143—1809; das letzte Wüten des Antichrists verlegte er in die Jahre 1832—36, wo dann das 1000jährige Reich beginnen würde.

Viele Fromme warteten nun auf die Wiederkunft Christi in der

angegebenen Zeit (vrgl. S. 78 f), und das Nichteintreffen dieser Vorhersagung hat viele nicht nur an Bengels Zahlenerklärung — dies mit Recht — sondern am Buch der Offenbarung selbst irre gemacht. Man darf aber nicht vergessen, daß besonnene und sehr fromme Schriftforscher auch in der Zeit zwischen Bengel und dem Jahr 1836, so Bengels Schüler Johann Christian Storr und Michael Hahn, diesen Zeitberechnungen und vielen Deutungen Bengels nicht zugestimmt haben.

Uns selbst mißfällt schon am einzelnen der Bengelschen Erklärung z. B. das, wie rasch er Bilder, die ohne Zweifel Naturereignisse bezeichnen sollen, auf bedeutende und höchst unbedeutende Kriegsereignisse umdeutet. Danach muß, wie in Kap. 8, 7, Hagel auf den Einfall von Feinden, Blut auf Blutvergießen, Feuer auf den Brand von jüdischen Städten und Dörfern gehen. Bäume sind die vornehmen Juden, grünes Gras die gemeine Mannschaft. Im ganzen aber sind die Bilder der Offenbarung nicht eine vorausgeschriebene Chronik, sondern sie geben in großen Zügen die Charakterzeichnung der ganzen Folgezeit. Einzelne Ereignisse, Umstände und Persönlichkeiten treten öfters, vielleicht in bestimmter Reihenfolge auf, wie der Feigenbaum alle Jahre ausschlägt und wo ein Aas ist, die Adler sich sammeln, bis schließlich in der Enderfüllung die stärkste und vollste Ausprägung der in dem Buche gezeichneten Gestalten sich zeigen wird.

Trotz mehrfachen Mißgriffen aber hat der kräftige Hinweis Bengels auf die Offenbarung eine sehr große Bedeutung für christliche Erkenntnis und Leben bis auf den heutigen Tag. Denn die Frommen lernten wieder die Mahnung ihres Herrn beherzigen: „Seid gleich den Knechten, die auf ihren Herrn warten.“ Zu einem bessern Verständnis der Propheten, der Einheit der ganzen Schrift und des alle Zeiten umspannenden göttlichen Reichsplans hat Bengel ungemein viel beigetragen. Ganz besonders aber wurde durch die bestimmte Erwartung der Wiederkunft des Herrn der Eifer für Innere und Äußere Mission neubelebt. Das Leben in den Gedanken der Offenbarung schärfte und schärft heute noch den Blick für die Versuchungen der Zeit, Fälschungen des Bibelglaubens, unstatthafte Vermischung von Kirche und Welt. Im Glauben, daß das alles so kommen muß, fanden die Frommen Kraft, auszuharren unter der Glaubensverdunkelung und Christentumsfeindschaft der Aufklärungs- und Revolutionszeit. Ebenso konnte man unter dem schweren Druck Napoleons sich trösten mit den herrlichen Himmelshoffnungen, welche die Offenbarung den Überwindern eröffnet. Vrgl. Offb. 1, 3.

b) Die Stunden.

Nicht ebenso freudig wie die sonstigen Anregungen zur Besserung und Neubelebung des Kirchenwesens, Hebung des Pfarrstandes und drgl. nahm man in Württemberg die durch Spener aufgebrachten *Privatversammlungen*, auch Erbauungsstunden oder kurz Stunden genannt, auf. Vrgl. S. 19 f. Bald nach 1680 werden

in Württemberg Stunden gehalten worden sein. Aber noch galten diese nichtöffentlichen Versammlungen kleiner Häuflein in Privathäusern (Konventikel) für verboten. Nach 1700 kam es, wohl infolge der Wirksamkeit der mit Spener geistesverwandten Professoren Andreas Adam Hochstetter und D. Reuchlin, zu einer Erweckung im Tübinger Stift. Es entstand damals die bis auf den heutigen Tag bestehende, immer wieder frisch aufgelebte Studentenstunde. Auch mehrere Repetenten wurden erweckt. Ihre in der Spitalkirche gehaltenen Predigten bewogen etliche Weingärtner nach dem Gottesdienst noch weitere Information zu begehren: sie wollten von ihrem gottlosen Leben lassen. Darauf fing Repetent Gmelin an, ihnen das Evangelium Matthäi zu erklären. Es kamen dazu 28 Männer. Bald hielt auch Professor Reuchlin eine Stunde, bei der sich 30—40 Zuhörer einfanden. Nach längeren Verhandlungen, die bis an den Herzog gelangten, wurde die Repetentenstunde gestattet; sie mußte aber in die Spitalkirche verlegt werden. Reuchlin weigerte sich, damit in die Kirche zugehen, weil seine Zuhörer dort mit ihren Anstößen nicht herausrücken würden wie im Hause; er berief sich auf das dringende Bedürfnis, auf den Brauch der ersten Christengemeinden und auf die Symbolischen Bücher, forderte auf, statt den Versammlungen zur Erbauung vielmehr die Teufelskonventikel in Freß- Sauf- Spiel- und noch schlimmern Häusern zu zerstören. Darauf ließ man ihn bis zu seinem baldigen Tode gewähren.

Anfänge in Tübingen — 1703 — 1705

Im übrigen machte sich die neue Art von Frömmigkeit, mit einem Worte der Pietismus, der obersten Kirchenbehörde verschiedentlich verdächtig, und das Jahr 1704 beraubte die Pietisten ihres stets bereiten Verteidigers im Konsistorium durch den Tod des tapfern Hofpredigers Hedinger.

Fanatismus u. Separatismus befürchtet

Tübinger Professoren beschwerten sich über den zunehmenden Fanatismus im Stift. Man konnte von Repetenten Predigten hören, worin sie scharf ins Gericht gingen mit den Klöstern, dem Betrieb der Studien und dem Konsistorium selbst. Stiftler und Repetenten entzogen sich den dogmatischen Vorlesungen und den üblichen Disputationen, wollten ihre Predigten nicht mehr schreiben. Dagegen hielten und lasen sie heimlich verbotene Bücher von Jakob Böhme und andern. Aus demselben Grunde war noch im 17. Jahrhundert mehreren Pfarrern und einem Repetenten der Prozeß gemacht worden. Einer hatte selbst einen Traktat geschrieben: „Mutmaßliche Zeitbestimmung bevorstehender Gerichte Gottes über das europäische Babel." Seit 1704 erfolgten weitere Entlassungen pietistisch gerichteter Pfarrer, nicht wegen nachweislicher Irrlehren, sondern wegen zu scharfen Auftretens gegen die Sünden der Obrigkeit, des Pfarrstandes und

der Gemeinden. Ein besonderer Stein des Anstoßens war, daß solche Pfarrer in der Beichte die Sünden nur bedingungsweise vergaben. Helfer Gruber in Großbottwar hatte sich einmal ausgesprochen, in einer Gemeinde seien nicht 10, die das Abendmahl würdig empfangen; darüber soll eine Frau schwermütig geworden sein. Die Gemeinden verklagten natürlich solche Pfarrer. Es kam hin und wieder zu Tumulten gegen die von diesen allen gepflegten Konventikel. Grubers spätere Gemeinde Hofen ging $2^1/_2$ Jahre gar nicht mehr zum Abendmahl. Diesen durch seine Studien und seinen Wandel ausgezeichneten Mann zu entlassen, nahm das Konsistorium selbst sehr schwer. Denn ein Konsistorialrat bezeugt von ihm: „Dergleichen instrumenta sind bei dem bekannten schlechten Zustand unserer Geistlichen in Leben und Lehre gar rar. Man findet ihrer 20, die mit den Laien in Sicherheit dahin leben, ehe man einen Gruber findet."

An mehreren Orten kam es zu eigentlichem **Separatismus** (Trennung von der Kirche). In ihrer Verachtung der Kirche und der Pfarrer gingen Stuttgarter Separatisten so weit, daß ein Weib sich erfrechte, unmittelbar vor einer Predigt zum Stiftsprediger zu kommen und ihn im Namen Jesu aufzufordern, er solle in seiner Predigt nichts anderes tun als „Wehe, wehe, wehe rufen über das Haus und Land Württemberg." Eine andere forderte den Dekan auf seiner Stube auf, sich mit ihr zu schlagen, und als dieser sich weigerte, schlug sie ihm die Kappe vom Kopf und die Feder hinter dem Ohr herunter und rief: „Es wird schon noch die Zeit kommen, daß man die Gottlosen umbringen wird." Noch war keine klare Scheidung zwischen separatistischen und gut kirchlich gesinnten Pietisten. Beide standen noch mehrfach in Verbindung miteinander, wurden daher auch meist in einen Topf geworfen. Manchmal war der Anfang eines Mannes oder einer Sache gut; später entartete sie. Auch die beständigen Angriffe unverständiger Pfarrer auf die Pietisten von der Kanzel aus trugen viel dazu bei, wirkliche Fromme aus der Kirche hinaus und sie den Separatisten zuzutreiben, zu welchen meist auch die abgesetzten Pfarrer fielen.

Hemmende Erlasse 1704–11

So kam es, daß das Konsistorium eine Reihe von **Erlassen** ausgehen ließ **wider** die „in und außer Landes umschwärmende sogenannte **Pietisterei**." Die Absonderung sollte nicht geduldet, vielmehr sollten alle Separatisten zum Besuch von Predigt, Beichte und Abendmahl angehalten werden. Die Widerspenstigen, vorab die Verführer, sollen des Landes verwiesen werden. Keine anderen Privatversammlungen werden mehr geduldet als die von Geistlichen geleiteten, welche aber womöglich in die Kirche zu verlegen und in katechetischer Form zu halten sind. Das Zusammenkommen von 2—3 Nachbarn zu gemeinschaftlicher Erbauung war nicht verwehrt. Diese Erlasse waren auch für redliche Pietisten ein schweres Hemmnis. Die württembergische Regierung setzte sogar bei der Reichsstadt Eß-

lingen die Ausweisung eines Hauslehrer Haug aus der Stadt und
die Absetzung eines besonders lebendigen Pfarrers Walliser in Vai- 1707
hingen auf den Fildern durch. Dessen Predigt hatte auch Angehörige
württembergischer Nachbarorte angefaßt und die Gründungen von
Privatversammlungen daselbst veranlaßt. Aufschwung

Einer bessern Wertung der kirchlich treuen Pietisten kam nun
aber der Besuch August Hermann Franckes in Württemberg 1717
(S. 206 u.) sehr zu statten. Theologen im Amt und Schüler der
von Francke auch aufgesuchten Klöster wurden durch denselben kräftig
angeregt. Mit der Zeit kam überhaupt ein neues Geschlecht von
Pfarrern auf (vrgl. S. 42 u. 45), die das innere Leben in ihren
Gemeinden selbst zu wecken suchten und dann pflegten.

Freilich hat auch jetzt noch manchem die übrige Gemeinde den Buß-
ruf und das Stundenhalten sehr erschwert, besonders, wenn er es an der
nötigen Vorsicht fehlen ließ. Der Pfarrer Johann Jakob Kuhn traf in 1729
Zainingen eine sehr verwilderte Gemeinde, Fluchen, Saufen, Spielen,
höchst anstößige Belustigungen von alt und jung an Sonntagen und
Winterabenden. Die Burschen liefen stundenweit, um Obst zu stehlen oder
brachen sie in Häusern und Scheunen ein, um Frucht zu stehlen. Das
Gestohlene wurde verkauft, der Erlös in liederlicher Gesellschaft verpraßt.
Gegen dieses Wesen trat Kuhn mit allem Ernste auf. Er suchte den
Wahn zu zerstören, als ob Leute, die so tun, Christen sein könnten, wenn
sie nur zu Predigt und Abendmahl gehen; er machte auch Hausbesuche,
um die einzelnen kennen zu lernen und ihnen nahe zu kommen. Solche,
in denen sich ein Besseres regte, lud er zur Stunde am Sonntagabend
ein, wobei zuerst 2—3, mit der Zeit 5 männliche und 20 weibliche Teil-
nehmer sich einfanden. Nach einiger Zeit bildete aber Kuhn auch aus
diesen noch einen engern Kreis solcher, welche bereits rechtschaffene Früchte
der Bekehrung gezeigt hatten. Diese ließ er in aller Stille am monatli-
chen Bußtage zusammenkommen und mündlich oder schriftlich eine Reihe
von Fragen beantworten nach den von ihnen gemachten Gnadenerfahrun-
gen, wie auch ihren besondern Fehlern und Kämpfen im vergangenen
Monat. Ebenso wurden sie nach Fehlern und Sünden der übrigen Stun-
denbesucher gefragt.

Aber unter den andern Gemeindegenossen erhob sich ein gewaltiger
Sturm gegen die neue Lehre, die der Pfarrer predige. Noch weiter auf-
gehetzt durch Nachbarpfarrer, verbanden sie sich untereinander, sich lieber
zerreißen zu lassen, als ihren alten Glauben mit der neuen Ketzerei zu
vertauschen. Denen, welche ins Pfarrhaus gingen, wurden während
dessen die Fenster eingeschlagen; man brach in ihre Häuser ein, um zu
stehlen. Wenn sie nach Haus gingen, warf man nach ihnen mit Steinen
und mißhandelte sie gröblich. Nachdem eine Klage beim Dekan den Geg-
nern nicht genug gewirkt hatte, schwärzten sie den Pfarrer bei der Regierung
an, so daß Kuhn und seine Frau plötzlich verhaftet, er zu Festungsarbeit

sie zum Arbeitshaus verurteilt wurde. Als ihre Unschuld an den Tag kam, wurde Kuhn mit Ehren wieder in sein Amt gesetzt; die Gegner nahmen zum Teil ein schlimmes Ende.

Übrigens hat in spätern Jahren Kuhn selbst bedauert, damals so ein greulicher Poltergeist gewesen zu sein, der nicht wußte, daß geistliche Dinge keinen Zwang leiden, sondern langmütig abgewartet sein wollen. Es sei daraus bei manchen heuchlerische Verstellung, bei andern Entrüstung und Verwirrung, wieder bei andern Verzweiflung und Verstockung gefolgt. Kuhn hat aber auch da zu schwarz gesehen. Von treuen Amtsnachfolgern gepflegt, ging sein Werk in Zainingen in erfreulicher Weise fort. 25 Jahre nach seinem Abgang bestand dort eine ernste, etwa 60 Teilnehmer zählende Gemeinschaft.

Weitere Stärkung erfuhr der Gemeinschaftsgeist in Württem-
um 1733 berg durch die ersten Besuche Zinzendorfs und seiner Brüder. Es war damals überhaupt eine Zeit vieler Erweckungen im Lande. Den nachhaltigsten Erfolg für die Privatversammlungen aber hatte es, daß 2 Männer sich derselben annahmen und, wo sie waren, auch Stunden hielten: der in ganz Deutschland herumgekommene Jurist
Generalreskript und fruchtbare Schriftsteller Johann Jakob Moser und Johann Albrecht Bengel. Ihrer Fürsprache wird es hauptsächlich zu ver-
1743 danken sein, daß das württembergische Konsistorium ein Generalreskript erließ, das die bisher beargwöhnten Privatversammlungen unter eine bestimmte Ordnung brachte, ebendamit aber auch ihnen einen Rechtsboden gab.

Das Generalreskript hält die besonderen Versammlungen nicht eben für notwendig, glaubt, daß derjenige sie nicht braucht, welcher sich allen Übungen des öffentlichen Gottesdienstes und der Hausandacht mit willigem Herzen und unter Anrufung des Geistes Gottes unterwirft. Es wird aber nicht bestritten, daß es Leute mit größerem geistlichem Bedürfnis gibt, die besonders ihre Sonn- und Feiertage nach der ihnen zustehenden christlichen Freiheit, für sich allein oder in Gesellschaft christlicher Freunde, gerne ganz mit geistlichen Übungen hinbringen möchten. Für solche können die an sich unverwerflichen Stunden ein nützliches Erbauungsmittel werden, wofern man die auch aus ihnen für den Teilnehmer wie für die Kirche entspringenden Gefahren sich gegenwärtig hält und dagegen Vorkehrung trifft. Hiezu behilflich zu sein ist der eigentliche Zweck des Edikts.

Für den, der Versammlungen hält oder besucht, besteht die innere Gefahr darin, daß ers tut in eigener Wahl, in der Einbildung, damit etwas Besonderes zu sein und daß er dabei, vielleicht unmerklich, auf allerlei Abwege gerät. Die äußere Gefahr aber, wovor er ebenso geschützt werden soll, ist anderer Leute Argwohn, Skandal, der sich vermeiden läßt, Neid und üble Nachrede.

Es kann aber auch die Kirche Gottes durch Stunden in Unord-

nung geraten, sei's, daß es zu öffentlichem Spalt, sei's, daß es zu heimlicher Trennung der Kirchenglieder kommt. Dies geschieht, wenn die Versammlungsleute über solche Pfarrer, welche nicht zu ihnen kommen, über die Kirche mit ihren Gnadenmitteln, Ordnungen und Anstalten scharf aburteilen, wenn sie ihren sonstigen Gemeindegenossen ihre Liebe und Hilfe in der Not, der Kirche aber ihr Gebet und gutes Beispiel in christlichen Übungen entziehen. Andererseits schenken sie gerne nur allzurasch ihr Vertrauen Leuten, die mehr ihre „Sprach- als Glaubensgenossen" sind, auch solchen, die sich zu Leitern und Lehrern selbst aufwerfen, wozu sie weder Beruf noch genügende Wissenschaft und Erfahrung besitzen. So lassen sie ebensowohl in ihrem Glauben nicht geprüfte Leute, als gefährliche Lehren, Gebete und Gesänge in ihre Kreise eindringen. Sie neigen zur Auflegung eigenwilliger Lebensregeln und Anstalten, möchten sich untereinander zu einem besonders erkorenen Kirchlein in der Kirche verbinden.

All diesen Gefahren sucht man durch Aufstellung folgender Vorschriften zu begegnen, unter dem Vorbehalt von Änderungen bei neueintretenden Umständen oder für einzelne Fälle.

1. Ohneweiters berechtigt, besondere Versammlungen in der Kirche oder in seinem Hause zu halten, ist der Ortsgeistliche. Bei ihm wird es sogar gebilligt, und es wird ihm viel göttlicher Segen dazu gewünscht. Nur soll er in der Versammlung nicht treiben was in die Kirche gehört (also namentlich Sakramentsverwaltung); er soll in der Versammlung keine andere Lehrart und Sprache als in öffentlicher Gemeinde führen. Er muß sich hüten, die Stundenleute in seinem übrigen Amt und vollends in bürgerlichen Dingen zu bevorzugen. Vielmehr soll er sich zur Pflicht machen, auf alle zu sehen, nicht zu tun was er Macht hat, sondern was frommt. Er soll auch andere, erfahrenere Leute, besonders Vorgesetzte, zu Rate ziehen. Hat er Kollegen, so soll er sorgen, daß durch die Stunde nicht ein Zerwürfnis mit denselben entstehe, daß vielmehr über dem Werk des Herrn freundschaftliche Kommunikation und Vertrauen herrsche.

2. Desgleichen darf ein gottesfürchtiger Schulmeister, wofern er nur keine Amtspflichten, wie z. B. die Sonntagsschule, darüber versäumt, mit seiner Jugend Predigt und Kinderlehre wiederholen und sie weiter einprägen. Er darf mit ihr in der Bibel und andern dem Verständnis der jungen Leute entsprechenden Büchern lesen, Psalmen und Lieder lesen, beten und singen. Dazu dürfen auch Eltern und Geschwister der Kinder kommen. Jedoch soll er ohne Beisein des Geistlichen nichts von dem Seinigen lehren, nicht meinen, dieses sei der Platz, Kunst und Weisheit zu zeigen, sondern Liebe und Geduld soll er da üben und einfältigen Unterricht und Erbauung suchen.

3. Wollen Privatpersonen ohne besonderen Lehrberuf sich nicht darauf beschränken, mit ihren Hausgenossen und etwa noch in Anwesenheit einzelner Freunde aus dem Herzen zu beten, zu singen und Ermahnung zu tun, wollen sie vielmehr mit einer größern Anzahl von Leuten geistliche Zusammenkünfte halten, so mögen sie vor allem sich selbst ernstlich erforschen: In welcher Absicht tue ichs? Suche ich lauterlich nur

meine und der Meinigen Erbauung? Oder lasse ich mich von Nebenabsichten leiten? (Vrgl. Phil. 1, 15.) Welches ist meine Stellung zur Kirche? Ist die viele und fast beständige äußerliche Übung des Worts der innern Bewegung in meinem Herzen, d. i. dem Nachdenken und Anwenden desselben auf mich selbst förderlich oder hinderlich?

Von Abhaltung der Versammlung, Zeit, Ort und Teilnehmern ist dem (ersten) Ortsgeistlichen Mitteilung zu machen. Es muß demselben vorbehalten bleiben, aus der Versammlung Leute auszuschließen, welche von Kirche und Sakrament sich selbst abgesondert haben und sich bereden würden, durch Zulassung zur Privatversammlung Ersatz zu erhalten für das, was sie sonst versäumen. Desgleichen sollen Fremde die Versammlung nicht besuchen, noch weniger darin ein Wort der Ermahnung reden, wofern nicht der Pfarrer sie wohl kennt oder selbst der Versammlung anwohnt, so daß er Abweichungen sofort aus Gottes Wort entgegentreten kann. Der Pfarrer soll namentlich solche Leute, die sich ein Geschäft daraus machen, hin und her zu reisen, Jünger zu sammeln, Anstalten einzuführen, Gewissensrat zu erteilen, ohne Aufsehen prüfen, woher sie den Beruf zu solchem Tun zu haben glauben, welche Mängel der Kirche und des ordentlichen Predigtamts ihnen ihre Tätigkeit als ein Bedürfnis erscheinen lassen, ob sie sich auf bloße Ermahnung beschränken oder es auf neue Gemeindebildung, Anstaltsgründung und drgl. abgesehen haben. In letzterem Fall wären sie fern zu halten. Wo aber ein starker, nur nicht ganz geklärter Eifer vorläge, könnte denselben stillschweigendes Anwohnen bei der Versammlung, oder auch eine vorsichtige Ermahnung in Gegenwart des Pfarrers gestattet werden. Es wären jedoch der Zeit ihres Aufenthalts in der Gemeinde und ihrem Verkehr mit derselben bestimmte Schranken zu setzen (was schon die ältesten Christengemeinden getan haben). Zur Teilnahme an einer Privatversammlung sollen nicht mehr als die Angehörigen von 2—4 Haushaltungen oder 10—15 Personen zugelassen werden. Nur an kleineren Orten, wo die Bildung von mehreren Versammlungen schwer ginge, kann die genannte Zahl nach Dafürhalten des Pfarrers überschritten werden.

Ehefrauen sollen sich nicht beteiligen ohne Wissen und Willen ihrer Männer, Männer sollen verzichten, wenn ihr Stundenbesuch bei ihren Ehefrauen Widerwillen und Erbitterung hervorrufen würde. Beide Gatten sollen eine und dieselbe Versammlung besuchen; Kinder und Gesinde sollen nur gehen mit Erlaubnis der Eltern oder Herrschaft. Die Stunde soll nicht auf die Nachtzeit verlegt werden; sie soll weder in der Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, noch so nahe bei demselben stattfinden, daß die aus der Kirche Kommenden den Stundenbesuchern auf dem Wege begegnen oder umgekehrt. Abgelegene Häuser eignen sich nicht zum Versammlungsort. Das Auslaufen in andere Dörfer oder gar das Ausschreiben von Versammlungen nach gewissen Orten ist verboten. Darin läge schon ein Anfang von Organisation über das ganze Land.

In der Stunde einen Vortrag zur Lehre und Ermahnung zu halten, über vorkommende Schriftstellen zu fragen und zu antworten oder aus dem Herzen zu beten ist nur in Gegenwart des Ortsgeistlichen

gestattet. Wo derselbe nicht zugegen ist, soll man sich beschränken auf das Lesen guter, in der evangelischen Kirche angenommener Bücher, wofür besonders empfohlen werden die Symbolischen Bücher. Unverwehrt bleibt, hin und wieder eine kleine Anwendung oder ein kurzes Gebetlein einzuflechten. Das eigentliche Geschäft in der Versammlung soll aber das Lesen der H. Schrift bilden nach Luthers Übersetzung mit oder ohne Beiziehung einer von einem reinen Gottesgelehrten gefertigten Übersetzung. Vom Lesen ausgeschlossen sind die Bücher, Traktate, Nachrichten, Briefe, ebenso Lieder und Gesänge in dunkler, mystischer oder unbiblischer Sprache.

„Nicht erlaubt wird, daß einer den andern veranlasse, seinen inneren Seelenzustand und geheime Umstände in der Versammlung zu erzählen." Solche Stücke gehören entweder vor das Predigtamt oder in eine geheime christliche Vertraulichkeit zwischen ganz wenigen, 2—4 Personen. Eine Versammlung unterschiedlicher Personen taugt nicht zum Gewissensrat, ist nicht befugt, eine Klassifikation vorzunehmen, Vorschriften zu geben. „Damit soll nicht benommen sein, denjenigen Segen Gottes auch in der Versammlung anzuzeigen und zu preisen, womit er einen oder den andern in besonderen Vorfallenheiten begnadiget, oder auch sich in allerhand Fällen der Fürbitte seiner Mitchristen bei Gott anzubefehlen".

Verboten wird das Urteilen über andere Nebenmenschen, sonderlich über die Obrigkeit und das Predigtamt. Auch das Gebet für die Obrigkeit soll nicht Stacheln und Vorwürfe, sondern Liebe und Gehorsam beweisen. Predigt und Lehren der Pfarrer soll man wiederholen und mit der Schrift vergleichen zum Zweck der Erbauung, nicht aber mit Verachtung und Meistern. Völlig freie Liebessteuern zur Linderung der Not von Stundenleuten und anderen sind gestattet, wofern die obrigkeitlich geordneten Armenanstalten und gar die Pflichten gegen Gatten und Kinder nicht darüber hintangesetzt werden.

Gewarnt wird endlich vor dem Grübeln nach fremder Lehre, vor der Beschäftigung mit Favoritmeinungen wahrhaft oder nur scheinbar frommer Leute, vor der Verhandlung von Kirchengebrechen oder einzuführenden neuen Anstalten, weil hier der Ort und die Leute nicht sind, die dazu Beruf und Macht haben. Auch ist längst bekannt, daß dergleichen Abhandlungen das Gemüt nicht erbauen, sondern vielmehr zerstreuen, daß sie dazu verleiten, das Edelste des Christentums mehr in allerhand beliebten Meinungen und Redensarten als in Einfalt des Glaubens und Lauterkeit des Lebens zu suchen. „Daher es unendlich rätlicher ist, sich an den Kern der Lehre zu halten als auf Nebendinge zu fallen, wenn sie auch noch so großen Schein höherer Stufen und Vollkommenheiten von sich gäben."

Unter dem Schutze dieses Edikts, das sich in der Folgezeit wohl als mehrfach zu eng erwies, das aber doch mit einer Weisheit abgefaßt ist, von der man heute noch viel lernen kann, blieben die Stunden in Württemberg erhalten. Sonst waren sie fast überall in Deutschland verboten worden und verschwunden mit Ausnahme etwa

Ausblick auf das übrige Deutschland

weniger Orte am Niederrhein. Auch im Fürstentum Minden und der Grafschaft Ravensberg, (dem Hinterlande für die Anstalten v. Bodelschwinghs) entstand ohne unmittelbaren Zusammenhang mit der
seit 1748 Zeit des ältesten Pietismus eine Erweckung durch die Tätigkeit des Pastor Friedrich August Weihe in Gohfeld, der als junger Militärgeistlicher bekehrt worden war und nun in Gohfeld eine Gemeinde antraf, im Vergleich mit der ihm seine Soldaten wie heilige Engel erschienen. Aber nach 20 Jahren war nicht nur Gohfeld wie umgewandelt, sondern auch Nachbarpfarrer und Nachbargemeinden waren in die Bewegung hineingezogen worden. Schon Weihe und die ihm gesinnungsverwandten Pastoren fanden kräftige Unterstützung durch Laien, so einen ehemaligen Werbeunteroffizier Löhmann, und ein armes, schwerleidendes Bäuerlein, Johann Jürgen Koch. Als in der rationalistischen Zeit nur noch 1 Pfarrer sich zu den Gemeinschaftsleuten von Minden=Ravensberg gehalten hatte, waren diese auf dem Wege, sich von der Kirche ganz los zu machen, bis das auch in der Kirche neu erwachte Leben sie mit dieser neu vereinigte.

In Württemberg wurden die Stunden ebenfalls zuerst von Pfarrern, namentlich Bengelscher Richtung gepflegt. Auf diese gehen die heutigen Gemeinschaften der sogenannten Altpietisten zurück. Andere blieben mehr in Fühlung mit Herrnhut. Eine weitere Gemeinschaft wurde begründet durch Stadtpfarrer Pregizer in Haiterbach (vgl. S. 85.) Alle diese Gemeinschaften aber übertraf bald an Ausdehnung und innerer Kraft diejenige, welche zurückgeht auf den geistesmächtigen Bauer Michael Hahn. Die genauere Darstellung Hahns und seiner Gemeinschaft kann uns daher auch den deutlichsten Begriff vom Stunden= und Gemeinschaftswesen geben.

c) Michael Hahn.

geb. 2. Febr. 1758 Johann Michael Hahn ist am 2. Februar 1758 in Altdorf bei Böblingen als Sohn eines vermöglichen Bauers geboren.

Die ihn zärtlich liebende Mutter starb, als er erst 4 Jahre alt war. In der Schule entwickelte sich trotz mangelhaften Unterrichts und
Leben vieler Schulversäumnisse durch Viehhüten frühe schon sein Verstand. Da man hier nichts erklärte, auch keine Geographie gelehrt wurde, suchte der kleine Bursche die in der biblischen Geschichte vorkommenden Orte in der nächsten Umgegend seiner Heimat. Wo aber in einer Geschichte des H. Geistes Erwähnung geschah, da machte es auf ihn allemal so tiefen Eindruck, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den Heiligen Geist für sich betete. Mit 13 und 14 Jahren fühlte er in sich schon das starke kräftige Gotteswirken, obwohl er dies damals noch nicht verstand. Gar

gegen seine Gemütsart mußte er das Metzgerhandwerk erlernen, hielt auch aus Gehorsam die Lehrzeit aus; nach deren Beendigung aber arbeitete er wieder auf dem väterlichen Gut. Der Vater zwang ihn nun, nach der Dorfunsitte in der Freizeit mit seinen Altersgenossen, Jünglingen und Mädchen zu gehen, denen er sehr willkommen war. Denn er war schön, freundlich, und sehr unterhaltend und konnte, wenn getanzt wurde, besonders gut dazu singen oder pfeifen. Zwar vor den an solche Vergnügungen oft sich knüpfenden groben Ausschreitungen bewahrte ihn eine innere Scham und die Sorge um seinen eigenen Leib. Dennoch machte ihm die Beteiligung an diesen Unterhaltungen meist große Unruhe. Die Gewissensbisse brachten ihn fast um, wenn er sich in den in seinem Orte herrschenden Spottgeist hatte hineinziehen lassen, wie ihn der Geist Gottes auch schon über bösen Begierden und Blicken strafte als einen Totschläger oder sonstigen Verbrecher. Darum wollte er ernstlich sich bekehren, und wenn er in die Gesellschaft der Altersgenossen kam, so las er trotz manchem Spott, den er zu erfahren hatte, in der Bibel, während die andern spielten. Aber sie wußten ihn manchmal doch wieder in ihr Treiben hineinzuziehen.

In seinem 17. Jahre aber wurde Michele in der Kirche durch das Anhören des Liedes: „Der am Kreuz ist meine Liebe" tief ergriffen. Jetzt faßte er den festen Entschluß, fortan zu keiner Lustbarkeit mehr zu gehen, lieber zu sterben als den am Kreuz noch einmal zu betrüben. Damit begann aber erst recht eine Zeit 3jährigen, schwersten innern Kämpfens, indem er einerseits dachte, es dürfe sich von nun an gar nichts Ungöttliches mehr in ihm regen, andererseits aber unzählige Verstandes- und Glaubenszweifel in ihm auftauchten, die alles Suchen in der Bibel und in der Natur nicht zu stillen vermochte. Er fragte z. B.: Wie, wo, was, wer ist Gott? Er konnte es nicht fassen, daß eine Person alles sehen und hören, selbst allgegenwärtig sein soll. So tief geriet er in den Zweifel hinein, daß er meinte, mit allem wie ein Traumbild vergehen zu müssen, bis ihm klar wurde, daß, wenn er gar nicht wäre, er auch nicht träumen könnte. Daraufhin schloß er weiter: Wenn eines ist, muß auch das andere sein. So wurde ihm auch die Bibel wieder Wahrheit, obwohl er nicht alles in ihr begreifen konnte. Nachdem er aber gelernt hatte, Gott so zu nehmen, wie er in der Bibel beschrieben ist, so machte ihm schwer zu schaffen, daß er ihn nicht allein und über alles liebe. Er bekämpfte das, was ihn von der Liebe Gottes abzog. Aber um so mächtiger regte sich die Sünde in ihm. Schon glaubte er, die Gnade Gottes verscherzt zu haben, meinte, alle Drohungen der Schrift an Pharao, Saul und die Verfluchten in der Hölle auf sich allein beziehen zu müssen, er hielt sich für die unseligste Kreatur, beneidete die Vögel und die Blumen, die Gott ehren mit ihrem Dasein und mit ihrem Tun. Doch flehte er Gott an um Gnade zur Sinnesänderung. Würde Gott ihm wieder Wollen und Vollbringen schenken, so war er bereit, alle irdischen Dinge hintanzusetzen, alles zu verleugnen. Da, in seinem 20sten Jahre, als er gerade in der Ernte auf einem Acker Gerste häufelte, wurde er plötzlich innerlich erleuchtet. Die ganze Welt deuchte ihm lauter Para-

dies und voll Heiligen Geistes zu sein. In diesem Zustand ging er heim, wo das Gesicht noch 3 Stunden anhielt, dann aber verschwand. Doch begann von nun an in ihm ein seligeres Leben; er fing jetzt auch an, die Stunden, die ein Vikar hielt, als stiller Zuhörer zu besuchen.

Dem Vater aber war diese Absonderung seines Sohnes von der Welt äußerst zuwider. Er machte ihm alle möglichen Versprechungen, falls er seine Eigenheiten aufgeben und die Tochter eines sehr reichen Altdorfer Bürgers heiraten würde, welche längst auf ihn wartete. Da aber der Michele sich nicht bewegen ließ und jedermann, mit dem der alte Hahn wegen seines Sohnes sprach, auch der Ortspfarrer, seine Weise für übertrieben und schwärmerisch ansah, brauchte der Vater Gewalt. Einmal zählten die Nachbarn mehr als 70 Streiche, die er dem Sohn gab. Nun flüchtete dieser, der den Hals nimmer regen konnte, zu seinem Großvater und auf den Rat seiner Freunde, jedoch nicht ohne väterliche Erlaubnis verdingte er sich als Bauernknecht nach Döffingen. Aber auch hier stieß er überall an mit seinem steten Beten, seiner Redlichkeit und Strenge gegen sich und andere. Um eines äußern Versehens willen ließ ihn der Pfarrer kommen, zankte ihn vor andern tüchtig ab und erklärte sein Christentum für lauter Schwärmerei und Irrtum. Aber Hahns demütiges und sanftmütiges Schweigen machte den Pfarrer doch unruhig; er fragte ihn nach seinen Erfahrungen und darauf gab er ihm recht, wenn schon sein Weg nicht der allgemeine Weg sei. Nach Ablauf des Dienstjahres ging Hahn zu Herrn v. Leiningen auf dem Ihinger Hof, der, ein gottesfürchtiger Mann und selbst Separatist, ihm nichts in den Weg legte. Als derselbe jedoch bemerkte, daß das übrige Gesinde zwar in der Gegenwart des neuen Knechts sich in Schranken hielt, um so mehr aber ihn mit heimlichem Haß verfolgte, riet er Hahn, ins Isenburgische auszuwandern, wo er Gesinnungsgenossen treffen würde. Doch der Michele tat nichts ohne väterliche Einwilligung. Da ließ v. Leiningen den Vater kommen, und als er seine Vermögensumstände erfahren, bewog er ihn, dem Sohn im eigenen Hause ein Zimmer einzuräumen und ihn gewähren zu lassen, damit er nicht erfunden werde als einer, der wider Gott streite. Die Heimkehr wurde erleichtert durch schwere Krankheit der Stiefmutter, deren Gewissen nun erwachte, weil sie den Sohn vielfach mißhandelt und den Vater gegen ihn aufgehetzt hatte. Beide baten ihn jetzt unter Tränen um Vergebung. Michele erwiderte: „O Vater, es soll dir alles verziehen sein; es hat mir nichts geschadet, sondern mich nur zu Gott getrieben.“ Als nach der Stiefmutter Tode der Vater wieder heiratete, machte es ihm die Braut zur Bedingung, daß er dem Michele seine Freiheit lassen müsse, ungehindert nach seiner Überzeugung Gott zu dienen. Dieser lebte nun in größter Selbstverleugnung, trug nur Kleider, welche seine Brüder abgelegt hatten, enthielt sich aller geistigen Getränke, vergaß über Gebet und Nachdenken oft das Essen und nahm dann mit Kartoffeln vorlieb, welche für die Schweine gesotten worden waren.

Mit 22 Jahren hatte Hahn eine zweite Erleuchtung,

welche 7 Wochen fast ohne Unterbrechung anhielt. „Da sah ich," schreibt er später, „allen Dingen ins Herz und mir war, als wäre auf einmal die Erde zum Himmel geworden und als ob ich die Allenthalbenheit Gottes schaute." So habe er Gott gefunden und seine Fragen seien beantwortet worden. „Und da ich vorher an den wichtigsten Schriftstellen am meisten Vergnügen fand und die auch am meisten Gedanken und Verlangen nach Gott erweckten, ward ich auch über dieselben am allergründlichsten erleuchtet und belehrt. Daher rührt es auch, daß ich euch Freunden so gerne von den tiefsten Gotteswahrheiten schreibe; denn meine Seele lebt je länger, je mehr darin." Hahn selbst unterscheidet diese Art von Erleuchtung, die ihm übrigens auch nachher noch öfter wurde, scharf von den in der Bibel beschriebenen Gotteserscheinungen oder von einer Verzückung. Er verlor darüber das gemein menschliche Bewußtsein nicht, wußte wohl, wo er war. Zwischen hinein betete und schrieb, aß und schlief er, dies allerdings wenig genug. Er nennt sein Schauen Zentralschau. Sein Geist war dabei versetzt „in die Geburtsquelle" alles Lebens, er sah einerseits „die Herrlichkeit des Herrn" und andererseits die wie aus einem vierfachen lebendigen Rad (vrgl. Ez. 1) sich auseinanderwindenden und sich entwickelnden Schöpfungsstufen und Abstufungen aller Welten und Geschöpfsgattungen."

Wir lesen von ähnlicher Zentralerkenntnis früher schon bei Jakob Böhme und bei einem Bauer in der Nähe von Erfurt, Markus Völker, mit dem Ötinger zu tun hatte. Der Art des Schauens nach mag auch zu vergleichen sein, was von Ignatius (II, 241 unten) berichtet wird, womit ich aber nicht sagen will, daß es bei diesem dieselbe Quelle gehabt habe. Unter allen Umständen ist die Zentralerkenntnis auch eines Böhme oder Hahn wohl zu unterscheiden von den Offenbarungen der Propheten, denen von Gott unmittelbar bestimmte Worte, Tatsachen 2c. zur Weitergabe mitgeteilt wurden. Die Zentralschau ist wohl ein übernatürliches, aber doch nur ein gesteigertes und beschleunigtes menschliches Erkennen. So viel Licht ein Böhme und Hahn mit einem Schlage bekamen, namentlich über den Zusammenhang der Dinge, so waren sie damit der Mühe des spätern denkenden Weiterforschens in Bibel, Natur und Leben nicht überhoben. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß trotz dem ihnen zu teil werdenden außerordentlichen Licht eigene vorherige Vorurteile sich nicht genügend abklärten, so daß wir noch manche Sonderlehren Hahns, wie über die Entstehung des Weibes, Wiederbringung aller Dinge, nicht für biblisch begründet ansehen können. Vrgl. 1. Kor. 13, 9 ff. Hahn hat diese Unvollkommenheit offenbar selbst gefühlt und daher den noch in der Zeit der Erleuchtung gemachten genauen Aufschrieb später wieder vernichtet. Dennoch steht seine Lehre unter dem damals empfangenen Lichte und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß dieser Bauer durch das ihm

zu teil gewordene höhere Licht, durch eigenes unablässiges Forschen und Reinheit seines Lebens und Strebens einen Weit- und Tiefblick in die Geheimnisse der Schrift und des Reiches Gottes erlangt hat, wie er unter den Theologen seiner Zeit schwerlich zu finden sein dürfte. Den Gedanken eines neutestamentlichen Gottesvolks, welches das Wort Gottes seine Speise und Richtschnur sein läßt, hat er seiner Verwirklichung näher gebracht als Calvin in Genf. Sehr zu bedauern ist, daß viele in unserer Zeit durch die in Hahns Schriften mehrfach sich findenden allerdings unverständlichen und anfechtbaren theosophischen Wendungen und durch die Bedenken gegen das Ganze seiner Lehre sich auch von seiner im Grunde klaren und nüchternen Schrifterklärung zurückschrecken lassen.

Von jetzt an ließ Hahn sich bewegen, in den Stunden auch zu reden. Außerdem begann er damit, biblische Betrachtungen über einzelne Bibelstellen zu schreiben, woraus mit der Zeit die Auslegung ganzer biblischer Bücher wurde. Auch diese geschieht meistens in der Form von Briefen an Freunde, die von ihm Auskunft begehrten. Den Hauptinhalt einzelner Kapitel, eigene Lebenserfahrungen, Trost und Stärkung für Freunde ꝛc. gibt er häufig auch in der Form von Liedern, deren er über 2000 gedichtet hat. Hier aber nimmt die Breite und die Unbeholfenheit der dichterischen Form vielmehr dem Gesagten Reiz und Kraft.

Das Aufsehen, das der junge Mann nun erregte, bewog einen Pfarrer aus der Nachbarschaft von Altdorf, den Michele einem 3tägigen Verhör zu unterziehen, worüber ein Protokoll aufgesetzt und an das Konsistorium abgesandt wurde. Aber damit nicht zufrieden, warnte derselbe Pfarrer im Schwäbischen Merkur jedermann vor diesem Schwärmer und Phantasten. Dadurch wurde Hahn erst in größerem Kreise bekannt, aber auch in weitere Untersuchungen hineingezogen. Da er dem gern ausgewichen wäre, ließ er sich von dem ihm freundlich gesinnten Pfarrer Philipp Mätthäus Hahn zusprechen, eine Reise nach Zürich und Basel zu machen, wo er unter andern Lavater und die Brüder von der deutschen Christentumsgesellschaft kennen lernte. Die Rückreise ging über Mülhausen, Straßburg und den Schwarzwald, wo Hahns Name an mehreren Orten schon bekannt war. Die Verfolgungen begannen aber alsbald wieder. Der sonst treffliche Dekan Roos in Lustnau, der von dem Michele übel berichtet war und auch durch persönliche Befragung desselben sich nicht andern Sinnes machen ließ, veranlaßte, daß Hahn vor dem Konsistorium in Stuttgart erscheinen mußte. Hier aber bekam der Oberkonsistorialrat Karl Heinrich Rieger, der die Berichterstattung hatte, einen so tiefen Eindruck von diesem Bau-

ernburschen, daß er äußerte, Hahn sei eines jener Originalien, wie sie nur Jahrhunderte hervorzubringen pflegen, auch ihm den Vorschlag machte, noch Theologie zu studieren. Darauf antwortete Hahn: wenn er studieren würde, so wäre er nachgehends an eine Gemeinde gebunden; so aber sei er ungebunden und könne mit seinem ihm von Gott geschenkten Lichte allgemein leuchten. Rieger drang nicht weiter in ihn, ermahnte ihn jedoch, sich dann wenigstens anzugewöhnen, daß er mehr mit Schriftworten und Schriftsinn sich ausdrücke. Diesen Rat hat sich Hahn auch zu nutze gemacht. Trotzdem hörten die Verfolgungen durch die Unterbehörden nicht auf.

Nur eine kurze Unterbrechung machte eine Reise nach Bayern und Nürnberg, wohin ihn der fromme Graf v. Seckendorf mitnahm. Als Hahn einst auf dem Wege nach Calw in Deckenpfronn redete und dort zu übernachten gedachte, versammelte sich eine große Menschenmenge. Da um 1786 wollte der Schultheiß ihn über Nacht einsperren und andern Morgens polizeilich vor Oberamt transportieren lassen. Mit Mühe erreichten die Brüder im Ort, daß er beidemale ihrer Obhut anvertraut wurde. In Calw fragte der Oberamtmann den Michele, über was er denn geredet habe, daß ein so großer Zulauf entstanden sei. Dieser erwiderte: über das Gleichnis vom verborgenen Schatz im Acker und von dem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Als der Oberamtmann darin nichts Besonderes fand, bat Hahn, erklären zu dürfen, warum er so bewundert werde, und sagte: „Gestern bin ich nach Deckenpfronn gekommen und heute hieher transportiert worden. Wenn nun das wieder überall bekannt wird, so betrachtet man mich überall als einen apostolischen Märtyrer, und alles will mich dann sehen und bewundern. Hieran sind die Herren selbst schuld. Würden sie stille sein und mich laufen lassen, so würde es nicht halb so arg sein.“ Da gab ihm der Beamte recht und entließ ihn aufs freundlichste.

Dennoch wollte Hahn jetzt auf den Rat der Calwer Brüder das Sprechen in Versammlungen aufgeben. Aber nach kurzer Zeit hatte er einen Traum, der ihm zeigte, daß er damit das ihm anvertraute köstliche Pfund im Schweißtuch vergraben würde. In Altdorf selbst wurde, trotz der Bedrohung fremder Stundenbesucher mit Arrest, der Zulauf immer größer. Gegen Hahn persönlich schritt man nicht ein, weil er seinem Vater in der Landwirtschaft aufs beste beistand. Dagegen wurde ihm in dem benachbarten Herrenberger Oberamt das Stundenhalten gänzlich verboten. Kam er dennoch in eine Gemeinde, so führte dies regelmäßig zu seiner Einlieferung ans Oberamt, wo aber der Oberamtmann ihn allemal mit Wohlwollen behandelte.

Als er wegen Krankheit und nachlässiger Behandlung durch eine dritte Stiefmutter eine zu Feldgeschäften untaugliche, aber im Schreiben geübte arme Schwester zu sich ins Haus nahm, wollten seine Widersacher 1791 ihm durch Verbreitung übler Gerüchte schaden; er aber schwieg und ließ sich dieselben nur zur Demütigung und Läuterung dienen. Nach dem

1794 Tode seines Vaters begab sich Hahn zu dem Verwalter der Herzogin Franziska auf dem Hofgute Sindlingen, wo ihm diese ein Stübchen hatte herrichten lassen. Eine Zeitlang betrieb er hier als äußeren Beruf das Verfertigen von Wanduhren, mußte ihn aber wieder aufgeben wegen der vielen Besuche, die er empfing und seiner übermäßigen Inanspruchnahme durch die Aufforderung zu brieflicher Beantwortung von Anfragen, was vielfach ganze Lehrbriefe gab. Da Hahn selbst zum Druckenlassen seiner Briefe und Schriften nicht zu bewegen war, so mußte viel
1803 abgeschrieben werden. Daher kam es ihm sehr gelegen, daß die Möglichkeit, sich in Sindlingen ein eigenes Häuschen zu bauen, ihm auch gestattete, 2, bald 3 Brüder als Gehilfen beim Ordnen und Abschreiben seiner Schriftlichkeiten zu sich zu nehmen.

Nachdem Hahn seit seinem 40sten Jahre auch durch manche
20. Jan. 1819 äußere Leiden und innere Angst hindurchgegangen war, starb er getrost im Glauben an seinen Heiland, noch ehe er die Übersiedlung nach der vom Könige den Gemeinschaftsleuten im Lande bewilligten Kolonie vollziehen konnte. S. 80 ff.

Aus Hahns Lehre.

Ich kann auf das eigentümliche Lehrsystem Hahns nicht eingehen, will nur seine für einen Gemeinschafts- und Bauersmann sehr bemerkenswerte Stellung zu Kirche, Erkenntnis und Heiligung hervorheben.

Hahn hat von der Kirche einen ähnlichen Begriff, wie er I, 1 ff aufgestellt worden ist. Er erklärte es für tollsinnig, nur diese oder jene Partei als zur Seligkeit bestimmt zu erachten oder gar zu meinen, ein paar tausend Anhänger (eines bestimmten Menschen oder einer bestimmten Gemeinschaft) würden den Himmel und Neujerusalem füllen. Gott ist aller Seelen Schöpfer, Jesus aller Seelen Erlöser; er will, daß allen geholfen werde. Sogar die Welt kann werden was sie noch nicht ist. In jeder Kirche aber hat der Herr die Seinen, edle Seelen und Lehrer, so besonders auch in unserer evangelischen Kirche. Doch ist auch diese Kirche seit den Zeiten der Reformation wieder sehr verderbt worden, namentlich seit ½ Jahrhundert reift sie immer mehr zum Verderben durch das Vorhandensein einer Menge von Naturalisten, Deisten, Indifferentisten, Neologen. So läßt sich nicht leugnen, daß auch sie eine Gasse von Babel (Offb. 18) darstellt und nicht die katholische allein, obgleich diese den vorzüglichsten Teil desselben bildet.

Es wäre aber ganz zwecklos, nun geschwind wieder eine neue Kirche oder Partei gründen zu wollen. Denn jede artet aus. Wenn Hahn heute anfinge, es ginge nicht anders. Es gäbe nur ein kleines Gäßlein mehr in dem größern Babel mit besonderen Formen und Zeremonien. Hahn glaubt, persönlich eine besondere Erleuchtung und Gabe von Gott und ebendamit auch einen Beruf für andere Freunde der Wahrheit in seiner Zeit zu haben. Er fürchtet aber nichts so sehr, als ein Päpstler (beziehungsweise ein Papst) zu werden. Protestantische Christen sollen sich das Recht des Prüfens nach der Schrift doch ja nicht rauben lassen, auch seinen eigenen Schriften gegenüber. So kennt er auch

die Mängel seiner Schreibart wohl. Er muß schreiben, wie der Geist ihn drängt, wobei die Hand dem innern Treiben der Gedanken nicht rasch genug folgen kann, er bedauert, nicht in der schönen Ordnung der Gelehrten schreiben zu können. Weit entfernt ist Hahn davon, die Freunde auf das ihm Gegebene festlegen zu wollen. Nein, sie sollen den göttlichen Samen selbst ausbilden. Dabei ist es wohl das beste, wenn man selber Licht von Gott hat. Bis jedoch das der Fall ist, soll man auch menschliche Stützen im Glauben und sich darbietende Mittel und Gelegenheiten, um weiter zu kommen, nicht verachten. Christen sollen auch die Zeitungen lesen, damit sie die Begebenheiten der Gegenwart kennen und wissen, woran sie mit der Zeit sind. Er legt ihnen ans Herz, sich auch ums Sprechenkönnen zu bemühen, nicht sich damit zu begnügen, die Wahrheit im Gefühl zu haben und etwa sie unter Unwissenden und Einfältigen auszusprechen; vielmehr sollen sie die Schriftgedanken in gemeinverständlicher Weise wiederzugeben lernen. Will man sonst einmal gegenüber von andern zeugen, so erfährt man, daß wer das Schwert der Wahrheit nicht zu führen weiß, es stumpf haut, so daß er besser ganz schwiege.

Ist es Hahn sehr zu tun um Erkenntnis, daß Herz und Hirn etwas habe, so doch noch mehr um Heiligung. Wir sollen heilig werden am Leib und Geist. Der Geist deckt das Verdienst Christi nicht über den alten Menschen her. Christus ist kein Sündendiener, sondern ein Sündenzerstörer. Der hat noch nicht das Rechte, dem es noch mehr um Vergebung als um Errettung von Sünden zu tun ist, der sich nur immer vergeben lassen will und dabei derselbe bleibt, der er ist. „Das heißt mir kein Glauben," sagt er, „der nur glaubt: Christus ist für meine Sünden gestorben und eignet sich das zu; sondern das ist mein Glaube, der nach Erlösung und Errettung, nach Seligkeit und Heiligkeit, nach dem verlorenen Ebenbild Gottes und seinem Ursprung hungert, der gern von allem frei wäre und doch in eigener Kraft nicht frei werden kann, der es schon versucht und nichts ausgerichtet hat. Ein solcher wirkt eine Speise, die nicht vergänglich ist; er findet sie in Jesu und darf sie genießen."

Nach dem Tode Hahns nahm die Zahl seiner Anhänger sogar noch zu, da jetzt seine sämtlichen Schriften gesammelt und durch den Druck verbreitet wurden. Es gibt Gegenden in Württemberg, wo fast in jedem Dorf eine Hahnsche (Michelische) Gemeinschaft besteht. Im ganzen zählt man in Württemberg 370, in Baden 70 Gemeinschaften mit etwa 15000 Mitgliedern. Die Hahnsche Gemeinschaft

Bis auf den heutigen Tag hat es der Gemeinschaft im ganzen nicht gemangelt an Männern, die im stande waren, auch andere zu lehren und zu leiten. Fehlte es auch da und dort an einem Sprecher, der frei reden konnte, so hat vielleicht doch ein treuer Mann die Stunde gehalten und den Stundensinn erhalten, bis neue Kräfte nachkamen. Das Vielreden in und außer der Versammlung liebt man überhaupt nicht. Besonders geschickt zur Führung der Brüder

waren diejenigen, welche noch durch Hahns eigene Schule gegangen waren. Es waren Männer aus allen Ständen: Handwerker, Bauern, Kaufleute, Schullehrer, unter welchen namentlich Immanuel Gottlieb Kolb hervorragt. Aber auch wenn man die Lebensgeschichte manches armen Schneiderleins oder Bäuerleins liest, so muß man staunen über ihrer Arbeit an sich selbst, wie der Geist Gottes und äußere Lebensschicksale sie Herr werden lassen über eine heißblütige oder träge Natur, wieviel Licht diese einfachen Männer schöpfen aus der Schrift und ihrer persönlichen Lebensführung, mit welcher Geschicklichkeit und Weisheit sie nun auch andere lehren und leiten. Dabei scheuen sie kein Opfer an Kraft, Zeit und Geld, wenn es gilt, auch die Gläubigen in entfernten Orten aufzusuchen oder die vielen Besucher leiblich und geistlich zu befriedigen, die von den einmal anerkannten Führern Licht, Trost und Stärkung begehren. Die regelmäßige Beteiligung von Pfarrern an der Stunde wird von den Hahnschen selbst nicht gesucht, da sie nicht ganz ohne Grund fürchten, dadurch ihre Selbständigkeit und wohl auch ihre alte Richtung zu verlieren. Freundlich und doch selbständig steht man der Kirche überhaupt noch immer gegenüber. Man schätzt treue Arbeit eines Pfarrers an der Gemeinde und einzelne aus ihrer Mitte besitzen auch so viel Takt und Mut, wo immer Ungehörigkeiten vorkommen, dawider am rechten Ort zu zeugen, ohne sonst viel Lärm darüber zu machen. Daher sind auch ernstgesinnte Pfarrer froh an diesen Gemeinschaftsleuten, die zu ihren treusten Kirchenbesuchern gehören und damit, daß sie dem Weltsinn wie dem Sektengeist entgegenarbeiten, des Pfarrers Arbeit an der ganzen Kirchengemeinde unterstützen. Ebenso rühmen die Vorstände von Werken Innerer und Äußerer Mission, daß sie aus diesen Kreisen die beste Unterstützung erhalten durch regelmäßige Gaben an Geld und Naturalien und durch den Eintritt von Jünglingen und Jungfrauen in ihre Arbeit.

Unter sich selbst sind die Mitglieder aufs engste verbunden, dies weniger durch die im Jahr 1876 abgeschlossene äußere Organisation der Gemeinschaft (26 Bezirke, Ausschuß, 1—2 jährliche Konferenzen), als vielmehr durch die gemeinsame Geistesnahrung aus den Schriftens Hahns, Kolbs, Ötingers und anderer, die sie regelmäßig lesen, ferner durch die im Bruderkreise geübte gegenseitige Aufsicht, wo es not tut auch brüderliche Unterstützung. Die leitenden Brüder greifen oft ziemlich tief ein auch in die äußere Lebensstellung der Mitglieder. Dagegen ist die besonders früher häufige Ehelosig-

keit keine Satzung, sondern wird nur als göttliche Gabe begehrt und geschätzt. Denn man hat wie anderwärts erfahren, daß zu großes Selbstvertrauen in diesem Stück zu bittern Enttäuschungen führt.

Man hört zuweilen an den Hahnschen aussetzen, daß ihr Christentum gesetzlich sei und sie nicht recht zur Freudigkeit des Glaubens gelangen. Das trifft aber keinenfalls bei allen zu.

Ich selbst tadle dreierlei:

1. daß gerade in kleineren Gemeinschaften, wo es an einem begabten Sprecher fehlt, wenn einmal geredet wird, die dunkeln Ausdrücke Hahns herausgegriffen und hin und her gewendet werden, während ihre erleuchtetsten Führer und besten Sprecher das geflissentlich vermeiden.

2. In diesen kleinen Stunden liest man bloß die Bibelabschnitte und bemüht sich gar nicht, sie auf die Gegenwart und das eigene Leben anzuwenden, wozu allerdings inneres Bewegen der betreffenden Stellen die Woche hindurch gehören würde. Wie will man aber der großen Versuchungsstunde begegnen, wenn man gar nicht darin geübt ist, die Gegenwart aus dem Lichte der Schrift zu verstehen, sondern sich bloß immer in der Gedankenwelt verstorbener Menschen bewegt? Aus derselben wird auch niemand neues Leben schöpfen, wenn man schon vieles lernen kann. Das göttliche Leben wird allein da geboren, wo man den Samen, das Bibelwort, unmittelbar in sein Herz eindringen, ihn da keimen und wachsen läßt.

3. Man sollte bessere Lehrer für die Stunden auf dem Lande nicht allein von Gebet und Erweckung erwarten, sondern die selbst Lehrer sind, sollten an dem Herrn Christus und seinen Aposteln sich das Beispiel nehmen, daß was man gelernt hat, man nicht bloß der Gemeinschaft, sondern auch einzelnen treuen Menschen befehlen muß, die zum Lehren geschickt sind, und daß Menschenfischer und Hirten zuerst selbst in jahrelanger Geduldsarbeit geschult und erzogen werden müssen. Man darf auch um den Geist nicht bloß bitten, sondern muß ihn suchen und die den Weg wissen, müssen ihn andern zeigen. Dann gibt es Erweckungen.

Nur loben kann ich es, daß die Hahnischen ihren Mitgliedern jede politische Agitation (alles, was z. B. über die Bürgerpflicht, selber recht zu wählen, hinausgeht) verbieten und sich sehr besinnen, ob sie weltliche Ämter, die ihnen angeboten werden, annehmen sollen. Fromme, die großen Einfluß aufs Volk haben, könnten wohl dann und wann Augenblickserfolge erzielen, aber sie bringen sich durch die Einmengung ins Parteigetreibe und manches, was bei weltlichen Ämtern gegenwärtig nicht zu vermeiden ist, in Gefahr, ihr Bestes, womit sie der Welt viel nützer sind, ihr Salz und Licht von oben einzubüßen. Desgleichen mögen die Hahnischen ihre große Vorsicht und Zurückhaltung gegenüber neuer Lehre sowohl als modernen Gemeinschaftsbewegungen ja behalten! Man kann diejenigen, die man als Brüder in Christo erkannt hat, dennoch lieben, die Einigkeit im Geist mit ihnen wahren, auch einzelne berechtigte Bestrebungen und Werke derselben unterstützen, ohne daß man deswegen in eine Massenbewegung eintritt, von der sich noch sehr fragt, ob sie als solche aus Christo stammt und in Christo bleiben wird.

3. Unterschied der älteren Pietisten unter sich und von der Kirche.

Unterschied untereinander

Der ältere Pietismus, zu welchem heute noch die Michelianer gehören, während einst Zinzendorf sich grundsätzlich von ihm losgemacht hat, weist in seiner Lehre und eigenen Lebensauffassung wenig Unterschiede auf.

Es fällt zwar auf, wie namentlich die spätern Anhänger Bengels den vollen Frieden des Evangeliums erst von dem Augenblicke an sich zuschreiben, wo sie das gesetzliche Wesen ganz überwunden haben und Christus allein ihre Gerechtigkeit geworden ist, wogegen Francke und Hahn die Notwendigkeit der Heiligung ganz besonders betonen. Allein in der Wirkung hebt sich der Unterschied auf. Es ist den einen wie den andern gleich sehr um Gerechtigkeit aus dem Glauben und um ein rechtschaffenes Wesen in Christo zu tun.

Der Hauptunterschied zwischen Francke und Bengel und damit sämtlichen Württembergern der ältern Richtung liegt wohl in der verschiedenen Stellung zum Reich Gottes und seiner Wahrheit. Zwar schöpfen beide diese aus der Bibel. Aber Francke hat es viel eiliger, die einzelne Wahrheit und Pflicht, die er erkannt hat, im Leben auszuführen und in seinem Teil das Reich Gottes nach allen Seiten zu pflanzen und auszubauen. Das tut er im Glauben; er braucht dazu aber auch seinen Verstand und allerlei menschliche Mittel. Wo ihm Hindernisse in der Welt, in der Wissenschaft oder in der Kirche aufstoßen, da fragt er nicht lange, ob sie nicht auch ein gewisses Recht, zum mindesten einen Anspruch auf Duldung haben, sondern bekämpft sie frischweg. Er besinnt sich nicht einmal, ob er nicht durch die Art seines Angriffs der guten Sache selbst und seinem eigenen Namen schade. So hat er die Absetzung und Verbannung des berühmten Philosophen Wolff in Halle und sogar eines Anhängers desselben in Königsberg durch seinen persönlichen Einfluß auf Friedrich Wilhelm I durchgedrückt. Bengel dagegen greift überhaupt nicht in erster Linie einzelne Wahrheiten aus der Bibel auf, sondern sieht aufs Ganze. Er sucht den ganzen Reichgottesplan zu ergründen, sich nach demselben zu bilden und in ihm seinen bescheidenen Posten aufs beste auszufüllen. Wo ihm eine einzelne Wahrheit aufstößt, besieht er sie doch erst von allen Seiten und vermeidet dadurch die Gefahr, einseitig zu werden und irgend jemandes Rechte zu verletzen. Auch er kann nach reiflicher Prüfung sehr gründlich und sehr scharf ins Gericht gehen mit denen, welche das Reich Gottes und seinen Weg verkehren (S. 125); aber er braucht keine andern Waffen als die des Geistes. Es heißt bei ihm nicht: „helfe was helfen mag," sondern er weiß, daß Gott selbst bei der Arbeit ist, sein Reich baut

und schützt und auch in den Herzen der vorläufig noch Widerstrebenden arbeitet. Bengel ist mehr ein Gelehrter als ein Mann der Tat. Er und seine Schüler haben viel weniger äußere Werke aufgerichtet als der [einzige Francke. Und doch haben sie ohne Zweifel nachhaltiger und tiefer auf das Leben eingewirkt als jener mit seinen Gehilfen. Sie haben die ganze Kirche gebessert, auch den Pietismus geläutert, mit der Kirche versöhnt und so zum Segen für die Kirche erhalten. Statt die Kunstpflanze des Anstaltslebens zu pflanzen und alles uniformieren zu wollen, hat Bengel viel mehr Originalien zur Entwicklung verholfen und das ganze christliche Volksleben mehr sauerteigartig durchdrungen. Vrgl. S. 42 mit 207.

Fragen wir: Was hat denn dem Pietismus so viel Verachtung, Haß und Verfolgung zugezogen bis auf den heutigen Tag? so liegt die Ursache weder in neuer Lehre noch in ganz neuer Lebensauffassung. Die Pietisten stehen in Wahrheit der Lehre Luthers näher als die Orthodoxen und wie dieser viel mehr auf dem eigentlichen Schriftgrund. Sogar in der eigenen Lebensführung der Pietisten und der sonstigen evangelischen Bibelchristen aller früheren und späteren Zeiten besteht kaum ein wesentlicher Unterschied S. 9. Unterschied von der Kirche

Was andere vor den Kopf stoßen mußte, war nur die Neigung Franckes und seiner Anhänger, für evangelische Christen ein neues Gesetz für jedermann und, wo man sich diesem nicht fügte, eine Scheidung zwischen Pietisten und gemeinen Kirchenchristen aufzurichten. S. 35 ff.

Im übrigen rührt die Feindschaft der Kirchenchristen auch gegen den echten Pietismus meist daher, daß die lutherischen Gemeinden und Pfarrer von wahrhaft evangelischem Glauben, Gottesdienst und Leben weit abgekommen waren. S. 14 ff.

Im Durchschnittschristentum der alten lutherischen Orthodoxie ist der Pfarrer vermöge seiner Bestellung zum Amt der einzige Verwalter des Geistlichen. Er spendet die Sakramente und sagt den Leuten, was sie zu glauben und zu tun haben. Die Hauptsache ist, daß jedermann als Kind schon getauft ist; so nimmt der fromme Glaube an, damit sei auch die Wiedergeburt erfolgt. Vgl. II. 193 ff. Lernt eines dann mit den Jahren seinen Katechismus und Stücke aus der Bibel, zweifelt es nicht, daß was in Katechismus und Bibel steht, wahr ist, läßt es sich regelmäßig in der Kirche und beim Abendmahl finden, gibt es sein Kirchenopfer, spricht es gar noch regelmäßig sein Morgen-, Abend- und Tischgebet, das ist ein guter Christ. Kommt der Tod heran, so stirbt er selig.

Nun kam der Pietismus und behauptete wieder mit Luther das allgemeine Priestertum aller Gläubigen. Auch sah er die Wiedergeburt nicht als in der Taufe vollendet an, sondern forderte von jedermann, die Pfarrer mit eingeschlossen, daß sie müßten erst wiedergeboren werden

aus dem Geist. Auch in der sogenannten Christenheit muß jeder einzelne erweckt werden zur Reue über einzelne Missetaten und über sein ganzes Sündenverderben, zum Bruch mit Sünde und Welt und zum Verlangen nach Erfahrung der göttlichen Gnade und Wahrheit. Macht einer damit ganz ernst, so wird ihm die Vergebung seiner Sünden durch Christum innerlich zugesichert. Aber auch fernerhin gilt es, in Licht und Kraft des neugeschenkten Heiligen Geistes stets als in der Gegenwart Gottes, nach seinem Willen und Geboten, und in innerer Gemeinschaft mit unserm Heiland zu wandeln. So allein behält der Mensch bleibenden Frieden. Wie man alles mit Gott tat, so hofften auch die hervorragenden Vertreter des Pietismus alles von Gott und wagten alles auf ihn, was sie einmal als seinen Willen erkannt hatten, und ihr Suchen und Sehnen blieb von Gott nicht unbeantwortet. Allenthalben, wo Fromme zeugten, wurden seitherige Weltmenschen davon innerlich getroffen. Etliche widerstrebten, andere gaben nach längerem oder kürzerem Widerstreit Gott recht. So entstanden die auch äußerlich bemerkbaren Erweckungen ganzer Orte und Gegenden. Den Erweckten Gelegenheit zu geben zur Lobpreisung Gottes wie zur Darlegung und Hinwegräumung dessen, was ihren Christenlauf störte und hemmte, erwiesen sich die Stunden als ein besonders gutes Mittel.

Die Theologen vom alten Schlag konnten aber in dem Neuen, das der Pietismus brachte, nichts als Gefahr und Umsturz der bestehenden guten Ordnung, des Pfarramts, der Kirche und der seligmachenden Lehre sehen.

Die Laien aber waren empört, daß ihnen der süße Traum, sie seien alle Christen und rechtschaffene, ehrbare Menschen, und damit der Trost der Himmelshoffnung zerstört wurde, daß etliche aus ihrer eigenen Mitte besser sein wollten als sie, und daß dieselben gar noch verlangten, sie selbst müssen auch anders werden und lassen woran ihr Herz bisher gehängt. Bestärkten auch noch die Pfarrer ihre Gemeinden in solchem Unwillen, so waren die Pietistenkrawalle fertig.

Fehler des Pietismus

Tatsächlich waren auch die frömmsten Häupter des Pietismus einzelnen *Fehlern* und Irrtümern unterworfen. S. 62 u. 43. Geistig weniger hervorragende Anhänger verkannten zuweilen das Wesentliche, verachteten alle Wissenschaft und alle kirchliche Ordnung, machten dagegen aus der Art und den Lehren ihrer Führer eine äußere Manier. Vrgl. S. 95. Sie traten auch absprechend und herrschsüchtig auf solchen gegenüber, die sich ihrem engern Kreise anzuschließen aus wirklicher Geistesfreiheit vermieden. Manche traten den Gemeinschaften von Anfang an in unlauterer Absicht bei. Die Gefahr, die Welt aufs neue lieb zu gewinnen, besteht hier wie überall. Aber gegen alle diese Fehler haben die echten Geistesmänner unter den Pietisten selbst ernstlich gekämpft.

Segen für die Kirche

Darum bleiben wir dabei: der ältere Pietismus im ganzen ist ein Salz und ein Licht gewesen für Kirche und Welt. Er hat den Geist von oben wieder in die erstarrte Kirche geleitet und selbst in Wissenschaft und geistliches Amt neues Leben gebracht. S. 205 ff. Wo man ihm Raum ließ, hat er das Leben der Pfarrer und Gemeinden gebessert, den Glauben erhalten und der Kirchenflucht gewehrt. Vrgl. besonders S. 65 ff.

4. Die Entstehung von Kornthal und Wilhelmsdorf in Württemberg.

Quellen: Hauck, Realencyklopädie. v. Moser, Vertraute Briefe. Christlieb, Moderne Zweifel am christlichen Glauben. Palmer, Homiletik und Katechetik. Calwer Württembergische Kirchengeschichte. Kapff, Die württembergischen Brüdergemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf; deren Kirchenordnung 1892. Thumm, „Durch tiefe Wasser". Württemb. Gesangbuch von 1758 und 1791. Liturgie von 1784 und 1809.

a) Die Aufklärung und der Rationalismus.

Nicht nur im Mittelalter, sondern auch noch in den Ländern der Reformation hatten über ein Jahrhundert lang die Theologen Staat und Wissenschaft gelenkt. Zu der Frage, ob Krieg oder Frieden, sprachen sie in gar manchen Fällen ein gewichtiges Wort. Verordnungen der Sittenpolizei und Vorschriften über Handel und Wandel sowie andere Gesetze ergingen auf Veranlassung, teilweise nach der Redaktion der Gottesgelehrten. Die höchsten Beamten gerade so wie Universitätslehrer, also die Vertreter jeder Art von Wissenschaft, mußten sich hüten, nicht in Widerspruch zu kommen mit dem in ihrem Lande herrschenden Glaubensbekenntnis. Auch von ihnen wurde in verschiedenen Ländern ein scharfer Religionseid bei ihrer Anstellung gefordert. Die Schule verdankte ihre Erneuerung zum größten Teil der Kirche, blieb daher ganz unter ihrer Leitung.

Frühere Theologenherrschaft.

Hatte nun der Rat eines Luther, der ebenso genau auf die Stimme der Vernunft wie auf das Wort Gottes achtete und der ein Herz hatte für sein deutsches Volk, in den meisten Fällen zum Heile gedient, auch wo man in weltlichen Dingen nach ihm fragte, hatten die Schweizer Reformatoren teils durch ihren praktischen Blick, teils durch eiserne Strenge das Staatswesen, in dem sie lebten, zur höchsten Blüte gebracht, so war das Tun und Lassen ihrer Nachfolger nicht durchweg ebenso ersprießlich für das Beste des Vaterlands. Sie waren zu sehr Knechte des Buchstabens und folgten sehr häufig blind ihrer Parteileidenschaft. Damit haben sie, wie wir wissen, ein gut Teil beigetragen zur Entstehung des Dreißigjährigen Krieges.

Der ganze Jammer dieser schrecklichen Zeit mag ein Hauptanlaß gewesen sein, daß die Fürsten, katholische ebenso wie evangelische, sich von ihren streitsüchtigen theologischen Ratgebern unabhängig zu machen anfingen und das Staatswohl nunmehr in den Grundsätzen der Vernunft und des eigenen Nutzens suchten.

Aufklärung.

Den größten Stoß in den Augen der Welt gab den vorher sich wie unfehlbar gebärdenden Kirchenmännern der Kampf mit den

Pietisten, die meist frömmer und besser waren als sie und weit mehr leisteten.

Auch auf andern Gebieten hatten die Lehren der Theologen sich als unzureichend oder irrig erwiesen. Große Entdeckungen der Naturforscher, eines Kopernikus, Kepler, Newton, in der Himmelswelt hatten mehr und mehr zu der Erkenntnis geführt, daß die ganze Natur nach festen Gesetzen gelenkt werde. Welthandel und Heidenmission brachten neue Kenntnisse von fremden Ländern und Völkern und deren Vergangenheit. Der vorher vielfach (auch bei den geistigen Führern) auf die Landesgrenzen eingeengte Blick erweiterte sich. Vor der neuen Wissenschaft fiel endlich die größte Schmach, der grausamste Greuel der christlichen Kirche, der Hexenprozeß. Im Zusammenhang damit wurden das ganze Untersuchungsverfahren und die Strafen der Gerichte vernünftiger und milder. Die Folter trat zurück, um endlich ganz zu verschwinden.

Wiederum hatten die Pietisten gezeigt, wie viel mehr in der Schule zu erreichen sei, wenn man abging von der hergebrachten steifen Unterrichtsweise der Prügelmethode, wenn man vielmehr auf die Fähigkeiten und Kräfte jedes einzelnen gebührende Rücksicht nahm. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam ein Geschlecht von Schulmännern auf, das noch in ganz anderem Maße durch Anschaulichkeit des Unterrichts und naturgemäße, immer freundliche Auffassung und Behandlung der Schüler Lernen und Erziehung fördern wollte. Man nannte sie Philanthropen. Ihr Vater war der charakterlose Genfer Johann Jakob Rousseau, der es für angenehmer hielt, gute Lehren nur zu geben, andere aber sie befolgen zu lassen, dem es aber vermöge der ihm verliehenen außerordentlichen Gabe doch gelang, andere, insbesondere Deutsche, so zu begeistern, daß sie wirkliche Menschenfreunde wurden, voll Hingebung für die Schule. Indem weise Fürsten ihre Bestrebungen unterstützten, konnte in vielen Ländern jetzt erst Ernst gemacht werden mit der allgemeinen Schulpflicht.

Was Naturforscher und Reisende erforscht, was Philosophen, Staats- und Schulmänner ausgedacht hatten und womit sie erst Versuche anstellten, das aller Welt als neueste, auch wieder unfehlbare Wahrheit zu verkünden, ließen die jetzt aufkommenden Zeitungen und eine ganze Flut von halb belehrenden, halb unterhaltenden Büchern sich angelegen sein.

Man durfte in der Tat reden von einem Zeitalter der Aufklärung. Es kam Licht in viele zuvor dunkle und traurige Weltverhältnisse.

Andererseits aber riefen die Erfolge, welche die Vernunft in Erforschung, Beurteilung und Neuaufbau so vieler Lebensgebiete gehabt hatte, einen ungemeinen Verstandesdünkel und eine Art von Weltbeglückungsschwindel hervor. Im Anfang der Aufklärungszeit hatten die größten Geister trotz ihren die ganze Weltanschauung umstürzenden Entdeckungen ehrfurchtsvoll Halt gemacht vor der christlichen Religion selbst und den göttlichen Wahrheiten der Heiligen Schrift. Mit der Zeit aber freute man sich nicht nur, einzelne schwache Punkte der Theologie oder der kirchlichen Lehre aufzudecken, sondern man griff die Grundlage selbst an. In Frankreich schritt man von frechem Spott über das Heilige (Voltaire) fort bis zu völliger Gottesleugnung (Materialisten oder Encyklopädisten.) Anders in England und Deutschland. Hier wollte die Mehrzahl der Theologen bei der allgemeinen Aufklärung selbst nicht zurück bleiben, suchte vielmehr die neugewonnene Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit der Natur und der ganzen Welt zu vereinigen mit dem Glauben an Gott und seine Offenbarung in der Heiligen Schrift. Man sagte: Die Bibel lehrt durchaus nichts anderes über Gott und Welt, als was die Vernunft unser fortgeschrittenes Jahrhundert ebenfalls lehrt. In dem Bemühen, dies nachzuweisen, verfiel man aber in eine kaum weniger schädliche Art, alles, was das Wort Gottes lehrt, einzuzwängen in die gegebenen Zeitbegriffe, in den Tagesverstand. Man erklärte so lange herum an der geoffenbarten Lehre und Geschichte, bis man sie so ziemlich ins Gegenteil von dem verkehrt hatte, was sie eigentlich sagen will.

Ende des 18. Jahrh.

Rationalismus

Man erkannte an, daß Gott die Welt erschaffen habe. Von da an aber ließ man ihn in unerreichbarer Höhe über der Welt schweben, sie ihrem eigenen Gang nach den einmal in sie gelegten Gesetzen überlassend, so wie eine Maschine, nachdem sie mit Verstand und Geschick ersonnen und eingerichtet ist, von selbst läuft und ihres Urhebers nicht mehr bedarf. Die stets wirksame Gegenwart Gottes in der Welt, sein lebendiges Eingreifen in ihre Geschichte, also Erhaltung, Regierung, eine bis ins einzelnste sich erstreckende Vorsehung Gottes wurde geleugnet. Mithin sollten auch Wunder d. h. Abweichungen vom alltäglichen Naturlauf, und ebenso unmittelbare Offenbarung oder Selbstbezeugung Gottes an einzelne schlechterdings unmöglich sein. Was die Schrift davon erzählt, mußte sich natürlich erklären lassen.

Da man bald einsah, daß Christus, der sich selbst die Wahr-

heit nennen durfte, nicht als Betrüger, seine Jünger nicht als Lügner hingestellt werden konnten, wo unbegreifliche Dinge von ihnen erzählt werden, so bestritt man bei keiner Wundererzählung einen tatsächlichen Vorgang, das Übernatürliche daran aber oder das eigentliche Wunder erklärte man mit mehr Mühe und Zeitaufwand als mit wirklichem Verstand als ein Mißverständnis der angeblich einfältigen und abergläubischen Erzähler. Alle Heilungswunder sollten nichts anderes gewesen sein als medizinische Kuren. Wenn Blinde durch Jesum ihr Gesicht wieder erhielten, so sollten die wundersüchtigen Erzähler die von ihm dazu verwendete Augensalbe eben nicht bemerkt haben. Der in der Christnacht die Hirten umleuchtende Glanz wäre entweder ein Meteor oder das Licht einer gerade vorbeiwandelnden Laterne gewesen. Die Speisung der 5000 mit 5 Broten und 2 Fischen sollte erfolgt sein aus geheimen Magazinen, die da in der Nähe waren und dadurch, daß Christus mit seiner Rede eine solche Macht auf die Gemüter übte, daß die Reicheren unter den Volkshaufen die von ihnen mitgebrachten Lebensmittel willig hervorzogen und mit den Armen teilten. Der Kampf in Gethsemane wird als ein unerwartetes „Übelbefinden in der feuchten Nachtluft des Thales," eine Erkältung, erklärt. Die Auferstehung sei nichts anderes gewesen als das Wiederzusichkommen eines Scheintoten, der durch die Kreuzigung in Ohnmacht gefallen war. Was die Frauen für Engel am Grabe angesehen haben, seien in Wirklichkeit nur die weißen leinenen Tücher gewesen.

Obwohl man so jedes Hereinwirken einer jenseitigen Welt in das Diesseits leugnete, so zweifelte man doch nicht daran, daß die Seele sofort nach dem Tode übergehe zur Unsterblichkeit ins ewige Leben. Zeitliche und ewige Glückseligkeit und ihre Beförderung bei andern waren ein wesentliches Ziel jener Zeit. Dabei war Irdisches und Himmlisches so sehr miteinander verquickt, daß die Prediger auf der Kanzel alles vorbrachten, was irgendwie und irgendwo Nutzen schaffen konnte, daß sie die Dinge dieses Lebens nicht etwa gelegentlich als Gleichnis fürs Geistliche anführten, oder die sittlichen und religiösen Folgerungen aus den Fortschritten und Veränderungen im Weltleben zogen, daß sie vielmehr statt Sonn- und Festtagspredigten auf der Kanzel belehrende Vorträge hielten über Stallfütterung, Blitzableiter, Kuhpockenimpfung u. drgl. So beraubten sie das Christentum seines himmlischen Gehalts und wesentlichen Zwecks, von dieser Welt abzuziehen und in ein höheres, himmlisches Wesen zu

versetzen; sie benützten die Religion, wie einmal Sailer gut sagt, eben als „himmlischen Dünger für ihre irdischen Mistbeete". Sie glaubten, streng genommen keines Heilandes zu bedürfen. Sünde war ihnen keineswegs eine schuldhafte Losreißung von Gott, der einzigen Quelle der Wahrheit und des Lebens, sondern eine allem Endlichen anklebende Unvollkommenheit. Die Geschichte von Adams Fall und die Lehre von der Erbsünde, von Teufel und Hölle galten ihnen für Märlein. Sie lehrten, der Mensch werde als gut geboren und es liege einzig und allein an einer geschickten Erziehung, ihn im Guten zu erhalten und noch weiter auszubilden. So hätte man freilich auch keine Errettung aus dem Grundverderben und dem ewigen Gericht über die Sünde gebraucht, folglich auch keinen Erlöser. Eben darum ist ihnen Christus nichts anderes als ein Tugendlehrer und ein Vorbild reinster, aufopferndster Liebe. Unsterblichkeit scheint ihnen aus der Beschaffenheit der menschlichen Seele mit Notwendigkeit zu folgen. Sie glauben sie ebenso wie das Dasein Gottes ohne Offenbarung mit Gründen der Vernunft beweisen zu können. Ewige Seligkeit ist einzig und allein der Lohn der Tugend und eines guten Gewissens.

Derartige Anschauungen also beherrschten am Ende des vorigen Jahrhunderts die Theologen fast des ganzen Deutschlands. Darunter waren nicht wenige, die mit der Selbstgewißheit und dem menschenbeglückenden Eifer der Aufklärungszeit ihre Ansichten jedermann aufdrängen wollten. In Württemberg suchten dem Eindringen des Rationalismus vor allem rechtgläubige Lehrer auf der Universität zu wehren. Rechtgläubig war daher auch noch der überwiegende Teil der Geistlichen. Sie hielten das Andenken an ihre Väter, die noch Schüler eines Bengel gewesen waren, in ehrfurchtsvoller Erinnerung, aber ihr eigenes Predigen, Lehren und Leben ließ die rechten Geistesfrüchte vermissen. Ein ernstlicheres Suchen nach göttlicher Wahrheit, mehr inneres Leben war unter unserem Volke. Dasselbe fühlte sich daher vielfach nicht befriedigt von dem, was es von seinen Pfarrern hörte und sah. Aber es konnte sich im kirchlichen Gottesdienst immer noch an den alten herrlichen Kirchenliedern und gewohnten Gebeten erbauen. Was die Frommen weiter brauchten für ihr geistliches Bedürfnis, suchten sie zu Hause oder in den jetzt meist von Laien geleiteten „Stunden." Nun drang aber die neue Bildung auch ins Konsistorium und fand da insbesondere einen Verehrer und Vorkämpfer in dem Oberkonsistorialrat Griesinger. Ihm und

Eindringen des Rationalismus in Württemberg.

andern Rationalisten im Kirchenregiment schien vor allem das kirchliche Gesangbuch durchaus nicht mehr in Übereinstimmung zu sein mit den Fortschritten der deutschen Sprache und Dichtkunst, dem verfeinerten Geschmack und — was man freilich nicht laut zu sagen wagte — den völlig veränderten Religionsanschauungen der Zeit. Sie setzten die Ausgabe eines ganz neuen Gesangbuchs durch den herzoglichen Synodus durch. Zwar erreichte der fromme Oberkonsistorialrat Karl Heinrich Rieger durch seine Vorstellungen soviel, daß aus dem seitherigen Gesangbuch 29 Lieder „ihrer Härte ungeachtet" ins neue Gesangbuch unverändert herüber genommen wurden, „weil es billig ist, auch auf diejenigen zu sehen, welche an das Alte gewohnt sind und darin in manchen Fällen ihres Lebens eine tröstende, stärkende Kraft gefunden haben." So blieben die Lieder „Gelobet seist du, Jesu Christ," „Ein feste Burg," „Ich sterbe täglich" und andere. Die meisten alten Lieder wurden, wie man dachte, verbessert, „von ihren vielen fehlerhaften Gedanken und Redensarten gereinigt." Über 100 ganz neue Lieder wurden aufgenommen.

Neues Gesangbuch 1791

Man beanstandete an den alten Liedern Unrichtiges, Übertriebenes, „Dunkles, Anstößiges, Mißdeutiges" so manches, „was zu falschen Hoffnungen und Tröstungen Anlaß geben" oder sogar „unanständige Nebengedanken erwecken" könne. Das Ziel, das man sich selbst setzte, war „lichtvolle Deutlichkeit, die natürliche Sprache der Empfindung und des gemeinen gesunden Menschenverstandes, der Ausdruck der sanften Andacht." So mußten aus dem neuen Gesangbuche wegbleiben Lieder wie „Fröhlich soll mein Herze springen" „Nun laßt uns gehn und treten" „Es glänzet der Christen inwendiges Leben" „Herzlich thut mich verlangen nach einem selgen End" und sonst noch viele herrliche Gesänge. Aber fast noch empörender als die gänzliche Streichung war die Verstümmelung und Mißhandlung der schönsten alten Lieder. Aus manchem Liede waren 5 oder 6 Verse gestrichen, angeblich weil man nach Kürze strebte und es für zweckmäßig hielt, daß in einem Liede nie mehr als ein Hauptgedanke zum Ausdruck komme. Unter den neuen Liedern findet sich wohl eine Anzahl von wirklich wertvollen und schönen wie „Hallelujah, denn uns ist heut" „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" „Ach sieh ihn dulden, bluten, sterben" „Wie groß ist des Allmächtgen Güte" „Herr, dir ist niemand zu vergleichen".

Allein im großen ganzen waren die Änderungen nicht einmal sprachlich und dichterisch angesehen eine Verbesserung, vielmehr eine

Beraubung der alten Kraft, das meiste Neue ohne jeglichen dichterischen Reiz und Schwung. An Stelle der gedankenreichen, farben- und lebenskräftigen Bibelsprache setzte man alltägliche Worte und Gedanken, die sich nun in demselben Liede in höchst langweiliger Weise wiederholen. Zur Verdeutlichung stelle ich einige Verse des Liedes O Welt, sieh hier dein Leben aus dem neuen und alten Gesangbuch nebeneinander hin:

neu:	alt:
Tritt her und schau mit Fleiße,	Tritt her und schau mit Fleiße,
Mit Blut und Todesschweiße	Sein Leib ist ganz mit Schweiße
Ist ganz sein Leib bedeckt,	Des Blutes überfüllt;
Und unnennbare Schmerzen	Aus seinem edeln Herzen
Fühlt er in seinem Herzen,	Für unerschöpften Schmerzen
Da er den Kelch des Leidens schmeckt.	Ein Seufzer nach dem andern quillt.
Wer ist's, der dich geschlagen	Wer hat dich so geschlagen,
Und diese schweren Plagen	Mein Heil, und dich mit Plagen
Dir aufgebürdet hat?	So übel zugericht?
Du bist ja nicht ein Sünder	Du bist ja nicht ein Sünder,
Wie andre Menschenkinder	Wie wir und unsre Kinder,
Und rein von aller Missethat!	Von Missethaten weißt du nicht.
Ach ich und meine Sünden,	Ich, ich und meine Sünden,
Die sich so zahllos finden	Die sich wie Körnlein finden,
Als wie der Sand am Meer	Des Sandes an dem Meer,
Die haben dich geschlagen,	Die haben dir erreget
Die brachten diese Plagen	Das Elend, das dich schläget
Und diese Martern auf dich her.	Und das betrübte Marterheer.
Ich bins, ich sollte büßen	Ich bins, ich sollte büßen
Was du hast leiden müssen	An Händen und an Füßen
Und gern gelitten hast.	Gebunden, in der Höll.
Was du von Schmerz erduldet,	Die Geißeln und die Banden
Ach, das hab ich verschuldet:	Und was du ausgestanden,
Was du ertrugst, war meine Last.	Das hat verdienet meine Seel.

Eine große Anzahl von neuen Liedern, welche seither gar nicht zur Darstellung gekommene Wahrheiten enthalten sollen, sind nichts anderes als eine langatmige gereimte Sittenlehre, teilweise an die Merkverse erinnernd, die man den Knaben beibringt, damit sie sich Sprachregeln und drgl. leichter einprägen. Sie wären recht wohl zu entbehren gewesen. Denn ein einziger kurzer Vers der Bibel wie Röm. 13, 14 gibt mehr Licht und Kraft als ein Lied von 8 Versen wie das: „Des Leibes warten und ihn nähren, das ist, o Schöpfer, meine Pflicht", so gut diese Reimerei gemeint sein mag. Vielfach steht aber auch der Inhalt der neuen Lieder auf gleich niedriger Stufe wie die Form. Nehmen wir als Beispiel einige Verse:

Immer will ich frei vom Neide
Und vom Eigennutze fern,
Ich will Menschen eurer Freude
Eurem Glücke dienen gern,
Herzlich jedem Unrecht feind
Leben wie ein Menschenfreund.' —

Nicht mit Achtungszeichen geizen,
Die der Nächste gerne sieht,
Nicht den Haß der Ehrsucht reizen,
Wenn es ohne Frucht geschieht,
Hören ohn Erbitterung
Meines Ruhms Beleidigung.

Einsam bald und bald gesellig
Bauen an dem Wohl der Zeit,
Auch im Kleinen gern gefällig,
Ohne Niederträchtigkeit,
Nicht aus stolzem Heuchelschein
Beißend Salz der Erde sein.

Wer bekommt da nicht den Eindruck: Das muß ein kleinliches, selbst- und menschengefälliges Geschlecht sein, das so singen mag, ganz erfüllt von seiner hohen Bedeutung fürs Weltall, während es in Wirklichkeit nichts weiß von großen Aufgaben, heißen Kämpfen und schwerer Not des Lebens oder der Seele? Und richtet nicht der Schlußsatz seine Spitze gegen das Wort des Heilands: Ihr seid das Salz der Erde? Verfällt aber nicht ein solches Geschlecht eben damit seinem gerechten Urteil vom dumm gewordenen Salz?

Wie hier so kann man bei den oben angeführten Kürzungen und Veränderungen der seitherigen Lieder oft auch nicht anders denken als: Da will man eine Bibelwahrheit unterdrücken oder abschwächen, wenn gerade Verse ausgelassen oder umgedichtet sind, die sich z. B. auf die sündentilgende Kraft des Blutes Christi, auf die Hochzeit des Lammes oder anderes beziehen. Man wird zwar schwerlich nachweisen können, daß irgend eine besondere christliche Hauptwahrheit in dem ganzen Gesangbuch nirgends zu finden wäre, aber einzelne sehr wesentliche Stücke der christlichen Wahrheit fehlen hundertmal an Stellen, wo sie nicht fehlen sollten, wo sie auch der einfache Mann vermissen mußte, der ein Lied in seiner alten Gestalt im Gedächtnis hatte. Der ganze Geist des Gesangbuchs ist, soweit nicht Altes unversehrt herübergenommen wurde, ein pelagianischer (I. S. 312). In den meisten neuen Liedern atmet jede Zeile Vertrauen zu des Menschen angeborener Kraft, Unschuld und Tugend. Christus darf die natürliche Erkenntnis anführen und sie noch weiter bestätigen, die Tugend reizen und stärken; aber darauf wird man nicht geführt, daß es in keinem andern als in ihm für den Menschen Wahrheit, Rettung und Seligkeit giebt. Selbst seine, vor ihm doch niemand bekannte Offenbarung vom ewigen Leben ist entbehrlich. Denn hier singt man:

Ich sterb im Tode nicht!
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch,
In meinem Wesen finde.

Erstaunt und froh ruf ich:
Die Ewigkeit ist mein!
Die Wahrheit liegt in mir.
Es kann nicht anders sein.

Nachdem 6 weitere Verse diese zwingenden Vernunftgründe für die Fortdauer der menschlichen Seele dargelegt haben, schließt der 8. Vers, weil es dem Dichter offenbar zu guter Letzt noch einfällt, daß er sein Lied für ein christliches Gesangbuch dichtet, ganz unerwartet:

Ich sterb im Tode nicht,
Weil selbst mein Heiland spricht:
„Wer an mich glaubt, der stirbt
Gewiß im Tode nicht.“

So wirkt dann das Tändeln mit Tod und Grab und der grundlose Leichtsinn, mit dem ein jeder ohne weiters nach dem Tode in der Engel Reihen einzutreten und himmlische Kronen zu empfangen hofft, auf einen ernsthaften Christen geradezu abstoßend, wenn es z. B. einmal heißt, „Komm, o Tod, du bist mein Freund“ oder ein andermal:

Mit Sehnsucht und mit Freuden
Blick ich auf dich hinab,
Du Ende meiner Leiden,
Auf dich, mein nahes Grab. —

Hoch über deinen Trümmern
Steig ich im he en Licht
Dahin „wo Kronen schimmern,
Vor Gottes Angesicht.“

Es war unserem Volke wahrlich nicht übel zu nehmen, wenn es einem solchen Buche das größte Mißtrauen entgegenbrachte, wenn es argwöhnte, man wolle ihm seinen alten Glauben nehmen und dafür einen neuen unterschieben oder gar (wegen der Verdunklung der Gerechtigkeit aus dem Glauben) es wieder katholisch machen. So fand die Einführung des neuen Gesangbuchs landauf landab heftigen Widerspruch, der sich bis zu grober Widersetzlichkeit steigerte. Noch im Jahr 1800 mußte in Kirchentellinsfurt deshalb Militär aufgeboten werden. Solche Zustände waren ein guter Nährboden für die Sektiererei.

Man hätte nun denken sollen, das Kirchenregiment ließe sich die mit der Einführung des neuen Gesangbuchs gemachten Erfahrungen zur Warnung dienen. Nichtsdestoweniger wurde auf 1. Jan. 1809 eine in demselben Geiste abgefaßte Liturgie (Kirchengebete und kirchliche Handlungen) eingeführt. An dieser Liturgie wollen wir durchaus nicht tadeln, daß sie den Geistlichen an Stelle eines einzigen Sonntags- und weniger Festgebete eine reichere Auswahl von beidem bieten wollte. Wir müssen sogar zugeben, daß sie einen Anlauf

Neue Liturgie 1809

nimmt, die sonst in unsern Kirchengebeten neben Bitte und Danksagung zu sehr vernachlässigte Anbetung wieder zu ihrem Recht kommen lassen. Andererseits ähneln aber die neuen Gebete an vielen Stellen mehr dem Selbstgespräch des Pharisäers im Tempel, obschon sie statt mit Fasten und mit Zehntengeben mit den eigenen frommen Empfindungen, mit Andacht und Tugend und guten Vorsätzen sich brüsten. Statt herzhaften Bitten zu Gott werden seitenlang Wunschsätze ausgesprochen, z. B. am Karfreitag: „O daß wir's nie vergäßen was wir ohne dich wären, was wir durch dich sind und haben! O daß wir des hohen Friedens, den du uns erworben hast, nie mehr durch Sünde uns beraubten — O daß — O daß. — Von dem aufdringlichen Hang, zu belehren und zu erklären, wollen diese Gebete sich so wenig losmachen als die geistlichen Lieder ihrer Zeit. All dieses können wir nicht mehr Beten nennen. Das Volk aber mußte sich schon erzürnen über der ihm schlechterdings unverständlichen Sprache, wenn es z. B. hieß: „Befördere den Flor unseres Landes — öffne unser aller Herzen den Gefühlen eines aus christlichen Gesinnungen fließenden Mitleidens, daß wir jeder uns bekannt werdenden fremden Not nach allen unsern Kräften stets abzuhelfen bereit sein „mögen." Wirklich anstößig aber mußten ihm die neumodischen Gottesnamen sein, „Unendlicher" „Sohn der Gottheit" „Geist des Allmächtigen" u. drgl. Auch in der Liturgie gerade so wie im Gesangbuch waren ausgesprochen christliche Lehren abgeschwächt. Das heilige Abendmahl war nichts weiter als ein Gedächtnismahl, sein Zweck unsere Andacht und die Veredlung unseres Herzens.

Im neuen Beichtformular hieß es:

Ich bekenne vor dem allwissenden Gott, meinem himmlischen Vater, daß ich seine heiligen Gebote mannigfaltig übertreten habe, nicht allein mit äußerlichen, mehr oder weniger in die Augen fallenden Sünden, sondern auch und noch vielmehr, mit innerlicher Trägheit zum Guten, mit Unglauben und Mißtrauen gegen Gott, mit Ungeduld, Mangel an Demut und an uneigennütziger Liebe, wie mit andern Versäumnissen, fehlerhaften Neigungen und bösen Begierden des Herzens.

Das alte hatte gelautet:

Ich armer Sünder bekenne mich Gott, meinem himmlichen Vater, daß ich leider schwerlich und mannigfaltig gesündiget habe, nicht allein mit äußerlichen groben Sünden, sondern auch und noch vielmehr mit innerlicher, angeborner Blindheit, Unglauben, Zweifelung, Kleinmütigkeit, Ungeduld, Hoffart, bösen Lüsten, Geiz, heimlichem Neid, Haß und Mißvergunst, auch andern bösen Tücken, wie das mein Herr und Gott an mir erkennet und ich leider so vollkommen nicht erkennen kann, also reuen sie mich und sind mir leid und begehre von Herzen Gnade von Gott durch seinen lieben Sohn, Jesum Christum.

Das größte Ärgernis aber gab die Abänderung des Taufformulars mit seiner teils höflichen, teils hochtrabenden Sprache, seiner völlig neuen Auffassung von dem Geschäft der Paten, seiner Abänderung des uralten christlichen Glaubensbekenntnisses und der Beseitigung der Absage an den Teufel.

Stellen wir wieder Neues und Altes neben einander:

neu:

Sie haben sich, von Gesinnungen eines christlichen Wohlwollens beseelt, hier versammelt, um dieses neugeborene Kind Gott, seinem Schöpfer, und Jesu, seinem Erlöser und Herrn feierlich zu weihen. Die Handlung ist wichtig und ernsthaft, zu der Sie sich jetzt anschicken.

Als ein achtungswertes, zu großen und ewig dauernden Endzwecken bestimmtes Geschöpf betrachten Sie hiemit dieses Kind. Sie erkennen es für ein Wesen, in welchem edle Kräfte schlummern und Keime zu allem Guten verborgen sind. Sie empfinden, daß es hier sei, diese Kräfte zu entwickeln, diese Keime zu entfalten und einem noch höhern Dasein entgegen zu reifen. Aber Sie fühlen auch, wie hilfsbedürftig es ist. — Sie wollen diesem Kinde bei Zeiten den Besitz der größten Vorteile sichern, die einem vernünftigen Wesen während seines Aufenthalts auf Erden zu teil werden können. Sie werden durch diese Fürsorge seine Wohlthäter und legen ihm eine große Verbindlichkeit auf. Aber auch Sie treten mit diesem Kinde in ein Verhältnis, das mit wichtigen Pflichten verknüpft ist. Nicht auf die wenigen Augenblicke dieser feierlichen Handlung darf das Wohlwollen gegen dasselbe sich einschränken. Sie sind ihm von nun an nebst seinen Eltern die nächsten Menschen auf Erden. Sie geben ihm heute Ansprüche auf eine immerwährende treue Fürsorge; in Ihnen soll es künftig sichere Führer auf der Bahn des Lebens, in Ihnen soll es zärtliche Ratgeber und Freunde, in Ihnen soll es rührende Muster christlicher Weisheit und Tugend finden. — Lassen Sie uns nun den heiligen Bund schließen, durch welchen dieses Kind ein Mitglied

alt:

Es ist uns hie ein Kindlein fürgetragen und von seinetwegen begehret, daß es dem Gebet gemeiner Christlichen Kirchen befohlen und nach Ordnung und Einsatzung unsers Herrn Jesu Christi getauft werde.

Folgt der Taufbefehl u. Marc. 10. „Liebe Christen, wir hören aus diesem Evangelio, wie freundlich sich der Sohn Gottes, unser lieber Herr Jesus Christus, gegen die Kindlein hält, damit er öffentlich und gewißlich zu verstehen gibt, in was großer Not und Gefahr die armen Kindlein stecken und daß sie daraus ohne seine sonderliche Gnade und Barmherzigkeit nicht erlöst werden mögen. Dann wir hören auch sonst täglich aus Gottes Wort, erfahrens auch beedes an unserem Leben und Sterben, daß wir von Adam her allesamt in Sünden empfangen und geboren werden, darinnen dann wir unter Gottes Zorn in Ewigkeit verdammt und verloren sein müßten, wo uns nicht durch den eingeborenen Sohn Gottes, unsern lieben Herrn Jesum Christum, daraus geholfen wäre.

Hierauf so wollet ihr euch dieses gegenwärtigen Kindleins gegen Gott den Herrn mit Ernst annehmen, dasselbige dem Herrn Christo fürtragen und bitten, er wolle es zu Gnaden aufnehmen, ihm seine Sünden vergeben, und zum Miterben der ewigen himmlischen Güter erkennen, auch nicht allein von des Teufels Gewalt, dem es der Sünde halben unterwürfig, erledigen, sondern auch also durch den Heiligen Geist stärken, daß es dem Feind im Leben und Sterben stattlichen Widerstand thun und in dem zum seligen Sieg erhalten werden möge."

Gebet.

der Gemeinde Jesu werden soll und legen Sie das Bekenntnis ab, das künftig das seinige sein, auf das es einst leben und sterben soll.

Teuerste Zeugen dieser Taufe! Glauben Sie an Gott, den Vater, den Ewigen, den Allmächtigen, den Allerheiligsten, den Allweisen, den Allgütigen, den Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde?

Glauben Sie an Jesum Christum, seinen Sohn, der vom Himmel gekommen, als Mensch auf Erden lebte, lehrte, litt und starb; durch seine göttliche Lehre und durch seinen Tod am Kreuze unser Erlöser und Führer zur seligen Unsterblichkeit ward; nach seinem Tode wieder auferstand; in den Himmel zur Rechten des Vaters erhoben über alles herrscht und einst richten wird die Lebendigen und die Toten? Glauben Sie auch an den H. Geist, der alle wahre Bekenner Jesu zu Einer Gemeinde vereinigt; uns Kraft zur Heiligung gewährt, mit dem Trost der Vergebung unserer Sünden uns erfüllt; und einer frohen Auferstehung vom Tode zum ewigen Leben uns entgegen leitet?

Antw.: Ja ich glaube.

Entsagen Sie allem Unglauben und allem Aberglauben, allen sündlichen Gesinnungen, Neigungen und Werken?

Antw.: Ja ich entsage.

Halten Sie sich hingegen für verpflichtet, dem heiligen Gott, Vater, Sohn und Geist, ewig treu zu sein und nach Jesu Lehre Ihr ganzes Leben einzurichten?

Antw.: Ja, von Herzen.

Wollen Sie, daß dieses Kind auf dies Bekenntnis getauft werde?

Antw.: Ja ich will.

Darauf Taufe und Segen.

„Hierauf dieweil ihr euch aus christlicher Liebe und Freundschaft dieses noch unmündigen Kindleins habt angenommen und vertretet seine Stelle in dieser öffentlichen, christlichen Handlung: So wollet ihr die Wichtigkeit der Sache wohl bedenken, herzlich beten und jedes nach seiner Verbindung mit diesem Kind sich allezeit angelegen sein lassen, sein Heil zu befördern, nun aber mir an seiner Statt antworten, damit öffentlich bekannt werde, worauf es getauft werde.

(Christian) widersagst Du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen?

Antw.: Ja ich widersage.

Christian, glaubst du an Gott Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden?

Antw.: Ja ich glaube.

Christian, glaubst du an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, unsern Herrn, der empfangen ist von dem H. Geist, geboren aus Maria der Jungfrauen, der gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, ist abgefahren zu der Hölle, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, da sitzet er zur Rechten Gottes seines allmächtigen Vaters, von dannen er zukünftig ist, zu richten die Lebendigen und die Toten?

Antw.: Ja ich glaube.

Christian, glaubst du auch an den H. Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben?

Antw.: Ja ich glaube.

Christian, willst du darauf getauft werden?

Ja ich will.

Darauf Taufe, Dankgebet und Segen.

Einführung und Volksstimmung. Diese neue Liturgie wurde im Namen des Königs vom Kultministerium ausgegeben, ohne daß Konsistorium und Kirche sich irgendwie darüber hätten äußern dürfen. Pfarrern und Gemeinden wurde sie aufgezwungen. Wenige Geistliche hatten den Mut, von dem Neuen wegzulassen oder daran zu ändern. Der ehrwürdige Stadtpfarrer Dann in Stuttgart brauchte sie gar nicht. Ihm ließ man es hingehen. Den Pfarrer Friederich von Winzerhausen aber

kostete die Erklärung, daß er die neue Liturgie gewissenshalber nicht annehmen könne, schließlich sein Amt. Nachher gelang es übrigens dem charakterfesten Dekan Karl Friedrich Harttmann in Lauffen, für sich und die vor der Einführung der neuen Liturgie angestellten Geistlichen wenigstens die Erlaubnis zur Benützung des alten Taufformulars herauszuschlagen.

Unter dem Volke waren wenige so nüchtern und einsichtsvoll wie Michael Hahn, der sagte, man solle nicht so sehr auf die Form sehen, man habe ja das Wesen; es sei bei dem Befehl des Stifters der Taufe gar keine Form gewesen, sondern nur der Befehl: Gehet hin in alle Welt. So widersetzte sich auch von seinen Anhängern niemand. Viele andere Leute aber weigerten sich schlechtweg, ihre Kinder ohne die alte Absageformel taufen zu lassen. Wenn mündliche und schriftliche Vorstellungen bei Pfarrern, Konsistorium und dem Könige selbst nichts halfen, so tauften manche ihre Kinder eigenhändig und erlegten dafür eine Geldstrafe von 6 fl. 30 kr. Arme aber wurden eingesperrt. In einer Gemeinde am Fuße der Alb wurde ein Hausvater eingetürmt, das Kind der Mutter durch den Polizeidiener vom Bette weggenommen und zur Taufe in die Kirche gebracht, worüber die Wöchnerin eine Zeitlang wahnsinnig wurde. Jetzt bekamen die Sekten erst rechten Zulauf. Sektierer und Angehörige der bisher kirchenfreundlichen Gemeinschaften verbanden sich zu gemeinsamer Auswanderung. Es war eben nicht allein das neue Gesangbuch und die neue Liturgie, was die Leute an ihrer seitherigen evangelischen Landeskirche irre machte. Auch die P r e d i g t vieler Geistlichen erfüllte sie mehr und mehr mit Mißtrauen. Was ein Arndt, Bengel, Ötinger, Hiller, Roos, Storr und andere verkündigt hatten, enthielt solche Predigt nicht mehr. Sie forschten in der Schrift und konnten darin die neue Lehre nicht finden. Das alte Recht aber, nach Ernennung eines Pfarrers und Ablegung von einer oder zwei Probepredigten denselben zurückzuweisen, wurde den Gemeinden nicht mehr gewährt. Nicht weniger fühlten sie sich beunruhigt durch die beständigen Neuerungen in der S c h u l e. Kaum war eine neue Methode eingeführt, so mußte sie einer noch neueren, noch höher gepriesenen den Platz räumen. Sahen aber die Eltern nach dem, was sie am besten beurteilen konnten, nach den Früchten, so konnten sie nicht finden, daß ihre Kinder sittsamer und besser wurden, wohl aber naseweiser, mutwilliger und ungehorsamer. Die B i b e l war seither ausschließlich das Schul-

lesebuch*) gewesen. Bei dem neuen Unterricht mußte sie zurücktreten. Das treffliche württembergische Konfirmationsbüchlein wurde von vielen Pfarrern bereits nicht mehr benützt, oder begnügten sich einzelne mit dem bloßen Abhören der auswendig gelernten Fragen. Andere gaben im Konfirmandenunterricht geschichtliche oder naturgeschichtliche Belehrungen. Schon war die Ausgabe einer neuen Kinderlehre und eines neuen Konfirmandenbüchleins in Aussicht gestellt. Während die kirchlichen Neuerungen mit allen Mitteln staatlichen Zwangs eingeführt wurden, genossen christlicher Glaube und christliche Sitte so wenig als die evangelische Kirche mehr des vormaligen staatlichen Schutzes. Dazu kamen allgemeine Not und Schrecken der Zeit. Noch zitterte bei den christlich Denkenden die Erinnerung an die kaum erlebte französische Revolution nach. Napoleon hatte seit Jahren in den ihm untertänigen, nur scheinbar souveränen Staaten die äußersten Anforderungen an Gut und Blut der Bürger gestellt. So nachhaltig war der Eindruck seiner eigenen dämonischen Gestalt, daß sein zweimaliger Sturz nicht genügte, den Leuten die Angst vor seiner Wiederkehr aus dem Herzen zu reißen. Als die Nachricht von dem Tode des Gefürchteten kam, glaubten viele nicht daran, sondern erwarteten seine abermalige Wiederkehr.

Alles zusammen schien darauf hinzuweisen, daß die in der Schrift verheißene Endzeit angebrochen sei, da der Glaube schwindet, die Liebe erkaltet, die Ungerechtigkeit überhand nimmt und der Mensch der Sünde, der Antichrist, sei dieser nun Napoleon oder ein ihm ähnlicher, sich demnächst auf den Thron setzen wird. Es war nicht zu tadeln, wenn Christen eingedenk der Mahnung ihres Herrn (Mark. 13, 28 f. mit 33 ff.) sich gerade damals solche Gedanken machten. Die Erwartung steigerte sich aber bis zum zuversichtlichen Glauben infolge der von Bengel aus den Zahlen im Buch Daniel und der Offenbarung angestellten Berechnung, daß die Wiederkunft Christi zur Aufrichtung des Tausendjährigen Reichs im Jahr 1836 eintreten werde. Vieles, was Bengel vorhergesagt hatte, war eingetroffen, z. B. daß die Könige von Frankreich noch Kaiser werden, dagegen, das römische Kaisertum deutscher Nation um 1806 aufhören werde,

*) Daß der Gebrauch der Bibel als bloßes Schulbuch den Menschen auch für den Inhalt abstumpfen kann, daß vollends da, wo der Stock die mangelnde Geschicklichkeit des Lehrers ersetzen muß, der Widerwille gegen die Schule sich auch auf das Lehrbuch übertragen kann, verstanden die einfältigen Leute nicht.

ebenso die von ihm vorausgesagte Wandlung des innern Zustands der christlichen Länder. So vergaß man das andere Wort des Herrn von der Zeit seiner Wiederkunft: „Tag und Stunde weiß niemand, nicht einmal die Engel im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.“

Vor der Gründung der Reiches Christi, sagte man sich ferner, wird nach Offenbarung 12 dem Satan Gewalt gegeben, seine Herrschaft auf Erden aufzurichten $3^1/_2$ Jahre lang. In dieser Zeit wird der Abfall von Christo und die Verfolgung der Frommen den Gipfelpunkt erreichen, es wird aber auch den Gläubigen ein Bergungsort gezeigt werden, wo sie gegen die satanischen Nachstellungen sicher sind. Daß einen solchen Bergungsort Rußland bieten könnte, hatte wiederum schon Bengel vorsichtig angedeutet; andere gabens als Gewißheit. So richteten sich denn dahin die Blicke der in der Stille sich bildenden „brüderlichen Auswanderungsharmonieen der Kinder Gottes.“

Am 30. Oktober 1816 starb der staatskluge aber herrische König Friedrich. Sein edler, menschenfreundlicher Sohn, König Wilhelm I, hob das seitherige Auswanderungsverbot auf. Noch in demselben Auswanderung
Jahre brach eine Schar von 7000 „Zionisten“ nach Rußland auf. Denn Kaiser Alexander hatte ihnen bei einem Besuche in Stuttgart Erlaubnis zur Niederlassung in seinem Reiche und gewisse Freiheiten zugesichert. Auf Kähnen fuhren die Auswanderer die Donau hinab. Es schreckte sie nicht, daß schon bis zu ihrer Ankunft in Odessa an 3000 gestorben waren. Grusien zwischen Schwarzem und Kaspischem Meere hatten sie sich als ihren Aufenthaltsort ersehen. Davon ließen sie sich durch die freundschaftlichsten Warnungen, die man in Petersburg selbst ihren Führern zukommen ließ, nicht mehr abbringen. Kaum 500 Familien gelangten am Ziel ihrer Wünsche an. Dort wurden nun 7 deutsche Dörfer angelegt. Aber auch jetzt noch litten sie schwer unter Krankheit und feindlichen Überfällen. An einem frühen Morgen brachen Tataren in die Kolonie Katharinen- August 1825
feld ein, banden Weiber und Kinder, nachdem sie sie in Schlingen gefangen hatten, auf ihre Pferde, um sie in die Sklaverei zu schleppen. Den andern rissen sie ihre guten Kleider vom Leibe und hieben sie nieder oder ließen sie dieselben nackt laufen. Fast noch schlimmer als die äußeren Nöten war für die Kolonisten die Gefahr sittlicher und religiöser Auflösung, die schon auf der Reise begonnen hatte. Dem zu wehren ließ sich bald die Basler Missionsanstalt angelegen

sein, die ihnen Prediger schickte. So durften unsere Landsleute noch ein Salz und Licht werden für die russische Kirche. Die kräftige Bewegung des russischen „Stundismus" hat ohne Zweifel ihren Ausgangspunkt in den Stunden der schwäbischen Kolonisten, von denen russische Laien lernten, in der Bibel zu lesen, evangelische Lieder zu singen, in Privatversammlungen Glaubensgemeinschaft zu pflegen und so aus ihrer seitherigen geistigen Stumpfheit und sittlichen Gleichgültigkeit sich zu erheben.

b) Die Gründung von Kornthal und Wilhelmsdorf.

In der schwäbischen Heimat selbst veranlaßten die traurigen Erfahrungen der Auswanderer die Regierung, allerorten durch besonderes Reskript vor der Auswanderung zu warnen. Dieses Reskript brachte den Bürgermeister von Leonberg, Gottlieb Wilhelm Hoffmann (Vater des Berliner Hofpredigers), einen ebenso frommen und mit Gemeinschaftsleuten innig vertrauten, als welt- und geschäfts-
Februar 1817 gewandten Mann auf den Gedanken, in aller Stille dem König Wilhelm einen Vorschlag zur Verhinderung der nicht nur für die Auswanderer gewagten, sondern ebenso dem Staate selbst nachteiligen Auswanderung zu unterbreiten. In einer dem Könige unmittelbar vorgelegten Eingabe legte er dar, daß man verschiedene Klassen von Auswanderungslustigen unterscheiden müsse:

1. Separatisten, welche aus unlautern Beweggründen, Gottes Wort und der menschlichen Ordnung widersprechend, einen andern Aufenthaltsort suchen, deren Weggang auch keineswegs zu bedauern sei.

2. Arme, welche die äußere Not zwinge, für sich und ihre zahlreiche Familie im Auslande ein ausgiebigeres Brot zu suchen, die sich leicht zurückhalten ließen, wenn Mittel genug vorhanden wären, sie zu unterstützen, deren Auswanderung aber den Staat nur von einer Last befreie.

3. Leute, welche nichts aus dem Lande treibe als die neue, ihrer Überzeugung nach nicht nach der alten lutherischen Glaubenslehre verfaßte Liturgie, welche man ihnen nichtsdestoweniger mit Geld- und Leibesstrafen aufnötigen wolle. Von diesen ruhigen, gewissenhaften, fleißigen, und zum großen Teil nicht unvermöglichen Leuten könnte der Staat gewiß viele zu seinem eigenen Vorteil im Lande zurückhalten, wenn er ihnen die Erlaubnis zur Anlegung eigener (abgesonderter) Gemeinden im Königreich erteilen wollte, wie das vor wenigen Jahren der Brüdergemeinde in (dem damals württembergischen) Königsfeld zugestanden worden sei.

Dieser Vorschlag fand den Beifall des Königs. Nach Beseitigung einzelner noch vorhandener Bedenken wurde ein königliches Privilegium für die zu errichtende politisch-religiöse Gesellschaft, bezw. die von ihr zu begründenden Einzelgemeinden in Aussicht gestellt. Alle noch innerhalb der Kirche stehenden Gemeinschaften beteiligten sich freudig bei dem Unternehmen. Ein Brüderkollegium wurde mit dem Ankauf geeigneter Wohnplätze beauftragt. Die Wahl fiel auf das Rittergut Kornthal, welches um den Preis von 115 000 fl. angekauft wurde. So groß war die Zahl derer, welche sich zur Ansiedlung in der neuen Gemeinde anmeldeten, daß unter denselben eine sorgfältige Auswahl getroffen werden konnte. Häuserbau und Aufzug in Kornthal wurde aufs rascheste bewerkstelligt. Im April 1819 wurde begonnen. Im November desselben Jahres konnte schon die Kirche (geräumiger Betsaal) eingeweiht werden. Die großen Opfer an Geld und Gut, welche man bei dem raschen Umzug und Anbau sich auferlegen mußte, wurden nicht angeschlagen. Bot sich doch jetzt die von den Frommen so oft ersehnte Gelegenheit, nicht allein in der Heimat selbst dem augenblicklichen Gewissensdruck sich auf die ehrlichste Weise zu entziehen, sondern auch eine Gemeinde des Herrn darzustellen, welche mit allen Kräften sich bemüht, die Lehre Jesu und der Apostel genau und unverbrüchlich zu halten.

September 1818

Januar 1819

Die Brüdergemeinde Kornthal

Eine Sekte wollte die neue Gemeinde durchaus nicht sein, sondern nur die treue Wahrerin der reinen evangelisch-lutherischen Glaubenslehre und der H. Schrift selbst. Sie bekannte sich daher ausdrücklich zum lutherischen Bekenntnis, insonderheit der Augsburgischen Konfession und dem württembergischen Konfirmationsbüchlein. Buchstäbliche Abweichungen von der Augsburgischen Konfession bilden nur: die stete Auslassung des damnant, der Verdammung von Ketzereien und Lehren anderer Kirchen bei den einzelnen Artikeln, ferner die Ablehnung des Eides, den die Gemeinde als durch Matth. 5, 34 ff. und Jakobi 5, 12 verboten ansieht, den daher vor Gericht durch Handgelübde zu ersetzen ihren Gliedern ausdrücklich gestattet wurde, und endlich die ausgesprochene Ansicht, daß in einer evangelischen Gemeinde ein ungläubiger Prediger nicht sein könne. Dem Artikel von der Wiederkunft Christi fügten die Brüder noch eine Reihe von Bibelstellen bei, welche ihren besonderen Zukunftshoffnungen Raum gaben. Da keine andern Unterschiede bestanden, so bezeugten Ministerium und Konsistorium der Gemeinde ausdrücklich, daß ihr Glaubensbekenntnis in Beziehung auf das eigentliche kirchliche Dogma

Glaubens-Bekenntnis

(Lehre) mit dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche und der Augsburgischen Konfession übereinstimme. Nichts erhebt auch nach unserm Urteil die Gemeinde Kornthal mehr über den Sektengeist als der herrliche Grundsatz, den sie im Entwurf ihrer Gemeindeordnung ausgesprochen und der Sache nach auch in dieselbe aufgenommen hat: „Allen Religionshaß wird die Gemeinde als dem Sinne Christi schlechterdings zuwider verabscheuen und alle Kinder Gottes, sie seien in welcher Religionsverfassung sie wollen, für ihre Brüder erkennen, solche besuchen und sich gerne von ihnen besuchen lassen, ja alle Menschen als Miterlöste aufrichtig lieben."

Bürgerliche Verfassung

Aus dem der Gemeinde Kornthal erteilten Privilegium sind als wichtigste Punkte hervorzuheben: Wenn die Gemeinde zu ihrem weltlichen Vorsteher einen fachmännisch gebildeten Mann wählt, so braucht zur Stellung der Gemeinderechnung und zu Erbteilungen kein weiterer Beamter von auswärts beigezogen zu werden. Im übrigen untersteht die Gemeinde wie andere dem Oberamte und Oberamtsgerichte und allen Landesgesetzen.

Die Aufnahme neuer Gemeindeglieder ist der Gemeinde und ihren Vorstehern unter dem Vorbehalte oberamtlicher Bestätigung überlassen. Es kann aber niemand Erlaubnis erhalten, in der Gemeinde zu wohnen, er habe sich denn durch seine Unterschrift verbunden, sich der gesamten Gemeindeordnung ohne Widerrede zu unterwerfen. Daher darf sich auch kein Gemeindeglied ohne Vorwissen der Gemeindevorsteher mit einer auswärtigen Person verloben oder gar verehelichen. Kinder von Gemeindegliedern sind zwar geborene Mitglieder der Gemeinde, sobald sie jedoch der elterlichen Gewalt entwachsen sind, können sie gerade so gut aus der Gemeinde entfernt werden wie jedes andere Gemeindeglied, welches das Glaubensbekenntnis der Gemeinde nicht mehr anerkennt oder in die sonstigen Gemeindeeinrichtungen sich nicht fügen will*).

Dienstboten, Lehrlinge und Gehilfen von auswärts dürfen nur mit Erlaubnis der Gemeindevorsteher angenommen und müssen auf deren Verlangen unweigerlich wieder entfernt werden.

Jedes Gemeindeglied hat das Recht, die Gemeinde wieder zu verlassen und dabei sein ganzes Vermögen mitzunehmen. Unbewegliche Grundstücke aber darf es an niemand anders als die Gemeinde

*) Damit anderweitiger Niederlassung kein Hindernis entgegenstehe, war schon in den Aufnahmebedingungen enthalten, daß der Aufzunehmende in seinem frühern Wohnorte Bürger bleibe.

oder einen dieser genehmen Käufer verkaufen. Denn Grundeigentum im strengen Sinne gab es in Kornthal für den einzelnen nicht, sondern sämtlicher Grund und Boden war angekauft von der Gemeinde, bezw. der Güterkaufsgesellschaft*) und diese gab gegen Bezahlung Lose von nicht mehr als 6 Morgen Acker in einer Zelg und entsprechend Wiesen ab. Der Abnehmer aber verpflichtete sich, daß bei Wegzug oder Todesfall ohne Leibeserben die Güter zu demselben Anschlag, wie sie angekauft waren, der Gütergesellschaft zurückgegeben werden.

Wichtige kirchliche Rechte und Freiheiten der Gemeinde waren: Freie Wahl der Lehrer, Prediger und Schuldiener, welche auf ihre Tauglichkeit durch eine von dem Kultministerium zu bestimmende Kommission zu prüfen sind. Die Gemeinde ist von der Aufsicht und Gerichtsbarkeit der evangelisch-lutherischen Konsistorialbehörden befreit, steht aber unter der Oberaufsicht des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, welches durch die Kreisregierung regelmäßige Visitationen vornehmen läßt und darüber wacht, daß die landesherrlich bestätigten Einrichtungen der Gemeinde unverändert bleiben und keine Neuerungen ohne besondere Genehmigung eingeführt werden. Kirchliche Verfassung.

Dem Pfarrer stehen die Austeilung der Sakramente und andere Parochialverrichtungen ausschließlich zu, nicht ebenso die Beförderung der Andacht. Für Versammlungen, welche außer den sonntäglichen Hauptgottesdiensten in der Kirche gehalten wurden, wird die Leitung auch durch andere von der Gemeinde ernannte Mitglieder ausdrücklich genehmigt.

Gemäß der der Gemeinde erteilten Befugnis, eine eigene Kirchenordnung, Disziplin, Liturgie und Zeremonien einzuführen, entstanden unter anderen folgende besonderen Gebräuche:

Altwürttembergische Liturgie und Gesangbuch wurden wieder hervorgeholt. Es werden aber auch freie Gebete beim Gottesdienst Besondere Gebräuche.

*) Diese Güterkaufsgesellschaft, welcher im Jahr 1867 die juristische Persönlichkeit verliehen wurde, ist heute noch der wirksamste Schutz für die Gemeinde Kornthal vor Überflutung durch anziehende Fremde, welche nach der neuesten Reichsgesetzgebung nicht mehr fern gehalten werden könnten. Sie verfügt aber nur noch über Grund und Boden außerhalb des Wohnbezirks. Innerhalb desselben können Bauplätze jetzt ganz frei veräußert werden, wie denn noch verschiedene von den oben angeführten und andern Besonderheiten dem neuen Gesetze zu lieb fallen oder bis zur Unwirksamkeit abgeschwächt werden mußten.

gehalten und andere Lieder z. B. aus Hillers Schatzkästlein und au
dem Gesangbuch der Brüdergemeine gesungen. Von der Herrn
hutischen Brüdergemeine wurde für Gottesdienst und Sitte auc
sonst manches entlehnt. Abgeschafft wurden Kanzel und Kirchen
rock des Pfarrers. Letzterer steht in der Kirche auf einem Podium
neben ihm sitzen die Vorsteher der Gemeinde. Bei der Feier de
h. Abendmahls tragen die Gemeindevorsteher vier Hostienteller un
Kelche, nachdem über jeden (bei jeder neuen Füllung) vom Predige
die Einsetzungsworte gesprochen sind, in der Kirche umher und geben si
den Kommunikanten in die Hände, die reihenweise aufstehen un
Teller und Kelch von Hand zu Hand gehen lassen.

Für Verstorbene wurden keine Trauerkleider angelegt. All
Toten bekommen denselben einfachen Grabstein. Niemand wird aus
gegraben. Wenn der Friedhof voll ist, muß er erweitert werden.

Wichtiger ist die von der Gemeinde über die Lebenden in ver
schiedenster Hinsicht geübte **Aufsicht** und **Zucht**, wofür jeder einzeln
hinwiederum das Recht hat, wo immer in der Gemeinde er einen
von dem reinen Evangelium abweichenden Sinn bemerkt, die Vor
steher und die ganze Gemeinde darauf aufmerksam zu machen. Von
Zeit zu Zeit werden von den Vorstehern stille Hausvisitationen vor
genommen, um einen Einblick zu gewinnen in Hausgottesdienst, Bibel
lesen und sonstige Lektüre, in Kinderzucht und Hausfrieden. Abe
auch aufs Äußere, auf Ordnung und Reinlichkeit, auf Fleiß un
Sparsamkeit wird geachtet und auch in dieser Hinsicht mancher Win
und Rat erteilt. Kein Gemeindemitglied darf ohne Bewilligun
der Vorsteher Geld aufnehmen; Bürgschaft zu leisten wurde späterhi
ganz verboten. Die Gemeinde selbst (neuerdings die Güterkaufsgesell
schaft) führt fortwährend Buch über Vermögen und Schulden eine
jeden Mitglieds. Dafür hatte sie auch lange vor den Raiffeisensche
Darlehenskassen eine Leihkasse für ihre Glieder, ebenso eine Vieh
versicherung.

Wo ein Glied der Gemeinde fehlt oder sündigt, sucht man es
zuerst durch Vorhalt in der Stille, dann durch den Mund sämtliche
Vorsteher, endlich durch Ermahnung vor der ganzen Gemeind
auf den rechten Weg zurückzuführen. Wenn alles nicht hilft, wir
der störrige Bruder zuerst vom h. Abendmahl, dann vom Gemeinde
saal, weiterhin vom Umgang der andern ausgeschlossen, nach 1. Kor
5, 13. Früher wurde er zu allerletzt aus der Gemeinde ganz entfernt

Alle diese Einrichtungen haben sich bewährt. Obwohl es im

Anfang in Bezug auf das äußere Fortkommen der Gemeinde nicht ohne Sorgen abging, gelang es im Laufe von 30—40 Jahren, die Schulden der Güterkaufsgesellschaft abzutragen. Jetzt besitzt dieselbe für etwa 100 stimmberechtigte Mitglieder ein ansehnliches Vermögen, dazu noch einen Besoldungs- und Pensionsfonds für Kirche und Lehranstalten. Ebenso konnte der Verarmung einzelner Gemeindeglieder vorgebeugt werden, sowohl durch die oben geschilderte Gemeindeaufsicht in Vermögenssachen als namentlich dadurch, daß die Güterkaufsgesellschaft das Aufsaugen von Grund und Boden durch einige wenige und das Steigen und Fallen der Güterpreise unmöglich machte. Nicht weniger wachte die Gemeindeleitung darüber, daß auswärtige Gläubiger vor Verlusten bewahrt blieben. Denn von Anfang an war man sorgfältig bestrebt, daß die Gemeindeglieder durch strenge Pflichterfüllung und Rücksichtnahme auch auf anderer Leute Nutzen und Schaden ihr gutes Zeugnis bei denen, die draußen sind, sich erhalten.

Innere Schwierigkeiten bereitete der Entwicklung der Gemeinde schon die Verschiedenartigkeit ihrer Glieder nach Sprache, Sitte und Bildung, noch mehr aber die Herkunft von mindestens viererlei Gemeinschaften, welche an den Heimatorten häufig in starkem Gegensatz zueinander standen. Es kamen in Kornthal zusammen: Altpietisten, aus der Bengelschen Schule stammend und an der kirchlichen Lehre streng festhaltend, herrnhutisch Gesinnte, Pregizerianer, welche über der Betonung der in der Taufe erlangten Gnade und Gotteskindschaft von einem Wandel in der Furcht wenig wissen wollen, und Michelianer, welche ganz besonders auf Heiligung dringen. Aber man lernte zuerst sich in Liebe tragen und vertragen, und allmählich seine Besonderheiten hinter dem Einen Wort Gottes zurücktreten zu lassen. Die in Kornthal vor sich gehende Verschmelzung hatte sogar eine günstige Rückwirkung auf das gegenseitige Verhältnis der Gemeinschaften im Lande. Schwierigkeiten.

Von Frommen und Weltleuten wurde Kornthal stets fleißig aufgesucht und nicht weniger kritisiert. Man ließ sich aber dadurch nicht beirren. Auf leidenschaftliche schriftliche Angriffe hat Hoffmann, der erste Vorsteher der Gemeinde, eine treffliche Antwort gegeben: Was wir davon in der Wahrheit gegründet fanden, wurde aus der Hand unseres Herrn als eine Anweisung für uns aufgenommen; was auf Mißverstand und Mangel an Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhte, „das wollten wir lieber so lange auf uns liegen lassen

und in der Stille unter Anrufung Gottes um seinen Heiligen Geist, der uns den Sinn Pauli Eph. 4 lehren wolle, vertragen, bis wir oder die Verfasser deutlicher überzeugt würden, um uns nicht durch Entschuldigung oder Streit noch mehr von denselben zu trennen, da sie doch größtenteils auch Werkzeuge in der Hand unsers Herrn sind, mit denen wir gewiß früher oder später in dem großen Reiche unseres Herrn vereinigt sein werden."

c. Gründung von Wilhelmsdorf.

Ehe wir die Frage aufwerfen: War die Gründung von Kornthal unvermeidlich und ist durch sie erreicht worden was die Gründer wollten? müssen wir einen Blick werfen auf die denkwürdige Geschichte der Tochter Kornthals, der Gemeinde Wilhelmsdorf in Oberschwaben. Zur Aufnahme in Kornthal hatten sich mehrere hundert Familien gemeldet, für die es dort keinen Raum mehr gab. Allein auf ein Gesuch, auf dem Leinfelder Hof bei Enzweihingen eine zweite Gemeinde mit dem Privilegium Kornthals anlegen zu dürfen,
17. Dez. 1822 erging die königliche Resolution, „daß die Gemeinde Kornthal mit ihrem Gesuch abzuweisen und überhaupt eine weitere Ausbreitung dieses Kultus nicht zu gestatten sei, es wäre denn, daß die Gemeinde Kornthal mit der Anlegung einer neuen Kolonie zugleich einen gemeinnützigen nationalwirtschaftlichen Zweck verbinden und etwa in Oberschwaben die Abtrocknung einer sumpfigen Fläche oder die Urbarmachung eines noch nicht zur Kultur gebrachten Distrikts dabei zur
Hinweisung auf das Lengenweiler Moosried Ausführung bringen wollte." Die Gemeinde wurde speziell hingewiesen auf das Lengenweiler Moosried, im Oberamt Ravensburg, dessen Übernahme die umliegenden katholischen Gemeinden abgelehnt hatten. Wohl hatte auch der ortskundige Hofkameralverwalter Vogel in Altshausen in einem Gutachten sich dahin ausgesprochen, daß dort nach 15 Jahren noch ein Morgen Wiesboden nicht mehr als einen Wagen Heu jährlich geben und die Kulturkosten für einen Morgen Ackerland so hohe sein werden, daß man um dasselbe Geld 2—3 Morgen guten Ackerfelds kaufen könnte. Allein solche Warnungen sind den Bewohnern des gesegneten württembergischen Unterlandes bis auf den heutigen Tag unfaßbar und unglaublich gewesen. Höher galt den einzelnen Bewerbern die Aussicht auf den geistlichen Segen, den sie vom Zusammenwohnen in einer Kornthal ähnlichen Gemeinde hofften. Hoffmann selbst hielt das Unternehmen für ein von Gott gewolltes. Der Muttergemeinde lag ebenso daran, daß der König,

dem sie so viel verdankte, durch eine abschlägige Antwort nicht beleidigt werde, wie sie das angesonnene Werk als eine günstige Gelegenheit ansah, das oft geäußerte Vorurteil, die Pietisten seien arbeitsscheue Leute, zu widerlegen. So übernahm denn Korntal in der bezeichneten Gegend 564 Morgen zunächst zur Kultivierung auf 10 Jahre. Der vorhandene Holzbestand wurde den Ansiedlern geschenkt. Würde die Probe gelingen, so sollte die Gemeinde das ganze Land, den Morgen zu 10 fl, als Eigentum erhalten. Ließe sich Urbarmachung nicht durchführen, so mußte Korntal den ganzen Platz ohne Entschädigung zurückgeben und außerdem für anderweitige Unterkunft der Ansiedler sorgen.

Übernahme September 1823

Vier Pläne zur Erbauung eines Dorfes mit etwa 140 Gebäuden wurden ausgearbeitet. Der König wählte den einfachsten; aber auch dieser war noch viel zu umfangreich und großartig für die wirklichen Verhältnisse, wie sich bald zeigte. Der Name der Kolonie sollte dem König zu Ehren W i l h e l m s d o r f heißen.

Erste Arbeiten in Wilhelmsdorf.

Am 7. Januar 1824 zogen 10 Arbeiter als Bahnbrecher auf. Bis zum März wurden ihrer 70. Es war aber eine trostlose Wüste, in die sie kamen, fast ausnahmslos Moorgrund, spärlich bewachsen mit der zwergartigen Riedforche, streckenweise auch mit Erlen. Im übrigen bedeckten fußlanges Moos, grau und grün, und tiefwurzelnde Büsche des Wollgrases den Boden. Dazwischen lagen aber immer wieder größere oder kleinere dunkelbraune Pfützen von beträchtlicher Tiefe. Nur mittels gut gezielter Sprünge konnte man von einem Büschel Wollgras zum andern gelangen. Noch weniger Festigkeit bot der Uferrand zweier Seeen. Der einzige feste Punkt waren etwa 18 Morgen Hochwalds, den die Ansiedler sich zur künftigen Wohnstätte erkoren. Hier errichteten sie eine Art Blockhaus, welches 4 Jahre lang zur Arbeiterwohnung diente. Damit der Boden entsumpft und das stehende Wasser den Nebenflüssen von Donau oder Rhein zugeführt werden könnte, mußten ein 12000 Fuß langer, 12 Fuß breiter und 6 Fuß tiefer Hauptabzugskanal und 20000 Fuß Nebenkanäle gegraben werden. Dann erst konnte man an die Anlegung des Dorfes gehen, wo alles aufs einfachste eingerichtet wurde. Doch standen bis zum Herbst schon 10 Wohnhäuser und waren auch schon von eben so vielen Familien bezogen.

1824

Bedürfnislosigkeit

Nur äußerste Bedürfnislosigkeit und andererseits Begeisterung für das erstrebte Ziel konnten das Leben hier erträglich machen. Die ersten Arbeiter hatten im Winter, wo sie sich selbst für Kost und

alle sonstigen Lebensbedürfnisse sorgten, täglich 7 Kreuzer pro Mann gebraucht. Dabei hatten sie ein Jahr lang kein anderes Trinkwasser als das eines trüben Baches (der Aach). In mancher Haushaltung kochte man jahrelang ohne Schmalz, seine Knöpfle bereitete man sich von Roggenmehl. Aber der Glaube an Gottes Freundlichkeit und Segen würzte auch die fadeste*) und rauhste Speise. Des Fleisches hatten sich viele so entwöhnt, daß wenn ihnen solches an fremdem Tische zuteil wurde, Unwohlsein die Folge war.

So wenig Wert die Ansiedler auf die Versorgung des Leibes legten, so versäumten sie doch die Pflege des Geistlichen nicht.

Geistliche Versorgung

Anfänglich hielten sie selbst Schule mit den anwesenden Kindern, wobei stramme Zucht gehalten wurde. Bald aber wurde als Schulmeister und Ortsvorsteher zugleich, mit 150 fl. Gehalt ein Lehrer angestellt, G. Hiller, dem zwar Seminarausbildung fehlte, der aber begabt war mit einem an Liebe reichen Geist und viel Erziehungsweisheit. Von ihm ließen sich die unverheirateten Arbeiter wie Söhne leiten; seine Sonntagsschule besuchten sie freiwillig bis zum Alter von 25 Jahren.

Für die Erbauung der Erwachsenen sorgten auch andere Kolo-
1833 nisten. Zu geistlichen Amtshandlungen, Taufe, Konfirmation 2c. mußten Pfarrer aus weiter Ferne herbeikommen, aus Schaffhausen in der Schweiz, von Tuttlingen und dem Hohentwiel, bis man endlich so weit war, einen eigenen Pfarrer anstellen zu können. Einen eigenen, dem Kornthaler ähnlichen Betsaal hatte man schon 1828 erbaut, wobei die mangelnde Kunstfertigkeit der Handwerksleute besondere Schwierigkeiten bereitete.

Katholische Umgebung

Auch die katholische Umgebung schien anfänglich ein Hemmnis für das Werk. Wie die ersten Ankömmlinge von ihr aufgenommen wurden, ist schon oben (II, 355) geschildert. Auch Vernünftige konnten nicht glauben, daß man in diese Wüste brave Männer schicke,

*) Thumm erzählt ein Gespräch zwischen zwei Eheleuten, unter dem offenen Fenster belauscht, das uns den besten Eindruck gibt in die Denkweise der ersten Wilhelmsdorfer. Er: „Los Annemreile, i hätt doch denkt, a meim Geburtstag tätest mir ebbes Besser's koche als en Mehlbrei und nix derhinter und nix dervor." Sie (entrüstet): „Jetzt gucket au, des schleckig Märtele ist mit eme Brei net z'friede! Dank du em Heiland, daß er is so en guete Mehlbrei schenkt; mer händ den net verdient." Er (nach einer Pause): „S' ist wohr, Weib, du hast reacht, mer händ den net verdient." Darauf beschloß ein herzliches „Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben" das einfache Festmahl.

dachten, daraus könne nichts anderes als ein württembergisches Sibirien und eine Verbrecherkolonie gemacht werden. Solche Gedanken kamen erst zum Schweigen, als König Wilhelm die Kolonie mehrmals besuchte, von dem Brote der Leute aß, von ihrer Milch trank, einen Streit mit einer Nachbargemeinde zu ihren Gunsten entschied und ihnen sonstige Gnaden bewilligte. Im übrigen sorgten die Wilhelmsdorfer durch unverwüstliche Freundlichkeit und Rechtlichkeit dafür, daß sie zu besserm Ansehen kamen, ja tatkräftiger Hilfe und Freundschaft von Katholiken sich erfreuen durften.*) seit 1824

Die eigentliche Lebensfrage für Wilhelmsdorf aber war: Wird der Boden seine Bewohner nähren? Die schwarze lockere Erde schien viel versprechend. Darum wurden frühe schon Proben mit dem Anbau von Hanf und Roggen gemacht. Beides ging hoffnungsvoll auf; aber als der Same seine eigene Kraft verzehrt hatte, verdorrte er. Hanf gab es nicht einen Stengel. Der Roggenbauer aber trug seine Ernte von 1/4 Morgen in der Westentasche heim. Im folgenden Jahre fiel die Ernte an Frucht und Kartoffeln schon befriedigender aus. Aber gleich die folgenden Jahre brachten neue Unfruchtbarkeit des Bodens.

*) Ein lediger Metzger, der zu seiner Besserung von seinem Vater nach Wilhelmsdorf geschickt worden war, hatte einen Bauer der Nachbarschaft um 5 fl. betrogen. Der Bauer äußerte sich nun an mehreren Orten, daß er solches von den Wilhelmsdorfern nicht erwartet hätte. Davon hörte ein armer Kolonist, der selten 5 fl. besaß, gerade damals aber diese Summe sein eigen nennen konnte. Flugs brachte er das Geld dem betrogenen Bauern, bat ihn im Namen des Betrügers um Verzeihung und bat ihn, Wilhelmsdorf künftig nichts Übles mehr nachzusagen.

Ein katholischer Eisenhändler unterstützte viele Jahre hindurch in uneigennütziger Weise die Kolonisten durch Darlehen. Als im Jahre 1847 ein auf der Amtsversammlung in Ravensburg gestellter Antrag, Wilhelmsdorf durch ein unverzinsliches Darlehen von 150 fl. zum Ankauf von Saatkartoffeln zu unterstützen, bekämpft wurde unter dem Vorgeben, die ganze Gemeinde stehe auf dem Punkte, dem Gante zu verfallen, da erhob sich Schultheiß Pfaff von Zußdorf, ein vermöglicher Landwirt, und sprach: „Meine Herren, Wilhelmsdorf besteht seit 1824, und in dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Einwohner dort genau kennen zu lernen; denn wir Nachbarn haben viel Verkehr mit ihnen. In diesen 23 Jahren ist dort nicht nur kein Gant vorgefallen, sondern kein Mensch auch nur eines Kreuzers wert von den Wilhelmsdorfern betrogen worden. Ihr Herren, wer unter euch das nämliche von seiner Gemeinde sagen kann, den bitte ich aufzustehen. Es sind dort fleißige und rechtliche Leute und mit Vergnügen unterschreibe ich mich nicht nur für diese kleine Summe, sondern für noch größere mit meinem ganzen Vermögen als Bürge.“ Die Wilhelmsdorfer bekamen darauf das Darlehen ohne Bürgschaft.

schlimme Überraschungen. Wenn nur einem unvorsichtigen Raucher ein Funke entfiel, so fing der Torfboden an zu brennen; alles mußte hinaus, zu löschen. Standen im Vorsommer Früchte und Kartoffeln schön, so konnte noch zu Ende Juli Reif eintreten und den Fruchtansatz zerstören. Die Bodenerzeugnisse selbst hatten nicht den Gehalt von solchen, die auf guten Äckern und Wiesen wachsen. Eine Folge war Knochenbrüchigkeit beim Rindvieh.

Armut der Bewohner

Um Äcker und Wiesen einigermaßen ertragfähig zu machen, hätte es alljährlichen reichen Düngerzusatzes bedurft. Woher aber sollten die armen Leute soviel Dünger nehmen, wovon künstlichen Dünger kaufen? Unter nicht ganz 50 Familien war nur eine bemitteltere. Denn hieher zu ziehen konnten Wohlhabende sich nicht entschließen. Wohl waren die Ansiedler durchgängig brave Leute; aber der Armut fehlt eben mit dem Gelde häufig auch die nötige Intelligenz. Dasselbe galt vom Handwerkerstande. Handwerker, welche auswärtige Kunden anlockten, waren selten. Von jedem Gewerbe war nur ein Meister zugelassen. Damit fehlte jedem der Sporn, höher zu streben.

Kein geringerer Schaden war die Koloniekasse. Jeder Anziehende übergab derselben sein Vermögen und erhielt dafür Haus und Feld, auch Anlehen. Die Kasse übernahm mit der Zeit auch die Bezahlung der Staatssteuern. Untereinander bezahlten sich die Wilhelmsdorfer nicht mit barem Gelde, sondern ließen Rechnungen von Jahren aufwachsen oder verwies einer auf den andern. Das gab einen ganzen Rattenkönig von Privatschulden und eine mehr und mehr unerschwingliche Gesamtschuld, für welche alle haftbar waren. Den nächstliegenden Gedanken, das begonnene Werk bloß um des äußern Mißerfolgs willen ganz aufzugeben, scheint man sich zur rechten Zeit nie ernstlich vorgelegt zu haben. Davon hielt die Ehre und die Hoffnung auf das als ein Kleinod geschätzte Privilegium Kornthals ab. Daß man sich hierin gründlich getäuscht hatte, mußte man freilich bald erfahren. Wilhelmsdorf wurde keinerlei politische Ausnahmsstellung von andern Gemeinden zugestanden. Allein man
1827 erfreute sich wenigstens des Zugeständnisses, die alte Liturgie fortgebrauchen zu dürfen und für Pfarrwahl und Schule die Freiheit Kornthals zu genießen.

Nachdem man 23 Jahre lang gewartet, gekämpft, gerungen hatte, drohte ein allgemeiner Gant die Frucht so vieler Arbeit und Selbstverleugnung zu zerstören. Auch die sittlichen Folgen hoffnungs-

loser Armut blieben nicht ganz aus. Die Armen waren versucht, sich gehen zu lassen. Die Vermöglicheren vermerkten das übel, so gab es manchen Wortwechsel. Doch brachte Gottes Wort und christliche Liebe vieles wieder ins Geleise, versöhnte die Streitenden und zeitigte sogar edle Früchte der Freundschaft und tätiger Bruderliebe. Auch Erfahrungen von Gebetserhörung und göttlicher Wunderhilfe in einzelnen Fällen durfte man machen. Brüder von der Alb und von Oberschwaben oder der Schweiz, welche zu Besuch kamen, konnten hier immer noch geistliche Stärkung und Segen holen. Manchem jungen Christen ist hier zum erstenmal ein Licht darüber aufgegangen, was geistliches Leben sei. Dagegen wuchs mit der Entfernung die Fähigkeit, Zustände und Leute in Wilhelmsdorf richtig zu beurteilen, auch bei den Gemeinschaftsleuten. Von den Verhältnissen dachte man immer noch zu günstig, von den Menschen zu niedrig. Korntal wurde bei der für Wilhelmsdorf übernommenen Verpflichtung für sich selbst bange.

Am meisten Kummer und Sorge bereitete das Todesringen Wilhelmsdorfs seinem eigentlichen Gründer, dem Vorsteher Hoffmann. Oft und viel machte er die beschwerliche Reise von Korntal dahin; unausgesetzt sann er auf Mittel, wie der Not abgeholfen werden könnte. Versuche aufzuhelfen Ein Bauer von der Alb, welcher einst als junger Mensch den verehrten Mann eine Strecke zu führen gehabt hatte, erinnerte sich noch nach Jahren, wie es ihm durch Mark und Bein gegangen sei, wenn sein Passagier immer und immer wieder in den Seufzer ausbrach: „Meister, laß dein Werk nicht liegen." Zu spät entschloß sich Hoffmann zum Ankauf besserer Güter von Nachbarmarkungen. Dagegen war es ein richtiger Gedanke, wenn er im Einvernehmen mit König Wilhelm schon frühzeitig daran ging, das Anstaltswesen, wozu in Korntal die Not der Umgebung gedrängt hatte, auch nach 1822
Wilhelmsdorf zu verpflanzen, damit ein Armer dem andern heraushelfe. Begonnen wurde mit einem Rettungshause für verwahrloste 1830
Kinder, welches Kinder von der Schlotwiese bei Korntal im 6ten Lebensjahre aufnahm, um sie im 10ten wieder nach Korntal zurückzuschicken. Zu keinem Gedeihen war eine Anstalt für entlassene 1833—
weibliche Strafgefangene auf dem Lindenwald zu bringen, obgleich 1864
sie ein Bedürfnis schien und Hoffmann sein ganzes Vermögen hineinsteckte. Dagegen sollte die im Jahr 1837 errichtete Taubstummenanstalt für die Entwicklung von Wilhelmsdorf späterhin von größter Bedeutung werden. In mancherlei Weise wendete sich der Wohl-

tätigkeitssinn der Frommen der bedrängten Gemeinde zu. Brüder von der Alb führten alljährlich zu Weihnachten Wägen mit Naturalgaben herbei. Pfarrer Kapff in Korntbal, Diakonus Wilhelm Hofacker und der spätere Domprediger Hoffmann gaben miteinander ein

seit 1833 Predigtbuch heraus, welches nach 5 Jahren schon einen Reingewinn von 12000 fl. abgeworfen hatte und die Grundlage zu einem Pfarr-

1836 besoldungsfonds abgab. Um die Schulden der Allerärmsten in Wilhelmsdorf zu decken, wurde um unverzinsliche Darlehen gebeten, welche in der Höhe von 8000 fl. eingingen. Mehrere tausend Gulden schenkten die Brüder von der schwäbischen Alb, damit davon eine Privatleihkasse gebildet werden könnte. Allein auch diese Hilfe erwies sich für die Dauer als ungenügend. Als Hoffmann auf dem

1846 Totenbette lag und schon nicht mehr sprechen konnte, schrieb er noch mit dem Finger auf die Bettdecke: „Wilhelmsdorf."

Die Hilfe

Die Brüder im Altwürttembergischen aber, welche Hoffmann so vielen Dank schuldeten, ließen seinen letzten Willen nicht unbeachtet. Noch am Begräbnistage traten sie zu einer Beratung zusammen, wie Wilhelmsdorf geholfen und damit die Schmach eines Gantes vom Pietismus ganz Württembergs gewendet, Korntbal selbst vor der Gefahr, in diesen Ruin hineingezogen zu werden, bewahrt werden könnte. Guter Rat schien teuer. Da verfiel der edle Schulmeister Kolb von Dagersheim auf den Gedanken, unter den Gliedern seiner Hahnschen Gemeinschaft eine freiwillige Steuer auszuschreiben. In dem Rundschreiben war jedem ein Fingerzeig gegeben, wieviel er seinem Vermögen entsprechend geben müßte. Die Ärmsten, welche sich von ihrer Hände Arbeit nährten, sollten 1—10 fl. steuern. Aufs kräftigste betrieben die führenden Brüder den Einzug. Eine vermögliche ledige Schwester brachte einem Bruder in Korntbal eine Rolle mit 100 fl. als Beitrag für die vorliegende Not. Er sah die Geberin ernst an und sagte: „Und du schämst dich nicht, bei deinem Reichtum nur 100 fl. zu geben? Geh nur gleich heim und hole noch einmal diese Summe!" Gehorsam ging sie den einstündigen Weg zurück und brachte weitere 100 fl. So kamen binnen 4 Wochen etwa 40000 fl. zusammen.

Jetzt konnte gründlich Wandel geschafft werden. Durch eine Kommission wurden Gesamtschulden und Schulden der einzelnen festgestellt. Soweit die Schulden nicht durch den Besitzstand gedeckt waren, übernahm die Kolonie Schulden und Grundbesitz. Mehrere Familien, welche nicht zu leben gehabt hätten ohne fortgehende

Unterstützung, wurden zur Auswanderung nach Nordamerika veranlaßt. Die Haftung der ganzen Gemeinde für die einzelnen Kolonisten wurde aufgehoben, desgleichen die Trennung von Korntal angebahnt. 1850 wurde Wilhelmsdorf selbständige Gemeinde. Gemeinde und Bürger mußten endlich lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Die Steuer wurde nun auf die einzelnen umgelegt und rücksichtslos von ihnen eingetrieben. Wo auf benachbarter Markung besseres Feld käuflich war, wurde es erworben und in kleineren Stücken an die Kolonisten verkauft. Pünktlich mußten Zieler und Zinse bezahlt werden. Das ging nach dem bisherigen auf die Gemeinde Hineinliegen hart; noch mehr als seither mußte gespart werden. Dennoch spürte jedermann die Wohltätigkeit der strammern Ordnung. Wohl mußte die Gemeinde, um eine unvermutet gekündigte Schuld von 4000 fl. heimbezahlen zu können, zur Ausgabe von Schuldscheinen à 200 fl. schreiten, welche wiederum die Brüder abnahmen. Aber nach einem halben Jahr schon begann die Rückzahlung. Die Mittel zur Tilgung der verwickelten laufenden Schulden der Kolonisten untereinander verschaffte eine Kollektenreise des Pfarrers Kapff von Wilhelmsdorf an den Rhein und nach Holland. Nun nach Wegräumung so vieler Hindernisse ging es langsam vorwärts. Die Vermehrung der Güter gestattete Mehrung des Viehstands, verschaffte reichlicheren Dünger und machte damit Wiesen und Feld ertrags- und widerstandsfähiger.

Ernstlicher als bisher warf man sich auf Gewerbetätigkeit, 1847
deren Schranken durch die neue Gesetzgebung fielen. Schullehrer Thumm, den sich die Gemeinde als einen todkranken Mann zu ihrem Ortsvorsteher gewählt hatte, der aber auf das Gebet der Brüder wunderbar genesen war und sich um die Neuordnung der Verhältnisse große Verdienste erworben hatte, gewann auf einer Reise nach 1850
Heiden so sehr das Vertrauen eines reichen Schweizer Fabrikanten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis er seine Pflegtöchter und nachher auch noch seine eigenen Kinder zur Erziehung nach Wilhelmsdorf mitnahm. Damit war der Grund gelegt zu dem heute blühenden, namentlich aus Oberschwaben und der Schweiz vielbesuchten Töchterinstitut. Desgleichen schloß sich an die Taubstummenanstalt eine Erziehungsschule für Knaben an, welche sich bald großer Beliebtheit bei Franzosen und französischen Schweizern zur Erlernung der deutschen Sprache erfreute und unter der Leitung ihres gegenwärtigen Direktor Ziegler sich ebenso durch einen freien und fröhlichen

Ton wie durch Anweisung zu Fleiß und herzlicher Frömmigkeit, namentlich auch durch liebevolles Eingehen auf die Bedürfnisse schwacher und zurückgebliebener Knaben auszeichnet. Diese Anstalten förderten die Entwicklung der ganzen Gemeinde und geben heutzutage dem einst so kümmerlichen Dörflein das Ansehen eines kleinen, aber lebendigen Landstädtchens. Noch sind zwar nicht in allen diesen Häusern die Schulden weg, das hindert aber nicht, daß die Gemeinde freudig und reichlich beisteuert für alle möglichen Zwecke des Reiches Gottes, um damit gegen Gott und Menschen ihre Dankesschuld abzustatten für die kräftige Hilfe, die ihr in Zeiten bitterer Armut und hoffnungslosen Ringens zu teil geworden sind.

Folgen dieser Gemeindebildung. Die Geschichte von Wilhelmsdorf hat uns das Bild der durch neues Gesangbuch und Liturgie in der evangelischen Kirche Württembergs hervorgerufenen Bewegung vervollständigt. Auch wer jeder Art von willkürlicher Separation in der Kirche, eingedenk der von
Recht Christo in Matth. 13 gegebenen Warnung, abgeneigt ist, wird zugestehen müssen: Diese Trennung war unvermeidlich und sie war für die Kirche nicht weniger heilsam als für die nicht völlig Abgelösten, aber doch Abgesonderten. Wenn eine Kirche die ihr verliehene Gewalt soweit mißbraucht, daß sie die Frommen hindert, in der seither anerkannten Weise Gott weiter zu dienen, wenn sie mit allen Mitteln des Polizeistaats ihnen gottesdienstliche Formen aufzwingen will, die für alle von oben her Erleuchteten als das Erzeugnis eines unchristlichen Geistes deutlich erkennbar sind, so ist das der Anfang einer Verfolgung und Verführung, welcher sich zu entziehen Christen Recht und Pflicht haben. Matth. 10, 23; 7, 15 ff. Dabei hat die
Vermeidung von Schaden. bei der Scheidung auf beiden Seiten beobachtete Weisheit und Mäßigung den sonst zu befürchtenden Schaden verhütet und beiden Teilen Gottes Gnade erhalten. Hätte Kornthal jeden Zusammenhang mit seiner seitherigen Landeskirche abgebrochen, hätte es statt einer einzigen, schwer um ihr Dasein ringenden Kolonie 10 oder 20 äußerlich günstig gestellte Gemeinden gegründet, so wäre das für die kleine württembergische Landeskirche ein unberechenbarer Verlust gewesen, und die inneren Gefahren, welche alle Separierten selbst bedrohen, wären nur vermehrt worden. So aber war Kornthal, wie gerade
Segen für die Kirche von gut kirchlicher Seite frühe schon anerkannt wurde, ein Warnungszeichen oder „Damm gegen weitere Neuerungen in der Kirche.“
1843 Es wurde aber der Kirche durch die fortgesetzte Wechselbeziehung noch mehr, nämlich ein Salz und ein Licht. Die Erinnerung an

Korntal und der Verkehr mit ihm half wesentlich mit zu rascherer Beseitigung des unseligen Gesangbuchs und der verwaschenen Liturgie. Viele guten Anregungen sind von dem kleinen Korntal ausgegangen: Seine Gottesdienste, seine Anstalten zur Versorgung Verwahrloster und Erziehung der Jugend,*) seine Gastfreundschaft, seine Verschmelzung nicht nur der württembergischen Gemeinschaften, seine alle christlichen Denominationen und Anstalten zur Ausbreitung des Reiches Gottes, wie namentlich die Heidenmission, umfassende Liebe wirkten vorbildlich und belebend auf die ganze evangelische Kirche. Verkörpert war diese Geistesgemeinschaft in dem Manne, der seine Laufbahn im Pfarramt von Korntal begann, als ein Nachfolger des abgesetzten Friederich, und sie beschloß als württembergischer Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart: Sixt Karl Kapff. Schwerlich hat ein württembergischer Geistlicher des 19. Jahrhunderts bei unsern Frommen wie bei unserer Kirche gleichviel Ansehen genossen und darum öffentlich und im stillen so viel Gutes wirken können als er. 1833--1879

Nutzen für den Staat.

Auch der Staat hat die Anlage von Korntal und Wilhelmsdorf keineswegs zu bedauern gehabt. Er hat mit der Erlaubnis zu ihrer Gründung eine schwere innere Gefahr glücklich beseitigt. Mit dem Maße der Volkswirtschaft gemessen haben die beiden kleinen Gemeinden Außerordentliches geleistet zum Besten unseres Landes. Geschichte, Privilegium und Gemeindeordnung Korntals sind heute noch des Studiums wert für solche, welche mit der Lösung der sozialen Nöten unserer Zeit sich befassen. Als rechtschaffene und friedliche Bürger und treue Untertanen können die Glieder der beiden Brüdergemeinden sich mit jedem im Lande messen.

Innere Gefahren

Dabei haben sie sich selbst die Gefahren, die in ihrer Sonderstellung liegen, nie verhehlt. Die Mitglieder einer sich in sich selbst zurückziehenden, einerseits freier und besser verwalteten, andererseits durch ihre Zucht von vielen groben Ausschreitungen der Welt verwahrten Gemeinde können leicht in Eigenliebigkeit verfallen. Sie werden sich sehr hüten müssen, ein „Geschmäckle" (ungesunde Eigenart) anzunehmen, was bei gewöhnlichen Kirchenchristen der Umgang

---

*) Gegenwärtig hat man in Korntal 2 Töchterinstitute und eine Lateinschule mit Realabteilung, die berechtigt ist, Zeugnisse über die Befähigung zum einjährigen Militärdienst auszustellen. Auf die mannigfach interessante Geschichte dieser Anstalten und Pensionate hier näher einzugehen, würde zu weit führen.

mit der Welt und deren Spott nicht so leicht aufkommen läßt. Soweit dagegen die Glieder einer solchen Gemeinde bei dem häufigern Umgang mit Höhergestellten in äußern Formen, Kleidung rc. von diesen manches annehmen, werden sie von ihren ursprünglichen Standesgenossen nicht selten den Vorwurf der Welteitelkeit zu hören bekommen. Die größten Gefahren aber sind geistliche Übersättigung und Überdruß namentlich der Jugend — was sich herausstellt, wenn die jungen Leute einmal anderswohin kommen — daheim aber die von Jesu so scharf bekämpfte geistliche Plusmacherei oder gar grobe Heuchelei. Denn wie J. T. Beck einmal gesagt haben soll: „Das Christentum vererbt sich nicht nach Häuserreihen.“ Mögen die Kinder der Orginalchristen, die in böser Zeit den Kampf gegen Sünde und Welt siegreich durchgekämpft haben, recht brave und anständige Leute sein, mögen sie die Sprache Kanaans mit besonderer Vorliebe sprechen, ob sie selbst Originalchristen sind, aus Gott geborene Geisteskinder, ob auch sie, bei ihrem zeitlichen Wohlstand noch den Knechten gleichen, die auf ihren Herrn warten, das sind Fragen, die jeder einzelne von ihnen sich auf's ernstlichste wird vorhalten müssen. Man hat deshalb in Kornthal selbst eine angebliche Äußerung Michael Hahns sich schon oft wiederholt: „Jetzt gründen wir eine Gemeinde; aber in 50 Jahren muß sie erneuert*) werden.“ Nun, das dürfte ohne besondern Wink vom Herrn ebensowenig unternommen werden, als es umgekehrt recht wäre, zu sagen: „Wir sind die alten Brüder nicht mehr; das Reichsgesetz von der Freizügigkeit hat das wichtigste Privilegium des alten Kornthal zerstört; geben wir es daher auf, mehr sein zu wollen als die Christen in der Landeskirche; verzichten wir auf alle Vorrechte!“ Vielmehr werden sie sich zwar sagen müssen: „Wer sich läßt dünken, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle“, gerade so aber auch: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“

---

*) Aus maßgebenden Kreisen des heutigen Kornthal wurde mir auf die Mitteilung meines Manuskripts zu vorstehendem Abschnitt geschrieben: „Diese Erneuerung geht nicht durch künstliche Veranstaltungen im großen ganzen vor sich, sondern durch die Zucht göttlicher Gnade im stillen und einzelnen, auch durch ernste Prüfungs- und Kampfzeiten“. Das ist gewiß wahr und gut, zugleich aber ein Zeugnis von bedeutender Annäherung des heutigen Kornthal an die Grundsätze einer richtig geleiteten Volkskirche.

Elftes Kapitel:

Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine.

1. Zinzendorfs Jugend und erste geistliche Wirksamkeit in Dresden.

Quellen: Römer, Nik. Ludw. Graf von Zinzendorf. v. Schrautenbach, Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine. Götz, Zinzendorfs Jugendjahre. Albert Knapp, Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Burkhardt, Die Brüdergemeine. Joh. Albr. Bengel, Abriß der sogenannten Brüdergemeine. Schlegel, Fortsetzung von Mosheims Kirchengeschichte. Blanckmeister, Sächsische Kirchengeschichte. Ev. Kirchenblatt für Württemberg 1900.

Zu dem Kreise der von Spener Angeregten gehörte im Kurfürstentum Sachsen der Minister Georg Ludwig von Zinzendorf, der Abkömmling einer um des Glaubens willen aus Österreich ausgewanderten Familie von altem Adel. Am 26. Mai 1700 wurde ihm in Dresden ein Sohn geboren, der bei der Taufe die Namen Nikolaus Ludwig erhielt. Aber wenige Wochen hernach bekam der Vater einen Blutsturz, der zum Tode führen mußte, ihn selbst aber nicht erschreckte, sondern mit ungewöhnlicher Freude erfüllte wegen der „Ähnlichkeit seines Sterbens mit dem Tode des Heilandes." Die Mutter heiratete nach etlichen Jahren den preußischen Generalfeldmarschall von Natzmer und ließ den 4jährigen Sohn bei ihrer Mutter, der ebenfalls verwitweten Freifrau von Gersdorf, in Großhennersdorf zurück. Sie hat fortan nur noch brieflich und bei gelegentlichen Besuchen auf ihn eingewirkt. Doch die Erziehung des jungen Grafen lag in guten Händen. Die verwitwete Großmutter war eine geistig hochbegabte und willensstarke Frau, in christlichen Kreisen als Liederdichterin geschätzt. Auch ihr Haus war Mittelpunkt einer Spenerischen Gemeinschaft. Den religiös außerordentlich empfänglichen Knaben zu Gebet und Herzensfrömmigkeit anzuleiten, ließ sich insbesondere seine nur um 10 Jahre ältere Tante, Henriette von Gersdorf, angelegen sein. Als Kind schon faßte der kleine Ludwig eine solche Liebe zum Heiland, daß er in stundenlangem Gespräch ihm alles sagte, was er auf dem Herzen hatte und einmal, da andere Zuhörer fehlten, die Stühle im Zimmer zusammentrug, um ihnen zu predigen, wie gut mans beim Heiland habe.

Nik. Ludw. von Zinzendorf geb. 26. Mai 1700.

Den guten Grund, der im Hause der Großmutter in ihn gelegt worden war, vermochte auch die Zeit seines Aufenthalts in **Halle** vom 11. bis 16. Lebensjahre nicht zu zerstören. Das Lernen fiel ihm leicht, besonders die Erlernung von Sprachen. Mit 13 Jahren schon hat er ein Lied gedich-

In Franckes Pädagogium in Halle.

tet, das später ins Brüdergesangbuch aufgenommen wurde. Dagegen war seine Erziehung in verschiedener Hinsicht verkehrt, namentlich durch die Schuld eines unlautern, geldgierigen Hofmeisters, Daniel Crisenius. Der Hofmeister, mit dem er in der Stadt wohnte, verleumdete ihn beständig bei seinen Angehörigen und bei A. H. Francke als ein böses Kind. Die im Pädagogium üblichen entehrenden Schulstrafen, wie Stehen auf der Gasse mit angehängten Eselsohren, und die Androhung körperlicher Züchtigung in Gegenwart aller, verletzten den zugleich weichen und stolzen Knaben im Innersten. Sein Hang zum Großtun wie sein vieles Beten trugen ihm auch von seiten der Kameraden genug Neckereien und Mißhandlungen ein. Aber all das konnte ihn in seiner kindlichen Gemeinschaft mit dem Heiland nicht irre machen, noch ihm die Freude rauben an den lebendigen Predigten, die es in Halle zu hören gab, oder an den Nachrichten von dem Reiche Gottes, die man hier beständig vernahm, am persönlichen Anblick von Heidenmissionaren oder Verfolgten, die zu A. H. Francke ihre Schritte lenkten. Über das, was er hörte und sah, mußte er sich gegen andere aussprechen, wie er selbst von sich erzählt: „Es war mir allezeit eine Freude, jemand mit in die Kirche zu nehmen, weil ich gewiß wußte, daß wir unseren Prediger hoch zu rühmen haben würden". Mit Gesinnungsgenossen betete er auch gemeinsam auf dem Boden des Hauses und mit den treusten unter ihnen stiftete er einen „Orden," dessen Glieder sich zuerst „Tugendsklaven," dann „Gesellschaft der Bekenner Jesu Christi" nannten. Unter dem Namen des „löblichen Ordens vom Senfkorn" erhielt und vermehrte sich derselbe sogar noch in den Mannesjahren der Gründer.

Nach Vollendung der Gymnasialzeit wollte der Vormund, Feldzeugmeister Graf von Zinzendorf, seinem Mündel „die Pietisterei aus dem Kopfe bringen." Er schickte daher den Jüngling auf die Universität nach W i t t e n b e r g. Nur der Hofmeister von Halle, der um seiner Weltart willen seinem Vormund gerade der rechte Erzieher zu sein schien, mußte ihn begleiten; er hat ihm auch die Universitätszeit durch eine ganz niederträchtige Art von Bevormundung gehörig verbittert. Der junge Zinzendorf aber studierte der eigenen Herzensneigung entgegen, die ihn zur Theologie hinzog, im Gehorsam gegen seine Familie 3 Jahre lang fleißig die Rechtswissenschaft. Er unterzog sich auch den für unentbehrlich gehaltenen Übungen in Tanzen, Reiten, Fechten mit der steten Bitte zu seinem Heiland Jesu Christo, „er solle ihm ja fein viel Geschicklichkeit dazu geben, damit er von allen sol-

Auf der Universität Wittenberg

chen Nebendingen bald mit Ehren losgesprochen und in die Freiheit gesetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Solideres und seinem Gemüt und künftigen Umständen Angemesseneres zu wenden." So gehörte denn seine Freizeit der Heiligen Schrift und theologischen Studien besonders in Luthers Schriften. Die Freunde aus der letzten Zeit in Halle vermißte er sehr. Zinzendorf hörte auch die Predigten der rechtgläubigen Professoren, machte ihnen häufig Besuche und erhielt sie von ihnen erwidert, indem er mit der Zeit eine ganz ungewöhnliche Hochachtung bei Professoren wie bei Studierenden sich erwarb. Obwohl er in der Besorgnis, der Schatz seiner Kindheit und Jugend möchte ihm geraubt werden, für seine Person gerade jetzt sich mehr als je an die pietistische Weise hielt, so daß er später selbst sagte, er sei damals ein „rigider (schroffer) Pietist" gewesen, so erkannte er doch bald, daß auch diese Orthodoxen nicht die unverbesserlichen Zänker seien, wie er sie in Halle hatte schildern hören und daß es auch unter ihnen Männer gebe, die den Herrn Jesum aufrichtig lieb haben. Das trieb ihn, zwischen Halle und Wittenberg den Vermittler zu machen. Er fand beiderseits Gehör und opferte diesen Bestrebungen in seinem letzten Semester viele Zeit, bis das bündige Verbot seiner nächsten Angehörigen weiteren Versöhnungsversuchen ein Ende machte.

Nachdem das juristische Examen zur vollen Zufriedenheit der Lehrer bestanden war, sollte der junge Graf reisen, nun endlich in Begleitung eines willfährigeren Hofmeisters. Dabei ging sein Absehen nicht allein darauf, sich in fremden Ländern in der ihm aufgenötigten Rechtswissenschaft und Sprachen weiter zu bilden, hochgestellte Persönlichkeiten und Sehenswürdigkeiten der Natur und der Kunst kennen zu lernen; er begehrte selbst innerlich zu wachsen und ebenso Leute zu finden, denen er des Heilands Gnade preisen könnte. Darum war erstes Reiseziel Frankfurt, als einstmaliger Schauplatz von Speners Tätigkeit. Als Zinzendorf in Düsseldorf die Gemäldegallerie besuchte, las er unter einem Bilde des zerschlagenen und mit Dornen gekrönten Heilands die Worte: „Das alles habe ich für dich gethan; was tust du für mich?" Darüber wards ihm heiß ums Herz, daß er hier auch nicht viel würde antworten können; er bat seinen Heiland, ihn in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn er nicht hineinwolle. Zugleich wurde dadurch das von ihm stets heilig gehaltene Andenken an seinen Vater und die von demselben aus dem Anblick des Gekreuzigten geschöpfte Heils-

Auf Reisen

freudigkeit aufs neue wachgerufen; er fühlte sich neu gestärkt zu dem Kampfe, den das rauhe Eingreifen seiner Familie in sein innerstes Fühlen und Streben ihm fort und fort aufzwang. Der Aufenthalt in Holland ließ Zinzendorf wahre und aufrichtige Gotteskinder auch unter den Reformierten finden. In Paris lernte er solche kennen unter den Katholiken. Er suchte nicht vergeblich in den höchsten Hofkreisen wie unter den geistlichen Würdeträgern. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit dem Erzbischof von Paris, Kardinal de Noailles. Dieser hatte anfänglich versucht, Zinzendorf durch Schmeicheleien und andere Künste zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen; allein er sah bald, daß er nichts ausrichten könne und versicherte den Grafen endlich, er wolle ihn hinfort nicht länger in Hoffnung des Übertritts, sondern als ein Kind Gottes von Herzen lieben. Als aber der Kardinal gegen seine bessere Überzeugung einer päpstlichen Bulle sich unterwarf, sagte sich Zinzendorf in einem ebenso höflichen als freimütigen Schreiben von ihm los.

Nach beendeter Reise machte Zinzendorf einen nochmaligen vergeblichen Versuch, Mutter und Großmutter zu bestimmen, daß sie ihm gestatten sollten, ein Prediger des Evangeliums zu werden. Dieselben veranlaßten ihn im Gegenteil, eine Stelle als Hof- und
Justizrat in Dresden. Justizrat bei der sächsischen Landesregierung in Dresden anzunehmen.
1721 Nur der verderbten Hofwelt benahm der Graf sofort jede Hoffnung, ihn zu gewinnen, indem er von allen Lustbarkeiten sich fern hielt und wo er mit Standesgenossen verkehrte, jedem Spott über religiöse Dinge offen entgegentrat. Dagegen hielt er an Sonntagnachmittagen öffentliche Erbauungsstunden, in welchen man in der Bibel las und sang, und zu denen jedermann Zutritt hatte. Duldung dieser Versammlung seitens des gestrengen Superintendenten Valentin Löscher verschaffte ihm der Hinweis auf eine Stelle in den Schmalkaldischen Artikeln, wo Luther (III. Teil, Art. IV) religiöse Gespräche und gegenseitige Tröstung von Laien zur Verkündigung des Evangeliums rechnet. In dem Eifer, Jesu Seelen zu gewinnen, war Zinzendorf auch schriftstellerisch tätig. Er gab eine Art von Zeitschrift „Dresdener Sokrates“ heraus, deren Zweck war, aus bloßen Gewohnheitschristen wahrhaft gottselige Menschen zu machen. Das größte Ansehen auch in weiteren Kreisen erwarb er sich durch seine schönen geistlichen Lieder wie „Jesu geh voran,“ „Herz und Herz vereint zusammen“ und andere. Daher wandten sich Leute aus allen Ständen in allen möglichen An-

liegen an ihn und seine Gemahlin, die ihm gleichgesinnte Erdmute Dorothea, eine geborene Gräfin Reuß-Ebersdorf, mit welcher er sich schon im Jahr 1722 vermählt hatte.

Vorher schon hatte Zinzendorf sich ein Herrschaftsgut gekauft **1721**
in dem Gedanken, sobald er sich einmal vom Staatsdienst los machen könnte, hier dem zeitlichen und ewigen Wohl seiner Untertanen zu leben. Es war Berthelsdorf, ganze nahe bei Großhennersdorf gelegen. Als die Pfarrstelle dort frei wurde, berief er auf dieselbe
seinen Freund und Gesinnungsgenossen Johann Andreas Rothe, **1722**
der bald eine so gesegnete Wirksamkeit entwickelte, daß in Berthelsdorf und Umgebung eine eigentliche Erweckung statt fand. Kam Zinzendorf aufs Gut, so hielt er täglich Hausandacht, wozu wie in andern adeligen Häusern auch Leute vom Dorfe sich einfanden. Am Sonntag nachmittag aber wiederholte er Rothes Predigt und knüpfte daran eine Besprechung. Auch Stellen, womit Rothe ihn persönlich hatte treffen wollen, führte er an mit den Worten: „Wie heute der Herr Pfarrer in der Predigt von mir sagte.“ Zu Zinzendorf war sein bester Freund von Halle her, der schweizerische Baron Friedrich v. Wattewille, gezogen. Beide vereinigten sich mit Pfarrer Rothe und Pastor Schäfer in Görlitz zum Bunde der 4 Brüder,“ welcher den Zweck hatte, durch die nachdrückliche, anderes mehr beiseite lassende Verkündigung des gekreuzigten Heilandes Gläubige aus Evangelischen und Katholiken zu vereinigen und auch Juden und Heiden hinzu zu gewinnen. Zur Missionierung der Heiden, insbesondere solcher, an welche sich sonst niemand machen wolle, hatten sich Zinzendorf und Wattewille schon in Halle verbunden. Jetzt faßten die Viere als Mittel zur Ausbreitung des Reiches Gottes besonders erweckliche Predigten, Schriften, Briefwechsel und Reisen ins Auge, ähnlich wie wir es später bei der Basler Christentumsgesellschaft sehen werden. Auch auf die Gründung von Anstalten sahen sie sich durch das Beispiel A. H. Franckes hingewiesen.

2. Herrnhut.

Nun wurde aber der Graf von Zinzendorf ungesucht in eine Reichgottessache hineingezogen und vor eine Aufgabe gestellt, an die er selbst nicht im mindesten gedacht hatte.

Ein junger Mähre, Christian David, von Beruf ein Zimmermann, war von katholischen Eltern geboren und erzogen worden, aber als Knabe schon erweckt, konnte er in der katholischen

Christian David

Kirche keinen Frieden finden und fühlte in sich den Drang, zu Evangelischen zu gehen. In Berlin trat er zur lutherischen Kirche über, wirkliche Stärkung aber und die vermißte Glaubensgemeinschaft mit andern fand er erst in Görlitz durch Pastor Schäfer und Rothe, welcher sich dort als Kandidat aufhielt. Jetzt trieb es ihn, in die Heimat zurückzukehren und die ihm vorher nicht näher stehenden evangelischen Familien in der Nähe seines Geburtsorts in dieselbe Gemeinschaft hineinzuziehen. Unter diesen selbst hatte kurz zuvor

um 1720 eine Erweckung stattgefunden; die neue Lebensäußerung hatte aber auch den Argwohn und Druck ihrer katholischen Umgebung wachgerufen, so daß bei Christian Davids Besuchen der Gedanke auszuwandern öfters besprochen wurde. Als der fromme Zimmergeselle nun eines Tages in Görlitz durch Rothe dem Grafen Zinzendorf vorge-

1722 im Mai stellt wurde, benützte er sofort die Gelegenheit, dem Grafen die Not seiner Landsleute ans Herz zu legen. Dieser sagte seinen Beistand zu, indem er hoffte, etwa bei seinem Freunde, dem Grafen Reuß-Ebersdorf ein gutes Wort für die Auswanderungslustigen einlegen zu können. Aber ehe er sichs versah, erhielt er in Dresden von seinem Wirtschaftsinspektor Heiz die Nachricht, Christian David sei

8. Juni mit 10 Genossen, Männern, Weibern und Kindern in Berthelsdorf eingetroffen, nachdem dieselben Haus und Hof und allen Besitz im Stich gelassen hätten. Da die Entscheidung drängte, so gab Zinzendorf die Erlaubnis zur Ansiedelung der Mähren, welche bis auf

Die Niederlassung am Hutberg. einen den Namen Neisser führten, auf seinem eigenen Gute. Heiz wies ihnen dazu einen seitherigen Weideplatz, Hutberg genannt, an, 1/2 Stunde von Berthelsdorf entfernt. Die Ansiedler hattens gleich von Anfang nicht etwa nur auf etliche Häuser, sondern auf die Gründung einer Gott geweihten Stadt abgesehen. Freudig rief Christian David, als er den ersten Baum zum Anbau fällte: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken: Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott." Der selbst fürs Reich Gottes warm fühlende Heiz aber schrieb an

8 Juli seinen Herrn: „Gott gebe, daß am Hutberg eine Stadt erbaut werde, die nicht nur unter des Herrn Hut steht, sondern da auch alle Einwohner a u f d e s H e r r n H u t stehen, daß Tag und Nacht kein Schweigen bei ihnen sei." So bekam die Niederlassung den Namen Herrnhut.

Zinzendorf gab der Niederlassung der Mähren von Herzen seinen Segen, aber sie in seine Pläne zum Bau des Reiches Gottes

hereinzuziehen, dachte er immer noch nicht. Schon die Rücksicht auf die österreichische Regierung machte ihn zurückhaltend. Er warnte die Ausgewanderten ernstlich davor, noch andere Landsleute herüberzurufen. Nur wenn neue Auswanderer zweifellos um des Gewissens willen und mit Zurücklassung aller ihrer Habe ausgezogen waren, glaubte er, sich ihnen nicht entziehen zu dürfen. So hatten sich zu den ersten Ansiedlern zuerst weitere 18 gesellt. Im folgenden Jahre waren ihrer schon so viele, daß sie an die Errichtung eines Raumes zu gemeinsamer Erbauung denken konnten. Dieses Begehren förderte Wattewille, der sich selbst mit dem Plane einer Erziehungsanstalt für junge Adelige trug und nun Zinzendorfs Bedenken gegen ein Unternehmen überwand, das der Halleschen Anstalt Konkurrenz machen zu wollen schien. Am 12. Mai wurde der Grundstein zu einem Gebäude gelegt, das außer den eigentlichen Anstaltsräumen einen Versammlungssaal, Buchladen und Apotheke enthalten sollte.

1723

Grundsteinlegung für eine Adelsschule.

1724

Ohne Ahnung von der besonderen Feier kamen gerade an diesem Tage 5 Mähren zu Besuch, welche im Unterschied von den seitherigen Ansiedlern echte Nachkommen der alten böhmischen Brüderunität waren, in denen die Erinnerung an deren ehemalige Verfassung, Gemeindeordnung und Kirchenzucht noch lebendig war, die auch fest entschlossen waren, diese alte Ordnung wieder aufzurichten. Drei unter ihnen führten den Namen David Nitschmann, einer war ein Zeisberger. Ihr Sinn stand nach Polen, wo der letzte Bischof der Brüderkirche, Amos Comenius, in Lissa gewirkt hatte. Nur im Vorübergehen wollten sie sich „die Stadt Christian Davids" ansehen. Einer von ihnen sprach sich auch dahin aus: „Wenn 3 Häuser eine Stadt wären, so wäre Herrnhut nicht die schlechteste." Als sie nun aber Zinzendorfs Glauben erkannten und Wattewilles Weihegebet für die Adelsschule vernahmen, konnten sie sich nicht mehr losreißen.

Noch weitern Zuzug von Ansiedlern brachten die folgenden Jahre, so daß man im Jahr 1727 bereits 300 zählte. Doch waren nur über die Hälfte Mähren. Auch Fromme aus andern Ländern fühlten sich angezogen, so die Brüder Martin und Leonhard Dober aus Schwaben, wieder später August Spangenberg aus Halle und andere. Seit der Ankunft jener Fünfe aber verbreitete sich unter den Ansiedlern die auf Herstellung einer reinen Kirche gehende Richtung. Nur konnte man unter sich selbst nicht einig werden. Denn es fehlte den einzelnen an der notwendigen Demut und vielfach an

Neigung zu kirchlicher Separation

gründlicher Erneuerung, wogegen sie ihre Auswanderung schon als genügenden Beweis von der Echtheit ihres Glaubens angesehen wissen wollten. Solche Bestrebungen zu klären und in das richtige Geleise zu führen, war Pfarrer Rothe nicht der Mann. Als eifriger Lutheraner hatte er schon den wackern Heiz um seines reformierten Bekenntnisses willen verdrängt. Von den „Separatisten am Hutberg" aber zog er sich im Unmut ganz zurück, um nur noch an der Muttergemeinde zu arbeiten. Um so mehr trat jetzt des Grafen besondere

Zinzendorfs Versöhnungswerk Anfang 1727

Gabe ans Licht. Um die Ansiedler mit seiner lutherischen Kirche und untereinander auszusöhnen, ließ er sich von seinem staatlichen Amt zunächst auf unbestimmte Zeit beurlauben und zog zuerst nach Berthelsdorf, später nach Herrnhut selbst. Die Mähren zur Wiedervereinigung mit der lutherischen Kirche und Wiederherstellung der Sakramentsgemeinschaft willig zu machen, gelang Zinzendorf unschwer. Dagegen erklärten sie ihm rundweg, auf die Wiederaufrichtung der Gemeindeordnung und Kirchenzucht der bömischen Brüder nicht verzichten zu können und zu wollen. Lieber hätten sie aufs neue zum Wanderstab gegriffen. So ließ sich denn Zinzendorf von einer Reihe von Theologen Gutachten ausstellen, wieweit man dem Verlangen der Ansiedler nach Aufrichtung der alten böhmischen Ordnung Rechnung tragen dürfe. Dafür stimmten alle, daß man sich dieser Auswanderer gewissenhaft annehmen müsse. Dem Grafen selbst wäre es unmöglich gewesen, gerade aus diesem Grunde mit ihnen zu brechen. Seitdem die Nitschmann und Genossen mit ihren diesbezüglichen Plänen herausgerückt waren, hatte er angefangen, die Geschichte der Brüderkirche und ihrer Einrichtungen zu studieren. Am meisten hatte ihn die rührende Klage des greisen Comenius bewegt, „Es sei mit dem Kirchlein der Brüder zu Ende, er schließe die Türe hinter sich zu," sowie dessen wehmütiges Gebet: „Bringe uns Herr wieder zu dir, daß wir wieder heim kommen und erneure unsere Tage wie vor alters." Von da an stand sein Entschluß fest, wenn es sein müßte, Hab und Gut, Ehre und Leben daran zu wagen, „daß dies Häuflein des Herrn ihm bewahrt werde."

Der Liebe und Treue, womit Zinzendorf nun jedem einzelnen

1727 12. Mai

nachging, gelang es nicht nur eine äußerliche Einigung herbeizuführen, sondern Gott selbst gab seinen Segen zu solchem Friedenswerk durch eine allgemeine und tiefgehende Erweckung unter den Ansiedlern.

Die äußere Einigung bestand darin, daß die Ansiedler sich jetzt von dem Grafen förmlich in Untertanenpflicht nehmen und

kirchlich sich der Pfarrei Berthelsdorf und der sächsischen Landeskirche angliedern ließen. Dafür erhielten sämtliche Bewohner von Herrnhut die dringend begehrte, eigene christliche und bürgerliche Lebensordnung, deren Satzungen der Graf in Gemeinschaft mit Christian David aufgestellt hatte. Die äußere Ordnung hätte aber wenig geholfen, wenn nicht eine durch den ganzen Sommer sich hinziehende innere Umwandlung dazu gekommen wäre. Diese Umwandlung bestand bei den einzelnen darin, daß sie durch Gottes Geist zuerst zur bußfertigen Erkenntnis geführt wurden, daß auch Hochmut, Eigenwille und Selbstgerechtigkeit Sünde sei. Darauf folgte ein fröhliches Ergreifen der in Christo geschenkten Gnade und Vergebung und ein Trieb der Liebe und demütigen Unterordnung unter die Brüder. Das kräftigste Gefühl der Nähe Gottes war über die ganze Gemeinde gekommen bei gemeinsamem Abendmahlgenuß am 13. August.

Die Liebe aber beschränkte sich nicht auf die Ortsgenossen, sondern man fühlte sich gedrungen, auch auswärts bei seitherigen Bekannten und Freunden von dem Erlebten Mitteilung zu machen, bei ihnen und andern zu zeugen von der empfangenen Gnade und sie zum Empfang derselben vorzubereiten. Aus den anfänglichen Botschaften wurden mit der Zeit eigentliche Erweckungsreisen. Solche Botschaften, wobei in der Regel 2 Brüder zusammengingen, wurden ausgeschickt in die Nachbarorte, ferner nach den Universitätsstädten Jena und Tübingen, auch an Fürstenhöfe. In Böhmen und Mähren freilich wurden die Brüder als Unruhestifter angesehen und ins Gefängnis geworfen, wo 2 starben, ein anderer 6 Jahre zurückgehalten wurde. Im übrigen aber erwarb sich Herrnhut damals viele Freunde. Botschaften und Erweckungsreisen

Zinzendorf selbst machte Reisen z. B. nach Jena und Halle, 1722
wo er für zuvor schon erweckte Studenten eine Gemeinschaft und regelmäßige Versammlungen einrichtete. Er suchte auch andere Orte und Personen auf, die um die Rettung ihrer Seelen besorgt waren. Ganz besonders fühlte er sich hingezogen zu solchen, welche mit ihrer Kirche zerfallen waren, und bemühte sich, sie zu einer Gemeinschaft unter der „Universalreligion des Heilands“ zu vereinigen. So knüpfte er kürzere oder längere Beziehungen an mit den Sektierern in Berleburg, bei denen der gelehrte Abenteurer Konrad 1730
Dippel lebte und mit den Inspirierten in Büdingen, bei welchen der Sattler Rock die Hauptrolle spielte. In Dänemark, wo den Grafen christliche Freundschaft mit mehreren Gliedern der Königs-

familie verband, hoffte er vergeblich eine dauernde Wirksamkeit im Lande gewinnen zu können. Dagegen wurde bei seiner Reise zur
1731 Krönung Christians VI der Grund zur Heidenmission der Brüdergemeine gelegt, die nicht nur unter den Heiden bis auf den heutigen Tag mit Segen wirkt, sondern auch das geistliche Leben der kleinen Brüdergemeine selbst mehr als alles andere fort und fort angeregt, beschäftigt und gestärkt hat.

3. Zinzendorfs äußere Anfechtung und ökumenische Wirksamkeit.

Angriffe Aber die der Gemeinde Herrnhut und dem Grafen Zinzendorf anfänglich entgegengebrachte Gunst hielt nicht an. Der jüngere Francke in Halle sah in ihm, obwohl die Adelsschule bald wieder einging, einen gefährlichen Nebenbuhler und Störer der Arbeit im Reiche Gottes. Er erklärte den Grafen für selbst nicht bekehrt, weil er keinen eigentlichen Bußkampf durchgemacht habe. Die Orthodoxen sahen in ihm nicht weiter als einen Irrlehrer. Der Adel nahm schweres Ärgernis an der geistlichen Tätigkeit seines Standesgenossen und hetzte die sächsische Regierung gegen ihn auf. Dieser lag auch Österreich beständig in den Ohren mit Klagen über die fortgehende Auswanderung aus Mähren. Daher wurde der Graf aufgefordert, sein Gut zu verkaufen. Die daraus für Herrnhut ent-
1732 springende Gefahr wendete er ab, indem er Berthelsdorf an seine Gemahlin verkaufte. Die ihm selbst zugedachte Verbannung aus Sachsen unterblieb vorerst.

Die Angriffe der Standesgenossen ertrug der Graf mit Geduld. Tiefern Eindruck machten auf ihn die Anfechtungen durch die Theologen. Sie trieben ihn zu ernstlicher Prüfung seiner eigenen Person
1734 und seines Glaubensgrundes, hatten aber in dieser Hinsicht nur den Erfolg, daß sie ihn zur bewußten Lossagung vom Pietismus und seinen Satzungen brachten und zu immer stärkerer Betonung des Opfertodes Christi als des alleinigen und vollständigen Heils für die einzelne Seele. Sich und seine Sache gegen die Beschuldigung der Irrlehre zu schützen, verfaßte der Graf eine Reihe von Verteidigungsschriften. Die theologische Fakultät in Tübingen ver-
1733 anlaßte er bei einem Besuche daselbst zu einem Gutachten über folgende Fragen: 1. Stimmt die zu Herrnhut getriebene Lehre mit der Augsburgischen Konfession? 2. Ist die Disziplin und ganze Gemeineinrichtung im Sinn der H. Schrift, nach dem Beispiel der alten Kirche, den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche nicht entgegen

und den einzelnen Seelen förderlich? 3. Ist dieses Herrnhut, so wie es ist, ein Teil der evangelischen Kirche? Die Fakultät bejahte sämtliche Fragen. Der Graf tat aber noch mehr. Der Kaufmann Magnus Ehrenfried Richter in Stralsund bat Zinzendorf, ihm für seine Tochter einen Hauslehrer zu schicken. Weil er nun dort von Person unbekannt war, so trat er selbst die Stelle an, ließ sich von zwei Stadtgeistlichen, welche von der Krone Schweden als Examenskommissäre bestellt waren, nicht nur Predigten übertragen sondern, nachdem er sich zu erkennen gegeben, auch eingehend insbesondere in Bezug auf die Übereinstimmung seiner Lehre mit der Theologie Luthers prüfen. In Tübingen aber trat Zinzendorf förmlich in 1734
den Pfarrstand ein, indem er nach zweimaliger Predigt in die Liste der Predigtamtskandidaten aufgenommen wurde. Fortan legte er den Degen, den er seither als weltlicher Beamter getragen hatte, ab und nannte sich mit Vorliebe einen Theologen. Zwar ein weiterer Plan Zinzendorfs, sich die württembergische Prälatur St. Georgen im Schwarzwald übertragen zu lassen, das eingegangene Kloster auf seine Kosten herzustellen und darin ein theologisches Seminar für Arbeiter unter Christen und Heiden zu gründen, scheiterte an der Ablehnung des katholischen Herzogs Karl Alexander. Immerhin aber war jetzt ein Haupteinwand gegen die geistliche Wirksamkeit des Grafen beseitigt.

Das geistliche Ansehen des Grafen und der ganzen Brüdergemeine wurde in weiten Kreisen noch mehr erhöht durch die Übertragung der Bischofsweihe*) der alten böhmischen Brüderkirche auf die gegenwärtige neumährische Gemeine. Als die Brüderkirche schon am Aussterben 1662
schien, hatte man auf Betreiben des Comenius doch noch „auf Hoffnung wider Hoffen" 2 Bischöfe geweiht, darunter seinen Schwiegersohn Peter Jablonsky, darauf dessen Sohn, Daniel Ernst, der später Oberhofprediger in Berlin wurde. Daniel Ernst Jablonsky hatte Zinzendorfs Bericht 1699
über die Erneuerung der Brüderkirche in Herrnhut mit herzlicher Teilnahme vernommen und machte ihm bald den Vorschlag, er wolle einem der mährischen Brüder die altbrüderische Weihe erteilen. Damit befreite er Zinzendorf aus einer ernstlichen Verlegenheit. Die Herrnhuter Brüder, welche seit einigen Jahren unter den Heiden in dänischen und englischen Besitzungen mit Erfolg das Evangelium verkündigt hatten, schienen nämlich nicht berechtigt, ebenda auch die Sakramente zu verwalten, Taufe und Abendmahl zu spenden. Die dänischen

*) Vrgl. I. 202.

Bischöfe ließen sich auf die Weihe von unstudierten Predigern nicht ein, mit der sächsischen Landeskirche stand man auf gespanntem Fuße. So war der Antrag Jablonskys dem Grafen hoch willkommen. Zuerst wurde David Nitschmann, ein Zimmermann, zum Bischof ge-
1735 weiht, 2 Jahre später auf den dringenden Zuspruch König Friedrich Wilhelms I von Preußen Zinzendorf selbst.

Damit wäre nun in den Augen der Welt die Grundlage zur Aufrichtung einer selbständigen Kirche der böhmisch-mährischen Brüder gegeben gewesen. Allein Zinzendorf verfolgte im Unterschied von

Seelensammlung in der Welt

den Brüdern ein ganz anderes Ziel. Er sah als den eigentlichen und wichtigsten Gegenstand der Reichgottesarbeit nicht eine kleinere oder größere mährische Kirche an, sondern die Sammlung der Gemeine Jesu aus allen Kirchen und Völkern. Aller Orten sollten die geistlich Gesinnten geweckt, wenn möglich zu Gemeinschaften gesammelt, jedenfalls aber mit der Brüderkirche zu Einer Gemeinschaft im Geist verbunden werden. Darum sollten die einzelnen es nicht

Verhältnis zu den bestehenden Kirchen

nötig haben, aus ihrer seitherigen Kirche auszutreten; im Gegenteil, sie sollten wirken als ein Salz da, wo der Herr sie hingestellt hatte. Mochten sie unter dem Wohnen in einer eigentlichen Gemeine sich den Himmel auf Erden vorstellen, um des Heilands willen sollten sie auch des Himmels auf Erden sich begeben. Obwohl nun Zinzendorf überall Boden zu fassen suchte, unter den orientalischen Kirchen sowohl als unter römischen Christen, so war er doch klug genug, zu erkennen, daß von allen Kirchen und Religionsgemeinschaften keine sich seiner und seiner Gehilfen Arbeit wirklich zugänglich erwies als die evangelische und reformierte. Darum suchte er sich mit beiden möglichst gut zu stellen. Als später in andern Ländern Gemeinen nach dem Muster von Herrnhut gegründet wurden, war es stets sein Wunsch, sie der evangelischen oder reformierten Landeskirche und sogar deren Konsistorium unterstellt zu sehen. Die mährische Kirche sollte vorläufig wohl eine Art Operationsbasis bilden für die Sammlung der Gemeine Jesu, oder, wie er später sagte, für die Arbeit der Diaspora, aber er hoffte damit so weit zu kommen, daß man am Ende sogar das besondere Kirchentum ganz aufgeben dürfte. In Wirklichkeit kam es freilich anders.

Zinzendorf begann Diasporaarbeit im größeren Stil in Holland.
1736 Da hören wir, daß zu seiner Hausandacht auch andere sich drängen. Er predigt und treibt ausgedehnte Seelsorge, mündlich oder schriftlich. Die Mitglieder und Lenker der Staatskirche werden von ihm

ebenso aufgesucht wie die Sektierer. Bei den ersteren bahnt er sich die Wege zur Aussendung von Missionsarbeitern in die Kolonieen. Desgleichen gründete er eine eigentliche Brüdergemeine, welche den nach den Heidenländern Ausziehenden oder von dort Zurückkehrenden zugleich als ein Ruheplätzchen dienen konnte. Zinzendorf hatte hier nicht nur seine eigene Familie bei sich, sondern auch einen Stab von geistlichen Arbeitern, stets bereit, sich von ihm in die Nähe oder Ferne senden zu lassen, wo man ihrer Dienste bedürfte. Diese Gehilfen, — damals 12, später einmal angewachsen bis auf 50 — bildeten mit der gräflichen Familie einen Haushalt. Müßig gehen durfte keiner; während einer schrieb, machte der andere ihm seine Schuhe. Alle zusammen hießen die Pilgergemeine, welche bald die leitende Stellung in der Brüdergemeine überhaupt einnahm, für jüngere Mitglieder aber eine gute Schule war. Mit dem Pilgern sollte es aber bald noch mehr ernst werden. Denn als Zinzendorf nach Sachsen zurückkehren wollte, wurde er nicht mehr ins Land eingelassen. Er selbst sah darin nur die göttliche Bestätigung seiner Pläne. Als ihm das Ausweisungsdekret in Kassel überreicht wurde, sprach er: „Ich kann ohnedies für die nächsten 10 Jahre nicht nach Herrnhut kommen zum Dableiben. Denn jetzt müssen wir die Pilgergemeine sammeln und der Welt den Heiland verkündigen.“

Die Pilgergemeine

Der Aufforderung Erweckter folgend begab sich Zinzendorf bald darauf nach Frankfurt a. M. Die Grafen von Isenburg, in der Hoffnung, ihrem stark verschuldeten Ländchen durch Ansiedlung fleißiger, gewerbetreibender Mähren aufhelfen zu können, luden ihn zur Niederlassung in der Wetterau ein. Isenburg-Wächtersbach bot ihm die halb zerfallene Ronneburg an. Daß bereits Juden, Zigeuner und allerlei verdächtiges Gesindel hier wohnten, war für Zinzendorf kein Abhaltungsgrund. Er hoffte, auch aus diesen Leuten Seelen für den Heiland gewinnen zu können, speiste und kleidete ihre Kinder, richtete eine Schule für sie ein und hielt sonntägliche Versammlungen, die aus der ganzen Umgegend besucht wurden. Als er aber eine Reise nach Livland machte, wo es ihm gelang, in wenigen Wochen verschiedene segensreiche Einrichtungen ins Leben zu rufen, die zum Teil heute noch fortwirken, fand er bei seiner Rückkehr die Gräfin in Frankfurt; sie war auf Betreiben seiner Feinde aus der Ronneburg ausgewiesen worden. 1736

Das nächste Jahr führte Zinzendorf zuerst nach England, wo der Grund für spätere Niederlassung im Lande und in den Kolonieen

1737 gelegt wurde; gegen Ende desselben Jahres siedelte er mit der Pilgergemeine auf 4 Monate nach Berlin über. Jetzt tat die Gunst Friedrich Wilhelms I, in der er sich bei diesem Aufenthalte befestigte, ihm aufs neue die Wetterau auf. Isenburg-Meerholz gab das Schloß Marienborn der Brüdergemeine zuerst in Pacht, darauf für 30 Jahre als Pfand für ein erhaltenes Darlehen. Von Isenburg-Büdingen aber kauften die Brüder Land und legten hier eine neue Gemeine,
1738 Herrnhag an, damit es ein Sammelpunkt hauptsächlich für Reformierte aus den Rheinlanden und der Schweiz werde.

Während nun Zinzendorf verschiedene weitere Reisen machte, nach St. Thomas (1738) zur Visitation des dortigen Missionswerks, (Kirchlich selbständige Kolonieen) nach Pennsylvanien (1741), um auch hier zu visitieren, Gewonnenes zu befestigen und Neues zu gründen, gelang es den Brüdern in
1743 Deutschland, weitere Kolonieen in Schlesien zu gewinnen und für diese wie für Herrnhag (1742) von der Landesregierung kirchliche Selbständigkeit zugesichert zu erhalten. Die neuen Gemeinen sollten weder einem Konfessionszwang für ihre einzelnen Glieder unterliegen, noch dem Kirchenregiment des Landes, sondern nur ihren eigenen Brüderbischöfen unterstellt sein. Dafür wurde ihnen in Preußen eine über ihre Kolonieen hinausgreifende geistliche Wirksamkeit als Proselytenmacherei verboten.

Was aber für die Entwicklung der mährischen bischöflichen Kirche einen entschiedenen Fortschritt bedeutete, das sah Zinzendorf als einen Fehler an. Er machte bei den Landesregierungen vergebliche Anstrengungen, die Brüdergemeinen wieder unter die Landeskonsistorien zu bringen. Die „Generalkonferenz" der Brüder aber, der vor seiner Abreise die Führung der Geschäfte übertragen worden
1743 war, stieß er auf einer Synode in Hirschberg um. Bald darauf ließ er sich selbst zum Ordinarius fratrum oder „vollmächtigen Diener der Gemeine" ernennen, womit zwar nur seine tatsächliche Stellung zu der Gemeine aufs neue bestätigt, nichtsdestoweniger aber (Sichtungszeit) die unglücklichste Zeit in der Jugendgeschichte der Brüdergemeine
1743—50 eingeleitet wurde. Zu inneren Händeln ließ es das einzigartige Ansehen des Grafen nicht kommen; aber dem ganzen Werke drohte ein Schlimmeres, zu vergeilen, wie eine Pflanze, die nicht gehörig unter dem Messer gehalten ist. Der Graf hatte einerseits erstaunliche Erfolge in aller Welt errungen, andererseits reizten ihn die Angriffe seiner vielen äußeren Gegner, seine Eigenheiten erst recht zu betonen und hervorzukehren. Zu einem Teil seiner Mitarbeiter hatte er das

volle Vertrauen verloren; die Brüder aber ließen sich durch die trübe Lage teils zu unrechtem Schweigen, teils zu noch stärkerer Überspannung der Zinzendorfischen Art und geflissentlicher Pflege des Ungesunden an ihr bestimmen.

Ehe wir jedoch diese Dinge oder wie man in der Brüdergemeine selbst sagt, „die Sichtungszeit" verstehen können, müssen wir einen Blick werfen auf die Zinzendorfische Lehre und auf Verfassung, Sitten und Gebräuche der Brüdergemeine.

4. Zinzendorfs Lehre.

Die Summa der Zinzendorf'schen Predigt ist in dem von ihm unzähligemale wiederholten Worte enthalten: dein Schöpfer ist für dich gestorben.

Notwendig wurde solches Opfer durch die Schlechtigkeit des menschlichen Wesens.

Erfaßt aber wird es nicht von jedem, sondern nur von dem, dessen Geistesauge und inneres Ohr geöffnet worden ist.

Dies geschieht durch den Heiligen Geist, der die ganze Welt durchläuft wie eine treue Mutter, den Menschen zu insinuieren, daß sie nach Christo ausschauen. Sobald du das tust, steht der Heiland schon bereit, deinem Herzen zu erscheinen und ihm seinen Tod und dessen Ursache zu entdecken. Dann wird dein Herz verwundet und ganz von ihm hingenommen werden. Jetzt mußt du nur in Aufrichtigkeit sprechen: „da hast du mein Herz," im weitern aber es ihm überlassen, wie arm und elend, wie schön und selig es sein soll. Darauf wirst du von ihm umarmt und in seinen Schoß aufgenommen.

Jetzt wäre Nichtglauben die (einzige) Sünde; denn er schämt sich keines einzigen; derselbe mag vorher gewesen sein, wer und was er will. Auch vermag niemand die Ursache des Todes Jesu zu ergründen; das verlangt aber Gott auch nicht; er verlangt nur, daß du einfach glaubst.

Fortan wirst du immer wieder aufsuchen müssen seine Nägelmale und seine durchbohrte Seite; du mußt Hände und Füße ihm küssen. Er vergibt uns unsere Sünden alle Tage; daher mußt du auch täglich dem Martermann Beicht- und Lob- und Liebestränen zollen. Das ist was die Alten sagten, „in sein'm Verdienst sich weiden".

Bei der ersten Erfahrung des Heilands fühlt man freilich vor lauter Seligkeit das bleibende Elend nicht mehr. Es wird sich aber bald wieder geltend machen. So fliehe stets aufs neue wieder

zu dem lieben Mann! Ficht dich Versuchung an, so sprich: „Nimm mich in Schutz, ich habe kein Vertrauen zu mir selbst; laß nicht zu, daß sich das Geringste an mich mache, denn ich bin dein, ich bin dein Blutgewinn." Hast du aber etwas getan, das einer erlösten Seele nicht ansteht, so sage einfältig: „Da bin ich, ich habe gesündigt, ich weiß wohl, daß ich's mit nichts wieder gut machen kann. Findest du für gut, mich zu züchtigen, da bin ich, traktiere mich wie du willst, aber rechne darauf, mein Heiland, daß ich doch dein bin und sonst niemand habe! Wenn du mich nicht annimmst, so bin ich verloren." So „gewinnen wir unaussprechlich bei dem Evangelium, aber nicht das, was die Leute denken, daß man dadurch leichtsinnig würde, sich sein Gewissen weiter machte und besser drauf los sündigen könnte, sondern das Evangelium ist ein feuriges Gesetz; die simple Geschichte, daß Gott für unsere Sünde gebüßt hat, ist der stärkste Beweis, wie heftig unsere Sünden den heiligen Gott entzünden."

Es bleibt wohl immer das Sünderbewußtsein; das ist sogar das eigentümliche Merkmal eines echten Christen; nur der, bei dem es sich findet, taugt zu einem Lehrer und Leiter der Gemeine. Dennoch ist mit einem kompungierten (verwundeten, gebrochenen, bebluteten) Herzen eine große Veränderung vor sich gegangen: „es ist getötet dem Gesetz der Sünde durch den Leichnam Jesu." Obwohl noch einzelne böse Gedanken und Triebe sich aufdrängen, ist das Gesamtleben des Herzens nicht mehr auf Sünde und Sündenlust gerichtet, „das sündliche System kohäriert nicht mehr (ist gesprengt)."

Gerade so fließt jetzt unaufhörlich das Gute daraus, daß man sich in den Heiland hineingesetzt hat, in ihm bleibt und lebt, mit ihm aufsteht und zu Bette geht. Gutestun ist eine Fürstenlust, man wird selber jesushaft, der Sinn, die Gedanken und Triebe, die in ihm sind, entstehen nach und nach in uns; wir lernen denken, wollen, handeln wie er.

Wer nun so weit gebracht worden ist, der hat in Christo volles Genüge, er begehrt nicht mehr den Knechtslohn irdischen Glücks; er sehnt sich aus der Zeit weder heraus, noch fürchtet er sich davor. er fährt von Stund an auf in Jesu Herz und seine Arme kommen ihm entgegen.

In dem hier Wiedergegebenen liegt der Kern der Zinzendorfischen Lehre, das was ihm immer vor der Seele gestanden, aber so deutlich, vollständig und wenig anfechtbar doch mehr nur in den früheren und dann wieder in den letzten Jahren seiner Predigtwirksamkeit von ihm dargestellt worden ist. Man begreift, daß solche Predigt von

vielen geistlich Hungernden und Dürstenden begierig aufgenommen worden ist, daß sie nicht nur von solchen, denen das Brot des Lebens vordem ganz abging, sondern auch von solchen, die schon durch den Pietismus erweckt waren, aber in gesetzlichem Tun und Ringen sich abgemüht und abgeängstigt hatten, als Erlösung und Seligkeit empfunden wurde. Denn hier fand man, was von Luthers Zeiten her allen wahrheitsuchenden evangelischen Christen als Ziel vorschwebte: Vernichtung der Eigengerechtigkeit, dafür Gerechtigkeit, Friede und Seligkeit durch Christi Blut, das innigste Verhältnis zu diesem unserm Heiland und steten, vertraulichen Umgang mit ihm. Solcher Glaube ließ nicht unfruchtbar bleiben, sondern weckte aufs kräftigste die Gegenliebe zu Gott und Menschen; über das aber, was man tat von Gutem oder zur Vermeidung des Bösen, seufzte man nicht als über ein saures Muß und vielfach unbefriedigendes Ringen, sondern man behielt dabei das freudige Bewußtsein von Christi Gnade und der eigenen christlichen Freiheit.

Vorzüge

Die Predigt Zinzendorfs schmeichelte sich den Zuhörern um so leichter ein, da sie mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit, nicht in der umständlichen Ausführung und schwerfälligen Sprache der Theologen, sondern in leichter, gewandter Rede vorgetragen und stets durch Bilder und Beispiele aus dem Leben beleuchtet wurde. Reichlich eingestreute Fremdwörter aus allen möglichen toten und lebenden Sprachen wurden von dem Geschmack der Zeit wohl nicht so unangenehm empfunden als es heutzutage der Fall wäre, übten vielmehr auf manche ihren besondern Reiz. Noch mehr aber wirkten die stete Erregung des Gefühls und die vielen, nicht nur eingeflickten, sondern mit dem ganzen Inhalt innig verwobenen Liederverse eigener und alter evangelischer Dichtung. Obwohl jede Predigt mit seltenen Ausnahmen in dem Hauptpunkte von Jesu Blut und Wunden gipfelt wird doch vermöge der dem Manne verliehenen besonderen Gabe keine langweilig. Ein nicht unwesentlicher Grund endlich, diesem Prediger Zugang zum eigenen Herzen zu verstatten, lag in seiner Persönlichkeit, seinem ebensowohl Achtung als Liebe abnötigenden Wesen, in der Erwägung, daß dieser Mann nicht — wie man den Pfarrer oft törichterweise beschuldigt — predigte was er um Broterwerbs willen eben mußte, sondern aus freistem innerem Trieb und Überzeugung. Wieviel Bequemlichkeit, Wohlleben, Besitz und Menschenehre brachte er täglich seinem freigewählten Berufe, aller Welt den Heiland zu verkündigen, zum Opfer!

Schwache Seiten

Trotz so vielem Guten hatte nun aber die Zinzendorfische Predigt auch ihre Schwächen und Einseitigkeiten. Gerade so wie die persönlichen Vorzüge des Grafen sie kräftig unterstützten, so litt sie auch unter seinen persönlichen Fehlern. Es fehlte ihm doch in etwas die theologische Durchbildung, die Gründlichkeit und Umsicht eines weisen Lehrers. Weil er zu Vieles und Großes auf einmal anfaßte, hatte er sehr häufig die Zeit zu rechter Vorbereitung und innerer Sammlung nicht; er redete und sang viel aus dem Stegreif. Da war vieles nicht gehörig abgewogen, nicht nach allen Seiten hin vorsichtig ausgedrückt. Je nach dem überwallenden Gefühl des Augenblicks und dem Ausgangspunkt, den seine Rede genommen, gewann es hin und wieder den Anschein, als sage er heute das Gegenteil von dem, was er gestern gesagt, so daß er sich häufig den Vorwurf der Doppelzüngigkeit und Unwahrhaftigkeit machen lassen mußte, was um so bedauerlicher war, da ihn von Haus aus gerade Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit auszeichnete. Die eigentlichen Fehler, welche des Grafen Lehre und ganzes Werk gefährdeten, waren Eigensinn, Hang zum Auffallenden, zum Übertreiben und Widersprechen, zu Zorn und Schimpfen, mit der Zeit sich einschleichende Selbstüberschätzung und Selbstherrlichkeit. Diese Untugenden wurden durch die äußeren Umstände bei Zinzendorfs Rückkehr aus Amerika vollends herausgetrieben und machten die seiner Lehre anhaftenden schwachen Punkte erst recht schlimm.

Als Grundfehler erwies es sich, daß Zinzendorf die Lehre vom Kreuz und Leiden Christi zum ausschließlichen Gegenstand der evangelischen Verkündigung machen wollte. So rühmt er einmal: „Der Leidenspunkt, die Blut-Theologie ist mein. Wir sind die Cruciata, die Kreuzgemeine; andere haben eine unblutige Gnade, wir haben die blutige Gnade." Das war doch eine sehr selbstgefällige und ungerechte Verkennung dessen, was für alle lebendigen Christen insbesondere der evangelischen Kirche stets Kern und Stern ihres Glaubens gewesen war. Dagegen ließ sich Zinzendorf selbst eben in jener Zeit vielfache Verachtung, ungerechtfertigten Tadel und willkürliche Veränderung des sonstigen Schriftinhalts zuschulden kommen. Statt die Bibel als Ganzes zu nehmen und sie aus dem Zusammenhang verstehen zu lernen, sah er sie als ein Nachschlagebuch an, um seine Lehre oder Unternehmungen mit herausgegriffenen einzelnen Worten zu stützen. Die Brüdergemeine lebte mehr in des Grafen Liedern als im Schriftwort. Dieser war zu seinem eigentümlichen

Standpunkt so gekommen: Als achtjähriger Knabe schon war er von den allergründlichsten Zweifeln angefochten worden. Nichts war ihm unangetastet geblieben als Christi Kreuz und Leiden. Infolge davon nahm er neben der allgemeinen Schriftoffenbarung nicht mit Unrecht eine besondere Offenbarung eben des Leidenspunktes an, die einer jeden Seele apart geschieht. Dagegen hatte er es versäumt, seine sonstigen Verstandesbedenken durch Gebet und geistige Geduldsarbeit zu überwinden, vielmehr gestattete er sein Leben lang sich und andern allerlei Zweifel. Dieser Mißstand wurde dadurch keineswegs gebessert, daß er nun den Verstand, teilweise sogar das Gewissen als unnütz und hinderlich für die Erkenntnis geistlicher Dinge erklärte und ausschließlich das innere Gefühl und die gute Meinung entscheidend sein ließ. „Es ist mir so", „was ihm seine Seele gesagt hat," das war ihm die sicherste Erkenntnisquelle wie den Schwarmgeistern zu Luthers Zeit das „innere Licht".

Solche einseitige Pflege des Gefühls ohne die fortgesetzte Prüfung und Läuterung aus Gottes Wort mußte auf Abwege führen. Hätten Zinzendorf und die Brüder es nicht verschmäht, alttestamentliches Gesetz wie Apostelwort, obwohl beides Christen nicht mehr unter seinen Buchstaben hinunterzwingt, dennoch als das gesunde tägliche Hausbrot und als ein Licht auf ihrem Wege zu benützen, so wären sie vor vielen Verirrungen und Mißgriffen in Lehre und Leben, die sie später bitter bereuten, bewahrt geblieben.

Gleich der Ausgangspunkt der Zinzendorfischen Lehre „der Heiland unser Schöpfer" und was er in der Zeit seiner größten Einseitigkeit noch weiter aus ihm machte, der eigentliche Gott Alten und Neuen Testaments, unser „eigentlicher Vater", dem alle unsere Gebete gelten müssen, ist eine Übertreibung, die Gott den Vater Jesu Christi und unsern Vater aus der ersten Stelle und der Urheberschaft von allem, die auch der Sohn ihm einräumt, in ein Dunkel und Nichts verstößt und die Frommen hindert, ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt.

Schließlich wurde aber der Sohn nicht weniger als der Vater und der H. Geist verunehrt durch die ganze Art, wie Zinzendorf und seine Mitarbeiter, um nur Gott den Gläubigen recht nahe zu bringen und zum vertraulichsten Umgang mit ihm zu ermutigen, ihm lauter Kosenamen gaben, wie sie mit Vorliebe von der „Gottes-Familie" redeten, und dazu aufforderten, den H. Geist als Gottes Gemahlin und Mutter der Christen und der Gemeine, andererseits Christum als

den Ehemann der Christen anzusehen, mit letzterem in Gedanken wie in einer menschlichen Ehe zu leben. Für uns möge neben der Erinnerung an die beliebte Benennung Christi als „Bruder-Lämmlein" ein Vers aus den damaligen Gesängen der Brüder genügen:

„Denkt eurer Schwester, Weibs und Schnürch, (Schwiegertochter)
Papa, Mama und Mann und Kirch'."

Sogar der Leidenspunkt selber, aus dem nach Zinzendorfs Meinung auch ein früherer Heide sich alle Wahrheit sollte ableiten können, war durch die Beiseitesetzung Gottes des Vaters verschoben und verstümmelt. Die Kraft der Erlösung wurde viel mehr in die Stärke des menschlichen Gefühls als in Gott einerseits, den einfältigen menschlichen Glauben andererseits gelegt. So beschreibt der Graf den Brüderglauben:

„Er glaubt, daß jede Hand Ein Nagel durchgerannt,
Er glaubet das Durchspießen Von Jesu heil'gen Füßen,
Er glaubt auch eine Wunde, Die in der Seite stunde."

Damit sind einzelne besonders schmerzvolle Augenblicke in Jesu Leiden hervorgehoben, die wir uns gewiß zu Herzen gehen lassen sollen. Dennoch weist die Heilige Schrift den Gnade und Vergebung Suchenden zu seiner Reinigung und Heiligung so wenig an diese gemarterten Körperteile des Heilands, als an die roten Tropfen seines Bluts. Was uns versöhnt hat und fort und fort jeden einzelnen deckt und reinigt, das ist die Seele Jesu, die in seinem Blute war und sich für uns hingegeben hat.

Kurz die ganze Bibelwahrheit wurde durch Zinzendorf und seine Gehilfen geschädigt, sobald sie anfingen, sich über die sonstigen treuen Lehrer der evangelischen Kirche zu erheben und ihnen entgegenzustellen. Man möchte sagen, sie selbst wurden durch ihre unmäßige Gefühlserregung gefühlskrank.

Solcher gefährliche Seelenzustand der Lehrer mußte die Gemeine um so mehr gefährden, als man hier mehr als anderswo sich blindlings durch dieselben leiten ließ und der Einbildung lebte, die schönsten Gottesdienste, das reinste Christenleben zu haben, in der seligsten Gemeinschaft von Gotteskindern zu stehen.

5. Gottesdienst, Leben und Verfassung der Brüdergemeine.

Man muß es Zinzendorf lassen, daß er ausnehmend gut verstand, den Erbauungs- und Gemeinschaftstrieb zu befriedigen.

„Die Kirche gibt uns Steine für Brot“ das war das allgemeine Gefühl der im Anfang des 18. Jahrhunderts weithin ausgebreiteten Separatisten gewesen, aber selbst etwas Besseres zu bieten waren sie nicht imstande, vielmehr untereinander meist im Streit. Zinzendorf aber besaß die Gabe, dem geheimen Sehnen des Herzens nach Gott Ausdruck und Richtung zu geben und das Zusammenwohnen von Christen zu einem genußreichen und fruchtbaren zu gestalten. So fanden sich Glieder und Gäste der Gemeine in deren Gottesdiensten merklich erbaut. Der gemeinsame Gottesdienst öffnete und verband gleichzeitig die Herzen der Teilnehmer untereinander. Dem Ärgernis durch Unchristen war man in den Gemeinen, die nur Gesinnungsgenossen zuließen, entnommen. Im Gegenteil wurde man durch Wort und Beispiel abgezogen und gereinigt von vielem Bösen, angeregt zu den höchsten Werken christlichen Glaubens und christlicher Liebe. Bei dem allem war nichts Kopfhängerisches, sondern ein heiteres Wesen, kein Angstglaube, sondern wirkliche Seligkeit in Glauben und Leben.

a) Gemeingottesdienste.

Für fromme Seelen war es schon eine große Erquickung, daß man hier täglich, in der Anfangszeit sogar morgens und abends seinen Gemeingottesdienst hatte. Der einzelne gelangte im Gottesdienst mehr als anderswo zur Betätigung seiner innern Empfindung, sofern nicht nur mehr als anderswo von der ganzen Gemeine gesungen wurde, sondern die Leiter auch stets berücksichtigten was und wovon die Gemeine am liebsten sang und was die meisten auswendig wußten, so daß sie um so mehr von Herzen mittun konnten. Deshalb wurden und werden heute noch einzelne Verse aus den verschiedensten Liedern zusammengesucht und in einen neuen Gedankenzusammenhang gebracht. Das geschieht namentlich in den ausschließlichen „Singstunden“, deren eine etwa von demütigem Bußbekenntnis zu glaubensfreudigem Ergreifen der Gnade aufsteigen läßt, während eine andere die Führung der einzelnen Seele durch den Herrn darstellt.

So wenig Wert man in der Brüdergemeine auf die Ausschmückung des gottesdienstlichen Raumes hielt und heute noch hält, so sehr liebt man die weitere Verschönerung der Festgottesdienste durch Kunst- und Wechselgesang. Choralblasen durch die stillen Gassen kündet den Festtag an und läßt ihn ebenso ausklingen. Um die Bedeutung des Tages recht tief zu empfinden, achtet man auch

genau auf Ort, Zeit und Stunde. Darum ist es der ganzen Gemeine nicht zu viel, zum Jahreswechsel um Mitternacht sich in der Kirche zu versammeln. Am Morgen des Osterfestes wird die Gemeine vor Tag durch ein Posaunenzeichen in die Kirche gerufen. In Prozession geht sie auf den Begräbnisplatz, um wo möglich mit Sonnenaufgang dort einzutreffen. Dort begrüßt sie der Liturg mit dem Rufe: „Der Herr ist auferstanden." Die Gemeine antwortet: „Er ist wahrhaftig auferstanden" und singt „Ave zum Heraustritt aus dem Grabe etc." In der nun folgenden Litanei werden in das apostolische Glaubensbekenntnis die Worte eingeflochten: „Ich glaube, daß unsere seit dem letzten Osterfeste gestorbenen Brüder — — und unsere lieben Schwestern — — hingegangen sind in des Herrn Freude."

Einen besondern Reiz einzelner Gottesdienste und Festtage bildet die eingehende Berücksichtigung der augenblicklichen Gemeindeverhältnisse, der Gemeindearbeit und der Geschichte der Brüdergemeine. Als besondere Gedenktage der Gemeine werden der 13. August (vergl. S. 105) und der 13. November (Ältestenfest) gehalten. Die ausschließlichen Bedürfnisse der Gemeineglieder berücksichtigen gewisse „Gemeinstunden", auch die sogenannten „engeren Gebetsversammlungen".

Gemeintage

In der Anfangszeit hielt man monatlich einmal **Gemeintag**. Man hielt es für einen unangenehmen Zufall, dann eben krank zu sein und kapitulierte mit seinem Arzt. Um 8 Uhr früh begann die Versammlung mit Gesang, besonders gern mit Liedern aus dem alten Brüdergesangbuch, bei welchen den Mähren ihr ganzes Herz lachte, weil ihre Lieblingsmaterie von der Kirche darin besungen wird und weil sie diese Lieder in ihrem Lande unter Verfolgung gesungen hatten. Es wurde vorgelesen aus Propheten und Psalmen. Die Beziehung auf die Gegenwart vermittelten wieder eingeflochtene Choräle. Darauf wurden etwa bis 11 Uhr Briefe an die Gemeine, Aufnahmegesuche u. dergl. vorgelesen. Nach längerer Pause wurden von 2 Uhr an wichtigere Mitteilungen gemacht aus dem Gang der Reichgottesarbeit, z. B. wurden Tagebücher von Heidenboten vorgelesen, bei denen man sich nicht allein an dem Fortschritt des Werkes unter so manchen Hemmnissen und Kämpfen freute, sondern noch besonders dadurch sich angezogen fühlte, daß die Schreiber nahe Freunde oder Verwandte waren. Man versäumte nicht, auch diese Vorlesungen durch Gesänge zu unterbrechen und zu beleben, welche den Zuhörer selbst im Geist in die eben beschriebene Lage versetzten

oder Segenswünsche enthielten für den Bruder oder die Brudergemeine in der Ferne oder auch für deren Freunde und Gönner. Den Abschluß machte von 6 Uhr an eine Lehrrede, die Aufnahme neuer Glieder in die Gemeine und ein Gebet auf den Knieen. Am darauffolgenden Samstag wurde ein etwa $1^1/_2$stündiger Kindergemeintag gehalten. Den Kindern las man Nachrichten von Kindern vor, Briefe von solchen oder Lebensläufe und letzte Stunden. Davon ausgeschlossen zu werden galt als empfindliche Strafe.

Alle einzelnen Gottesdienste der Brüdergemeine aufzuführen und zu beschreiben können wir uns erlassen. Aber einen hübschen Einblick in die ganze Art der herrnhutischen Frömmigkeit mag uns eine Beschreibung der Abendmahlsfeier in der ersten Zeit der Gemeine geben, wobei wir hauptsächlich von Schrautenbach folgen. Während man in der Gemeine darauf verzichtet, das Geheimnis des Abendmahls erklären zu wollen, hält man die heilige Handlung selbst für die höchste und wichtigste. Alle Monate an einem Samstagabend*) wird das Nachtmahl gefeiert. Voraus geht am Mittwoch eine Versammlung zur Vorbereitung. An den folgenden Tagen werden sämtliche Kommunikanten von ihrem Chorführer (Bruder oder Schwester) einzeln gesprochen, wobei ein jedes sich so zu geben pflegt, wie es von sich selber denkt. Wer ein Bedenken hat teilzunehmen, kann wegbleiben, ohne sich über die Ursache zu erklären. Einem andern kann angeraten oder bedeutet werden, daß er wegbleiben soll. Abendmahlsfeier

Am Samstag vormittag gehen alle ihrer Berufsarbeit nach; um 3 Uhr aber ist Liebesmahl, woran auch Nichtkommunikanten teilnehmen können. Da singt zuerst die ganze Versammlung; auch geistliche Arien werden vom Chor vorgetragen. Der Prediger oder ein Ältester eröffnet ein erbauliches Gespräch. Auch andere Teilnehmer dürfen etwas Erbauliches erzählen oder eine Frage tun, auch mit dem Nachbar sprechen. Zuweilen wird auch etwas Interessantes vorgelesen. Indessen bieten Brüder und Schwestern jedem eine Tasse Thee (oder Kaffee) nebst Weißbrot an. Die Versammlung, welche etwa eine halbe Stunde währt, wird wieder mit Gesang geschlossen.

Abends gegen 8 Uhr, eine halbe Stunde vor der Abendmahlsfeier, ist nochmals Vorversammlung zum Zweck der Absolution. So lange die Gemeine noch klein war, galt dafür das Fußwaschen**)

*) Gegenwärtig Sonntagabend.

**) Dieses wurde später nur noch am Gründonnerstag gehalten, hörte 1818 ganz auf.

(sacramentum absolutorium). Bald aber wurde es so gehalten, daß der Prediger nach einer Rede in einem Gebet auf den Knieen Absolution für sich und die Gemeine erbittet.

Zur Kommunion selbst kommt die Gemeine auf ein Posaunenzeichen. Im Saale stehen auf einem großen, weiß gedeckten Tisch Körbchen mit Brot (Oblaten) und gläserne Flaschen mit Wein. Der leitende Geistliche (Liturgus) und seine Diakonen, die sonst nie Amtskleidung haben, sind jetzt mit einem weißen, um die Hüften gegürteten Talar bekleidet. Nach Eingangsgesang und Gebet steht die ganze Gemeine. Der Prediger nimmt das Brot auf, spricht darüber die Einsetzungsworte, gibt darauf das Körbchen einem Diakonen, der ihm nun die einzelnen, etwa 6 cm langen und 3 cm breiten Brote reicht. Der Liturgus bricht allemal ein Brot in zwei Stücke, die er zwei Kommunikanten in die Hand gibt. In dieser Weise austeilend geht er mit den Diakonen durch die Reihen, während dessen etliche Verse sanft gesungen werden. Ist der Liturgus zurück, so spricht er: „Esset, das ist mein Leib“ und zugleich genießt die ganze Gemeine das gesegnete Brot; man sinkt auf die Kniee nieder, wenn der Raum es verstattet, aufs Angesicht. Es wird stille gebetet und von dem Liturgus oder von dem Chor werden einige Zeilen gesungen. Die Gemeine setzt sich wieder nieder, ein munterer Gesang beginnt. Man steht abermals auf, der Prediger füllt aus den Flaschen die gläsernen Kelche, spricht darüber die Worte der Einsetzung, gibt das Gefäß seinem Nachbar zum Trinken, der es dem seinigen reicht, die Diakonen gehen mit den Flaschen, nachzufüllen. Zuletzt genießen den Wein die Geistlichen. Darauf folgte in den Jahren 1741—44 der Friedenskuß. Dabei gab der Liturgus seinem Nachbar, die Ältestin ihrer Nachbarin den Kuß des Friedens, er ging weiter zum Zweiten, zum Dritten u. s. f. Der Erste folgte ihm nach, bis ein jeder Bruder allen Brüdern, jede Schwester allen Schwestern den Kuß erteilt hatte. Unterdes wurde wieder ein munterer Gesang unterhalten. Mit dem Anwachsen der Gemeine hörte aber dieser Gebrauch auf und gegenwärtig wird es so gehalten, daß nachdem auf den Genuß des Kelchs jeder in der Stille für sich gedankt hat, auf ein gegebenes Zeichen des Liturgus jeder seinem Nachbar die Hand reicht zum Zeichen der innern Verbindung untereinander. Gesang und Kirchensegen beschließen die Feier.

b) Gemeinsames Leben.

Der Frömmigkeitstrieb der Brüdergemeine tat sich jedoch

keineswegs genug in den öffentlichen Gottesdiensten in der Kirche, sondern der Graf war von der Überzeugung durchdrungen, daß das ganze Leben und jede einzelne Verrichtung desselben unserm Erlöser geweiht sein müsse, und der Sinn der Mähren stand nach einer christlichen Lebensordnung für die ganze Gemeine, wie es die alten Brüder gehabt hatten. Man ging aber in Herrnhut in dieser Beziehung noch weit hinaus über die alte böhmische Ordnung, indem die verschiedenen Geschlechter und Lebensalter etwa in der Weise der ältesten Mönche vereinigt wurden zu gemeinsamem Leben in eigenen Häusern. Chöre

Zuerst hatte die Not darauf geführt, daß heimatlose Jünglinge zusammenzogen, um gemeinschaftlich zu wohnen, zu essen und zu arbeiten, im Chor Gott zu dienen, im Guten sich gegenseitig zu stärken und weiter zu bilden. Diese Art christlicher Lebensführung gefiel nun so, daß sie zur Regel erhoben wurde. Es wurden nicht nur sämtliche ledigen jungen Männer im Chorhaus vereinigt, sondern ebenso ein Chor lediger Schwestern in gemeinsamer Wohnung errichtet, die in eigenen Häusern wohnenden Verheirateten wurden in etwas freierer Weise auch zu einem Chor vereinigt, ihre Kinder aber zu Anstaltserziehung teils dem Schwesternchor, teils dem Chor der ledigen Brüder zugeteilt. Jeder Chor hatte als Leiter einen Chorhelfer*) oder Chorhelferin, welche eingehende Seelsorge übten und außerdem einen Chordiener oder Chordienerin, um fürs Äußere zu sorgen. Keine Schwester durfte ins Bruderhaus kommen, kein Bruder ins Schwesternhaus. Deshalb hatten die Schwestern unter sich nicht nur ihre eigenen Schneiderinnen, sondern sogar ihre eigenen Schusterinnen. Die einzelnen Chöre haben ihre besonderen Plätze in der Kirche und im Tode noch auf dem Kirchhof. 1728

Um den Chorgliedern einen innigeren geistlichen Zusammenschluß zu verschaffen, wurden sie wieder abgeteilt in Banden, kleinere Gesellschaften von 5—7. Die Mitglieder der Bande vereinigten sich wöchentlich 1—2mal unter der Leitung eines Arbeiters und tauschten da ihre geistlichen Erfahrungen und sonstigen Erlebnisse aus. Jeden Sonntag abend durfte eine Bande Liebesmahl (Bandenwache) halten, wozu sie nach Belieben Älteste und Arbeiter einlud, die sich mit ihnen oft bis gegen Morgen über wichtige Gegenstände der Lehre und der Gemeinsache in aller Offenherzigkeit unterredeten. Heiterkeit war aus diesem Kreise nicht verbannt. So zog die Bandenwache

*) Bei den ledigen Brüdern gegenwärtig meist ein Diakonus.

nicht selten mit Musik nachts im Dorfe herum und sang brüderische Volkslieder wie

> Herrnhut soll nicht länger stehen, Als die Werke deiner Hand
> Ungehindert drinnen gehen, Und die Liebe sei das Band,
> Bis wir fertig, Und gewärtig,
> Als ein gutes Salz der Erden Nützlich ausgestreut zu werden.

Alle Chöre und Banden umschlang ein Gebetsverein, welcher sämtliche Stunden des Tages und der Nacht in der Weise unter sich verteilte, daß in jeder Stunde ein anderes im Gebete vor Gott liegt für den Fortgang und die Ausbreitung der Gemeine, für alle ihre innern und äußern Angelegenheiten, für die Gemeinarbeiter, für die Obrigkeit und für alle, welche sich dem Andenken der Gemeine empfohlen haben. Jes. 62, 6.

Ehe Eine viel empfindlichere Beschränkung der persönlichen Freiheit als das gemeinsame Leben der Ledigen, welches unter Umständen seine Berechtigung und seinen Segen haben kann, waren die Satzungen von Heirat, ehelichem Leben und Übernahme von Gemeindiensten. In der Brüdergemeine gab es lange Zeit kein Heiraten nach Neigung; man durfte eine solche nicht einmal kund werden lassen. Vielmehr wurden Braut und Bräutigam von den Oberen für einander ausgesucht, mochte gleich eines in Amerika, das andere in Sachsen wohnen. Man sorgte, daß sie sich im Hause eines verheirateten Bruders einmal zu sehen bekamen. Darauf wurde ein jedes von seinem Chorpfleger gefragt, ob es das andere zur Ehe nehmen wolle. Gewöhnlich war die Antwort: „Ja, wenns der Heiland haben will, so bin ich gern gehorsam." Verlobung aber fand erst statt, nachdem das Los gezogen und bejahend ausgefallen war. Den gemachten Vorschlag zurückweisen, wäre fast so viel gewesen, als sich selbst zu lebenslänglicher Ehelosigkeit verurteilen. Aber noch schmerzlicher war es, besonders für die Schwester, wenn nach vierwöchiger Brautzeit vor der Einsegnung zur Ehe das Los noch einmal gezogen wurde und dann erst ungünstig ausfiel. Wohl sprach man dann: „Der Heiland wills nicht haben," aber manche Schwester soll doch ihr Schicksal sich so zu Herzen genommen haben, daß sie an der Auszehrung starb.

Die sonst zuweilen bei Leuten mit reiner Jugend vorkommende schädliche Unwissenheit über eheliche Dinge so wie das Verlangen, auch das eheliche Leben ganz nur dem Heiland zu Ehr und Willen einzurichten, führte in der Brüdergemeine dazu, daß auch die Ver-

)eirateten noch einem anderen erfahrenen und bewährten Ehepaar zu teter Beratung und Aufsicht übergeben wurden.

Wenn anderswo in Staat, Gemeinde oder Kirche ein Amt frei bird, so sehen Stellenbewerber es sich darauf an, ob es nicht nur hren Fähigkeiten, sondern namentlich auch ihren Neigungen entspricht, b es guten Lohn und Ehre bringt und eine gewisse Freiheit der Bewegung verstattet. Das gab und gibt es heute noch nicht in der Brüdergemeine; sondern hier suchen sich die Oberen den für einen Posten passenden Bruder oder Schwester aus. Hier fragt man nicht: „Hast du vielleicht Lust dazu?" Hier heißt es: „Du hast einen Ruf; ieh zu, ob du ihn ablehnen darfst." Schöne Beispiele freudigen Gehorsams bietet namentlich die Anfangszeit. Zinzendorf fragte einen edigen Bruder: „Willst du morgen nach Grönland gehen?" Die Antwort war: „Ja, wenn ich ein Paar Schuhe bekomme," und andern Tages war er auf dem Wege nach Grönland, wo er 46 Jahre als Missionar diente. Solche Opferwilligkeit war nur möglich, wo eder einzelne überzeugt war, daß er nicht den Menschen diene, sondern seinem Heiland, der ihn sich zum Eigentum erkauft hat. Berufung zu Ämtern

Zinzendorf liebte das Wort Kirchenzucht nicht, aber er hielt es für Pflicht, in der Gemeine „sorgfältig dem Bösen vorzubeugen und auf den Wandel acht zu haben." Dies geschah innerhalb der Gemeine durch Chorpfleger und Chorpflegerinnen, weiterhin durch Prediger und Ältestenrat, welche zu regelmäßigen Konferenzen zusammentraten und über alle Vorkommnisse und Persönlichkeiten eingehend sich besprachen. Die Gemeinen selbst und ihre Vorsteher hat schon Zinzendorf häufig visitiert. Gegenwärtig unterstehen sie der steten genauen Aufsicht der Unitätsdirektion. Gegen solche, welche die Zurechtweisungen ihrer Vorgesetzten mißachten und in die gesamte Brüderordnung sich nicht schicken, wird jedoch wirkliche Kirchenzucht geübt, die in ganz ähnlicher Weise abgestuft ist und gehandhabt wird wie bei den alten böhmischen Brüdern (I, 207). Kirchenzucht

Die gute Aufsicht auf die einzelnen Gemeindeglieder neben deren eigener Jesusliebe, Selbstverleugnung, Demut und Genügsamkeit in äußeren Dingen mußte in den Gemeinen ausnahmsweise geordnete und friedliche Verhältnisse schaffen. Daher kann man auch in alter und neuer Zeit es rühmen oder von einem andern Standpunkt aus darüber klagen hören, daß die staatlichen Gerichte in den Brüderorten sehr wenig oder in Jahren nichts zu schaffen haben. Die weitere wichtige Folge für die Gemeinen aber war ein rasches

Aufblühen, ein innerer und äußerer Wohlstand. In den Jahren, wo in Sachsen die Feindschaft gegen den Grafen den höchsten Grad erreicht hatte, wurden von der Regierung Kommissionen nach Herrnhut geschickt, welche alles aufs genauste beobachten sollten. Allein
1736 es war der Gemeine in keiner Weise beizukommen. Dr. Löscher gab als Mitglied einer Kommission der Gemeine das Zeugnis: „Ihr seid eine gottesfürchtige Gemeinde. Laßt es euch nicht zum Hochmut, sondern zur Treue dienen. Ihr habt dieselbe reine Lehre, die wir haben; nur eure Verfassung haben wir nicht.“ Friedrich der Große von Preußen aber, der von dem religiösen Interesse seines Vaters für Zinzendorf und die Gemeinen nichts hatte, erkannte doch den Wert solcher Unterthanen wohl und nahm sie gerne als Ansiedler in dem neu eroberten Schlesien auf.

Kehren wir nun in der Geschichte der Brüdergemeine zurück zu der auf Seite 110 schon erwähnten

6. Sichtungszeit.

Schlimme Zustände.

Damals brachte die Zinzendorfische Gefühlsschwärmerei alles in Gefahr, außer der reinen Lehre die gute Sitte und was mehr ist, die Fähigkeit zu unterscheiden zwischen gut und böse.

Eine Zeitlang scheint man vor lauter Geschwisterliebe die zarten Grenzen im Verkehr mit dem andern Geschlecht nicht mehr beobachtet zu haben, welche auch christliche Liebe nie ungestraft überschreitet. Wohl versichern uns die der Brüdergemeine nahestehenden Geschichtschreiber, es seien auch in der schlimmsten Zeit keine groben Immoralitäten, keine gemeinen Sünden, wie sie in der Welt gewöhnlich sind, vorgekommen; allein es gibt auch eine Geistesbefleckung, welche schon durch Worte und ausschweifende Gedanken und Gefühle geschehen kann. Übrigens wird das Zeugnis des sehr maßvollen und gerechten Diakonus Rhode von Großhennersdorf, den man aus Amt und Brot brachte, weil er sich in die Formen der Gemeine nicht schicken konnte, kaum umgestoßen werden können, daß die Furcht vor der übertriebenen Eheaufsicht manche (ähnlich wie beim Cölibatszwang) bis zu geheimen Verbrechen treibe. Die selbstgemachten Satzungen erwiesen sich eben auch hier mehrfach als ein härteres Joch als das mißachtete Gesetz Gottes. Denken wir nur daran, wie man den Eltern ihre Kinder wegnahm, um sie in den Gemeinanstalten zu erziehen. So soll auch das Drängen mancher Seelenleiter auf die vorgeschriebenen Gefühle für den Heiland und die Gemeinsache nicht wenige in Heuchelei oder Verzweif-

ung gestürzt haben. Die Schönheit der Gottesdienste und der ganzen brüderischen Weise ging nicht selten auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Am Ende litt aber auch die äußere Wohlgestalt der Gemeinde. Es trat eine allgemeine Erschlaffung ein, besonders im Herrnhag, wo viele begüterte und vornehme Leute sich niedergelassen hatten. An Stelle der Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, welche der Ruhm der ersten Ansiedler gewesen waren, traten Müßiggang und leichtsinnige Verschwendung. An Geburtstagen, oder wenn Brüder und Schwestern aus der Ferne kamen oder dahin abgingen, veranstaltete man Festessen und großartige Illuminationen. In dem Grade, als die unbeschnittene Lehre von der Ehe zwischen Christus und der Gemeine sogar den vorher so hoch gehaltenen Leidenspunkt verdrängte, wurde genießendes Christentum höher geachtet als kämpfendes und duldendes. Lieblinge in der Heimatgemeinde, die man „Herzel" nannte, durften sich herausnehmen, „von den ehrwürdigen Streitern des Herrn in Grönland und Westindien als von Klopffechtern zu reden." Die Kirchenzucht unterblieb zum Ärgernis der Redlichen in der Gemeine, welche sich ganz beiseite gedrängt sahen.

Die Zustände in der Brüdergemeine wurden teils in sachlich gehaltenen, teils in leidenschaftlichen, haßerfüllten Streitschriften an die Öffentlichkeit gezogen. Unter andern hat der württembergische Prälat Johann Albrecht Bengel Lehre und Leben der Brüdergemeine mit ihrer eigenartigen Mischung von Gutem und Bösen einer eingehenden, nur in wenigen Punkten allzuscharfen Kritik unterworfen. Aber Zinzendorf und seine Anhänger beachteten entweder die Schriften der Gegner überhaupt nicht, oder redeten sie sich mit vielen Worten um den Kern der gegen sie erhobenen Vorwürfe herum. Sie behandelten ihre Tadler, ohne wohlwollende und übelwollende genauer zu unterscheiden, als Leute, die sich an dem Heiland selbst, an seinem Werk und seinen Lieblingen versündigen, während es z. B. einem Bengel nur zu tun war um die Ehre Gottes und darum, redliche Seelen aus einem schlimmen Irrweg wieder herauszuführen. Sie konnten sich für ihre Kritik auf Gottes Wort berufen. Vrgl. Offb. 2—3; Matth. 5, 19. Allein der Dünkel der Gemeine war ins Ungemessene gestiegen. Hören wir nur einige Verse aus dem Jubiläumslied von 1747: Warnungen

Gemeine, du hast deinen Herrn nicht so gar fern,
Du bist sein Nachtquartier, sein Abstandhaus
Zur Visitation; er geht da ein und aus.
Wer weiß, wie oft er dich unsichtbar küßt,

Wie oft er ungesehen deine Chöre grüßt,
Wer weiß, wie oft er mitten bei dir sitzt,
Wenns unter dir so strahlt und blitzt.

Gemeine! du hast sein Herz schon nah;
Es fehlt nicht viel, so steht er selber da.
Du hast sein Fleisch und Blut in dir auf sakramentlich Art und Weise,
Du hast ihn auf besondre Art zur Speise,
So hats noch keine Kirchenzeit verspürt —
Du bist ein neues Volk, desgleichen nie gewesen,
Man mag in alten oder neuen Büchern lesen.

Du hast die jungfräulichen Leute —
Du dezimierst den Nationen ihre Religionen.

Während aber Zinzendorf und seine Mitarbeiter in Gefahr waren, durch ihr selbstgefälliges Wesen ihr eigenes Werk wieder zu vernichten, wachte über ihnen der treue Erzhirte Jesus Christus, der dem Grafen das Werk der Liebe an den um seines Namens willen Flüchtigen nicht vergessen hatte und trotz augenblicklicher Verirrung in der Gemeine Leute sah, die von ganzem Herzen ihm dienen wollten. Darum rief er sie aus ihrem eitlen Träumen zurück in die Wirklichkeit, er beschnitt die üppigen Triebe am Baume des Herrnhutertums und machte aus ihm wieder einen bescheidenes, aber eben in seiner Unansehnlichkeit reiche Früchte tragendes Bäumchen.

Umkehr

Zinzendorf befand sich in England, das er damals gerne zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen gemacht hätte. Da wurde er zum erstenmale aus seiner Schwerhörigkeit gegenüber den Gemeinschäden aufgeschreckt durch einen Brief aus Deutschland. Darauf berief er seinen Sohn Christian Renatus, der ein Hauptursächer der Schwärmerei in der Gemeine war, zu sich nach England. An die Gemeinen erließ er zuerst ein ernstes Warnungsschreiben und nach seiner Rückkehr nach Deutschland hielt er in alten und neuen Gemeinen Visitation. Jetzt gingen auch den Gemeingliedern die Augen auf, Buße und Ernüchterung wurden aber noch verstärkt und vertieft durch ein äußeres Ereignis, das in das Leben der Gesamtgemeine tief einschnitt: die unverhoffte Auflösung des Herrnhag.

1749 Bei einem Regentenwechsel in Büdingen verlangte die Zinzendorf feindlich gesinnte Isenburgische Regierung von der Gemeinde Herrnhag eidliche Lossagung von Graf Zinzendorf und seinen Mitarbeitern. Zinzendorf befreite den Herrnhag von jeglicher Verpflichtung gegen seine Person. Aber sämtliche Gemeindeglieder faßten den einmütigen Beschluß, lieber ihren schönen Ort, Gewerbe und Fabriken im Stich zu lassen. Bis zum Jahr 1753 war Herrnhag, das damals 973 Einwohner zählte, vollständig geräumt. Viele gingen

nach Pennsylvanien, andere nach Neuwied oder in die sächsische Lausitz. Ebendahin wurden auch die Erziehungsanstalten verlegt.

Offenbarte sich hier in der Zeit des größten Tiefstands der Gemeine noch einmal der gute Grund der Herzen, so mußten doch die äußeren Folgen des jähen Zusammenbruchs auch noch überwunden werden. Herrnhag wie auch andere vor kurzem gegründete Brüderniederlassungen waren meist mit fremdem, von holländischen und englischen Freunden geborgten Gelde gebaut. Durch die plötzliche Vernichtung eines bedeutenden Anlagekapitals mußten schwere Geldverlegenheiten für die Gesamtgemeine eintreten. Obwohl Zinzendorf mit seinem eigenen Vermögen und Kredit so kräftig in die Lücke trat, daß er einmal nur durch göttliche Wunderhilfe vom Schuldgefängnis befreit blieb, so genügte doch das jetzt nicht mehr. Alle Mittel und Kräfte der ganzen Gemeinschaft mußten in Anspruch genommen und kräftig zusammengefaßt werden. Das war im Augenblick eine neue Prüfung für den Verleugnungssinn und die Tatkraft der einzelnen; aber wie die äußere Not damals den vom sittlichreligiösen Straucheln sich Erhebenden zur geistigen Gesundung diente, so führte sie allmählich die Brüdergemeine zu der ihr höchst nötigen Gesamtverfassung, zur Neugestaltung der Brüderunität.

7. Zinzendorfs letzte Lebensjahre und der Fortgang der Brüdergemeine.

Zinzendorf selbst zog schon 1751 wieder für mehrere Jahre nach England. Dort starb sein Sohn 1752. Aber mit dem Jahre 1755 kehrte er bleibend nach Deutschland zurück. Jetzt gab er seine Welteroberungspläne auf, um in treuer Arbeit an den eigenen Gemeinen und an den Freunden (der Diaspora) in Deutschland 1755
und der Schweiz das Gewonnene zu befestigen und zu stärken. Diese seine letzte Arbeit war auch sichtlich gesegnet. Von Sachsen aus hatte man schon 1747 ihm die Erlaubnis zur Rückkehr und die Aufforderung zur Gründung einer zweiten Brüderniederlassung zugehen lassen. Jetzt gewann er ehemalige Feinde*) zu Freunden und Anhängern.

*) Einem Baron von Huldenberg, der zur einstigen Verbannung Zinzendorfs das meiste beigetragen hatte, wurden im Jahr 1751 seine Wirtschaftsgebäude durch Brand zerstört. Sein Wohnhaus blieb trotz starker Beschädigung erhalten. Als der Baron seine ausgeräumten Sachen zusammensuchte, war das erste, was ihm in die Hände fiel, ein bereits angebrannter, aber doch seinem Inhalt nach unversehrter Brief Zinzendorfs, worin dieser ihn vor etwa 20 Jahren aufgefordert hatte, durch den Besuch von Herrnhut seine Ansichten umstimmen zu lassen. Mit Hohn hatte er

Zinzendorf hielt nicht nur von Laien zahlreich besuchte Versammlungen in Berthelsdorf, sondern die Pfarrer der Umgegend selbst ließen sich von ihm nach Berthelsdorf einladen und von ihm zu ihrer Arbeit stärken. Es bildete sich ein Verein, dem bei Zinzendorfs Tode gegen 100 Mitglieder angehörten.

Im Jahr 1756 starb die Gräfin Zinzendorf**). Ein Jahr darauf verheiratete sich der Graf wieder und zwar mit Anna Nitschmann, der Ältestin der ledigen Schwestern. Am 9. Mai 1760 wurde er selbst nach kurzer Krankheit aus seinem Werke abgerufen.

† 9 Mai 1760

Zinzendorfs Charakter und Bedeutung

Suchen wir ein Urteil über den Grafen und seine Bedeutung fürs Reich Gottes zu gewinnen, so sind vor allem die törichten Übertreibungen derer abzuweisen, die ihn einen der größten Eroberer im Reich des Geistes nennen, ihn mit einem Kolumbus vergleichen, ihn ohne weiteres in eine Reihe stellen mit Augustinus und Luther. Dazu ist schon der Mann für sich selbst nicht fertig genug. Auch hat er weit herum in der Welt gewirkt, aber nachhaltig doch nur an einzelnen wenigen Punkten.

Sein größter Vorzug war seine Liebe zum Heiland, sein Eifer, dieselbe Liebe in aller Welt zu wecken, durch die Bekanntschaft und Gemeinschaft mit ihm der Menschen Wohl und Glückseligkeit zu fördern. Seiner rednerischen und organisatorischen Begabung, seiner Weitherzigkeit und Liebenswürdigkeit, seinem Ansehen und äußern Mitteln und der steten Bereitwilligkeit, sie wie seine persönliche Kraft und Gesundheit dem Dienste des Herrn zu opfern, gelang was ein Spener und Francke mehr nur angestrebt und begonnen hatten: die Bildung wirklicher Christengemeinden, die tatsächliche Vereinigung

---

den Vorschlag damals zurückgewiesen. Jetzt aber ließ ihm sein Gewissen keine Ruhe mehr. Er reiste in Gesellschaft seines Pfarrers nach Herrnhut und bat Zinzendorf seine Feindschaft ab. Fortan blieb von Huldenberg dem Grafen in Freundschaft verbunden und gab seinen Untergebenen ein gutes Beispiel tätigen Christentums.

**) Auf den Grabstein seiner treuen Gehilfin schrieb der Gatte die Worte:

„Hier liegt seit dem 24. Juni 1756 für eine bestimmte Weile der Leichnam der Gräfin Erdmut Dorothea von Zinzendorf und Pottendorf, geborenen Gräfin Reuß,

einer Fürstin Gottes unter uns und der Säugamme der Brüderkirche im 18. seculo.

Das Blut Jesu Christi hat ihn versöhnt, Sein Geist hat ihn bewohnt und das Korn seines Leichnams verkläret ihn.

Denn er selbst ist die Auferstehung. Das Leben war auch tot.“ —

von Angehörigen der lutherischen, der reformierten und der Brüderkirche und nicht wenigen Separatisten, endlich die Ausbreitung des Reiches Gottes über die engen Grenzen der verschiedenen Landeskirchen hinaus bis in die Heidenwelt hinein. Damit bezeichnet er allerdings einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der evangelischen Kirche. Zugleich gereicht es seiner christlichen Erkenntnis und Christenliebe zu großer Ehre, daß er die von ihm neugegründete mährische Brüderkirche nicht zu einer Konkurrenzkirche für die vorhandenen Kirchen werden ließ. Daß ein Mann, der „einen Brand für sein Süjet (seinen Heiland) fühlte, der ihn nicht einen Augenblick in Ruhe ließ, ihn über die Meere trieb und Spott und Gefahr trotzen ließ," zuweilen die ihm gezogenen Grenzen überschritt, in Zurückweisung von Angriffen sich versah, daß er, ohne dem Namen nach Herrschergewalt in Anspruch zu nehmen, doch die ihm ganz ergebene Brüdergemeine mit einem gewissen Despotismus regierte, wird kein billig Denkender ihm zur persönlichen Schuld machen wollen. Dagegen beeinträchtigten, wie wir oben (S. 114) gesehen haben, wirkliche persönliche Fehler seine geistliche Arbeit. Im äußern Beruf und der Kleidung hatte er den Grafen abgelegt, nicht aber in seinem Auftreten, in persönlicher Unnahbarkeit, im Haschen nach althergebrachten oder selbsterfundenen geistlichen Ämtern und Titeln. In der Sichtungszeit wurden nicht nur Bengel, sondern noch manche ernste Christen wie der redliche Johann Jakob Moser, Ötinger und selbst Steinhofer an dem Grafen irre und brachen die Gemeinschaft mit ihm mehr oder weniger schroff ab. Dennoch ist es mit Zinzendorf zum Schlimmsten nicht gekommen. Der Herr hat ihn gezüchtigt (S. 126) und zu seinem letzten Wirken in der Stille wie zu seiner Stiftung, der Brüdergemeine, bis auf den heutigen Tag in Liebe und in Ernst sich bekannt. Es darf aber nicht verkannt werden, daß Zinzendorf zugleich mit der besonders starken Betonung der in Christo erschienenen Gnade und mit der Hinlenkung der evangelischen Christenheit auf Diaspora und Heidenwelt — was ich für seinen göttlichen Beruf ansehe — in unsere Kirchen eine *falsche Richtung* hereingebracht hat, welche durchaus keine notwendige Begleiterin der Gnadenpredigt und äußerer oder innerer Missionsarbeit ist, die sich vielmehr hätte vermeiden lassen, wenn Zinzendorf biblischer gedacht und gehandelt hätte.

Während früher vielfach äußerer Zwang und Schrecken in Verbindung mit einem kirchlich regulierten Verstand die Massen beim Christentum zu erhalten gesucht, dasselbe aber oft genug seines Lebens

und seiner seligmachenden Kraft beraubt hatte, machte nun Zinzendorf einseitig das Gefühl zum wesentlichen Inhalt und zum Ausbreitungsmittel des Christentums. Er brachte jene Trennung von Verstand und Herz in der Theologie auf, die in der Gegenwart, nur etwas anders gestaltet als bei ihm, so viele Anhänger gefunden hat.

Mit ihm beginnt ferner jene Gefühlstreiberei, die in England und Amerika noch weiter ausgebildet, durch inneren Schrecken und geistliches Lustgefühl die Leute zum Christentum bringen will, vielfach aber gerade eine gesunde Entwicklung christlichen Lebens hindert und viele Auswüchse und Mißgeburten hervorgebracht hat. Jede neue Art von Frömmigkeit bringt wieder ihre besonderen Versuchungen und Gefahren mit sich, die erkannt und bekämpft sein wollen. Von jetzt an sehen wir unter evangelischen Frommen eine Weise sich verbreiten, die man früher in unsern Kirchen nicht gekannt hat: man baut am Reich Gottes mit menschlich berechtigten Erwägungen und Anstrengungen, oder will man seinen Gang beschleunigen durch hochfliegende Pläne, Schmeicheleien, Gewalttätigkeiten, Künsteleien, vielleicht sogar Unredlichkeiten; allemal aber erhebt man den Anspruch, auf besondere göttliche Eingebung und Ermächtigung hin zu handeln und nimmt oft genug Scheinerfolge für einen unmittelbaren Gottessegen.

Dadurch daß Zinzendorf derartigen Ausschreitungen und Verirrungen, die gerade an die von ihm emporgebrachte Art der Frömmigkeit sich leicht anhängen, bei sich und andern nicht genug wehrte, und lange Zeit sich nicht einmal von reiferen Christen warnen ließ, hat er zweifellos die evangelische Frömmigkeit schwer und dauernd geschädigt, und unsere Freude an diesem hochbegabten und opferwilligen Arbeiter wird dadurch wesentlich beeinträchtigt. Wir können seine Lehre und sein Vorbild nur mit Einschränkung und großer Vorsicht auf uns wirken lassen.

Bildung der Brüderunität

Das Brüderkirchlein wurde durch den Tod Zinzendorfs, dem der seines Sohnes schon vorausgegangen war, von der Gefahr eines allzulange währenden persönlichen Regiments befreit. Der Graf selbst hatte noch mit dem aus alter Zeit wieder hervorgeholten Namen unitas fratrum (Brüdergemeine) auf die richtige Verfassungsform für die Brüder hingewiesen, hatte auch für billig erkannt, daß die Einzelgemeinen, nachdem sie zu allen Lasten beigezogen worden waren, auch bei der Gesamtkirchenleitung durch von ihnen gewählte Abgeordnete vertreten würden. Nach seinem Tode machte die Selbstlosigkeit der zu Führern zunächst Berufenen, des Zinzendorf'schen Schwiegersohns,

Johannes v. Watteville, und Spangenbergs die Änderung leicht, welche die Geldnot gebieterisch forderte. Eine Synode in Marienborn legte den Grund zu der in ihren wesentlichen Zügen heute noch geltenden Verfassung der Brüderunität. Verfassung 1764

Als das eigentliche Haupt der Gemeine, als ihr Oberältester*) war nach wie vor Christus gedacht — ein durchaus wahrer und schöner Gedanke, wenn man das nicht als ein Herrnhuter Privilegium ansehen, sondern nur ernst machen will mit Christi allgemeiner Verheißung und Forderung an seine Jünger Matth. 28, 20; 23, 10.

Gesetzgebende Gewalt für die ganze Brüderunität kommt der etwa alle 10 Jahre zusammentretenden Generalsynode zu; für die 3 Provinzen, die deutsche, britische und amerikanische, den Provinzialsynoden. Die Abgeordneten zu den Provinzialsynoden werden von den einzelnen Gemeinen gewählt. Die Generalsynode besteht aus je 9 Abgeordneten der 3 Provinzialsynoden und den Unitätsbeamten in leitender Stellung.

Die laufenden Geschäfte besorgen die Provinzial-Ältestenkonferenzen und die Unitätsältestenkonferenz in Berthelsdorf als höchste Verwaltungsbehörde. Die von der Brüdergemeine gegründeten Niederlassungen sind — ähnlich, wie wir es bei Korntal kommen sahen — keine reinen Brüdergemeinen mehr, sondern Teile einer politischen Gemeinde unter einem bürgerlichen Ortsvorsteher. Die einzelne Kirchgemeine steht unter der Leitung ihrer Prediger und des Ältestenrats. Noch bestehen die verschiedenen Chöre der Verheirateten, der Witwer und Witwen, der ledigen Brüder und Schwestern, der größeren Knaben und Mädchen, endlich der Kinder fort, je unter Leitung eines Chorpflegers und einer Chorpflegerin. Die ledigen Brüder und Schwestern und die Witwen haben noch ihre eigenen Chorhäuser, aber ohne gezwungen zu sein, hier ihre Wohnung zu nehmen.

Aus der geschichtlichen Entwicklung der Brüdergemeine können nur noch einige Hauptpunkte berührt werden.

Schuldentilgung

Die in Marienborn gegründete Unität übernahm sämtliche Schulden, dagegen auch die Zinzendorf'schen Güter (wofür die gräfliche

*) Im Jahr 1741 hatte der bisherige Oberälteste Leonhard Dober sein Amt, als ihm zu schwer, niedergelegt. Man wußte keinen Nachfolger für ihn zu finden, und nun fragte die Brüderversammlung im Gebet bei dem Herrn an, ob er ihr Oberältester sein wolle. Darauf suchten sie in der Bibel, und verschiedene Sprüche, auf die sie stießen, erschienen ihnen als Zusage.

Familie mit Geld abgefunden wurde) und eine weitere sehr bedeutende Erbschaft von dem sächsischen Oberamtshauptmann Graf von Gersdorf. Die ebenfalls übernommenen Diakoniegewerbe (an den einzelnen Orten für Rechnung des Ganzen betriebene Gewerbe) sah man sich bald genötigt, den Einzelgemeinen zurückzugeben, die sie teilweise an Private verkauften. Ebenso erwies sich die angeordnete freiwillige Steuer als ungenügend für den Zweck der Schuldentilgung, bis ein-
1772 mal 20 ledige Schwestern in Herrnhut eine richtige Kollekte in Anregung brachten zu Gründung eines Schuldentilgungsfonds. Durch
1801 denselben wurden die Gesamtschulden von anfänglich $1^1/_2$ Millionen Talern bis auf 72 000 Taler heruntergebracht, welche Summe vollends zu decken das Kaufhaus Abraham Dürninger in Herrnhut auf sich nahm. Damit hörten selbstverständlich nicht alle Geldverlegenheiten für immer auf. Es blieben solche noch für die Einzelgemeinen, und die großen Opfer, welche die in Deutschland, Holland, Schweiz und Böhmen nicht viel über 9000 Mitglieder zählende deutsche Unität für die Heidenmission und die Gesamtheit ihrer Erziehungsanstalten bringt, verursachen bis auf den heutigen Tag hin und wieder bedeutenden Kassenabmangel, den aber bisher brüderischer Sinn und Freunde aus den evangelischen Landeskirchen allemal gedeckt haben.

Glaubenslehre

Schon seit 1750 hatte man sich ernstlich bemüht, sich wieder frei zu machen von verschiedenen Lehrirrtümern und Seichtigkeiten der Sichtungszeit. Spangenberg ist es dann gelungen, die Glaubenslehre der Brüder vollends auf einen mit dem Augsburgischen Glaubensbekenntnis übereinstimmenden Ausdruck zu bringen in seiner Idea
1778 fidei Fratrum, einer in mildem und volkstümlichem Ton geschriebenen Zusammenstellung brüderischer Glaubenslehre.

Aufhören anfänglicher Gebräuche

Ebenso hörten, wie wir gelegentlich schon bemerken konnten, viele von den durchweg gut gemeinten, zum Teil aber doch verkehrten und sittlich nicht unbedenklichen besonderen Gebräuchen*), welche Zinzendorf gepflanzt und gepflegt hatte, mit der Zeit auf.

---

*) Dahin gehört auch der Losgebrauch, welcher nicht die rechte Weise für erwachsene Christen ist, des göttlichen Willens gewiß zu werden. Denselben zeigt uns zuerst das allen Menschen und besonders allen Christen gegebene Gottesgesetz und Wort. Dasselbe auf uns anzuwenden, lehrt uns Vernunft, Gewissen und Heiliger Geist. Endlich bringt uns innere und äußere Lebensführung, z. B. auch Wohl- und Übelwollen von Regierenden auf den Weg, in dem Gott uns haben will. Abgesehen davon, daß den Christen nicht gesagt ist, daß Gott ihnen durchs Los seinen Willen kund tun werde, erwies sich dasselbe auch für Zinzendorf und seine Freunde

Im ganzen hat die Brüdergemeine auch nach der Sichtungszeit, wie das unter Menschen gar nicht anders möglich ist, verschiedene Perioden geistigen Aufschwungs und geistigen Niedergangs erlebt. Es hat einmal eine Zeit des Tiefstands gegeben, als deren größtes Lob mir die klare Selbsterkenntnis erscheint, daß nicht alle, die Brüder heißen, im Vollsinn Brüder und Schwestern seien. Doch ist im allgemeinen dies der gemeinsame Charakter der Brüdergemeine geblieben: wenig Sorge um die richtigen Bekenntnisformeln, vielfach auch nicht um christliche Wissenschaft und Erkenntnis; aber ernstliches Bemühen um persönliche Gemeinschaft mit dem Heilande und freudige Zuversicht in ihm, Pflege des Pflichtbewußtseins und der Tat, Schaffung und Erhaltung des Friedens und der Eintracht unter sich und mit den Angehörigen aller Kirchen, auch den von diesen Kirchen Verketzerten. Schon Lessing hat gesagt: „Die Herrnhuter tun worüber andere spekulieren und zanken." Am wenigsten hat die Gemeine das Lob der Weitherzigkeit und Duldsamkeit gegenüber solchen Christen behauptet, welche mit ihr in nähere Berührung kamen, sich aber doch hüteten, sich ihren besonderen Satzungen zu unterwerfen. **Charakter der Gemeine**

Auf die evangelischen Kirchen hat die Brüdergemeine in Zeiten geistlicher Dürre Leben weckend und erhaltend eingewirkt. Umgekehrt hat aber auch wieder das von Gott in den Kirchen angezündete Feuer das Leben in der Brüdergemeine neu angefacht. Von der ganz her- **Verhältnis zu Kirche und Welt**

---

mehrfach als unbefriedigend. So losten sie wohl auch mehrmals über denselben Gegenstand. Durch die Art der Fragestellung mit selbstgewählten Bibelsprüchen konnte man Gott vor ein Dilemma (Doppelwahl) stellen, für das er gewiß manchmal ein Menschenaugen verborgenes Drittes gewußt hätte. Tat er dies später im Gewissen kund, so brachte man sich gerade mit seinem Losen in Gefahr, bewußt gegen Gottes Willen zu handeln. Man verkümmerte mit dem Losen zuzeiten die Gottesgabe der Vernunft und des Gewissens. Denn man wendete das Los so ziemlich auf alles an bis hinaus auf Besitz, Kauf und Verkauf. In diesem Stück wurde das Los freigegeben 1789. War jemand zu einem Gemeindeamt gewählt worden, so galt die Wahl erst, wenn sie durchs Los bestätigt war. Das Los entschied eine Zeitlang nicht nur über Aufnahme in die Gemeine, sondern sogar in die Erziehungsanstalten. Die Synode von Marienborn (1764) hat sich nicht einfach unter einen Gewissensvorhalt der Brüder betreffend Herrschsucht, Hoffart, Habsucht 2c. gebeugt, sondern erst noch im Los den Heiland fragen zu müssen geglaubt, ob das die Rügen seien, die er der Gemeine und ihren Leitern vorhalte. Das Los bei Heiraten ist 1801 von den Engländern angegriffen, aber erst 1819 frei gegeben worden. 1889 wurde der amtliche Losgebrauch vollends beseitigt.

vorragenden Tätigkeit der Brüder in der Heidenmission muß später noch besonders geredet werden.

Am meisten haben sie zweifellos auf Kirche und christliche Welt eingewirkt durch ihre zahlreichen Erziehungsanstalten. Sie waren auf dies Gebiet geführt worden durch das eigene Bedürfnis. Dann hatte sie die Geldnot darauf gebracht, die Aufnahme von Pensionären aus den Landeskirchen zu einer Einnahmequelle für sich zu machen. Damit erwiesen sie zugleich Besseres suchenden Kirchenchristen einen großen Dienst. Denn bei aller wissenschaftlichen Blüte unserer höhern Lehranstalten für Jünglinge hat — evangelische Klosterschulen abgerechnet — deren gemeinsame christliche Erziehung nur selten gelingen wollen. Für die Mädchen fehlte es anderswo lange am wissenschaftlichen Unterricht wie an der christlichen Erziehung. Gegenwärtig steht es so, daß zwar einige der brüderischen Erziehungsanstalten eine gute Jahreseinnahme abwerfen, für alle zusammen aber die Unität doch noch beträchtliche Opfer bringen muß und auch deswegen freudig bringt, weil sie wohl weiß, wieviel sie dadurch zur Erhaltung christlichen Geistes in weiten Kreisen beitragen kann. Es wäre heute noch zu bedauern, wenn die Brüdergemeine gezwungen würde, diese Anstalten einzuschränken oder gar eingehen zu lassen. Zwar können namentlich wir Schwaben einen Haupterziehungsgrundsatz der Brüder unmöglich billigen: die Zöglinge, bis zu 20 Jahren, keinen Augenblick ohne Lehreraufsicht zu lassen. Dadurch muß gerade in geistig regsameren jungen Leuten ein Geist des Widerspruchs geweckt werden und wie sollen sie alle einst die volle Freiheit ohne Schaden genießen, zu deren Gebrauch sie gar nicht angeleitet wurden? Dennoch ist es Tatsache, daß es den Brüdern gelingt, viele wild aufgewachsene und zum Lernen sehr ungeschickte oder in ihrer seitherigen Schulanstalt verbitterte Jungen nicht bloß ihrer Anstaltsordnung zu unterwerfen, sondern in denselben bleibende religiöse Eindrücke zu pflanzen, sie an ernstliche Arbeit zu gewöhnen und zu brauchbaren und pflichtgetreuen Menschen zu erziehen. Denn sie besitzen nicht bloß eine große Menschenkenntnis und Kunst der Menschenbehandlung, sondern ihre Erzieher widmen in größter Selbstverleugnung ihre Zeit und Kraft den ihnen anvertrauten Zöglingen*.) Seit alter Zeit haben sie eine besondere Vorliebe für den Unterricht in den Naturwissenschaften, und

*) Ein sehr hübsches Bild von dem Anstaltsleben in Niesky gibt „Tapeinon," ein unterhaltendes Büchlein, erschienen bei H. G. Lange, Neusalz a. O. 1876.

dem Bedürfnis der Jugend nach Spiel und körperlicher Bewegung verstatten sie breiten Raum.

Ich habe die Geschichte der Entstehung der Brüdergemeine sehr eingehend behandelt, auch ihre Schwächen ziemlich rückhaltslos geschildert. Letzteres ist geschehen einmal, weil man aus vielen Darstellungen Zinzendorfs und der Brüdergemeine die große Gefahr der Sichtungszeit nicht versteht und deswegen auch ihre scharfe Verurteilung durch die frömmsten und tiefsten Geister ihrer Zeit nicht gerechtfertigt findet. Viel wichtiger aber ist mir ein anderes. Immer wieder geht das Sehnen frommer Christen auf Teilnahme an einer vollen, reinen Christengemeinde. Wir haben in den Brüdergemeinen einen der beachtenswertesten Versuche christlicher Gemeindebildung und durchaus christlicher Lebensführung. Aber gerade hier kann man lernen, daß nicht alle selig werden müssen, die das Glück haben, einer solchen Gemeinde anzugehören, daß im Gegenteil in einer solchen Gemeinde man Gefahren und Versuchungen ausgesetzt sein kann, von denen ein einfältiger Kirchenchrist verschont bleibt.

Dennoch bestreite ich keinen Augenblick, daß die Stiftung der Brüdergemeine ein Werk des Herrn und ein Wunder vor unsern Augen ist. Viele haben in dieser Christengemeinschaft einen geistlichen Segen gefunden, wie er ihnen sonst nie zu teil geworden wäre, und diese Vereinigung von wenigen Menschen, die ihren Gott und Heiland von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen ihren Kräften liebten, hat, trotz allerlei innern Trübungen und äußeren Mißgriffen, seit bald 2 Jahrhunderten mehr für das Reich Gottes geleistet als große Kirchen.

Möge der Herr dem Kirchlein Licht und Kraft seines Heiligen Geistes erhalten und erneuern, damit es fernerhin durch Selbstüberwindung und gute Werke andern voranleuchte und dem Vater im Himmel Preis und Ehre werde!

Zwölftes Kapitel:

Innere Mission.

Quellen: Uhlhorn, die christliche Liebesthätigkeit. Schäfer, die Innere Mission in der Schule. Wurster und Hennig, was jedermann heute von der Innern Mission wissen muß. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands und Realencyklopädie. Calwer Württembergische Kirchengeschichte.

1. Die Innere Mission in der alten Kirche.

Innere Mission] Innere Mission ist nur ein neuer Name für diejenige christliche Liebestätigkeit, welche nicht allein das äußere Wohl des Armen, Gefährdeten und Verlorenen innerhalb der christlichen Kirche im Auge hat, sondern mit und neben dem äußeren Wohltun vornehmlich seine Seele bewahren oder erretten und damit zugleich das Reich Gottes bauen möchte. Röm. 15, 2. In keinem Jahrhundert der christlichen Kirche fehlt solche christliche Liebesübung gänzlich, aber sie wird in der einen Zeit lebhafter, umfassender, planmäßiger, zu andern Zeiten spärlicher, mangelhafter und mehr nur wie zufällig betätigt, das eine Mal von der ganzen Kirche, das andere Mal von einzelnen lebendigeren Gliedern.

Der Heiland selbst hat diese Liebe zuerst und am vollkommensten geübt. Er hat die durch den Propheten Hesekiel ausgesprochene Weissagung erfüllt: „Ich will selbst meine Schafe weiden, und ich will sie lagern, spricht der Herr, Herr. Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten.“ Dazu hat er, der gute Hirte, am Ende sein eigen Leben gelassen für seine Schafe. Mit dieser seiner Liebe hat er vielen das Herz entzündet, ihm nachzueifern in gleicher Liebe. 1. Joh. 3, 16. Er hat sie dazu noch besonders angetrieben mit seinen Worten, wenn er seine Jünger gleichfalls hinschickte zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel, oder wenn er ihnen sagte: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr (euch untereinander) tut, wie ich euch getan habe.“ Eben dahin zielt das Gleichnis, in dem er spricht: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“ So geben Jesu Worte und Jesu Tun schon ein vollständiges Programm der allen Christen aufgetragenen Innern Missionsarbeit. Wie Jesus selbst den Armen das Evangelium predigte, wie er die Kin-

der in seine Arme nahm und segnete, wie er den Sündern nachging, wie er keinen Kummer unbeachtet ließ und jede Träne trocknete, wie er die Hungrigen speiste, den Kranken und geistig Gebundenen Gesundheit und Freiheit, den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache wiedergab, wie er, der Meister und Herr seinen Dienern die Füße wusch, wie er nicht einmal seine Feinde von seiner helfenden Liebe ausschloß, so sollen seine Jünger auch tun, ein jeder nach der ihm verliehenen besonderen Gabe. Kein frommes Vorurteil und keine Menschenfurcht darf sie abhalten von den Werken suchender und rettender Liebe. Allein nach ihm und dem Vater müssen sie sehen, das Widerstreben der eigenen Natur, des Ekels, des Hochmuts oder Hasses müssen sie überwinden in der Kraft des Geistes Gottes und der steten inneren Gemeinschaft mit dem Heilande. Denn auch diese Arbeit geht nur so lange von statten, als seine Gläubigen seiner Mahnung gedenken: „ohne mich könnet ihr nichts tun." So oft die Christenheit das vergessen hat, ging es auch mit ihrer Liebesarbeit trotz der vorzüglichsten und umfassendsten äußern Organisation rückwärts, wo nicht gar aus den zum Wohltun gegründeten Anstalten und Einrichtungen wirkliche Fäulnisherde wurden. Matth. 5, 13. f. Andererseits sehen wir aber auch auf dem Gebiet der Liebestätigkeit, daß der Herr seine Kirche nicht verläßt, sondern wenn schon diese oder jene Leuchten erlöschen, er andern Licht, Wärme und neue Kraft gibt durch seinen Heiligen Geist. In der Regel geht Hand in Hand mit dem neuaufflammenden Glaubensleben ein Wiedererwachen der christlichen Liebe.

a) Von der Zeit der Apostel bis Konstantin.

Für alle Zeiten vorbildlich in den Werken der helfenden, bewahrenden und die Sünder suchenden Nächstenliebe bleiben **die ersten 3 Jahrhunderte der Christenheit.**

Was die Apostelgeschichte von der ersten Christengemeinde in Jerusalem bezeugt: „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte" und „keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein" das galt — recht verstanden — auch noch für die folgenden Jahrhunderte. Gütergemeinschaft in strengem Sinn war auch in Jerusalem nicht gewesen. Denn niemand war gezwungen, auf sein Eigentum oder nur einen Teil desselben zu verzichten, um es in die gemeinschaftliche Kasse zu werfen. Wenn ein Besitzer von seinen Gütern sagte, daß sie sein wären, so galt die Umkehrung des Satzes nicht ebenso, so daß der Arme hätte sagen dürfen: Gemeinsinn

„Was den andern gehört, das gehört von Rechts wegen auch mein," sondern nur davon konnten die Armen rühmen: „So lange die Brüder haben, lassen sie es mir an Großem oder Kleinem nicht fehlen."

Nach dem Tode der Apostel hat auch neben dem Zeugenmute der Christen auf die Heiden nichts so tiefen Eindruck gemacht als ihre Liebe, wenn sie sahen, daß Christen nicht Böses mit Bösem vergalten, daß sie auch vor Gericht nicht klagten, dagegen jedem Bedürftigen halfen. Das nötigte den Heiden das Geständnis ab: „Sehet, wie sie einander lieben." Denn das Heidentum war trotz allen Spenden seiner Herrscher an das Volk und trotz manchen großartigen Stiftungen Reicher für öffentliche Zwecke eine „Welt ohne Liebe." Noch Kaiser Julian, der Christenhasser, mußte, halb darüber neidisch, anerkennen, daß es bei den Christen keinen Bettler gebe.

Solche Zustände waren in der Tat etwas Großes, was in keiner späteren Zeit mehr von der ganzen Christenheit gerühmt werden kann. Den Grund dafür werden wir nur zum geringsten Teil darin zu suchen haben, daß die damaligen Christengemeinden eben noch klein waren, so daß jeder den andern und seine Verhältnisse kannte. Das war in Städten wie Rom und Karthago im dritten Jahrhundert nicht einmal mehr zutreffend, wenn auch der eine oder andere Bischof sich rühmen konnte, daß er alle seine Gemeindeglieder kenne. Ebensowenig dürfen wir denken, daß an die Wohltätigkeit verhältnismäßig kleine Ansprüche gemacht worden wären, im Gegenteil. Der Hauptgrund dafür, daß niemand zu darben oder zu betteln brauchte, lag vielmehr in der inneren Beschaffenheit der Reichen wie der Armen, darin, daß beide durchgängig ganze Christen waren. Reich im eigentlichen Sinn waren damals sehr wenige Christen; aber wer nur etwas hatte, wer nur imstande war, für andere zu arbeiten und sich selbst etwas vom Munde abzusparen, dem ließ es keine Ruhe, so lange er von anderer Not wußte, und die Liebe machte erfinderisch, so daß für jegliches Bedürfnis die Befriedigung gefunden wurde. Sehr erleichtert war aber hinwiederum das Geben, so lange man versichert sein konnte, daß nicht die allermeisten Gaben an Faule, an Schlemmer und Undankbare verschwendet waren, daß nicht eine Masse geistlich Toter, bloßer Namenchristen, Mitleid und Vermögen der lebendigen und äußerlich vermöglichen Christen in Anspruch nahm, daß vielmehr was man sich selbst abdarbte, wirklicher Not frommer Brüder und Schwestern aufhalf. An Versuchen einzelner, die Brüderlichkeit der Christen auszunützen, um das eigene Geschäft emporzubringen oder sich Wohl-

Opferwilligkeit nicht mißbraucht

leben zu verschaffen, fehlte es allerdings auch nicht. Daß es aber nicht in größerem Maßstabe geschah, verhinderte christliche Vorsicht und Zuchtübung (2. Thess. 3). Außer dem fegten, wie wir wissen, die Verfolgungen heimliche Profitchristen (christemporoi) allemal wieder weg (I, 9 f). Eben weil die Liebe zu den Notleidenden eine persönliche war, als zu wirklichen Brüdern und Schwestern in Christo, verachtete niemand die Armen und Bedürftigen; aber man wollte sie auch nicht durch Wohltaten verderben und entehren, sondern war in erster Linie darauf bedacht, sie sobald als möglich auf eigene Füße zu stellen. Hier scheint mir auch der Hauptgrund zu liegen, warum die jerusalemische Gütergemeinschaft so bald wieder aufgehört und schwerlich irgendwo Nachahmung gefunden hat. Wer arbeiten konnte, sollte sein Brot mit seinen eigenen Händen erwerben und darauf denken, daß er niemand, am wenigsten der Gemeinde beschwerlich falle, nicht den wirklichen Armen das Brot stehle, vielmehr selbst noch etwas für solche erübrige. Um so kräftiger konnten die Christen die wirklich Notleidenden, die wegen Alter oder Krankheit Arbeitsunfähigen, die Heimat- und Beruflosen unterstützen. Für sie war es keine Schande, Almosen zu nehmen; sie hießen der Altar Gottes, auf den die Gemeinde ihre Gaben niederlegt.

Das nächstliegende war, daß Brüder und Schwestern sich untereinander in der Stille halfen, oder daß Notleidende ihren Verwandten zur Versorgung zugewiesen wurden. Es gab aber auch eine Menge Bedürfnisse, welche einzelne Wohltäter nicht bemeistern konnten. Die Gemeinde selbst brauchte zuerst Mittel zu Saalmiete, später zum Kirchenbau, zum Unterhalt von Lehrern und Dienern. Mit der Trennung der Abendmahlsfeier von den Liebesmahlen der Gemeinde hörten diese selbst nicht auf, und als sie aufhörten, wurden noch Liebesmahle zu Speisung der Armen gehalten. Wie viele Flüchtlinge gab es, die um ihres Glaubens willen Heimat und Vermögen, Amt und Beruf hatten aufgeben müssen. Sie mußten beherbergt, dauernd untergebracht oder weiter geleitet werden. Wenn die christliche Gemeinde ihren Gliedern gewisse Berufsarten*) als götzendienerisch oder sonst sündhaft verbot, so

Gemeinde-armenpflege

*) Sehr lehrreich für die in den Christengemeinden geübten gesunden Grundsätze ist eine briefliche Anweisung Cyprians, einen Schauspieler von seinem Sündengewerbe loszumachen:

„Sollte aber der Schauspieler seine Armut und das Bedürfnis, sich Unterhalt zu schaffen, vorwenden, so mag ihm unter den übrigen, die auf Kosten der Gemeinde ernährt werden, der nötige Lebensunterhalt gereicht werden, doch mit dem Bedinge, daß er sich mit mäßiger Nahrung, die aber doch

lag ihr die Pflicht ob, die Verdienstlosgewordenen zu unterstützen, bis sie einen neuen Beruf gefunden hatten. Es mußte gesorgt werden für die um ihres Glaubens willen Eingekerkerten, in die Bergwerke Geschickten, die bei kärglicher Kost fast nackt die sauerste Arbeit verrichten mußten, ferner für die Verbannten und für die Familien der Hingerichteten. Fromme Christen taten viel für solche Witwen und Waisen; noch öfter mußte die Gemeinde für die Erziehung der Kinder sorgen. Knaben wurden behalten, bis sie ein Handwerk oder eine Kunst gelernt hatten; dann stattete man sie noch mit dem nötigen Handwerkszeug aus. Mädchen suchte man, wenn sie herangewachsen waren, durch Verheiratung zu versorgen. Christliche Liebe tat sich aber nicht genug in der Fürsorge für die Glaubensgenossen. Kinder, welche heidnischer Leichtsinn ausgesetzt hatte, umkommen oder von Heiden für den Dienst der Sünde erziehen zu lassen, hätte christliches Erbarmen nicht über sich gebracht. In Seestädten gehörte es zu den Obliegenheiten der Diakonen, nach Gestrandeten zu suchen, unbekannten Leichen für ein anständiges Begräbnis zu sorgen. Am hellsten leuchtete christliche Liebe bei allgemeinen Landesnöten. Während in Zeiten der Pest und Hungersnot die Heiden in Alexandrien (im 3. Jahrhundert) und in Karthago nur an ihre eigene Rettung dachten, ihre nächsten Angehörigen aber hilflos liegen ließen oder sie auf die Straße warfen und nur die Hinterlassenschaft sich zu sichern trachteten, waren die Christen in der ganzen Stadt tätig. Die einen teilten Brot an die Hungernden aus, andere pflegten die Kranken, wieder andere begruben

---

der Gesundheit nicht schädlich ist, begnüge. Auch soll er die Sache nicht so auffassen, als ob man ihn mit einer großen Besoldung von seinem Sündengewerbe loskaufen müßte; denn wenn er zu sündigen aufhört, so tut ers zu seinem eigenen, nicht zu unserem Besten. Mag er doch selbst berechnen, was das für ein elendes Gewerbe sei, das die Menschen von dem Freudenmahl Abrahams, Isaaks und Jakobs ausschließt, und nachdem sie sich in der Welt zu ihrem Verderben gemästet haben, der Pein des ewigen Hungers und Durstes überantwortet. Darum, so spare keine Mühe, ihn von der Bahn der Sünde weg und auf die Bahn der Unschuld und des Glaubens herüber zu bringen; dann wird er sich auch mit dem Unterhalte der Gemeinde begnügen lernen, der zwar in Absicht auf Leibespflege sparsam, dabei aber für die Seelenpflege gedeihlich sein wird. Wenn aber deine Gemeinde zu arm ist, als daß sie den Dürftigen sollte verpflegen können, so mag er zu uns kommen und von uns empfangen was er zur Nahrung und Decke nötig hat, damit er nicht andere Leute außer der Gemeinde in seinen tötenden Künsten unterweise, sondern vielmehr selbst in der Gemeinde lerne was ihm heilsam ist." Nach Sailer, Briefe aus allen Jahrhunderten.

die Toten; wurden sie selbst angesteckt, so gaben sie freudig ihr Leben hin. Da mußten die Heiden selbst den Gott der Christen preisen und gestehen, die Christen allein seien die wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen. Im Jahre 253 hatten wilde Räuberhorden numidische Gemeinden überfallen und viele Christen beiderlei Geschlechts gefangen fortgeschleppt, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auf den Hilferuf ihrer Bischöfe eröffnete Cyprian, der Bischof von Karthago, in seiner 3—4000 Seelen zählenden Gemeinde eine Kollekte, die gegen 18000 Mk. einbrachte. Aufs rührendste wußte er seiner Gemeinde vorzustellen, wie sie in den Gefangenen Christum selbst befreien müssen und diejenigen, welche Tempel des Heiligen Geistes seien, nicht heidnischer Wollust preisgeben dürfen. Wie Kriegsgefangene so befreite man auch Schuldgefangene aus dem Gefängnis. Dagegen sah man es unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht für seine Aufgabe an, Sklaven im Reiche loszukaufen. Man verkürzte den Herren ihr Recht auf ihr tatsächliches Eigentum nicht, wies vielmehr die Sklaven zu um so treuerer Pflichterfüllung hin, nachdem sie Christen geworden waren. Nur innerlich wurden sie gehoben durch das Bewußtsein, daß auch ein Sklave vollkommene Freiheit, die innere, besitzen kann, wenn er ein Gefreiter Jesu Christi geworden ist. Innerhalb der christlichen Gemeinde benahm dem Sklaven sein Stand nichts an Ehren und Rechten. Alle kirchlichen Ämter standen ihm offen. Kallistus, ein ehemaliger Sklave, wurde Bischof von Rom. Die von Plinius gefolterten Diakonissen waren Sklavinnen. Sklaven, welche Märtyrer wurden, ehrte man nicht weniger als andere. Christliche Herren und christliche Sklaven unterlagen gleicherweise der Kirchenzucht, wofern sie sich gegen Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe versündigten. Nur solche Sklaven heidnischer Herren kaufte die Gemeinde los, welche vermöge ihrer Lage hätten sündigen müssen. Wenn christliche Herren oder Herrinnen statt in ihren christlichen Sklaven Brüder und Schwestern in Christo zu sehen und sie demgemäß zu behandeln, sich Härte oder Mißhandlungen gegen dieselben zu Schulden kommen ließen, so wies die Gemeinde die Opfergabe solcher Herren zurück und schloß sie auf kürzere oder längere Zeit von ihrer Gemeinschaft aus.

So vieler Mittel die Christengemeinden bedurften, daran dachten ihre Leiter noch nicht, sie durch Gefälligkeit gegen menschliche Sünde oder Reizung der Eitelkeit und Großmannssucht zusammenzubringen. Sie sahen nicht auf die Gabe, sondern auf das Herz, das sie darbringt und nahmen darum von unbußfertigen Sündern sowenig als Beweggründe zum Geben

von sündhaften Gewerben Opfer an. Weniger waren sie darauf bedacht, jenen Himmelreichsegoismus abzuschneiden, der sich nicht durch die Not des Unglücklichen und das Verlangen, ihm wieder zu Glück und Wohlsein zu verhelfen, treiben läßt, sondern durch den Gedanken an das gute Geschäft, das man für sich selbst macht, wenn man hier weggibt, um in der Ewigkeit mit Zins und Zinseszinsen wieder zu nehmen. Schon schlich sich bei den vornehmsten Lehrern der Kirche wie Cyprian der verhängnisvolle Irrtum ein, daß namentlich der Darbringung im Gottesdienst sündentilgende Kraft innewohne. Man verstand die Kraft des einmaligen Opfers Christi und der christlichen Taufe nicht mehr, sondern meinte, von den täglichen kleineren Sünden, die man nach der Taufe begehe, sich selbst reinigen zu müssen durch Gebet und Almosen. Als biblische Belegstellen für solche Lehren wurde unzähligemale das Wort Christi: „Gebt Almosen, so ist euch alles rein" (Luk. 11, 41) und das Wort der alttestamentlichen Apokryphen angeführt: „Wie das Wasser ein brennend Feuer löscht, also tilget das Almosen die Sünden." Sir. 3, 33. Noch früher schwand den Kirchenlehrern das Verständnis dafür, in welcher Weise und aus welchem Grunde der Glaube sich in Liebe tätig erweisen muß. Glauben war nur noch das Annehmen der Glaubensregel, später der von den Kirchenversammlungen aufgestellten Bekenntnisse. Bereits Clemens von Rom schreibt: „Selig sind wir, wenn wir die Gebote Gottes
nach 100 in Einmütigkeit der Liebe halten, daß uns durch die Liebe unsere Sünden vergeben werden." Selbst Augustin meint, der Glaube wirke deshalb unsere Rechtfertigung, „weil er durch die Liebe tätig sei," während in Wirklichkeit die Liebe nur die notwendige Lebensäußerung des echten Glaubens ist. (Vrgl. Luk. 7, 47 mit V. 50 und II, 87.) Der Irrtum, durch die eigenen Werke gerecht werden zu müssen, verstärkte die von Paulus einst so sehr bekämpfte Hinneigung zu den gesetzlichen Formen des Alten Testaments. Cyprian und Origenes empfehlen
am den Christen wieder Zehnten und Erstlinge. Jedoch war da-
250 mals der Drang der Liebe noch zu stark, um sich in äußere Formen einzwängen zu lassen.

Aufbringung der Mittel

Ohne alle äußeren Formen ging es auch in der Anfangszeit der Kirche nicht ab. Man bezahlte an die Gemeindekasse regelmäßige monatliche Beiträge, ohne daß übrigens jemand dazu gezwungen, oder Tag und Maß für seinen Beitrag vorgeschrieben gewesen wäre. Außerdem wurden am Sonntag in Verbindung mit der Abendmahlsfeier Naturgaben aller Art dargebracht, nicht allein das zur Abend-

mahlsfeier Erforderliche, Brot und Wein, sondern auch Milch, Honig, Öl und anderes. (I, 370.)

Soweit die Verteilung dieser Opfer sogleich geschah, wurden 3 Teile davon gemacht: für die Abendmahlsfeier, für die Unterhaltung der Kirchendiener und für die Armen. Was nicht sofort verteilt wurde, brachte man ins Haus des Bischofs oder in besondere Vorratskammern. Nur Grundbesitz und Stiftungen gab es noch nicht zu verwalten. Im übrigen stand wie die Fürsorge für äußere Bedürfnisse jeder Art so auch die unumschränkte Verfügung über die vorhandenen Mittel dem Bischof zu. Zur Hilfe für diese Aufgabe hatte er Diakonen, welche in Häusern und Herbergen, auf Straßen und am Meeresstrande Notleidende aufsuchten, Fremde zurecht wiesen und unterbrachten, Kranke wuschen, von Armut und Not dem Bischof Anzeige machten. Dieser wies ihnen die Mittel zur Unterstützung an. In größeren Städten wurden für dauernd Unterstützungsbedürftige Matrikel (Listen) angelegt. Die Armen waren den Diakonen zum Gehorsam verpflichtet. Bis zu welchem Grade die im Neuen Testamente schon genannten Witwen und Diakonissen*) mit den heutigen Diakonissen Ähnlichkeit hatten, läßt sich nicht mehr sicher ausmachen. Es ist anzunehmen, daß Witfrauen, welche sich durch frommen Wandel und Liebeswerke in ihrer eigenen Häuslichkeit bewährt hatten, in höherem Alter (mit 60 Jahren) zu einem Ehrenamte in der Gemeinde vorrücken konnten, das ihnen einesteils ein sorgenfreies Alter verschaffte, andererseits sie zu gewissen Dienstleistungen geistlicher oder äußerer Art verpflichtete. Sie hatten in der Gemeindeversammlung einen Ehrensitz, redeten jedoch nicht öffentlich. Dagegen waren sie angewiesen zu Gebet und Fürbitte, zum vorbereitenden Taufunterricht bei Frauen und Kindern, hatten drein zu reden bei Eheschließung von Gemeindegliedern; man brauchte sie zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Kirche, zu äußern Dienstleistungen bei der Taufe, Versorgung und Erziehung von Waisen, Verpflegung von Fremden und Kranken. Nur ist bei letzteren sicher nicht an die Familienpflege unserer heutigen Diakonissen zu denken, sondern an einsam und verlassen dastehende Kranke. Anstalten, in denen sie hätten dienen können, gab es noch nicht. **Verteilung und Verwaltung**

Im Morgenlande traten an die Stelle der Witwen namentlich in größeren Städten Jungfraudiakonissen. Hier war das Bedürfnis nach Frauentätigkeit noch größer, da die Sitte zum seelsorgerlichen Verkehr des Priesters mit Frauen und ebenso für die Armen- **vor 300**

*) Vergl. Röm. 16; 1. Tim. 5, 9 ff. mit 3, 11.

pflege an einzelstehenden Frauen eine Vermittlerin oder Begleiterin forderte. Somit mag es je und je an der nötigen Anzahl von Witwen gefehlt haben. Noch mehr aber dürfte zur Verdrängung der Witwen durch die Jungfraudiakonissen, die im 3. Jahrhundert aufkommmende Überschätzung des jungfräulichen Standes beigetragen haben, während früher eine Witwe, die einen makellosen Ehestand hinter sich hatte, als die würdigste Vertreterin und Führerin des weiblichen Geschlechts gegolten hätte. Ebenso mochte der wachsende Priesterdünkel weniger vermögende und gefügigere Helferinnen vorziehen. (I, 29.)

b) Von der Zeit Konstantins des Großen bis zum Ende der Völkerwanderung.

Volle Entfaltung der Liebestätigkeit

Seit Konstantin dem Großen durfte die christliche Liebestätigkeit, welche bisher in der Stille und Verborgenheit hatte geübt werden müssen, an die Öffentlichkeit treten. Jetzt erst entfaltete sie vor jedermanns Augen ihren ganzen Reichtum, Kraft und Glanz. Vom Staate selbst wurde sie anerkannt und in verschiedener Hinsicht gefördert. Seither heidnischen Tempeln oder heidnischen Genossenschaften gehörige Güter wurden der christlichen Kirche zugewiesen. Dieselbe erhielt das wichtige Recht, testamentarische Vermächtnisse anzunehmen und dazu Freiheit von gewissen Steuern. Die Fürsorge der Bischöfe für Gefährdete und Unglückliche aller Art wurde durch staatlichen Auftrag und Gesetz unterstützt. (I, 32 f.)

Freudigkeit zum Geben

Die Freudigkeit der e i n z e l n e n C h r i s t e n zum Geben, ja zur Hingabe des ganzen, teilweise sehr großen Vermögens erscheint aufs höchste gesteigert. Nicht bloß Sterbende vermachten der Kirche ihren ganzen Besitz, sondern Lebende, welche die Welt verließen, um in der Einsiedelei oder hinter Klostermauern*) ihre Tage zu beschließen, des-

---

*) P a u l i n u s, ein hoher Staatsbeamter und feingebildeter Mann, dessen Besitzungen „Reiche" waren, faßte nach dem Tode seines einzigen Sohnes mit seiner Gattin Theresia, einer Spanierin, den Entschluß, der Welt zu entsagen und klösterlich zu leben. Den größten Teil ihrer spanischen Besitzungen verteilten die Ehegatten an Kirchen und Arme. Darauf zogen sie im Jahr 394 nach Nola in der Nähe Neapels, wo Paulinus ein Kloster baute, in welchem er mit seiner Frau eine bescheidene Wohnung einnahm und sich der strengen Lebensordnung des Klosters völlig unterwarf. Es war ihm nicht genug, mit seinem Vermögen „Provinzen zu ernähren;" von allen Seiten rief er Fremde herbei, die er nährte und kleidete. Kriegsgefangene kaufte er los, Schuldgefangene befreite er aus der Haft durch Deckung ihrer Schulden. Als die Vandalen Nola verwüsteten, konnte er ausrufen: „Herr, ich gräme mich nicht um Gold und Silber, denn wo all das Meine ist, das weißt du."

gleichen Bischöfe und Priester bei ihrem Amtsantritt. Frauen aus den altberühmten römischen Adelsgeschlechtern der Fabier, Marceller, Szipionen, Gracchen verließen ihre Paläste oder verwandelten dieselben in Klöster. Sie vertauschten ihre kostbaren Kleider mit dem Nonnengewand und schenkten ihre angererbten Schätze weg, um zuerst zum Ärger, später zum Staunen Roms, selbst arm, zerlumpten Bettlern und den schmutzigsten Kranken zu dienen.

Vom Morgenlande wird uns auch aus bürgerlichen und Familienkreisen von ähnlichem Aufgehen im Dienste der Nächstenliebe erzählt. Gregor von Nazianz konnte von seiner Schwester, einer Bürgersfrau, sagen: „Auge war sie den Blinden, Fuß den Lahmen, eine Mutter der Waisen. Ihr Haus war eine gemeinsame Herberge für alle Notleidenden.“ Besonderer Erwähnung wert ist auch Olympias.

Begabt mit allen Vorzügen des Leibes und der Seele und dazu ausgestattet mit einem unermeßlichen Vermögen, war sie schon mit 18 Jahren Witwe. Kaiser Theodosius der Große wollte sie mit einem seiner Verwandten vermählen. Sie aber schlug die ihr angetragene Verbindung aus und wurde Diakonissin. Der darüber erzürnte Kaiser entzog ihr die Verwaltung ihres Vermögens. Was aber war ihre Antwort? „Ihr habt, o Herr,“ schrieb sie dem Kaiser, „gegen Eure demütige Dienerin die Weisheit und Güte nicht bloß eines Souveräns, sondern eines Bischofs bewiesen, indem Ihr die schwere Last der Güter, die ich besitze, einem Beamten aufludet und mich dadurch von der Sorge und Unruhe befreitet, welche mir die Notwendigkeit, sie gut zu verwalten, auferlegt hätte. Um eins nur bitte ich noch, und dadurch würdet Ihr meine Freude sehr vergrößern: Gebet den Befehl, sie unter die Kirche und die Armen zu verteilen. Schon lange fühle ich die Regungen der Eitelkeit, welche die eigene Austeilung gewöhnlich begleitet, und ich fürchte, die Störungen der zeitlichen Güter möchten mich die wahren Güter, die göttlichen und geistlichen, vernachlässigen lassen.“ Eine Frau, die so dachte, ließ sich nicht zwingen; darum gab ihr Theodosius die freie Verfügung über ihr Vermögen bald wieder zurück. Nun teilte sie mit vollen Händen aus, so daß man ihre Freigebigkeit mit einem Strome verglich, der sich bis an die Grenzen der Erde ergießt und von dessen Wasser jedermann schöpfen kann. Nur Chrysostomus, ihr Lehrer, tadelte sie, daß sie Geld ausstreue, als werfe sie's ins Meer. Sie sei es Gott und den Armen schuldig, sorgfältig müsse sie damit umgehen als mit anvertrautem Gute; so werde sie mehr Leuten helfen können und von Gott den Lohn für ihre Liebe und Weisheit erhalten. Solche Offenheit trübte das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin keineswegs. Denn Olympias schielte bei ihrem Wohltun nicht hinüber nach dem Beifall der Menschen. An ihr war nichts Künstliches und Gemachtes, sie „kokettierte auch nicht mit ihrer Armut und ihrem einfachen Kleide,“ sondern war bei aller Hoheit in ihrem Wesen von Herzen demütig.

Als ihr edler Lehrer verbannt und in der Verbannung roh mißhandelt wurde, hielt sie trotz der unsinnigsten und gehässigsten Angriffe, welche alle seine Anhänger zu erdulden hatten, treu an ihm, einzig und allein bekümmert wegen seiner Leiden. Er aber tröstete und mahnte sie auch jetzt noch: „Habe ich Dir nicht oft gesagt, und muß ich es Dir immer wieder sagen, daß es nur Ein Trauriges gibt, die Sünde? Alles andere ist Staub und Rauch."

Schwere Notzeit

Die Kirche gewann durch so viele und große Zuwendungen reiche Mittel an Geld und andern Kostbarkeiten, wie Gold- und Silbergeschirr, köstlichen Kleidern, auch liegenden Gütern. Die immer trauriger sich gestaltende Lage im römischen Reich, Verarmung des Volks infolge der ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse, Steuerdruck, Beamtenwillkür, Eindringen der deutschen Völker mit allen Greueln des Kriegs, all das verschaffte der Kirche ein weites Feld der Tätigkeit. Sie versorgte die Hungernden, sie achtete es gering, wenn der Loskauf der Kriegsgefangenen ihre gesammelten Schätze aufzehrte, wenn sie sogar ihr kostbares Kirchengeräte für solche Zwecke opfern mußte. Die Bischöfe erhoben ihre Stimme zu Gunsten der Unglücklichen vor den Gewalthabern, vor Freund und Feind und fanden oftmals Gehör. (Vrgl. I S. 35, 43, 213.) Der Altar der Kirchen bot verfolgten Schuldnern und sonst Bedrängten eine Zufluchtsstätte wenigstens so lange, daß inzwischen durch Vermittlung der Geistlichkeit Gläubiger befriedigt, ungerechte Dränger umgestimmt oder sonst unschädlich gemacht werden konnten. Dauernd Gefährdete fanden Versorgung, Schutz, Freiheit und die Möglichkeit zu einem christlichen Leben in den jetzt aufkommenden Klöstern.

Tätigkeit der Bischöfe

Noch lag die Fürsorge für die Armen und Unglücklichen in der Hand des Bischofs und gerade die edelsten und für alle Zeiten berühmten Bischöfe, wie Chrysostomus, Augustinus, Gregor der Große und viele andere sind wirkliche Armenväter gewesen. Sie selbst lebten äußerst einfach und anspruchslos. Für die Armen aber machten sie die größten Aufwendungen, wußten auch in immer neuen Tönen die Herzen der Reichen für sie zu erweichen. Ein Gregor kümmerte sich um das Kleinste wie ums Große in der Verwaltung der der römischen Kirche gehörigen Ländereien. Dennoch wurde mit der Zeit der Umfang der Armengeschäfte zu groß, als daß der vor allem für's Geistliche bestellte Bischof sie, trotz der Gehilfenschaft der Diakonen, allein hätte übersehen können. So bekam er in größeren Städten einen Ökonomus an die Seite, was wohl auch in vielen Fällen gleichbedeutend war mit einer mehr geschäftsmäßigen und äußerlichen Armenversorgung.

Die ins einzelne gehende, die besonderen Lebensverhältnisse und zugleich den innern Stand eines jeden bedürftigen Christen berücksichtigende Armenfürsorge, welche wir in den ersten Jahrhunderten gefunden haben, war überhaupt jetzt nicht mehr möglich, nicht nur wegen der von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl der Notleidenden, sondern noch mehr wegen ihrer innern Beschaffenheit. Als Chrysostomus noch Bischof in Antiochien war, enthielt die Armenliste allein 3000 Namen von Witwen und Jungfrauen, in Alexandrien umfaßte sie 7500 Namen, in Rom zur Zeit Gregors I einen starken Band. Dazu kamen Fremde, Gefangene, Aussätzige. Da wäre es schon nicht mehr so leicht gewesen, allen einzelnen immer noch in die Häuser nachzugehen. Noch weniger aber wird die nunmehrige Masse von Namenchristen den Anweisungen der Diakonen zu einem genügsamen, arbeitsreichen und ehrbaren Leben sich gefügt haben. Dafür sie von jeder Unterstützung auszuschließen, wird ihre nicht zu bestreitende Notlage, wie die Unmöglichkeit einer genauen Kontrolle verboten haben. So wuchs die Zahl derer, die einfach ihre monatlichen Unterstützungen abholten und an außerordentlichen Spenden der Reichen teilnahmen. Aber auch Bettlerscharen, jetzt christliche, bevölkerten die Straßen und besonders die Kirchplätze. Für immer vorbei war die Zeit, wo es unter den Christen keine Bettler gab. Bereits mußten die Kaiser Gesetze zur Einschränkung des Bettelunfugs geben.

Aufhören der Einzelfürsorge

Bestimmten Klassen von Unglücklichen zu helfen, fing man nun auch an, sie in Anstalten zu sammeln. Die ersten heißen Xenodochien (eigentlich Fremdenhäuser) und dienen Obdachlosen und Notleidenden aller Art. Wir hören weiterhin von Diakonieen, d. i. Häusern, in welchen die Armen täglich gespeist wurden, auch vom Bau von Armenwohnungen, von Brephotrophieen, Anstalten zu Unterbringung kleiner Kinder, von Waisen- und Witwenhäusern, ebenso Häusern zur Unterbringung alter Männer. Pammachius und Fabiola gründeten mit ihren reichen Mitteln gemeinsam ein Fremdenhaus in Portus, dem Hafen Roms, letztere auch das erste Krankenhaus in Rom, wohin sie selbst oftmals Kranke trug, die sie wusch, verband und mit Speise und Trank erquickte. In Alexandrien wurden 7 Häuser eingerichtet, um armen Wöchnerinnen Bett, Pflege und Nahrung zu gewähren.

Aufkommen von Anstalten

In Konstantinopel lassen sich 35 verschiedene Hospitäler aufzählen. Die Mittel zur Unterhaltung waren entweder mitgestiftet, oder wurden sie aus kirchlichen Einkünften oder auch durch Kollekten beschafft. Das Anstaltspersonal war teilweise besoldet. Aber auch Freiwillige

stellten sich ein, um im Dienst an den Unglücklichen ihr früheres Sündenleben gut zu machen oder eine Art mönchischen Lebens zu führen. Genaue Aufsicht über Anstaltspersonal und Vermögen führte der Bischof.

Ein von Kaiser Justinian in Konstantinopel erbautes **Haus der Buße** für Gefallene war wohl mehr eine staatliche Strafanstalt als ein Werk rettender Liebe.

Wie großartig etliche der christlichen Anstalten schon eingerichtet waren, zeigt die Beschreibung des von Bischof Basilius († 379) vor den Toren von Cäsarea in Kappadocien errichteten Hospitals, nach seinem Namen **Basilias** genannt, welches lebhaft an die Anstalten des Pastor v. Bodelschwingh erinnert. Es war eine Stadt im kleinen; ganze Straßen mit wohleingerichteten Häusern um eine Kirche herum gebaut. Fremde, Arme, Kranke, darunter Aussätzige, hatten je ihre besonderen Abteilungen. Daneben waren eigene Wohnungen für Ärzte und Krankenwärter, auch Werkstätten für die Handwerker der Anstalt. Ähnliche Anstalten ließ Basilius auf dem Lande errichten; er stellte sie unter die Aufsicht der Geistlichkeit und wußte ebenso die weltlichen Oberbeamten für sie zu interessieren, ihnen Steuerfreiheit auszuwirken.

Im **Abendlande** ging es mit der Errichtung von Hospitälern
um nicht so rasch. Ambrosius besaß in Mailand noch keines. Die Zeit-
380 verhältnisse gestatteten in diesen Ländern auch keine so reiche Ausstattung. Während aber die großartigen Anstalten des Morgenlandes bald verknöcherten, spendeten die bescheideneren und mit der Zeit
im 6. Jahrhundert doch weit verbreiteten abendländischen Hospitäler um so reicheren Segen. Hatten die Barbaren eben ganze Städte und Landschaften verheert, so waren die Häuser der Barmherzigkeit die ersten, die sich wieder über dem Schutte erhoben und dienten als Mittelpunkte zur Sammlung der zerstreuten Gemeinde.

Aufhören der alten Diakonen und Diakonissen

Eine ungünstige Folge der nunmehrigen Art der Almosenverteilung wie der Anstalten war, daß die eingehende Armenfürsorge von Diakonen und Diakonissen mehr und mehr entbehrlich schien. Aus den Diakonen wurden Priester niederen Grades, im Morgenlande
bis um 1200 aus den Diakonissen niedere Kirchendienerinnen. Im Abendlande,
vor 400 das keine Diakonissen hatte, verschwanden die teils vorstehenden, teils dienenden Witwen noch viel rascher im Sturm der Völkerwanderung.

Innere Schäden

Wir dürfen den Blick nicht verschließen vor noch bedenklicheren inneren Schäden der Liebestätigkeit in dem christlich gewordenen römischen Reiche. Wir haben gesehen, wie Olympias im Bunde mit ihrem Lehrer Chrysostomus Auswüchse des Liebeslebens zu beschneiden suchte. Dasselbe Bemühen findet sich aber nicht überall, namentlich nicht in

dem von Hieronymus angeregten Kreise der römischen Großen, welche irdische Ehre und Wohlleben mit dem mönchischen Leben vertauschten.

Es liest sich ja ganz schön, daß die vornehme Römerin Paula in dem von ihr in Bethlehem gegründeten Pilgerhaus und Kloster allen diente, und für die gröbsten Arbeiten wie Lampenputzen, Auskehren, Kochen sich nicht zu gut dünkte. Noch mehr sind wir geneigt, die Art zu bewundern, wie sie die Botschaft aufnahm, daß ihr ganzes Vermögen nunmehr weggegeben sei. Ihre einzige Antwort waren nämlich die beiden Schriftworte: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" und „Nackt bin ich von meiner Mutter Leib gekommen und nackt werde ich dahin fahren." Aber womit beginnt diese herrlich scheinende Selbst- und Weltverachtung und womit endet sie? Bei der Abreise nach Palästina folgte der Paula nur eine gleichgesinnte Tochter Eustochium. Ihre andern Kinder ließ sie in Rom zurück. Als sie schon auf dem Verdeck des Schiffes stand, streckte der kleine Toxatius die Händchen nach ihr aus; sie richtete nur tränenlos ihren Blick gen Himmel. Bei ihrem Tode ließ sie Eustochium arm und mit Schulden belastet zurück, so daß sie auf die Barmherzigkeit anderer angewiesen war. Beides ist nicht nach des Apostel Paulus Lehre und Vorbild (1. Tim. 5, 8), so wenig die Vernachlässigung der von Gott übertragenen Mutterpflichten, als die unüberlegte Verschleuderung des Vermögens. Schon wirkt eben die Sucht, ein alle menschlichen Pflichten und Gefühle verachtender Heiliger zu werden. Nur für die in den übertriebenen Schmeicheleien der Gesinnungsgenossen liegende Gefahr war man blind; sie ließ auch der oben geschilderte Paulinus sich recht gern gefallen.

Die Kirche selbst hatte eine Mitschuld an der sich einschleichenden ungesunden Richtung. Wir wollen dabei absehen von einzelnen selbstsüchtigen Priestern und Bischöfen, die in der Freigebigkeit ihrer Zeitgenossen ihren eigenen Vorteil suchten (I, 31 ff.). Auch die redlich- und wohlgesinnten Häupter der Kirche förderten den frommen Wahn dadurch, daß sie die echt christliche Hochschätzung von Arbeit und Familie immer mehr aufgaben und dafür das ehelose und das beschauliche Leben über Gebühr priesen. Auch den Segen und die Kraft der Almosen selbst übertrieben sie im Eifer, die Reichen zur Wohltätigkeit anzuspornen. Chrysostomus redet bereits von einem „Almosenhandel" zwischen Gott und dem Reichen. Als ein Geschäftsmann sieht dieser auf dem Markte die Gefangenen und Armen sich herumtreiben, er hört, wie sie rufen, weinen und jammern. Indem er ihnen ein unbedeutendes Stück Brot, ein ärmliches Kleid oder einen Becher kalten Wassers reicht, kauft er sich die kostbare Ware der Gerechtigkeit, die er in der Ewigkeit mit dem größten Gewinn wieder absetzen wird. Bei Gregor dem Großen aber ist bereits die Lehre vom Fegfeuer ausgebildet, wo die um 600

Seelen, denen von Gott bloß ihre Schuld, nicht aber ihre Strafe erlassen ist, diese vollends abbüßen müssen. Wer aber „soviel wie nur möglich" Almosen gibt, kann sich Abkürzung oder gar Aufhebung seiner Strafe erwirken. Damit ist in die Christenheit für das darauffolgende Mittelalter der stärkste Antrieb zum Almosengeben, zugleich aber auch der Keim zur Zerstörung des Glaubens an Gott und Christus und zur Vernichtung selbstloser Nächstenliebe gelegt.

2. Die Innere Mission im Mittelalter.

a) Die Zeit Karls des Großen.

Die ältere Weise christlicher Liebestätigkeit wurde in Frankreich und Italien auch nach dem Eindringen von Franken und Langobarden noch eine Zeitlang durch Bischöfe weiter geübt (I, 35 und 43); sie ging aber unter in der Zeit des Verfalls der fränkischen Kirche. So große Schenkungen die Frankenbeherrscher, nachdem sie Christen geworden waren, der Kirche gemacht hatten, so wurden ihr dieselben allemal doch wieder entzogen, wenn der Staat in Geldnot war (I, 46). Ebendamit waren der Kirche auch die Mittel zur Versorgung der Armen genommen. Bei den auf dem Lande zerstreut lebenden Deutschen konnte Armenpflege überhaupt nicht so geübt werden wie bei dem Städteleben des alten römischen Reiches. Und doch gab es da wieder neue Not. Besonders die großen Kriegs-
Neue Not lasten zwangen viele freie Bauern, auf ihre Freiheit zu verzichten und ihr Land der Kirche oder einem Großgrundbesitzer zu übergeben, um deren Schutz und Unterstützung durch den Dienst als Hörige zu erkaufen. Die Grundherren selbst aber kannten nicht immer ihre Pflicht.

Nun schien es, als sollten durch Karl den Großen neue, feste Formen der Armenversorgung geschaffen werden. Als echt deutscher Herrscher sah Karl sich als den Schutzherrn aller Schwachen und Hilfsbedürftigen an. Es lag ihm am Herzen, die Bildung eines Bettlerproletariats zu verhüten. Er verbot den Bettel. Dagegen
Armengesetzgebung regelte er die Pflicht der Grundherren, insbesondere der Inhaber von Kron- oder Kirchengütern, zur Versorgung der von ihnen abhängigen Leute, ihrer Hofdiener und Zinsbauern, durch eine eigentliche Armengesetzgebung. Keiner sollte dieselben verhungern oder betteln lassen, sondern in Notzeiten selbst sie ernähren. Den Kornwucher verpönte und verbot er als ehrlosen Gewinn. Einmal in
779 einem Hunger- und Seuchenjahr erhob der König von Bischöfen, Äbten, Äbtissinnen und Grafen eine eigentliche Armensteuer zu Gun-

sten solcher Armen, für die niemand eine Unterstützungspflicht hatte, und gebot ihnen, je nach ihrem Besitzstande 1—4 solcher Armen bis zur Ernte zu unterhalten. Karl ordnete die Ablieferung des Zehnten an die Parochialkirchen an. Ein Teil davon sollte den Armen zu gut kommen. Niemand durfte dem Reisenden Dach, Herd und Feuer versagen. Den Königsboten (Geistlichen und Laien) war zur besonderen Pflicht gemacht, Witwen und Waisen Schutz zu gewähren. Der Eltern beraubte Kinder sollten die Geistlichen ehrbaren älteren Frauen zur Erziehung übergeben.

Eindringlich ermahnte Karl Geistliche und Volk zur Nächstenliebe und Barmherzigkeit gegen Fremde, Kranke, Gefangene. Er selbst ging mit dem besten Beispiel voran. Auch über die Grenzen des Reiches hinaus übte er Wohltätigkeit. Zum Dank für den geistlichen Segen, der von den Angelsachsen auf die fränkische Kirche gekommen war, sandte er angelsächsischen Kirchen und Klöstern reiche Gaben. Er unterstützte Christen in mohammedanischen Ländern und stiftete beim Heiligen Grab in Jerusalem ein Hospital für deutsche Kaufleute, dem er auch eine Bibliothek verehrte.

Aber die Armengesetzgebung des großen Kaisers ist nach seinem Tode mit seinem Reiche zerfallen. Im 13. Jahrhundert haben zwar die emporblühenden Städte die Pflicht zur Versorgung ihrer eigenen Armen erkannt und zu diesem Zweck eine Armensteuer erhoben. Ähnliche Gedanken hat die Reformationszeit wieder kräftig betont, aber erst die allerneuste Zeit hat mit ihrer Verwirklichung vollen Ernst gemacht.

b) Institute und Genossenschaften für Wohltätigkeit.

In der auf Karl den Großen unmittelbar folgenden Zeit hat man wie immer dem an den Kirchtüren und sonst Almosen heischenden Bettler Gaben gegeben. Eine eigentliche Verpflichtung, sich um die Notleidenden persönlich anzunehmen, scheint fast ausschließlich den Priestern und Mönchen zugeschrieben worden zu sein, deren Händen mitleidige Herzen vertrauensvoll übergaben was sie den Armen zugedacht hatten. Die Mönche aber übten die Wohltätigkeit am Sitze ihres Klosters, die Geistlichkeit in den Städten vorzugsweise beim Kanonikatstift.

Hospital beim Kloster und Kanonikatstift

Es geht wohl noch auf die von Karl dem Großen gegebenen Anregungen zurück, daß auf einem Konzil in Aachen die Klosterregel Benedikts den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend neu festgestellt und auf die Domkapitel, d. h. die Geistlichen an den bischöfli- 817

chen- und Hofkirchen ausgedehnt wurde, die nun auch in gemeinsamer Wohnung vereinigt wurden, da nach genauen Vorschriften arbeiteten, aßen und schliefen, auch gemeinsame Betstunden hielten (Kanonikatstift). Namentlich die Domgeistlichen bedurften einerseits einer Schranke gegen Üppigkeit, andererseits der Sicherung des zu ihrem Unterhalte Nötigen. So wurde in die Aachener Regel auch ein allgemeiner Abschnitt über das Kirchengut aufgenommen, worin den Bischöfen eingeschärft war, dasselbe zum Unterhalte der Geistlichen und zum Almosen für Arme zu verwenden. Diese Regel erlangte zwar nicht Gesetzeskraft, wurde aber vielfach freiwillig angenommen, und Klöster und Kanonikatstifte wurden Herde christlichen Lebens, in denen auch in trüber Zeit, vor und nach 900, das Feuer christlicher Liebe nie ganz erlosch.

Das neue geistige Leben, welches seit dem 10. Jahrhundert von dem reformierten Mönchtum ausging, gab auch der vom Kloster aus geübten Armen- und Krankenpflege neuen Aufschwung und weitere Ausdehnung (I, 222). Demnach hatte nun fast jedes Kloster ein Krankenhaus (infirmarium) für die eigenen Mönche und Nonnen, worin gut gepflegt, zugleich aber die Klosterregel nach Möglichkeit beobachtet wurde. Daneben besaß man ein Hospiz für vornehmere Reisende, die zu Pferde kamen, ebenso für Geistliche und Mönche (palatium) und ein Armenhaus (hospitale pauperum). Jedes dieser Häuser hatte seinen eigenen Vorsteher. Im Armenhaus fand eine Anzahl Armer, hier nur 4, dort 24 oder 30, dauernde Verpflegung. Hieher wurden auch arme Reisende gewiesen, die zu Fuß oder auf dem Esel kamen. Übernachtende bekamen abends ein ganzes, morgens als Wegzehrung ein halbes Brot. Auch von dem täglich an das Armenhaus abgelieferten Wein und Geld konnten sie einen Teil abbekommen. Denn nach der Aachener Regel mußte das Kloster seinem Armenhaus den Zehnten von all seinen Einkünften überlassen. Im Armenhaus wurden auch Arme der Umgegend gespeist. In Hirsau bekamen an Pfingsten so viele Arme, als Brüder im Kloster waren, Braten, Brot und Wein. Der Armenpfleger hatte sogar allwöchentlich die Armen und Kranken im Dorf zu besuchen. Er brachte ihnen Brot und Wein und, nach Bedürfnis, Arznei. Zu kranken Frauen durfte er nicht selbst eintreten, zu ihnen schickte er einen Diener. Bedeutend erleich-
11. Jahrh. tert wurde die Fürsorge für die nicht dem Kloster Angehörigen, seit Laienbrüder und Schwestern (Konversen, hauptsächlich aus Adelskreisen) sich in die Klöster drängten und ihnen allerlei Dienste

abnahmen, die sich mit der strengen Regel schwer vereinigen ließen. (Vrgl. I, 123). Jetzt konnten auch Krankenhäuser für Nichtangehörige des Klosters errichtet werden, die sich zum Teil selbständig entwickelten und zu Spitalorden auswuchsen.

Fast noch wichtiger als die Spitäler der Klöster waren in der Anfangszeit diejenigen der Kanonikatstifte, die der Armut der Städte dienten. Diese gingen jedoch früher ein, wenn die Geistlichen das gemeinsame Leben aufgaben, oder wurden auch aus ihnen selbständige Anstalten.

Zu den Fortschritten im Spitalwesen trugen die Kreuzzüge und die durch dieselben hervorgerufene Steigerung der Pilgerfahrten ins heilige Land sehr viel bei. Schon oben (I 247 ff.) ist die Gründung der geistlichen Ritterorden daselbst besprochen worden. Dieselbe christliche Liebe trieb sie, einerseits das auf sich zu nehmen, wofür bei uns eine gute Polizei sorgt: Schutz und Förderung der Pilger, bis hinaus auf Brücken- und Wegbau, gerade so aber auch die Verpflegung der Reisenden und der vielen Kranken.

Armenpflege der geistlichen Ritterorden.

Zur Ergänzung des bereits Gesagten stehe hier nur noch eine Beschreibung des Hospitals zu St. Johannes in Jerusalem aus der Zeit des zweiten Kreuzzugs. Dasselbe bestand aus mehreren Häusern, wo Männer und Frauen Aufnahme fanden. Die Fürsorge ging so weit, daß selbst für Kinder, die im Hause geboren wurden, Wiegen bereit standen. Ebenso wurden ausgesetzte Kinder aufgenommen und verpflegt. Es mochten der tägliche Krankenstand über 2000, Todesfälle über 40 betragen. Während bis dahin im Mittelalter Ärzte eine große Seltenheit waren, sollten hier stets 4 erfahrene und gelehrte Ärzte angestellt sein, die fähig wären, die Krankheiten richtig zu unterscheiden und die nötigen Arzneien zu bereiten. Eigentliche Pfleger waren die Brüder, die sich nichts daraus machten, wenn sie vom Feldbdienste heimgekehrt waren, die Ritterrüstung mit dem leinenen Kittel zu vertauschen und den Kranken Handreichung zu tun. Nach der ältesten Regel sollte kein Bruder für sich auf mehr Anspruch machen als auf rauhes Brot mit Wasser und ein einfach Kleid. Denn, heißt es da, „unsere Herren, die Armen, deren Diener zu sein wir bekennen, kommen nackt und schmutzig in das Haus, und schändlich wäre es, wenn der Knecht stolz wäre und sein Herr geringe.“ Die Brüder bettelten auch für die Armen und bei ihrer Rückkehr legten sie den ganzen Ertrag vor den Herren des Hauses, den armen Kranken nieder. Übrigens waren sie auf diese Einnahmequelle nicht lange angewiesen. Sie bekamen solch große Stiftungen und Besitzungen in allen Ländern, daß noch in der Zeit des Niedergangs des Ordens im 13. Jahrhundert ihre Einkünfte mit jährlich 29 Millionen Mark das Einkommen des Königs von Frankreich um das 18fache überstiegen.

Außer den Brüdern waren in jeder Abteilung noch 9 Diener, welche

die Kranken zu waschen, ihnen die Speisen zu reichen und sonst zu helfen hatten. Die Betten sollten mit reinen Tüchern bedeckt sein. Für je 2 Kranke miteinander waren zum Aufstehen ein Pelz und ein Paar Stiefel zur Verfügung. Die Kranken bekamen weißes Brot und wöchentlich 3mal Hammel- oder Schweinefleisch, wenn es daran gebrach, Hühner.

Für die geistliche Pflege war eine große Anzahl von Geistlichen im Haus, die auch jede Nacht den Psalter für die Wohltäter des Hauses zu beten hatten. Ein ankommender Kranker sollte zuerst beichten, und wenn der Beichtiger dazu riet, den Leib des Herrn empfangen. In den dem Johanniterspital nachgebildeten Spitälern des Deutschordens wurde den Kranken Sonntags Evangelium und Epistel vorgelesen und sie wurden mit Weihwasser besprengt.

Das Johanniterspital übte auch sonstige Wohltätigkeit. Alte Kleider und Schuhe wurden durch einen Handwerker des Hauses für die Armen hergerichtet. Alle Tage aßen hier 30 Arme. Jeder aus der Gefangenschaft Zurückkehrende bekam ein Almosen von 12 Denaren. Mit ihren Schätzen kauften die Brüder stets möglichst viele aus der Gefangenschaft der Türken los. Mutig traten sie nach der Eroberung Jerusalems für die in die Gewalt der Sieger gefallene Menge ein, mit der größten Aufopferung pflegten sie die Kranken und Verwundeten, so daß selbst Saladin ihnen Anerkennung zollte und gestattete, noch ein Jahr in der Stadt zu bleiben.

Die geistlichen Ritterorden gründeten in der Heimat Filialen (Komtureien), welche nicht nur Sammelstätten für sie waren, sondern selbst auch Spitäler unterhielten. Man schenkte ihnen wohl auch bisher schon bestehende Spitäler mit ihren Einkünften, in der Hoffnung, daß dieselben durch sie verbessert werden würden.

Wichtiger war, daß durch das Vorbild der Ritterorden viele Männer und Frauen aus allem Volk sich für den Dienst an Kranken und Hilfsbedürftigen begeistern ließen und man an den Spitälern der Ritterorden Musteranstalten hatte.

Zu der ungemeinen Steigerung, welche Liebeswerke aller Art etwa vom 12. Jahrhundert an erfuhren, hat aber auch noch anderes beigetragen. Ein ganz vorzügliches Beispiel in Selbstverleugnung und Liebeswerken gaben Katharer und Waldenser (I, 135, 141, 144.) Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß auch kirchliche Fromme sich von ihnen zum Wetteifer reizen ließen, wie denn auch die bedeutendsten Pflegeorden in Südfrankreich entstanden sind. Gewiß ist, daß der Stifter der Dominikaner an der Lebensweise der Ketzer sich ein Beispiel genommen hat (I, 137). So ist es auch nicht unmöglich, daß Franz von Assisi aus Erzählungen seines Vaters von ihnen Anregungen empfangen hat, obgleich es mir fern liegt, die eigene göttliche Berufung des Franz bestreiten

zu wollen. Die von Franz und seinen ersten Genossen persönlich geübte Krankenpflege (I, 256 ff) wurde zwar von dem im päpstlichen Sinn umgestalteten Orden nicht fortgesetzt. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch die Bettelmönche durch ihren eigenen Verzicht auf Vermögen und behaglichen Lebensgenuß, wie durch ihre Predigt die Opferfreudigkeit mächtig gefördert haben. Sie brachten die Zeitanschauungen von der Nichtigkeit alles Irdischen unter die Leute, malten die Schrecken des Fegfeuers und der Hölle, wie die Freuden des Himmels in den kräftigsten Farben und trieben dadurch an, mit guten Werken der Hölle zu entfliehen, den Himmel zu verdienen.

Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wurde Tertiarierin bei den Franziskanern (I, 260.)

Es entstand noch in der Zeit der Kreuzzüge eine Menge von bürgerlichen Orden zum Zweck der Spitalpflege, unter welchen der Antoniusorden und der Orden vom Heiligen Geist die größte Ausbreitung gefunden haben. Bürgerliche Orden

Seinen Anfang hat der Antoniusorden schon im Jahr 1065 genommen während des Wütens einer Epidemie, des sogenannten Antoniusfeuers. Damals erkrankte Guérin, der einzige Sohn Gastons, eines reichen Edelmanns in Dauphiné. Da tat der bekümmerte Vater in der Kirche zu S. Didier la Mothe, wo die Überreste des h. Antonius begraben sein sollten, das Gelübde, falls der Kranke genese, wolle er sein ganzes Vermögen dem Heiligen übergeben, damit es zum Besten der an dieser Krankheit Leidenden verwendet werde. Guérin wurde gesund, der Vater stiftete das Hospital zu S. Didier und trat mit seinem Sohne und noch 8 Gefährten ritterlichen Standes in die Hospitalbrüderschaft ein. Das Haus nahm bald einen ziemlichen Aufschwung und seit Ende des 12. Jahrhunderts durchzogen die Antoniter die ganze Christenheit, sammelten Gaben und gründeten neue, ihnen gehörige Hospitäler, im ganzen 364. In Deutschland hatten sie ihr erstes Haus in Memmingen.

Der ebenfalls in Frankreich 1198 entstandene Orden des H. Geistes gewann besondere Bedeutung dadurch, daß Papst Innocenz III ihn mit seiner Gunst beehrte und für ihn die verfallene Herberge der Angelsachsen in Rom zu einem großartigen Spital St. Spiritus in Sassia umbaute 1204. Die Sage berichtet, der Papst sei durch eine nächtliche Erscheinung des Herrn selbst angetrieben worden, dies Haus zur Aufnahme von Kranken und Kindern zu errichten, nachdem er zuvor in große Bekümmernis versetzt gewesen sei durch die Kunde, daß ein Fischer 3 Kinderleichen auf einmal aus der Tiber gezogen habe.

Übrigens legten auch viele andere Genossenschaften von Männern und Frauen, die mit letzterem Orden in keinerlei Zusammenhang standen, dem von ihnen verwalteten Spital den Namen Heiliggeistspital bei.

Selbständige und städtische Spitäler

Seit dem 13. Jahrhundert gaben nämlich Bischöfe sowohl als Städte solchen Spitälern und Pflegegenossenschaften den Vorzug, welche mit keinem größeren Orden in Zusammenhang standen, Bischof und Stadt den Gehorsam nicht verweigerten und ebensowenig die am Ort gesammelten Gelder ins Ausland verschleppten.

Klösterliches Leben

Das Leben dieser Pflegegenossenschaften wie der Spitaliten war dennoch ziemlich klösterlich. Denn anders konnte man sich im Mittelalter ein Zusammenleben gar nicht denken. Auch die Kaufleute der Hansa lebten in Nowgorod, in Bergen oder London in einer Art von Kloster. Alle größeren und manche kleinere Spitäler hatten eigene Kirche oder Kapelle mit Friedhof und einen oder mehrere Geistliche. Im Spitale lernten ungeschickte Leute das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben. Denn zu den Hauptobliegenheiten der Pfleglinge gehörte das Gebet für die Wohltäter. In Lübeck mußte „wer nur noch Zunge und die Lippen rühren konnte" täglich 300 Vaterunser beten. Jedes Glied des Hauses hatte 3–4 mal im Jahr zu beichten. Predigt war sehr selten.

Zu den Pflegegenossenschaften war anfänglich starker Zudrang. Denn die Genossen waren viel mehr Mönche und Nonnen als die gegenwärtigen Barmherzigen Brüder und Barmherzigen Schwestern. Es traten auch solche ein, die zur Spitalpflege wenig taugten, aber durch ihr Vermögen sogleich oder später dem Spital aufhalfen. So konnte es geschehen, daß in einem Spital mehr Gesunde als Kranke waren. Anderswo fehlte es dafür an Pflegepersonal. Die Mitglieder der Pflegegenossenschaften legten die Mönchsgelübde ab, hatten eigene Regel und Tracht und einen aus ihrer Mitte gewählten Meister und Meisterin, sowie eigenen Konvent. Aber mit der Zeit wurden sie immer mehr abhängig von der städtischen Obrigkeit, die sie durch besondere Pfleger beaufsichtigte und endlich bezahlte Beamte und Dienstboten an ihre Stelle setzte. Eine Zeitlang mußten auch städtische Siechenmeister noch Keuschheit geloben, aber vom Jahr 1368 an forderten die Städte die Enthaltung von der Ehe nicht mehr von ihnen. Das Spital war rein bürgerlich geworden.

Verlangen nach Spitälern

In den Städten, wo erst allmählich die Obrigkeit die Pflicht zur Versorgung ihrer Armen erkannte, und diese weniger ergeben oder stumpfsinnig als auf dem Lande sich in ihr trauriges Los schickten, war das Bedürfnis nach Spitälern von Anfang an besonders groß gewesen. Der steigende Wohlstand der Bürger gewährte die

Mittel zum Bau eigener Spitäler und wenn man allenfalls noch zum Neubau kollektierte, so bedurfte man zur Fortführung keiner fremden Hilfe mehr. Die Städte setzten ihren Stolz darein, große und wohleingerichtete Spitäler zu besitzen, wozu man die trefflichsten Vorbilder in Italien fand. Übrigens waren die meisten bescheidener. Man brachte es auch selten zu einem eigenen Spitalarzt, Frankfurt erst gegen Ende des Mittelalters. Dagegen wußte man den Wert von guter Luft, Wasser und Reinlichkeit zu schätzen. Zu diesem Zweck wurden große Räume eingerichtet und die Spitäler gern an einen Fluß gelegt, in Regensburg an die Donau, in Mainz an den Rhein. Ebenso sorgsam war man mit der Pflege. Eine Spitalpflege besonders freundliche Schwester wurde dem anklopfenden Kranken entgegengeschickt. Freundlich, dienstfertig, geduldig sollten Brüder und Schwestern stets mit den Kranken sein. Zuwiderhandelnde wurden gerade so wie Kranke, welche Ordnung und Frieden störten, gestraft.

Jedoch waren die Spitäler viel weniger als in der Gegenwart eigentliche Krankenhäuser. Vielmehr vereinigten sie alle möglichen wohltätigen Zwecke. Sie wollten den Obdachlosen Herberge, den Hungrigen Speise, den Schwachen Erquickung gewähren. Da wurden Frauen in den 6 Wochen gepflegt, Witwen und Waisen, die von allen Seiten herbeikamen, sollten Herberge und Mahl finden. Ausgeschlossen waren nur ansteckend Kranke, häufig auch Lahme und Blinde, Verbrecher und Dirnen. Dagegen diente z. B. das Heiliggeistspital in Rom als Magdalenenhaus. Der gewöhnlichste Zweck der Spitäler war eben, ein Pfründhaus für Alte und Verlassene zu sein. Dieses Bedürfnis bestand nicht etwa nur für Arbeiter, sondern selbst der wohlhabende Bürgerstand wünschte sich für die alten Tage oder für die Zeit der Witwer- und Witwenschaft ein stilles und gesichertes Plätzchen, da zu leben und ungestört sein Seelenheil zu schaffen. Da die Kapitalvermögen noch nicht so groß waren wie jetzt, so kaufte man sich in guten Tagen im Spital ein. Dasselbe tat man für treue Diener, Berufsgenossenschaften tatens für ihre Mitglieder. Für gänzlich Vermögenslose stiftete christliche Barmherzigkeit da und dort Freibetten, oder nahm solche das Spital um Gottes willen auf.

Doch gewährte durchaus nicht jedes Spital seinen Insassen volle Verpflegung. Viele gaben nur Wohnung und bestimmte kleinere Bezüge an Brot, Fleisch, Gemüse, Feuerung und Geld. Nicht

selten waren die Spitalbewohner für das, was ihnen noch weiter fehlte, auf den Bettel angewiesen, ja sie mußten sogar in großen Städten wie Nürnberg, Paris, London von ihrem Erbettelten ein Viertel oder die Hälfte an solche, welche das Haus nicht verlassen konnten, abgeben. Nur für gewisse Tage, namentlich Jahrtage Verstorbener und drgl. bestanden Stiftungen von Weißbrot, jungen Hühnern, Fischen, Feigen und sonstigem Obst, was alles stets in bester Qualität geliefert werden sollte.

Art der Stiftungen

Es ist der mittelalterlichen Wohltätigkeit eigentümlich, daß für jede Leistung besondere feste Stiftungen da sein mußten. So stiftete z. B. in ein Hospiz eine Frau die Mittel zu täglicher Erbsensuppe, ein anderer Wohltäter stiftete ein Unschlittlicht, die Gäste „damit, bis sie die Suppen essen, zu beleuchten." Anderswo wurde von einer Witwe das Geld zu Anschaffung von Handtüchern beim Fußwaschen gestiftet. Diese Art der Darreichung von Mitteln bewahrte die Anstaltsverwaltungen davor, über ihre Kräfte zu geben, sie sicherte einer beschränkten Anzahl von Armen gewisse Genüsse. Andererseits konnte man dann aber über diese Leistungen auch nicht, oder nur in ungenügendem Maße hinausgehen, wo ein Bedürfnis dazu vorhanden gewesen wäre. Die Stiftungen bestanden in der Hauptsache weniger in Kapitalien als in Gütern oder Zins und Rente von gewissen Gütern, Mühlen und drgl. Großen Spitälern schenkte man ganze Dörfer, Zölle und Marktgerechtigkeiten. Sie hatten von der Stadt aus ein Anrecht auf Abgaben von Salz, Kalk, Kohlen 2c., wofür sie dann sämtliche Brücken im Stadtgebiet zu erhalten und für die städtischen Pferde den Hafer zu liefern hatten.

Besondere Stiftungen und Genossenschaften

So wurden also durch das Spital alle möglichen nützlichen und wohltätigen Zwecke befriedigt. Daneben aber gab es noch eine Reihe von Stiftungen, Anstalten und Genossenschaften für einzelne besondere Bedürfnisse. Es gab z. B. Stiftungen zur Verabreichung von Bädern an Arme, andere zur Beschaffung von Wohnhäusern. Für einsam stehende Frauen und Jungfrauen gab es seit 1300 fast in allen deutschen Städten Beginenhäuser, wo ihrer 3—4, höchstens 15—20, zusammenwohnten, einer von ihnen als Meisterin gehorchten, im übrigen aber ihrem Broterwerb durch Arbeit in oder außer dem Hause nachgingen. Besonders verdient machten sich die Beginen durch Übernahme von Krankenpflege in Familien. Frankfurt hatte 57, Köln 106 Beginenhäuser. Solange man noch keine Wirtshäuser hatte, sorgten für die Beherbergung von Reisenden aller

Art nicht nur Klöster und Spitäler, sondern es gab auch eigentliche Hospize, in den Alpen schon zur Zeit Karls des Großen, ebenso in andern Gebirgsgegenden wie im Harz. Als in den Städten schon Wirtshäuser für die Wohlhabenden aufgekommen waren, gründete man hier auch noch Hospize für Unbemittelte, namentlich für Wallfahrer. Die Aufnahme Suchenden mußten darum bitten und durch einen Brief ihres Pfarrers sich über ihre Persönlichkeit und Reiseziel ausweisen. Elendenbruderschaften sorgten den in der Fremde Gestorbenen für ein christliches Begräbnis. Es gab Orden zur Befreiung von Gefangenen aus den Händen der Mohammedaner, deren Glieder große Mittel zusammenbrachten, um sie loszukaufen, aber manchmal auch ihre eigene Freiheit oder ihr Leben daran gaben, besonders wenn es galt, in ihrem Glauben Gefährdete vor dem Abfall zu bewahren. Seltener dachte man daran, das Los der Gefangenen im eigenen Lande zu erleichtern. Außer den in Klöstern und in ritterlicher Haft befindlichen gab es zwar verhältnismäßig wenig Strafgefangene, da Verbrechen mehr mit eigentlichen Körperstrafen oder Verbannung gebüßt wurden. (Vrgl. I, 124.) Aber traurig genug war auch das Los der Untersuchungs- und Schuldgefangenen, die bei ungenügender Nahrung in finstern, engen Löchern schmachteten. Für bessere Nahrung sorgten ihnen zuweilen mitleidige Herzen. Für die sie bedrohenden sittlichen und geistigen Gefahren scheint man im ganzen so wenig als bei Blinden, Taubstummen, Epileptischen und vollends Geisteskranken Verständnis und Hebungsmittel gehabt zu haben. (Vrgl. I, 217.) Dies alles näher zu besprechen, fehlt uns der Raum. Nicht übergehen dürfen wir dagegen die außerordentliche Fürsorge und Liebe für die Aussätzigen.

im 14. Jahrh.

Fürsorge für die Aussätzigen

Die schreckliche Krankheit des Aussatzes, welche in früheren Zeiten im Abendland nur vereinzelt vorgekommen war, verbreitete sich seit den Kreuzzügen überallhin und zwar in ihrer schlimmsten Gestalt.

Es bildeten sich auf der Haut zuerst einige, dann immer zahlreichere, anfangs linsengroße, später handgroße Flecken von brauner oder bläulicher Farbe. Der Kranke hatte vielleicht jahrelang keine besondere Empfindung davon. Nun aber vertieften sich die erhabenen Flecken. Es wurden an der betreffenden Stelle die Haut unempfindlich, die Haare weiß und wollig. Jetzt schritt die Krankheit rascher fort. Bei vielen entstanden rötliche Knollen bis zur Größe einer Nuß und bedeckten oft das ganze Gesicht. Die Haut bekam Risse, aus denen sich übelriechender Eiter ergoß Die übrige Haut war von starkem Jucken heimgesucht. Die Augen tränten und verloren die Sehkraft. Der Atem war beengt und übelriechend,

die Stimme heiser, der Schlaf durch Bangigkeiten gestört. Der Leib magerte ab, die Glieder aber, Hände, Füße, Augen konnten zu unförmlichen Klumpen anschwellen und zuletzt ganz abfaulen. Man begreift, daß solche Kranke als verbittert, reizbar und zanksüchtig geschildert werden, bis sie endlich völligem Stumpfsinn verfielen. In seltenen Fällen überwand die kräftige Natur die Krankheit. Die meisten siechten elend hin und erlagen nach Jahren unter unsäglichen Schmerzen. Der Aussatz war so ansteckend, daß er schon durch den Atem des Kranken oder durch Berührung eines vorher von ihm angefaßten Gegenstandes übertragen wurde.

Noch mehr als andern Armen wendete sich den Aussätzigen das allgemeine Mitleid zu. In ihrer Pflege sahen die Frommen die beste Gelegenheit, das eigene natürliche Gefühl zu überwinden und dem Herrn Jesu in den Geringsten seiner Brüder zu dienen. (Vrgl. I, 255 ff; 220.) Man nannte sie „die guten Leute" oder „Gottes liebe Arme."

Die Kirche pflegte diesen Sinn und versprach dafür Ablaß und Anteil an dem Verdienste ihres Leidens. Sie übernahm aber nicht bloß die leibliche und geistliche Fürsorge, sondern zugleich die sanitätspolizeiliche Aufgabe der strengsten Absonderung der Kranken von der übrigen Gesellschaft. Verdächtige wurden entsprechend dem mosaischen Gesetz unter Beiziehung von Ärzten oder Vorstehern von Aussätzigenhäusern untersucht. Gesunde bekamen ein Zeugnis. Dem Kranken wurde seine bevorstehende Ausschließung von den Gesunden durch den Pfarrer angekündigt.

Auf einen bestimmten Tag wurde er in Prozession zur Kirche abgeholt, wobei die 7 Bußpsalmen gesungen wurden mit der Antiphone: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach von den Toten wieder auferwecken." In der Kirche wurde eine Art Totenmesse für ihn gelesen, wobei der Aussätzige wie ein Toter auf der Bahre lag oder daneben kniete. Ja er mußte in der Anfangszeit sogar in ein für ihn gegrabenes Grab sich legen und 3 Schaufeln Erde auf sich werfen lassen. Letzterer Brauch wurde später abgeschafft. Dagegen wurde die Geschichte von Naeman und den 10 Aussätzigen vorgelesen. Der beiseite stehende Aussätzige empfing noch einmal die Kommunion, worauf das Gebet folgte: „O Herr, wir bitten dich, gib deinem Knechte nach deiner Güte und Treue Beständigkeit, daß er, durch die göttliche Liebe gestärkt in keiner Widerwärtigkeit von dir sich abwenden lasse." Dann wurde er an einen Tisch geführt, wo die von ihm nunmehr anzunehmende besondere Tracht, Kleid, Handschuhe, Gefäß zum Getränk und Brotsack lagen. Dieselben wurden vom Priester geweiht und ihm einzeln mit Gebrauchsanweisung übergeben. So eingekleidet wurde er ins Aussätzigenhaus (Gutleuthaus) oder, wo solches fehlte, in eine einfache Hütte auf dem Felde geleitet. Der Priester verbot ihm, fortan an öffentlichen Orten wie Kirchen, Märkten, Mühlen, Wirtshäusern sich finden zu lassen, tröstete

ihn aber mit der bleibenden innern Gemeinschaft und liebenden Fürsorge der Kirche und Gemeinde. Der anwesenden Gemeinde selbst wurde er für ihre Liebe und Fürbitte empfohlen; jedermann wurde gewarnt, ihm Leid und Unrecht zuzufügen. Vor der Tür seiner Hütte wurde ein hölzernes Kreuz aufgerichtet. Einige Verwandte oder etliche Kirchendiener blieben noch 30 Stunden in seiner Nähe, damit er sich an die Einsamkeit gewöhne und sich kein Leid antue. Er war jetzt bürgerlich tot, konnte nicht vor Gericht erscheinen, sein Vermögen nicht mehr verwalten oder ein Erbe antreten. Wenn er je seine Hütte verließ, mußte er breite Wege wählen und Entgegenkommende durch den Gebrauch einer Klapper auf seine Nähe aufmerksam machen. Aus öffentlichen Brunnen zu trinken war ihm verboten. Doch trugen Mitleidige gern Speise und Trank in die Nähe seiner Hütte. Hatte er ausgelitten, so wurde er in seiner Hütte begraben und diese mit allem, was ihm gehört hatte, über ihm verbrannt.

Verhältnismäßig leichter war das Los der im „Sondersiechenhaus" Untergebrachten. Solcher Aussätzigenhäuser zählte man um 1200 in der ganzen Christenheit etwa 19000 mit je 12 bis 100 Insassen. Das „Gutleuthaus" lag vor der Stadt und bildete einen mit Mauern umschlossenen Hof. In vielen derselben war sogar eine eigene Kirche mit Kirchhof. Manche Städte erlaubten den Aussätzigen, an bestimmten Tagen in die Stadt zu kommen oder einen Sammler zu schicken. Anderswo durften sie ihre Umzäunung nicht überschreiten. Die für sie bestimmten Gaben wurden in einer Schüssel auf dem Kirchhof niedergelegt, von wo sie abgeholt wurden. In den Aussätzigenhäusern lebte man im allgemeinen wie im Kloster. Etliche waren verwaltet von einer gesunden Bruderschaft und hatten eigene Priester im Hause. Ob das der Fall war oder nicht, so bildeten die Kranken für sich eine besondere Bruderschaft; sie hatten ihren Meister und Meisterin und führten ein gemeinsames Leben nach Mönchsregel. Ausschreitungen wurden vom Kapitel bestraft. Nicht jeder Hausbewohner mußte oder durfte in die Bruderschaft eintreten. Dafür hatte er aber auch keinen Anteil am Konvent und an den Almosen. Für den inneren Stand der noch kräftigeren Aussätzigen war solche Ordnung begreiflicherweise von hohem Wert. Durch Teilnahme an einem neuen Gemeinwesen, durch regelmäßige Arbeit, Krankenpflege und tägliches Gebet für die gesamte Christenheit, wozu sie hier angeleitet wurden, bekam das Leben der von der übrigen Menschheit Abgesonderten neuen Zweck und Inhalt.

Eine wichtige Ergänzung der kirchlichen Armenversorgung bildeten Markgenossenschaften der Bauern und Gilden der Kaufleute und Handwerker, deren Anfänge schon zur Zeit Karls des Großen hervortreten, die aber eine Zeitlang von Staat und Kirche bekämpft oder wenigstens eingeschränkt wurden.

Markgenossenschaften

Die Markgenossen waren von alters her verpflichtet zu gegenseitiger Unterstützung bei Feuer- und Wassersnot. Baute ein Genosse, so mußten die andern ihm mit Gespann zu Hilfe kommen; Arme sollten in der Not unterstützt werden. Für den Hunger durften Arme und sogar Fremde sich ans Gemeingut halten, z. B. Fische fangen.

Gilden

Die ältesten Gilden waren Schutzgilden, deren Genossen versprachen, einander beizustehen gegen Räuber und Diebe, bei Feuersbrunst, Schiffbruch, Verarmung, ebenso vor Gericht z. B. als Eideshelfer, überhaupt in jeder Lebenslage. Die gemeinsame Kasse, welche durch Beiträge erhalten wurde, bezahlte Ersatz für gestohlenes Vieh, entlaufene Hörige, ja sogar das Wergeld bei nicht aus Bosheit verübtem Totschlag.

In der Zeit des Aufblühens der Städte bildeten sich Kaufmannsgilden und Gilden oder Zünfte der einzelnen Handwerker.

Handwerkerzünfte

Die Zünfte waren wirtschaftliche Genossenschaften zur Regelung von Einkauf und Verkauf. Die Zunft setzte nicht nur die Zahl der Meister in einer Stadt fest, sondern ebenso die Gesellenzahl für jeden Meister und die Ausdehnung seines Geschäfts. Man war bestrebt, Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Meistern zu erhalten, keinen zum Fabrikbetrieb aufsteigen, keinen aber auch zum Lohnarbeiter herabsinken zu lassen. Anfänglich gehörten die Knechte zur Zunft; die Aussicht, einst auch Meister zu werden, war für sie ein Band und ein Sporn. Die Zunft achtete ebenso auf Handwerkstüchtigkeit wie auf den sittlichen Ruf der Genossen.

Bei kirchlicher und bürgerlicher Festfeier trat die Zunft als Korporation auf. Denn sie pflegte ebenso unter sich Geselligkeit, wie sie den geistlichen Charakter einer Bruderschaft für Leben und Sterben hatte. Man hatte einen Heiligen zum Schutzpatron, unterhielt bei einem bestimmten Altar eine Anzahl von Kerzen; der Leiche eines Genossen mußten sämtliche Mitglieder der Zunft folgen, wie dieselbe auch für den Verstorbenen die für erforderlich gehaltene Anzahl von Messen lesen ließ.

Man kam dem Genossen bei Unglücksfällen oder Erwerbsunfähigkeit durch Krankheit oder Alter zu Hilfe. Desgleichen half man jüngern Witwen, das Geschäft weiter zu führen, bis sie sich wieder verheiraten konnten, man sorgte für die Waisen.

Gesellenbruderschaften

Als das Wachstum der Städte aufhörte und nicht mehr alle Gesellen hoffen konnten, selbst Meister zu werden, schlossen sich dieselben unter sich zusammen als Bruderschaften, die ganz ähnlich organisiert waren wie die Zunft der Meister. Diese Gesellenbruderschaften hielten viel darauf, daß sie bei öffentlichen Umzügen den ihnen gebührenden Platz erhielten, wie sie es auch liebten, dabei mit großem Pomp aufzutreten. Erkrankte Gesellen bekamen aus der gemeinsamen Büchse keine Almosen, sondern nur Vorschuß auf Pfand. Starb einer weg und deckte sein Nachlaß den Vorschuß nicht, so wußte man sich mit dem „Lohn von Gott und seiner lieben Mutter zu trösten." Im übrigen aber kam, wer gereichte Unterstützung nicht zurückbezahlte, in Verruf. Kein Meister durfte ihm mehr Arbeit geben. Es war ihm verboten, zu spielen, und selbst nach auswärts wurden ihm Boten und Briefe nachgesandt.

Bruderschaften zu gemeinsamer Vertretung ihrer Interessen, zu geselliger Vereinigung und zu leiblicher und geistlicher Unterstützung bildeten auch andere Berufskreise: auf dem Lande die Bauern, Schäfer, Knechte nnd sogar die Pfarrer; allgemein die Aussätzigen, die Blinden, die Lahmen, die Bettler.

Die Landpfarrer fanden gemeinsame Interessenvertretung nötig einerseits gegenüber ihren oft weitentfernt wohnenden Vorgesetzten andererseits gegenüber den Bettelorden. Manche bedurften bei ihrem geringen Gehalte hin und wieder eines Zuschusses aus der gemeinschaftlichen Kasse.

Jedoch übten die meisten dieser Bruderschaften auch Wohltätigkeit über den Kreis ihrer Berufsgenossen hinaus, wobei bereits auffällt, daß im Unterschied von den gewöhnlichen kirchlichen Spenden die Empfänger vorher ausgewählt wurden.

Bürgerliche Armenstiftungen

Derselbe Gedanke, daß für die verschämten Armen und wirklich Hilfsbedürftige besser gesorgt werden müsse, die fremden Bettler und Landstreicher aber von der Unterstützung auszuschließen seien, führte seit dem 14. Jahrhundert zu bürgerlichen Armenstiftungen, zu deren Verwalter ausdrücklich nicht die Geistlichkeit, sondern der Rat bestimmt war. Daß diese Art von Stiftungen sich bewährte, veranlaßte den Rat, auf die Beschaffung weiterer Mittel für denselben Zweck bedacht zu sein. Ebenso fing man jetzt an, in den bedeutendsten Städten Armenärzte anzustellen und armen Kranken auf städtische Kosten Arzneien reichen zu lassen. Auch kaufte in Zeiten der Teurung der Rat Getreide auf und gab es zu billigen Preisen, oder an die Ärmsten unentgeltlich, ab. Diese Fürsorge für die eigenen Bürger geht Hand in Hand mit der Aufstellung von Bettelordnungen, die seit dem 14. Jahrhundert mehr und mehr Bedürfnis wurden.

Städtische Unterstützung im 15. Jahrh.

Überblicken wir noch einmal alles, was freiwillige und genossenschaftliche Liebestätigkeit im Mittelalter für Leib und Leben des notleidenden Nächsten getan hat, so müssen wir staunen über die Menge und Ausdehnung ihrer Anstalten, die Achtsamkeit auf jeden Mangel und Schmerz, das Bestreben, es ihren Pfleglingen wirklich gut zu machen. In keiner Zeit der christlichen Kirche zuvor oder hernach haben so viele Persönlichkeiten sich in den Dienst der Nächstenliebe gestellt. Selbst das viele, was die Gegenwart für die verschiedensten Gebiete der Inneren Mission opfert, wird die Summe der Gaben und Stiftungen, die da gemacht worden sind, nicht erreichen.

c. Geistes- und Seelenpflege.

Sehen wir dagegen auf das Wichtigste, die Geistes- und Seelenpflege, so ist das Mittelalter zurückgeblieben, sogar gegenüber der unmittelbar vorangehenden Zeit nach Konstantin, die schon die Pflicht der geistlichen Versorgung der in die Kirche hereinflutenden Massen nicht gehörig erfaßt hat.

Nur Karl der Große hat verstanden was allem Volke not täte und hat den Versuch gemacht, besonders Weltgeistliche und Mönche mit der Aufgabe der sittlichreligiösen Bildung und Leitung des Volks zu betrauen. Von seinen Einrichtungen haben sich aber nur die Sendgerichte längere Zeit erhalten. Vrgl. I, 327 ff, 332 ff; 270 f.

Die Hauptschuld an der geistigen und geistlichen Verwahrlosung der Christenheit im Mittelalter trägt neben der falschen Lehre der irdische Sinn von Weltgeistlichen, Bischöfen, Päpsten, die zwar andern den Verzicht auf irdische Güter und äußerste Selbstverleugnung als den Weg zum Himmel priesen, selbst aber im Trachten nach Erdengut und Herrschaft unersättlich waren und bei geistiger Niederhaltung des Volkes ihre Rechnung besser fanden. Verhältnismäßig wenige Bischöfe und Weltgeistliche sind für ihre Gemeinden mehr als kirchliche Herrscher, sind wirkliche Seelenhirten und Führer zu einem göttlichen Leben geworden. Vrgl. I, 127, 169. Das ältere Mönchtum hatte nicht wenige Glieder, welche Geist und Kraft von Gott gehabt hätten, in der Welt zu wirken als ein Licht. Aber sie zogen es vor, sich in die Weltabgeschlossenheit zurückzuziehen, wo sie mit Gebet und Askese ihr eigen Fleisch abtöten und die eigene und anderer Seelen retten zu können wähnten. Mehr ausnahmsweise haben Einsiedler und Mönche für ihre Trennung von der Welt entschädigt durch treffliche Beratung von Rates und Trostes Bedürftigen, Bekümmerten und Verirrten, durch erziehliche Tätigkeit innerhalb ihrer Klostermauern, auch durch berechtigte und scharfe Kritik, die sie an der Weltgeistlichkeit bis hinauf zu Bischöfen und Päpsten übten. Ebenso haben sie einzelne wirkliche oder scheinbare Aufgaben Innerer oder Äußerer Mission, wie der Zeitenlauf sie brachte, erfaßt und mächtig gefördert. Ich nenne nur die Mission unter Deutschen und Slaven, die Kreuzzugsbewegung, die Bemühungen von Cluniacensern und Cisterziensern um den Frieden zwischen Kaiser und Papst, die Förderung des Gottesfriedens.

seit 1040 In einer Zeit, wo Ritter und Herren im eigenen Lande, sei es nun Frankreich oder Deutschland, in beständigem Kriegszustand untereinander lebten, wo der Bauer in seiner Hütte oder auf dem Felde vor Raub, Mord und Brand so wenig sicher war als der seine Ware begleitende Kaufmann, da brachten fromme Männer eine freie Vereinigung der Waffenfähigen zustande, daß sie gelobten, von Mittwoch abend bis Montag früh, ebenso vom Beginn der Fastenzeit bis zum Dreieinigkeitsfest und vom ersten Advent bis Erscheinungsfest die Waffen ruhen zu lassen, Belagerungen abzubrechen 2c. So blieb kaum mehr 1/4 des Jahres für die Fehde offen

und schon vom 12. Jahrhundert an erkannte es die Landesobrigkeit als ihre Pflicht, dauernden Frieden im Lande zu erhalten.

Was eigentlich an einem nur dem Namen nach christlichen Volke geschehen sollte, zeigten die Sekten. Vrgl. I, 133 ff; 150 ff; 203 ff. Wohl machten auch Katharer und böhmische Brüder einen Unterschied zwischen Anfängern und Vollkommenen im Christentum. Aber ihre Vollkommenen zogen sich nicht selbstgenugsam von der verderbten Welt zurück, sondern arbeiteten an jedem im Volk, um auch ihn der Vollkommenheit näher zu bringen.

Innerhalb der Kirche hat vielleicht nur Franz von Assisi die Aufgabe richtig erfaßt, dem von Unglauben und Sittenlosigkeit angefressenen Volke das Evangelium von der Vergebung der Sünden und der Seligkeit der geistlich Armen nicht aufzuzwingen, sondern durch freie Predigt und persönliches Beispiel aufs neue zu empfehlen. Die päpstliche Regierung hat es verstanden, die durch Franz hervorgerufene Bewegung vom Dienste des Evangeliums und der Seelen abzuziehen und sie der Stärkung und Ausbreitung der Papstherrschaft dienstbar zu machen. (I, 260 ff.) Immerhin haben auch die Bettelmönche noch durch Predigt, Seelsorge und Anreizung zur Liebestätigkeit wirklich Innere Mission getrieben und gefördert. Vrgl. besonders I, 319 ff. Andererseits haben sie aber auch an sehr ungesunden Bewegungen wie den Geißlerfahrten sich beteiligt und mit der Übernahme des Inquisitionsauftrags (I, 139 mit 276) haben sie die christliche „Barmherzigkeit" in ihr grauenhaftes Zerrbild verkehrt. Im 13. u. 14. Jahrh.

Auch ohne das zeigen die Bettelmönche schon die großen Gefahren einer Innern Mission, die einer tieferen christlichen Erkenntnis ermangelt und an die bestehende Ordnung sich nicht binden lassen will. Ihre pekuniäre Aussaugung der Völker wäre noch das geringste gewesen. In Deutschland wenigstens haben diese ausländischen Pflanzen auch manches Gute, das noch da war, zweifellos verdrängt und im ganzen haben sie den Untergang echt christlichen Empfindens und Lebens vollends beschleunigt. Sie brachten mehr, als man im Augenblick hatte, namentlich eine zum Herzen sprechende Predigt; aber während sie die Pfarrer zu ergänzen schienen, bestärkten sie dieselben vollends in ihrer Trägheit oder machten sie ganz mutlos und gleichgültig. Sie untergruben mit ihrem Beichthören das, was in der mittelalterlichen Kirche noch das wichtigste war, das beichtväterliche Verhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinden und den letzten Rest

einer ehrlichen Sittenzucht, um so mehr als diese beliebten Beichtiger persönlich sehr rasch entarteten. (I, 266 f.)

Echte Innere Mission trieben die Brüder vom gemeinsamen Leben (I, 334 f.) Sie wollten die Armen nicht nur leiblich erquicken, sondern durch Arbeitsamkeit und eigenen heiligen Wandel ihnen Führer zur Seligkeit werden. Doch hatten auch sie noch zu viel von mönchischer Art an sich, um auf weitere Kreise wirken zu können.

d. Rückblick und Beurteilung der mittelalterlichen Liebestätigkeit.

Ich habe die Geschichte der Liebestätigkeit im Altertum und namentlich im Mittelalter so ausführlich besprochen, um zu zeigen, daß man in alten Zeiten auch schon merkte, wenn es irgendwo fehlte, und mindestens ebenso findig war, in aller möglichen Not sich und andern zu helfen, vielfach sogar aufopfernder als jetzt. Zugleich können aber auch Anstalten und Vereine des Mittelalters, die sehr oft an die vielgeschäftige Gegenwart erinnern, uns lehren, daß auch gute Werke ihre Gefahren haben und mit Vorsicht unternommen, mit steter Wachsamkeit gepflegt sein wollen.

Ich hebe nur zwei Punkte noch besonders hervor:

1. Auch die vorzüglichsten unter den besprochenen Frömmigkeits- und Liebeswerken bestätigen den Zug alles Irdischen nach unten.

Wir können nicht in Abrede ziehen, daß selbst in Zeiten, wo die Kirche im ganzen ihren Beruf völlig verkannte und ein christliches Gemeinleben viel mehr zerstörte als pflegte, der Geist der Liebe Christi doch noch wirksam war in einzelnen Männern und Frauen und deren Gründungen, in manchen Pflegeorden, und nicht am wenigsten in Gilden und Bruderschaften. Aber der Geist der Gründer blieb etwa noch in ihren persönlichen Schülern und Genossen lebendig. Meist stand es keine 100 Jahre an, so verknöcherte oder vergeilte das edelste Werk, heiße es nun Orden, Spital- oder sonstige Bruderschaft. Die Nachfolger wurden entweder mit ihrem Buchstabendienst eine Pein für sich und andere, seihten Mücken und verschluckten Kamele; oder wurden ihre Orden und Spitäler reich, so ergaben sich die Brüder dem Wohlleben, vielleicht dem Laster und überließen das Liebeswerk, um des willen sie da waren, bezahlten Mietlingen. Vor der einen wie vor der andern Gefahr hätte nur der Geist Gottes bewahren, er nur hätte das Ersterbende neu beleben können. Aber weil das Wort

Gottes verdeckt oder verschmäht war, so wußte man auch den Geist nicht zu finden, und die Reformationen der Buchstäbler konnten den Schaden, den Bessere oftmals fühlten, nicht heilen.

2. Falsche Lehre und falsche Beweggründe zum Geben können eine Zeitlang die äußere Summe von Liebeswerken in staunenswertem Maße steigern, zuletzt aber zerstören sie die wahre Liebe und ihre Übung und rächen sich auch an ihren Urhebern.

Falsche mittelalterliche Lehre war:

Der Mensch, der seine Sünden nicht gebüßt hat, geht der Pein des Fegfeuers und den noch schrecklicheren Qualen der Hölle entgegen.

Mit Gebet, Fasten und Almosen kann man seine Sünden büßen.

Wo keine Sünden zu büßen sind, erwirbt man sich durch die genannten guten Werke Verdienste, die Anspruch geben auf einen guten Platz im Himmel.

Noch viel mehr Verdienst aber wird erworben durch Befolgung der evangelischen Ratschläge, die zu erfüllen niemand schuldig ist, völlige Armut, Keuschheit und Gehorsam, die aber der Stand der Mönche und Nonnen auf sich nimmt. Vrgl. I. 285, 223f. An dem durch letztere erworbenen Verdienstschatz kann auch andern Anteil gegeben werden.

Desgleichen dienen dazu, die Qualen der Verstorbenen im Fegfeuer zu lindern oder sie ganz daraus zu befreien, Seelmessen, welche die Hinterbliebenen gleich nach dem Tod und später, besonders am Todestag, für sie lesen lassen. Vrgl. I, 372.

Ihre Kraft wird noch verstärkt durch Verteilung von Spenden an Priester und Arme, deren Gebete nun auch für die Verstorbenen eintreten.

Aus dieser Lehre wurden folgende Mahnungen zum Geben abgeleitet:

Kannst du nicht Mönch oder Nonne werden, so opfere dein Eigentum stückweise durch Almosen an die Kirche, an Klöster, an Arme, damit diese hinwiederum dir aus dem Fegfeuer heraus in den Himmel helfen.

Auch ist es die heiligste Pflicht eines jeden, für Seelmessen zu Gunsten seiner verstorbenen Angehörigen sein Letztes zu opfern.

In diesen Hoffnungen und Befürchtungen also sind die hauptsächlichen Beweggründe dafür zu suchen, daß im Mittelalter der Mönchs- und Nonnenstand so starken Zulauf fand, daß man so ungemein viel tat für die Erbauung großer und schöner Kirchen, Anschaffung von heiligen Geräten, Reliquien, Bildern, Priestergewändern, daß man den Bettler für einen halben Heiligen ansah, der den Vermöglichen durch die Gelegenheit, ihm zu geben, in den Himmel hineinhelfen muß. Äußerlich gediehen bei diesen Anschauungen Priester, Klosterleute, Sammler und Bettler. Arme, die es anzu-

greifen wußten, bekamen viele und gute Gaben, und wer zu Hause war im Kalender und in der Kirchengeographie, der konnte einen Tag um den andern an Spenden teilnehmen.

Tiefgeschädigt aber wurden nicht nur der christliche Glaube (II, 82f.), sondern auch die christliche Liebe. Denn man sah nur Almosengeben, Opfer für die Toten, Beten, Fasten für gute Werke an, nicht aber treue Berufsarbeit, Rechtschaffenheit im Handel, Unterstützung und Liebeserweisung an die lebenden Eltern, Geschwister und andere. Mancher gab für ein Meßgewand zu Seelämtern 30—40 fl., der seinem Nächsten in größter Not nicht 1 fl. geliehen hätte. Vielmehr hoffte man durch die vermeintlich guten Werke, später auch noch durch Kaufen von Ablaßbriefen, sich bei Gott Straflosigkeit für alle Sünden und Versäumnisse erkaufen zu können.

So litt unter dem berechnenden Geben das natürliche Erbarmen und die Liebespflicht.

Durch die ungeheuren Anforderungen, welche die Kirche an einfältige Fromme stellte (vergl. I, 233, 266) verarmten früher wohlhabende Familien, namentlich vom niedern Adel. Es war viel zu viel Gut in der toten Hand vereinigt, das für andere verloren war, nicht mehr fruchtbringend bearbeitet wurde und Steuern und Lasten nicht mittragen half. Unter letzteren litt namentlich der Bauer. Es waren überhaupt zu wenig Leute da zum Verdienen, und die Kirche selbst lehrte ja mit ihrer Anpreisung des beschaulichen Lebens, die Arbeit verachten. Man hat im Anfang des 16. Jahrhunderts berechnet, daß von 15 Menschen nur einer arbeite, die andern müßig gehen.

Der heilige und gemeine Bettel wurde schließlich unter der Ungunst der allgemeinen Zeitverhältnisse vor und nach 1500 (II, 169) zur schweren Plage.

Luther schätzte, daß eine Stadt im Lauf eines Jahres wohl 60 mal von Sammlern abgesucht werde. Es kamen die Bettelmönche, die ursprünglich gar kein Eigentum besitzen sollten, aber in ihrem Sack, von dem es hieß, daß er nimmer voll werde, alles davon trugen: Äpfel, Birnen, Kohl, Hühner, Gänse. Ihre jährlichen Einkünfte wurden auf 1 Million Gulden berechnet. Jährlich einmal kamen zu Roß in jede Pfarrei die Boten des Antoniusspitals (S. 155). Ihnen wurden besonders Schweine verehrt. Außerdem sammelten aber noch viele andere für Spitäler, Kirchen, Kapellen, Meßgewänder u. drgl. Die Herren Sammler hatten freilich selbst auch wieder große Auslagen. Sie mußten nicht etwa ein für allemal mit einer Summe von 500 Dukaten und mehr sich päpstliche Genehmigung erkaufen und dazu noch den päpstlichen Notaren, Schreibern 2c.

namhafte Geschenke machen; sondern die Bulle konnte in einem Jahr 3—4 mal zurückgenommen, mußte folglich ebenso oft neu gekauft werden. In jeder Diözese forderte der Bischof für Prüfung der Bulle 30 fl., für ihre Empfehlung 40 fl. Pfarrer, Kapläne, Schulmeister, Mesner forderten jeder seine Gebühr. Der Sammler brauchte Pferde und dazu die erforderlichen Knechte, einen zur Vorausbestellung, einen zweiten, der die Schellen schlug und die Pferde wartete. Wo er hinkam, wurde für ihn wie für einen Herrn das Beste aufgetragen. „Wirt, Wirtin, Hausknecht, Stallknecht, Koch, Magd, Bettmagd und ander Gesinde will haben ziemlich Geschenk." So blieben von 1000 fl., die für die Armen gesammelt wurden, diesen nicht 10; in den Spitälern bekamen sie kaum mehr die Streu zum Ausruhen. Zu diesem frommen Bettel kam dann aber der gemeine Bettel. Besonders Kirchplätze und Kirchhöfe waren von Bettlern belagert. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zogen die Bettler scharenweise umher, sie lagerten sich vor den Städten oder schlugen ihre Hütten auf den freien Plätzen innerhalb der Städte auf. In Basel wurden sie so frech, daß Bettelfrauen solchen, die ihnen nichts gaben, den Hut als Pfand wegnahmen. Das Betteln war ein Beruf und eine Kunst geworden, von wo nur noch ein kleiner Schritt zum Betrug war. Ein Stromerbuch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zählt mehr als 20 verschiedene Arten von Betrügern auf, von denen die einen durch erdichtete Erzählungen und Vorgeben guter Werke, andere durch Verstellung, als wären sie oder ihre mitgeführten Kinder blind oder Krüppel, reichlichere Almosen erschwindelten.

So war keine Rede davon, daß die Kirche trotz ihren vielen und großen Mitteln der Armut Herr geworden wäre. Sie wollte dies ja auch gar nicht (S. 167). Nirgends wurde von der Kirche aus Armut und Bettel bekämpft oder die Armenpflege organisiert, nicht einmal in einem Ort, geschweige denn in einem ganzen Land, obwohl gar manchmal durch die fremden Bettler, die oft „Kräfte hatten wie Faustkämpfer," die eigenen not litten. Schließlich als die Reformation den Leuten die Augen öffnete, mußte die alte Kirche, die einst verehrt worden war als die große Armenmutter, sich selbst ansehen lassen als „die große Räuberin, die alles in ihren Sack rafft um auf Kosten des betrogenen und ausgesogenen Volks einige wenige in Üppigkeit schwelgen zu lassen." Man vergleiche dazu I, 116 ff.

Was aber die Städte vor der Reformation taten zur Beseitigung des Bettelschadens, das fruchtete nichts, weil sie den Bettel nur regulieren, nicht aber verbieten durften und die von der Kirche verbreiteten verkehrten Anschauungen von dem geistlichen Nutzen des Bettels für die Gesamtheit nicht zu durchbrechen vermochten.

3. Die Innere Mission von der Reformation bis auf die Gegenwart.

a) Evangelische und reformierte Kirche in und nach der Reformation.

Da die römische Kirche auch den Bau ihrer Liebestätigkeit und Seelenarbeit auf ganz falscher Grundlage aufgerichtet hatte, so konnte es sich für die Reformatoren nicht etwa nur darum handeln, einzelne Gebrechen auszutilgen, Mangelhaftes zu verbessern und zu ergänzen, sondern ihre Aufgabe war, den ganzen Bau einzureißen, um wieder zurückzulenken zu Natur und Gotteswort und auf ganz neuer Unterlage frisch aufzubauen.

Luthers Grundsätze

So fiel die ganze falsche Lehre, die wir oben S. 167 f. kennen gelernt haben. Dagegen zeigte Luther jedem Menschen, auch dem geringsten und sündigsten, wieder den Weg zu Gott und zum Frieden mit ihm. Das war kein Weg, für welchen Gott oder menschliche Helfer und Vermittler zu bezahlen gewesen wären, sondern der Weg war: gläubige Annahme des in Christo erschienen göttlichen Liebesrats. Aus der Erfahrung solcher unverdienten Liebe fließt dann wieder die Liebe und Lust zu Gott, der Antrieb nicht nur zu einzelnen guten Werken, sondern zu einem diesem Gott gefälligen Leben, und Gott gibt die Kraft dazu, durch Erfüllung mit seiner göttlichen Liebe. Vrgl. II, 85.

Fürst, Beamter, seitheriger Mönch und Nonne, Kaufmann, Handwerker, Bauer, Knecht und Magd lernen wieder die treue Erfüllung des ihnen ursprünglich zugewiesenen irdischen Berufs als den rechten Gottesdienst ansehen und ausüben, den Gebet und Schriftforschung begleiten und unterstützen, nicht aber verdrängen dürfen. Vrgl. II, 164 f. Nichstun und sich von andern verhalten lassen ist nicht ein höherer Stand, sondern als Schande zu meiden. Gute Werke tut man nicht, um damit sein sonstiges heidnisches Wesen abzubüßen oder straflos zu machen, sondern auch sie fließen aus der Liebe Christi. Was nur geschieht für äußere Gegenstände, Kirchen, Priestergewänder u. drgl. ist sehr oft gar kein gutes Werk, und kommt nicht in Betracht gegenüber unserer Pflicht, den lebendigen Gottestempel, welchen auch unser Nächster darstellen soll, zu erhalten und zu schmücken.

Die selbstlose, erbarmende Liebe hilft, soweit ihre eigenen Kräfte reichen, des Nächsten Not ab und läßt sich nicht mehr wie bisher aufhalten durch unlautere Klügeleien, wer überhaupt mein Nächster

sei, wann seine Not so groß, daß ich nicht mehr anders kann als ihm beispringen 2c.

Eben weil solche Liebe in Gaben am Bettler nicht mehr den eigenen himmlischen Nutzen sucht, so hegt sie den Bettel nicht, schärft es vielmehr der Obrigkeit als heilige Pflicht ein, allen Ernstes demselben ein Ende zu machen, die faulen, mutwilligen Bettler bei Strafvermeidung zur Arbeit anzuhalten, die arbeitsunfähigen Armen aber so zu versorgen, daß sie nicht mehr zur Schande für die Christenheit zu betteln brauchen.

Dies sind in Kürze die neuen Grundsätze, die Luther predigte. Es ist zum voraus klar, daß durch dieselben die lutherische Kirche im Vergleich mit der mittelalterlichen ungemein viel verlieren mußte an äußerem Glanz und Schein. Aber es hörte auch sehr viel Schinderei auf, womit jener Glanz erkauft war. Während die evangelische Kirche prunkloser wurde in Gottesdienst und Leben, wurde sie wahrer und rechtschaffener. Darum kann man es nicht einmal so sehr bedauern, daß bei dem allgemeinen Umsturz des Bestehenden auch manche einzelne Anstalt, Vereinigung und Brauch fielen, die der Erhaltung und Weiterbildung würdig gewesen wären. Denn mehr wahres Christentum als in allen möglichen guten Einrichtungen, wurde wieder gepflanzt und gepflegt dadurch, daß das Volk im ganzen abgebracht wurde von dem Wahne, nur pompöse Aufzüge, unreine und lärmende Vergnügungen, Wirtshausvereinigungen, unverdiente Speisungen und Spenden seien Freuden, wenn es vielmehr sein Glück und seine Ehre wieder suchen lernte in der Frömmigkeit, die jeder für sich im verborgenen übt, in Arbeit und Beruf, in Familienliebe und Friede, darin, daß man zu seinem Fortkommen niemandes bedürfe. Manches mittelalterliche Heilmittel wurde entbehrlich, weil man den Schaden selbst verhütete. Vrgl. II, 165 f.

Abstand vom Mittelalter

Was die in der evangelischen Kirche mit dem Glauben neu erwachte Liebe für die Beseitigung der Armennot tat, ist oben schon erzählt worden (II, 159 ff). Daher nur noch einiges zur Ergänzung!

Liebestätigkeit in der lutherischen Kirche

In den meisten Städten und Ländern wurde die Armenpflege zugleich mit der Aufstellung einer neuen Kirchenordnung geregelt.

Bei Einrichtung des Gemeinen Kastens ging man hauptsächlich von dem Gedanken aus, daß das zufällige Geben aufhören solle, wobei etliche Glückliche oder auch Unverschämte mehr erhielten als gut war, andere leer ausgingen. Jetzt wollte man alle Armen recht versorgen, doch nicht über das Maß des Notwendigen hinaus.

Deshalb sollten alle Armenmittel, nicht nur der Ertrag der in den Kirchen neu eingeführten Klingelbeutel und Armenstöcke oder Hauskollekten von Geld und Naturalien, sondern auch Einkünfte aus Klöstern, Armenstiftungen und Spenden der Kirchen und der Bruderschaften in den Gemeinen Kasten fließen oder zum mindesten die verteilte Summe hier angemeldet werden. So allein schien eine gerechte Verteilung der Armengelder durch die Kastenherren gewährleistet.

Man befliß sich auch bei Sammlung und Verwaltung der Gelder der größten Sorgfalt. Um jede Verschleuderung, Veruntreuung oder auch nur schlimmen Verdacht abzuschneiden, waren die genausten Vorschriften gegeben über Aufbewahrung, Zahlung, Rechnungsführung. Die Kastenherren (auch Diakonen genannt) sollten nicht nur bei Einführung der neuen Ordnung, sondern auch später wiederholt durch Hausbesuche sich vom wirklichen Bedürfnis der Armen überzeugen, die „rechten Armen" feststellen. Jeder bekam eine gewisse Summe etwa zu wöchentlicher Verteilung nach bestimmten Sätzen. Bei plötzlicher Not durfte er aber auch aus eigener Kasse Vorschuß geben und ihn bei der nächsten Diakonenversammlung sich wieder ersetzen lassen. Man war überhaupt, wenn man die Neuheit der Sache bedenkt, sehr umsichtig und gar nicht engherzig. So wurden in Frankfurt a. M. nach noch erhaltenen Jahresrechnungen außer Geld an Arme Brot, Holz, Kleiderstoffe, Schuhe verteilt. Für Kranke wurde auch der Arzt bezahlt. Arme Frauen wurden dafür besoldet, daß sie die Kranken pflegten. Etliche wurden sogar ins „Wießbad" geschickt, Waisen und verlassene Kinder wurden in Kosthäuser gebracht.

Bettler zwar, die besonders zur Zeit der Messe wieder Eingang suchten, wurden regelmäßig durch den Bettelvogt mit Hilfe des Schornsteinfegers ausgetrieben. Dagegen bekamen arme Durchreisende, Vertriebene, Abgebrannte Gaben. Wieviel hierin geschah, möge ein Beispiel aus Straßburg zeigen. Da erhielt der Rat wäh-
1570 rend einer Hungersnot viel arme Leute, zuweilen 1600 Personen, besonders aus Burgund und Lothringen, im Barfüßerkloster mit Essen und Trinken bis ins nächste Jahr.

Besonders beachtenswert sind die Vorkehrungen, um das Armwerden zu verhüten. Kinder wurden in Schulen oder beim Handwerk untergebracht, wenn sie das gehörige Alter erreicht hatten. Hervorragend Begabten half man zum Studieren. Mädchen konnten ebenfalls Schulbildung für einen Beruf erhalten; öfter gab man

ihnen eine Beisteuer, damit sie heiraten konnten. Genesende Kranke, so besonders auch Kindbetterinnen, suchte man durch bessere Pflege wieder zu Kräften zu bringen. Arbeitslosen schaffte man Arbeitsgelegenheit. Handwerker, welche etwa durch die Notwendigkeit zu bauen oder bei langwieriger Krankheit in Gefahr waren, zu verarmen, bekamen Vorschüsse.

Man suchte die Armen auch sittlich dadurch zu heben, daß man sie zur Kirche anhielt, dagegen ihnen verbot, zum Wein zu gehen, Schulden zu machen, am Spiel sich zu beteiligen, ganz anders als im Mittelalter, wo die Bettler bei öffentlichen Festen ihren eigenen Platz hatten. Philipp von Hessen verordnete in seinen 4 Armenanstalten, deren eine wir kennen gelernt haben (II, 119) 3mal in der Woche Predigt. Auch wurden damals besondere Erbauungsbücher für Kranke verfaßt. Man liest von Gefangenenunterricht und Seelsorge und der Verordnung, zum Tode verurteilten Verbrechern das Sakrament zu reichen.

Die Abschaffung des Bettels und die neue Art der Armenversorgung wurde, solange sie recht gehandhabt wurde, von reich und arm als ein Segen empfunden. Ungenügender Erfolg

Es stellten sich aber einer gedeihlichen Weiterentwicklung ungeahnte Schwierigkeiten entgegen. Dieselben waren zum Teil äußerer Art. Der Volkswohlstand war im Abnehmen, indem der Handel der Städte der Hansa wie derer Süddeutschlands zurückging. Sehr viel hatte auch der Bauernkrieg zerstört und durch ihn wuchs die Zahl der Heimatlosen ins ungemessene. Später suchten entlassene Landsknechte namentlich das flache Land heim. Von 1529—36 folgte eine Mißernte der andern, so daß die Getreidepreise aufs vierfache stiegen. Die Armenmittel aber reichten nicht so weit zu, als man gehofft hatte. Vrgl. II, 160. Ein Fehler der ganzen neuen Einrichtung war wenigstens für die Städte die zu kleine Zahl der Diakonen, nur 3—4, selten 12 für den einzelnen Kasten. So lag zuviel auf einem. Sie konnten die ihnen unterstellten Armen um so weniger kennen lernen, als keiner lange im Amt blieb. Die Kastenknechte aber waren ständig angestellt. So kam die Gabenverteilung im einzelnen, zum Schaden der Sache, an die Knechte, oder wurde überhaupt wieder ohne jede Prüfung gegeben. Mithin fanden die Arbeitsscheuen wieder ihr Brot. Dazu kamen noch größere Schwierigkeiten innerer Art. Man wollte wieder Gemeindearmenpflege einrichten, ähnlich wie sie in der ältesten Kirche gewesen war. Man machte sich aber den Unterschied der nunmehrigen Volks-

kirche von der Kirche freiwilliger und überzeugter Bekenner, was diese erste Kirche gewesen war, nicht gehörig klar. So hatte man viel mehr Arme und dazu von ganz anderer Beschaffenheit (S. 138), vielfach noch von katholischer Zeit her verwöhnt und verderbt oder durch den Bauernkrieg verbittert oder abgestumpft. Auch der Glaube ans Evangelium hat keineswegs so rasch und ganz von selbst, wie Luther gehofft hatte, bei allen auch Herz und Leben umgewandelt (II, 150 f.), so wenig bei den Armen, als bei den Vermöglichen, welche für sie hätten sorgen sollen.

Die Menge der Wohlhabenden war zu gleichgültig, empfand nur die Annehmlichkeit, weniger angebettelt zu werden, nicht aber die Pflicht, freiwillig der Not zu helfen, tat daher entschieden weniger als zur Zeit des Papsttums, wo Furcht und Lohnsucht den Eifer zu geben angespornt hatte. Nur im allerersten Anfang war bei den Ratsherren, welche zu Diakonen gewählt wurden, wirklicher Trieb und Eifer. Bald mußte man sie zur Annahme, wie zur pflichtmäßigen Ausübung des Amtes mit Strafen zwingen. Wohl der größte Fehler aber war, daß die Pfarrer, von denen zu Luthers Zeit viele sich um die Armenversorgung hoch verdient gemacht hatten, je mehr sie sich der Streittheologie zuwandten, auch den Sinn für die Arbeiten der helfenden sowohl, als der Sünder rettenden Liebe verloren. Zwar zeichneten sich einzelne, besonders wieder zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, durch persönliche Wohltätigkeit und seelsorgerliche Treue aus; aber im ganzen ging doch damals von der Kanzel keine Neubelebung der Nächstenliebe aus, um so weniger, da man jede über das äußerlichste Tun hinausgehende Mitwirkung von Laien, als dem geistlichen Amte Eintrag tuend, von sich wies.

Was noch für die Armen geschah, bekam einen starken Beigeschmack von Armenpolizei, wie z. B. die Gewohnheit allgemeiner wurde, die unterstützten Armen durch besondere Zeichen, die sie in der Öffentlichkeit zu tragen hatten, kenntlich zu machen. Etwa von 1570 an mehren sich die Klagen über den aufs neue überhandnehmenden Bettel. Bald war man wieder so weit, daß man ihn nicht mehr verbot, sondern ihn regelte.

Umsonst aber ist der kräftige Anlauf, den die lutherische Reformation zur Neuordnung der Armenpflege genommen hat, doch nicht gewesen. Denn die von ihr aufgestellten Grundsätze machten sich immer wieder geltend und bildeten im 19. Jahrhundert aufs neue den Ausgangspunkt für eine umfassende und kräftigere Armenversorgung in evangelischen und katholischen Ländern.

Was Luther aufgestellt, aber die lutherische Kirche nur unvollkommen verwirklicht hat, das findet sich allgemein kräftiger und praktischer angefaßt in den reformierten Ländern, wie wir schon bei der Geschichte Zwinglis und Calvins gesehen haben. (II, 389 f. und 416 f). Erleichtert wurde in den calvinistischen Kirchen die Armenpflege durch die ihr zur Seite gehende Kirchenzucht, welche die Arbeitsscheu leichter erkennen und ihr entgegen wirken ließ. Am tadellosesten aber entwickelte sich die Armenpflege in denjenigen reformierten Kirchen, welche entweder selbst vom Staate verfolgt wurden, wie in Frankreich, oder doch für die Armenfürsorge keinerlei Beihilfe des Staats in Anspruch nahmen, wie in Holland geschah, und in den englisch-niederländischen Flüchtlingsgemeinden, in Emden in Ostfriesland und in Wesel am Niederrhein. Reformierte Kirche

Auch die Holländer vergaßen nicht ihren Ursprung aus jahrzehntelangen, heißen Kämpfen um ihren Glauben und wollten bei der Strenge, die sie gegen sich selbst übten, weder ein faules Bettelvolk heranwachsen, noch bei eigenem zunehmendem Wohlstande den unglücklichen Bruder in Armut verderben lassen. So hatten sie in allen Gemeinden eine wohlgeordnete Armenpflege, deren Kosten durch Sammlungen in der Kirche und in den Häusern leicht aufgebracht wurden. Hier gingen die Einnahmen der Armenkasse nicht zurück, vielmehr wuchsen sie stetig, so in Amsterdam von 1663 fl. im Jahr 1579 auf 34000 fl. im Jahr 1600, und wieder 50 Jahre später auf 300000 fl. Mit Staunen berichtet ein deutscher lutherischer Pastor, der im Jahr 1685 Holland bereiste, daß das Ergebnis einer einzigen Kollekte, welche in den Kirchen von Leyden am 5. Dezember desselben Jahres abgehalten wurde, 16479 fl. gewesen sei.

Hier wurde die Hausarmenpflege durch eine größere Anzahl von Diakonen geübt und daneben besaß man noch eine stattliche Anzahl von Anstalten: Waisenhäuser, darunter solche mit 1500—1600 Insassen, Häuser für alte Männer und Frauen, Kranken- und Irrenhäuser. Dazu gab es Arbeits- und Zuchthäuser. In den Waisenhäusern waren die Kinder reichlich verpflegt, standen aber unter strenger Zucht. Auch sorgfältige religiöse Unterweisung sollte mithelfen, sie an Arbeit und Pflichterfüllung zu gewöhnen. Der Tag ihrer Entlassung war ein Fest, an dem auch die Gemeinde und die Stadtregenten sich beteiligten. Neben Diakonen hatte man Diakonissen, neben Anstaltsregenten auch Regentessen und außerdem seit 1595

noch besondere Siechentröster für die Kranken, welche die gelegentlich angetroffene äußere Not auch den Diakonen anzeigten.

Wohl das befriedigendste Bild einer sorgfältig ausgebildeten Armenpflege im Reformationsjahrhundert gibt uns aber ein Bericht über die Liebestätigkeit in der Stadt Emden vom Jahr 1594.

Hier unterschied man viererlei Diakonieen oder Armenbedienungen: 1. das Gasthaus, 2. die Diakonie für haussitzende Arme, 3. die der Schiffer und 4. die der Fremden.

Die Diakonie der Schiffer war nur die Fortsetzung der alten Schiffergilde.

Das Gasthaus war bestimmt für Alte, Waisen, arme oder kranke Reisende. Es hatte einen Hausvater und eine Hausmutter. Die Oberaufsicht führten 6 Vorsteher und 4 ehrbare Witwen, welche wöchentlich 3mal zur Beratung im Gasthause zusammentraten, auch zu bestimmten Zeiten in der Stadt um Almosen, Betten, Leinen und andere Gaben für die Anstalten baten. Für die Diakonie der haussitzenden Armen war die ganze Stadt eingeteilt in 6 Kluften. 24 Unterdiakonen besuchten monatlich einmal die Armen der ihnen zugewiesenen Kluft, sahen sich um nach der Not und den Mitteln zur Abhilfe; sie hielten die Armen zum Gottesdienst, zur Ehrbarkeit und, soweit es möglich war, zur Arbeit an. Jeden Samstag versammelten sie sich unter dem Vorsitz eines Pfarrers mit ihren nächsten Vorgesetzten, den 6 Hauptdiakonen, welche die Aufsicht über das ganze Armenwesen führten, und ratschlagten über die Bedürfnisse und Maß und Art der Unterstützung. Auch hatte man einen eigenen Rechner und 2 im Einvernehmen mit der Obrigkeit angestellte Armenvögte, welche dafür sorgten, daß in der Stadt nicht gebettelt wurde, arme Durchreisende aber in die Herberge oder zum diensttuenden Hauptdiakon führten, der ihnen ein Zehrgeld verabreichte. Ebenso waren die Bürger angewiesen, Armen an der Tür nichts zu geben, sondern sie an den zuständigen Diakon zu weisen. Es war Fürsorge getroffen für Unterbringung von armen Kindern in guten Bürgerhäusern, in Schulen oder beim Handwerk. Der Diakon hatte sie auch hier zu beaufsichtigen. Verzog ein Armer aus einer Kluft in eine andere, so brauchte er ein Zeugnis seines seitherigen Diakons, wenn er weiter unterstützt werden wollte.

In der Diakonie der um des Glaubens willen vertriebenen Fremden, welche 12 eigene Diakonen hatte, bedurfte es in der Regel nur vorübergehender Unterstützung, indem solche gesinnungstüchtige, fleißige und rührige Leute in der damals in höchster Blüte stehenden Seestadt meist bald zu Wohlstand gelangten.

Ein ganz eigenartiges System von Armenunterstützung hat England 1601 England erhalten durch ein Gesetz der Königin Elisabeth, welches bis auf den heutigen Tag beibehalten und nur mannigfach ausgebaut wurde. Darin wurde bestimmt, daß die in jedem Kirchspiel aufzustellenden Armenaufseher alle Kinder, welche ihre Eltern zu

ernähren nicht im stande sind, und ebenso alle erwachsenen Armen ohne ständigen Lebensberuf, zur Arbeit zu bringen haben. Die Kosten werden nötigenfalls durch Armensteuer aufgebracht. Ich kann auf dieses Arbeitshaussystem nicht genauer eingehen. Es ist allerdings das wirksamste Mittel zur Verhinderung des Bettels, in dieser Hinsicht besser als die härtesten obrigkeitlichen Strafen für Bettel. Andererseits hat diese Art von Armenpflege wieder große Schäden im Gefolge gehabt. Sie ist keineswegs wohlfeil. Manche ihrer Härten hat in späterer Zeit reichlich geübte Privatwohltätigkeit gelindert. Aber für christliches Empfinden unerträglich bleibt die bei Handhabung des Gesetzes übliche Auseinanderreißung der Familien, nicht nur von Eltern und Kindern, sondern sogar von Mann und Frau.

b) Katholische Kirche.

Weitere Quellen: Acta Sanctorum. Saint Vincent de Paul et les Gondi, par R. Chantelauze. Erinnerungen an Amalie von Lasaulx.

Die römische Kirche bekämpfte die gesunden, für sich allein freilich noch nicht ausreichenden Grundsätze Luthers, daß der Bettel zu verbieten sei und die Stadt- oder Landesobrigkeit die bedürftigen Armen mit dem Notwendigsten zu versorgen habe, wo ebendahin zielende Bestrebungen in katholischen Staaten hervortraten, mit guten und schlechten Gründen. Sie wollte die Armenversorgung wieder ganz ans Spital knüpfen und sie unter die Aufsicht und Leitung der Bischöfe bringen. Während so die Gemeindearmenpflege in katholischen Ländern immer besonders mangelhaft blieb und durch das viele planlose Geben der Bettel nach wie vor genährt und nicht beseitigt wurde, gestaltete der fromme Eifer einzelner vortrefflicher Männer und Frauen das Spital und insbesondere seine Pflegerschaft in einer Weise um, die auch der evangelischen Kirche, wenn nicht eigentlich Vorbild, so doch ganz gewiß neue, wichtige Anregungen gab.

Ignatius von Loyola

Wir müßten schon die Tätigkeit des Ignatius von Loyola als das planmäßigste und erfolgreichste Werk Innerer Mission anerkennen, wenn er die Seelen zu Gott und zur Wahrheit zurückgeführt hätte, statt im ganzen doch nur die alten Irrtümer einer verweltlichten Sonderkirche zu verklären und ihre Herrschaft neu aufzurichten. Fast alle Felder Innerer Mission finden wir von ihm bebaut: Predigt und Seelsorge an den der Kirche entfremdeten Massen, Jugendunterricht, Sammlung und bleibendes Festhalten der einmal

Angefaßten. Als Empfehlungsmittel für den Orden mußten namentlich im Anfang Versorgung von Hungernden und Waisen, Verpflegung Kranker, Behütung der Unschuld, Fürsorge für reuige Sünder dienen. (Vrgl. besonders II, 245, 259 ff.)

An sich betrachtet sind manche einzelne Züge von der Liebestätigkeit, welche der Stifter der Jesuiten z. B. in Rom einleitete, wirklich ansprechend. Es sei nur eines ausgeführt. Ignatius erkannte mit klarem Blicke, daß das in Rom schon bestehende Magdalenenkloster für gefallene Mädchen und Frauen dadurch dem großen Bedürfnis nicht gerecht werde, daß es den Eintretenden nicht gestatte, je wieder den Fuß über seine Schwelle zu setzen, und fortan ein Leben unausgesetzter klösterlicher Buße von ihnen fordere. Darum ruhte er nicht, bis er ein anderes Haus, das Marthakloster, gegründet hatte, wo solche, die aus dem Sumpf der Sünde herausbegehrten, eine zeitweilige Zufluchtsstätte und Erziehung zur Tugend finden könnten, ohne dadurch am Austritt und nachheriger Schließung einer ehrbaren Ehe gehindert zu sein. Als man Ignatius den Vorwurf machte, daß er so viele Zeit an die Versorgung solcher verhärteten Sünderinnen rücke, die doch leicht ins alte Laster zurückfallen werden, erwiderte er: „Wenn ich mit allen Sorgen und Mühen nur das erreichen könnte, daß eine von ihnen auch nur eine Nacht ohne Sünde zubringen will, so würde ich alle Kräfte anstrengen, damit wenigstens in dieser kurzen Zeit unser Gott und Herr nicht beleidigt wird, selbst wenn ich wüßte, daß sie hernach sofort wieder zu ihrem alten Leben zurückkehren wird."

Vinzenz von Paul

Auch im Interesse der katholischen Kirche wirkte und wirkt noch in seinen Werken fort: Vinzenz von Paul. Aber der unmittelbare Entstehungsgrund seiner „Mission" und der „Barmherzigen Schwestern" ist nicht Ausbreitung und Befestigung der römischen Macht, sondern herzliches Erbarmen mit des Nächsten Leibes- und Seelennot.

Anfang des 17. Jahrh.

Die Wirksamkeit des Vinzenz beginnt in einer Zeit, wo manchen französischen Katholiken die Augen aufgingen über die Volk und Priesterschaft verrohende Wirkung der Religionskriege und der Bartholomäusnacht, wo auch die durch diese Kriege hervorgerufene Verarmung mitleidige Herzen um Hilfe anschrie. Da findet man vielfach, auch bei Bischöfen von Paris, das Bestreben, unter die Geistlichkeit wieder mehr Zucht und Bildung zu bringen, und daneben eine staunenswerte Mildtätigkeit.

Eine der edelsten Wohltäterinnen war die Marquise von Maignelais. Mit 17 Jahren hatte sie geheiratet, mit 20 war sie Witwe geworden. Nach kurzer Zeit wurde ihr auch der einzige Sohn durch den Tod entrissen. Jetzt gab die schöne und geistreiche Frau der Welt ganz den Abschied, um 60 Jahre hindurch nur frommen Übungen und der Wohltätigkeit zu leben. Sie hatte ein Jahreseinkommen von mehr als 1/2 Million

Franken. Aber sie richtete ihren Haushalt aufs einfachste ein, verkaufte alles Silber, Gold und Kostbarkeiten, trug nur noch wollene Kleider. Sie ließ sich bereden, eine einfache Kutsche zu behalten, um sich nicht der Möglichkeit zu berauben, im Hotel Dieu Krankenbesuche zu machen. Denn das war eine ihrer liebsten Beschäftigungen, hier durch die Säle zu wandern, da zu trösten, dort Mut zum Leiden einzusprechen, überall reiche Gaben zu hinterlassen. Fand sie arme Mädchen auf dem Wege der Wiedergenesung, so nahm sie dieselben mit nach Hause, sie vollends gesund zu pflegen und für ihren fernern Beruf besser auszubilden. Viele steuerte sie aus zum Heiraten, andern redete sie zu, ins Kloster zu gehen, was sie selbst am liebsten getan hätte, wenn nicht der Erzbischof und der Papst es ihr verboten hätten. In ihrem Hause aßen durch den Krieg verarmte Adelige und Bürgersleute und bekamen die Mittel, um wieder standesgemäß leben zu können. Gern versagte sie sich selbst das Nötigste, wenn sie unerwartete Gäste laben konnte. Verschämte Hausarme bezogen regelmäßige Unterstützungen. Ja die merkwürdige Frau stieg in die abscheulichsten Kerker hinab, um an Händen und Füßen gefesselte Verbrecher zu trösten und den Weg zu Gottes Erbarmen ihnen zu weisen. Dabei setzte sie sich oft den größten Beschimpfungen aus; aber sie überwand die verbitterten Menschen durch ihre unerschütterliche Liebe und Sanftmut. Auch war sie so taktvoll, keinen nach dem Grund seines Hierseins zu fragen. Sie suchte selbst die zum Tode verurteilten Verbrecher auf, um ihnen zu einem seligen Sterben zu verhelfen und den letzten Kummer zu benehmen durch das Versprechen, für ihre Hinterbliebenen sorgen zu wollen. Unter den 25 oder 30 Klöstern oder frommen Anstalten, die sie nach dem Tode ihrer verheirateten Tochter gründete oder unterstützte, war eine der ersten ein Magdalenenhaus.

Aber alle diese Bemühungen um bessere religiöse Bildung und Linderung der Not der Kranken und Elenden wären vereinzelt geblieben und wieder untergegangen, wenn nicht Innere Mission und Wohltätigkeit einen ganz vorzüglichen Organisator an Vinzenz gefunden hätte.

Vincent Depaul, also deutsch eigentlich Vonpaul (vielleicht Paulssohn), ist am 24. April 1576 in Pouy, am Fuße der Pyrenäen geboren als Sohn einer wenig bemittelten, aber kinderreichen Bauernfamilie. In seiner Jugend mußte Vinzenz die Herde austreiben. Wegen seiner guten Gaben aber und seines mitleidigen Sinns gegen andere, noch Ärmere, brachte ihn der Vater mit 12 Jahren in ein Franziskanerkloster zur Vorbereitung für den geistlichen Stand. Mit 16 Jahren wurde Vinzenz Hauslehrer bei einem Beamten von Adel. Auch nachdem er in das eigentliche theologische Studium eingetreten war, setzte er seines Unterhalts wegen den Privatunterricht fort. Trotzdem hatte er nach Beendigung seiner Studien in Toulouse 1604 noch Schulden, so daß ihm ein von einer guten Frau zugefallenes kleines Erbe sehr erwünscht kam. Um das Geld einzutreiben, reiste er nach Marseille. Die Heimreise bewog ihn ein Mitreisender, bis Narbonne, weil billiger und kürzer, zur See zu machen. Aber das Schiff

wurde von türkischen Seeräubern angefallen, und weil die Besatzung sich gegen dieselben zur Wehre gesetzt hatte, so wurden alle Überlebenden in Ketten geschlagen und auf den Sklavenmarkt nach Tunis gebracht. Zuerst mußten sie sich 5 oder 6mal durch die Stadt führen, dann beschauen und betasten lassen, gehen und traben, ganz wie man beim Pferdehandel tut; sie mußten Lasten heben und miteinander ringen. Vinzenz kam zu einem Fischer, der ihn aber als unbrauchbar sogleich weiter verkaufte an einen alten, ehrwürdigen und menschenfreundlichen Arzt und Alchimisten. Dieser heilte nicht nur rasch die von Vinzenz bei dem Seekampf erhaltene Wunde, sondern machte sich auch eine Freude daraus, seinem gelehrigen und dienstwilligen Sklaven zu erzählen, wie er seit 50 Jahren nach dem Stein der Weisen gesucht, zwar diesen nicht, aber doch viel andere schätzbare Naturkenntnisse gewonnen habe. Am liebsten hätte er Vinzenz zum Islam bekehrt. Dieser aber bekam bei unablässigem Gebet die innere Gewißheit baldiger Befreiung. Im August 1606 wurde der Greis um seiner Kenntnisse willen zum Großsultan befohlen und starb auf der langen Reise aus Kummer.

Vinzenz aber wurde weiter verkauft an einen unfreundlichen Domänepächter im Gebirge, einen Renegaten. Von dessen 3 Frauen war eine, eine geborene Türkin, neugierig, die Lebensweise der Christen kennen zu lernen; sie beobachtete Vinzenz täglich, wenn er Gräben aushob, unterhielt sich auch mit ihm. Einst hieß sie ihn seinem Gotte, von dem er ihr erzählte, Loblieder singen. Vinzenz begann mit dem Psalm: „An den Wassern Babels saßen wir und weinten," sang auch noch andere geistliche Lieder. Darüber wurde die Frau von einem solchen Wonnegefühl ergriffen, daß sie des Abends ihrem Manne Vorwürfe machte: er habe unrecht getan, seine Religion aufzugeben; diese scheine ihr vorzüglich; ohne ein göttliches Wunder hätte sie nicht bei dem Gesang des Christen eine Seligkeit empfunden, wie sie sie im Paradies ihrer Väter nicht zu finden hoffe. Den Mann schlug sein Gewissen. Gleich am andern Morgen kündigte er Vinzenz an, daß er nur noch auf eine Gelegenheit sinne, um mit ihm über das Meer zu fliehen. Nochmals 10 Monate währte es, bis beide in einem Kahn sich nach Aigues Mortes hinüberretteten. 28. Juni 1607.

In Avignon nahm der päpstliche Vicelegat Montorio den Renegaten aufs neue in die römische Kirche auf und versprach beiden, sie demnächst nach Rom mitzunehmen, den Renegaten in ein Kloster zu bringen, Vinzenz aber dort eine einträgliche Pfründe zu verschaffen. Dieser hatte nämlich sein ganzes Herz gewonnen durch die Mitteilung der von dem Alchimisten gelernten Künste und Wissenschaften, womit nun der Legat seinerseits sich vor Papst und Kardinälen zeigen wollte. Vinzenz benützte den Aufenthalt in Rom zur Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse und dem Besuch der heiligen Orte. Aber die verheißene Pfründe, welche Vinzenz ersehnte, um von seinen Schulden los zu werden, ließ auf sich warten. Doch verschaffte das Lob des Legaten Vinzenz eine ehrenvolle Sendung zu Heinrich IV.

In Paris nahm er nun eine Wohnung in der Nähe eines Spitals, von dem er sich als Gnade und Ehre ausbat, die Kranken wie ein gewöhn-

licher Bruder pflegen zu dürfen. Über dieser Beschäftigung traf ihn der Privatsekretär der von Heinrich geschiedenen Königin Margarete, welcher den bescheidenen, liebevollen und klugen Priester seiner Herrin zum Almosenier empfahl. Die Königin verschaffte Vinzenz auch eine reiche Cisterzienserabtei als Pfründe 1610. Dieser aber, die Versuchungen des halbheidnischen Hofs der Königin fürchtend, begab sich in den Schutz und die Seelenleitung des Pater Berülle, Gründers des Oratoriums zur Pflege theologischer Wissenschaft und geistlichen Gesangs. Berülle verschaffte ihm bald eine Pfarrei in dem Bauernort Clichy, wo er sich bei seiner kleinen, aber folgsamen und anhänglichen Herde glücklicher schätzte als den Bischof von Paris oder den Papst selbst. Aber nur 1 Jahr ließ ihn Berülle bei seiner Gemeinde, 1613 forderte er ihn auf, eine Hauslehrerstelle bei der reichen und vielvermögenden Familie des Galeerengenerals de Gondi, eines Bruders des Bischofs und der Frau v. Maignelais, anzunehmen.

Im Hause de Gondi erlebte Vinzenz wenig Freude und Ehre an seinen 3 Schülern, von denen der jüngste trotz der „unkirchlichsten Seele von der Welt" Erzbischof von Paris werden sollte und später unter dem Namen Kardinal von Retz berüchtigt wurde. Auch scheint Vinzenz für diese tollen Jungen etwas zu ernst gewesen zu sein. Dagegen schuf ihm die Gunst der Eltern und besonders der vorzüglichen Mutter das Arbeitsfeld, auf dem er damals schon und später noch mehr mit so großem Segen wirkte. **1613**

Vinzenz hatte sich, um alle Schwierigkeiten im Verkehr mit seiner Umgebung zu überwinden, zum Grundsatz gemacht, den General zu ehren, als ob er Christus wäre, die Generalin wie die heilige Jungfrau, Kinder und Dienerschaft, als wären sie Jesu Jünger. Nie suchte er die Herrschaft auf, als wenn er gerufen wurde und verließ außerdem sein Zimmer nur, um die kranken Bauersleute auf den herrschaftlichen Gütern zu besuchen, zu trösten und Händel zu schlichten, auch sie mit der damals ganz verdunkelten christlichen Lehre besser bekannt zu machen. Einst hatte der General einen Herrn vom Hofe, von dem er beleidigt worden war, zum Duell gefordert. Vor der Ausführung besuchte er die Messe, welche Vinzenz in der Schloßkapelle las, um Gott den Ausgang des Duells und seine Seele zu befehlen. Vinzenz betete im Gegenteil, Gott möge das Duell verhindern und nachdem alle andern die Kapelle verlassen hatten warf er sich vor dem Grafen nieder, bat ihn, sein Vorhaben aufzugeben und sagte: „Ich erkläre Ihnen im Namen meines Heilandes, den Sie soeben angebetet haben, daß wenn Sie diesen übeln Plan nicht aufgeben, Gott an Ihnen und Ihrer ganzen Nachkommenschaft seine Gerechtigkeit zeigen wird." Der in der Schlacht außerordentlich tapfere General war davon so erschüttert, daß er versprach, Gott die Rache zu überlassen.

Als die fromme Frau von diesem Siege ihres demütigen Hofmeisters erfuhr, glaubte sie, für ihre eigene Seele keinen weisern und heiligern Leiter gewinnen zu können. Berülle mußte ihm diese neue Aufgabe auflegen und Frau von Gondi folgte nun, sobald man auf dem Lande

war, des Vinzenz Vorbilde in Aufsuchung der Kranken und Elenden. Ihr Eifer zog ihr eine plötzliche schwere Erkrankung zu, so daß nur die rasche Hilfeleistung des Hofmeisters sie vor dem Tode rettete. Den tiefsten Eindruck machte es auf die Generalin, als einst ein Kranker, den sie besuchte und der allgemein als ein rechtschaffener Mann galt, in Gegenwart zahlreicher Zeugen ihr sagte: „Gnädige Frau, ich wäre verdammt worden wegen mehrerer groben Sünden, die ich nicht zu beichten wagte, wenn ich mich nicht von Vinzenz zu einer Generalbeichte hätte überreden lassen." Darauf sprach sich die Generalin gegen Vinzenz aus: Wie muß es um diese arme Bevölkerung stehen, wie viele Seelen müssen da verloren gehen, wenn dieser Mann, der noch besser lebte als die andern, im Stande der Verdammnis war? Fortan dachte sie nur auf Mittel zur Abhilfe. Sie forderte den Priester auf, einmal in derselben Gemeinde eine Predigt über die Generalbeichte zu halten. (25. Januar 1617). Dieselbe hatte großen Erfolg.

Indessen begann Vinzenz von dem grenzenlosen und ausschließlichen Vertrauen, das die Generalin in seine geistliche Leitung setzte, Seelengefahr, wohl für beide Teile, zu fürchten. Er entfernte sich plötzlich aus dem Hause unter dem Vorwande einer kleinen Reise. In Wirklichkeit hatte er sich von Berülle eine ganz verwahrloste Pfarrei in dem Städtchen Châtillon-lez-Dombes anweisen lassen. Dort gelangen dem von Eifer und Liebe glühenden Manne, der sich selbst das Nötigste versagte, Aufsehen erregende Bekehrungen unter Volk und Adel. Zwei Frauen von Stand, die durch ihre galanten Abenteuer allgemeines Ärgernis gegeben hatten, desgleichen ein durch seine Duelle und lockern Sitten bekannter Graf, verließen die Welt, um nur noch dem Dienste der Armen und Kranken zu leben. Hier auch gründete Vinzenz die erste Vereinigung von Frauen zu demselben Zwecke.

Aber die Bekümmernis der Frau v. Gondi und der ganzen Familie über seinem Weggang ließ Vinzenz nicht länger als ½ Jahr auf seiner neuen Stelle. Die Generalin setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn zurückzubringen. Weil er als Grund für das Verlassen ihres Hauses seine Ungeschicklichkeit als Präzeptor angegeben hatte, so stellte sie ihm das Unterrichten völlig frei. Er sollte nur die Erziehung der Söhne leiten, im übrigen volle Bewegungsfreiheit im Hause haben; sie gab ihm zu verstehen, daß auch auf ihren Gütern mit 6—8000 Untertanen ein Missionsfeld für seinen Eifer sei.

Zu Weihnachten 1617 kehrte Vinzenz zurück. Er mußte der Generalin versprechen, ihr in ihrer Sterbestunde beizustehen, vorher ihr Haus nicht mehr zu verlassen.

Missionen 1618 Sofort begann Vinzenz mit mehreren ihm befreundeten Priestern Missionen auf den herrschaftlichen Gütern und anderwärts zu

halten. Man predigte, hörte Beichte, unterrichtete die Unwissenden. Ein besonderer Gegenstand der Bekehrung waren auch die Calvinisten, denen Vinzenz nur einen Einwand gegen die damalige römische Kirche gelten ließ: Die Unwissenheit des katholischen Volks und Trägheit vieler Priester. Er wurde dadurch bestärkt in seinem Wunsche nach einer ständigen Einrichtung zur Abhilfe gegen diese Gebrechen seiner Kirche. Schon damals entstand auch in diesen Herrschaftsorten unter der tätigen Beihilfe der Generalin als bleibende Frucht der Mission eine Vereinigung von Frauen für Liebestätigkeit.

Um dieselbe Zeit verschaffte der General seinem Hausgenossen noch ein weiteres Arbeitsgebiet. Er gewährte ihm Zutritt zu den verschiedenen Gefängnissen, in denen die für die Galeeren bestimmten Sträflinge auf den Abmarsch einer Kette (II. 462) warteten. Bei den Galerensträflingen

Vinzenz wurde von Entsetzen und zugleich von tiefstem Erbarmen erfüllt, als er ihren seelischen Zustand wahrnahm. In dunkeln, engen Löchern siechten sie dahin, im Kot, gepeinigt von Ungeziefer, kaum mehr bekleidet, fast verhungernd, dazu niedergedrückt durch die Last ihrer Ketten; ohne jeglichen Trost und Beistand waren sie ganz verbittert, kannten keine andern Gefühle mehr als die des Hasses und der Rachsucht. Nun erweckte Vinzenz nicht nur das Mitleid des Generals, sondern legte ihm auch sofort einen Plan zur Besserung ihrer Lage vor, der ebenfalls gut geheißen wurde. Sämtliche Sträflinge wurden in einem vorerst gemieteten großen Hause vereinigt. Für ihre leiblichen Bedürfnisse interessierte der Bischof v. Gondi die vornehmen Pariser, die nun auch in ihrem neuen Gefängnisse sie aufsuchten und reichlich Geld und Kleider unter ihnen verteilten. Vinzenz aber, der sie oft besuchte und, um sie besser kennen zu lernen und ansteckend Kranke unter ihnen zu pflegen, sich längere Zeit zu ihnen einschließen ließ, wandelte durch seine Liebe, Sanftmut, Geduld und väterlichen Ermahnungen ihre bittere Seelenstimmung in Ergebung und Buße, ihre Flüche in Gebet, so daß „der Name dieses Tigerbezähmers," der zuvor in Paris unbekannt gewesen war, von Mund zu Mund lief, und die Sträflinge und der arme Priester für einige Wochen den ausschließlichen Unterhaltungsgegenstand des Hofes und der Stadt bildeten.

Ludwig XIII ernannte ihn zum Generalalmosenier der Galeeren. Als solcher besuchte Vinzenz 1622 auch die Galeeren selbst, wobei er mehrfach Anlaß nahm, Aufseher und Offiziere zu menschlicherer Behandlung der Ruderſklaven zu ermahnen.

Frau von Gondi hatte verschiedenen bestehenden Orden, so den Jesuiten, eine hohe Geldsumme angeboten, wenn sie sich verpflichten würden, alle 5 Jahre regelmäßig auf ihren Gütern eine Mission abzuhalten. Da aber alle ablehnten, so faßte sie in Gemeinschaft mit ihrem Manne den Plan, eine selbständige, ausschließlich für Mis- Missionspriesteranstalt

sionäre bestimmte Anstalt zu gründen und dieselbe der Leitung von Vinzenz zu unterstellen. Die Stiftung trat ins Leben im April 1625. Erzbischof Gondi machte das Haus Saint-Lazare für sie frei. Den hier eintretenden Priestern wurde zur Pflicht gemacht, so lange sie bleiben, ihre ganze Kraft den Landbewohnern zu widmen und und da, wo gerade missioniert werde, unter keinerlei Titel Gaben entgegenzunehmen. Für die Auswahl der einzelnen Orte zur Mission bedurften sie der Genehmigung des Erzbischofs. In größern Städten, namentlich Bischofssitzen, von denen man annahm, daß sie geistlich genügend versorgt seien, durften sie überhaupt nicht missionieren. Als weitere Aufgabe wurde den Missionspriestern die Fürsorge für die Galeerensträflinge übertragen. Als die Generalin schon
1625 im Juni starb, war des Vinzenz Beruf im Hause Gondi demnächst erfüllt. Denn der untröstliche Witwer legte sein Amt zu Gunsten seines noch sehr jugendlichen ältesten Sohnes nieder und ging ins Kloster! Der 12jährige Jüngste wurde einer Jesuitenanstalt zur Erziehung übergeben. Vinzenz konnte nun ganz nach Saint-Lazare übersiedeln.

1631 retraite für Priester

Bald verband er auch mit dem Hause die Gelegenheit für Priester, je vor dem Empfang höherer Weihen sich auf 10 Tage dahin zurückzuziehen. Hier hatten sie Zeit zum Nachdenken, sollten Generalbeichte ablegen, einen Repetitionskurs in Moraltheologie und den amtlichen Verrichtungen erhalten. Hunderte von Priestern, unter ihnen der berühmteste französische Kanzelredner, Bossuet, sind so durch die Anstalt gegangen.

Confréries de charité

Die Gründung von Frauenvereinen zu christlicher Liebestätigkeit an allen Orten, wohin die Missionspriester kamen, hatte ihren Fortgang. Vinzenz gab ihnen eine feste Ordnung, die er durch die Diözesanobrigkeit genehmigen ließ; außerdem sorgte er ihnen für Anleitung und Aufsicht. Zu derartiger Arbeit hatte er eine vorzügliche Kraft gewonnen an der im Jahr 1625 ganz jung verwitweten Frau Louise Le Gras, der Nichte des königlichen Siegelbewahrers und Marschalls de Marillac. Sie mußte die einzelnen Ortschaften bereisen, die Bedürfnisse der Armen erkunden, die Frauen vom Verein versammeln, belehren und ermutigen, sie mit Geld, Leinwand und Arzneien versehen. Ebenso sammelte sie die kleinen Mädchen um sich, ihnen die Anfangsgründe des Christentums beizubringen. Mit letzterem Geschäft betraute sie vor ihrem Abgang eine geeignete Person. Sehr beachtenswert ist, wie Vinzenz ihr einschärfte,

nichts ohne Genehmigung des zuständigen Bischofs zu unternehmen, in seiner Zustimmung, in seinen Verhaltungsmaßregeln oder in seinem Verbot den Willen Gottes zu erkennen und zu ehren. So allein war ein gedeihliches Zusammenwirken mit der Geistlichkeit möglich und wohl nicht nur einmal wurde der zuerst Abgewiesenen später doch noch die Türe aufgetan.

Frau Legras hatte nun den Gedanken, die Krankenpflegevereine auch nach Paris zu verpflanzen. Sie selbst leitete ihre Tätig- 1630
keit hier ein mit der Pflege eines pestkranken Mädchens, wobei Vinzenz sie einerseits im Gottvertrauen stärkte, andererseits sie warnte, nicht durch Überanstrengung ihre Heiterkeit einzubüßen, die er nicht nur für eine christliche Tugend, sondern namentlich auch für ein gutes Mittel hielt, um die Kranken ihr Leiden etwas vergessen zu lassen. Jedoch die Pflegvereine, die sich auf dem Lande trefflich bewährten, wollten, wie überhaupt in den Städten, so in Paris gar nicht gedeihen. Die vornehmen Frauen waren zu zart für den aufreibenden Krankendienst. Auch die Pflichten gegen die eigene Familie standen im Wege. So zogen sich die meisten Mitglieder bald auf die Bezahlung von Geldbeiträgen zurück.

Dadurch kamen nun Vinzenz und Frau Legras auf den Ge- Barmherzige Schwestern
danken, Mädchen vom Lande und arme Witwen von kräftiger Körperbeschaffenheit für den Krankenpflegeberuf eigentlich zu erziehen. Vinzenz wählte 3 oder 4 Mädchen aus, die ihm mit den körperli- 1633
chen Kräften die nötigen Eigenschaften des Geistes zu verbinden schienen, und Frau Legras nahm sie in die Lehre für die große Kunst der Liebesübung. Nach etlichen Monaten stellte sie dieselben an die Arbeit. Die filles de la charité (Töchter der barmherzigen Liebe oder, wie wir sagen) Barmherzigen Schwestern waren für die Hauspflege bestimmt bei solchen Kranken, die im Spital keine Aufnahme fanden. Aber die Schwestern erfreuten sich bald solcher Beliebtheit, daß ihre Zahl auf Hunderte und mit der Zeit auf Tausende stieg. Nun übernahmen sie auch den Dienst in den bestehenden Krankenhäusern, und die alles ins Auge fassende Liebe des Vinzenz schuf ihnen noch weitere Arbeitsfelder.

Im Jahre 1646 erlangte Vinzenz die kirchliche und königliche Genehmigung für die „Schwesternschaft," der er nun eine geschriebene Regel gab. Die Schwestern übernahmen zu den 3 gewöhnlichen Mönchsgelübden hin noch als viertes: am Krankendienst ihrer Genossenschaft zu bleiben. Dennoch wurden sie keine für ihre ganze Lebens-

zeit gebundenen Nonnen. Denn Vinzenz war klug genug, zu erkennen, daß die Armen und Kranken von ihnen übel versorgt werden würden, wenn einmal eine einen Widerwillen gegen ihren Beruf fassen und denselben nur noch gezwungen versehen würde. Deswegen ließ er vor zurückgelegtem 5tem Probejahr überhaupt keine ein Gelübde aussprechen, und auch dann sollte das Gelübde stets nur für 1 Jahr abgelegt werden, nach dessen Ablauf jeder die Erneuerung desselben oder der Rücktritt frei stünde. Obwohl Vinzenz die Schwestern ferner ausdrücklich als eine weltliche Gesellschaft bezeichnete, machte er ihnen doch zur Pflicht, in der Welt als solche zu leben, die der Welt völlig entsagt haben. Waren sie doch viel mehr als Nonnen den Gefahren der Welt ausgesetzt. Denn „es gibt für sie keine Klausur als den Gehorsam, kein Gitter als die Furcht Gottes, keinen andern Schleier als die Bescheidenheit.“ Darum suchte er sie namentlich innerlich zu festigen, sie hinzuleiten zu den Tugenden, deren sie für ihren Stand besonders bedürfen: Demut, Einfalt, barmherzige Liebe.

Für ihre Person sollten die Schwestern weder in gesunden, noch kranken Tagen besondere Ansprüche machen. „Warum sollten die Dienerinnen der Armen besser behandelt werden als ihre Herren?“

Nach dem Beispiel der ersten Christen sollen sie alle Einnahmen in eine gemeinsame Kasse legen, und keine soll über das gemeinsame Gut und vollends über das Armengut ohne die Erlaubnis ihrer Oberen verfügen.

Die Schwestern sollen darnach ringen, alle Leidenschaften, besonders Stolz und Unreinigkeit zu unterdrücken. Sie sollen alle Mittel anwenden, ihre Keuschheit zu bewahren, nicht nur vor Überrumpelung sich hüten, sondern schon vor dem Verdacht des Leichtsinns und Lasters, dies auch im Interesse der Genossenschaft und eines gesegneten Weiterwirkens derselben.

Dagegen sollen sie darum sorgen, daß sie mit der Hilfe Gottes im Stand der Gnade bleiben. Um alle Mühen, Unbequemlichkeiten, Widerspruch und Verleumdung mit aufrichtiger Heiterkeit tragen zu können, werden sie täglich den Herrn bitten, daß er sie mit einem besonderen Maß von Sanftmut und Geduld ausrüste. Nie werden sie vergessen, daß sie die Töchter der Liebe heißen und als solche Gott und den Nächsten lieben müssen.

Dienerinnen der Armen werden von sich selbst stets gering denken, aus keiner ihrer Handlungen sich einen eiteln Ruhm machen, für allen Erfolg Gott die Ehre geben, von dem Anregung und Gelingen kommt.

Ihre Hauptsorge soll sein, den armen Kranken zu dienen. Teilnehmend und herzlich sollen sie mit ihnen umgehen; sie sollen auch suchen, sie zu erbauen, zu trösten, zur Geduld zu stimmen, sie zu einer Generalbeichte und dem Empfang der Sakramente zu bewegen.

Sterben die Kranken, so sollen sie dem Begräbnis anwohnen und für die Ruhe ihrer Seele beten.

Wo sie zu sonstigen Verrichtungen gerufen werden, wie zum Dienst bei den Galeerensklaven, zur Erziehung von Findlingen, zum Unterricht bei den armen Mädchen, müssen sie sich vorstellen, daß sie den Heiland pflegen als Kind, krank, arm und gefangen.

Sie sollen auf die Reichen nicht mehr Sorgfalt verwenden als notwendig, und wenn gleichzeitig Arme zu bedienen sind, diese vorher versorgen.

Es waren den Schwesten tägliche Gebetszeiten vorgeschrieben. Aber die Sorge für die Armen und Kranken soll selbst dem Gebete vorgehen. Wo die Not oder der Gehorsam sie ruft, sollen sie denken: ich gehe von Gott weg, weil Gott mich gehen heißt.

Es darf aber keine ohne Erlaubnis der Oberin das Haus verlassen, und bei der Rückkehr soll sie ihr über ihre Tätigkeit Bericht erstatten. Außer bei Kranken werden sie keine Besuche machen, ebensowenig solche annehmen, am wenigsten von Männern.

Wo sie auf der Straße gehen, sollen sie sich nicht auffällig machen, den Blick senken. Sie sollen nicht stehen bleiben, um mit jemand, besonders vom andern Geschlechte zu sprechen. Muß es sein, so werden sie's kurz machen und rasch besorgen was zu tun ist.

Um sich ganz ihrer Liebesarbeit hingeben zu können, sollen sie sich losmachen von allen Familienbanden (de toutes les affections de famille). Dagegen soll sich ihre Nächstenliebe namentlich auch im Schwesternkreise bewähren. Sie sollen sich untereinander lieben und achten als Schwestern, welche Jesus Christus durch seine Liebe verbunden hat. Schon äußerlich sollen sie sich möglichster Gleichartigkeit befleißen in Lebensweise, Kleidung, Sprache, Art der Krankenbehandlung und besonders auch in ihrer Kopfbedeckung. Es soll bei ihnen keinen andern Wettstreit geben als darum, wer die niedersten Dienste verrichten und den untersten Platz einnehmen dürfe. Untereinander sollen sie sich ebenso vor Kälte und Abneigung wie vor persönlichen Freundschaften und Bevorzugungen hüten, weil beides die Quelle der Spaltung und des Untergangs einer Gesellschaft ist.

Als Vinzenz gewahr wurde, in welch abscheulicher Weise in Paris neugeborene Kinder, ungetauft, gewissenlosen Weibern übergeben wurden, die sie zu Tode plagten, zu verbrecherischen Zwecken weiter verkauften oder zu späterem Sündendienst großzogen, bewog er die Frauen seines Barmherzigkeitvereins, die Mittel zur Aufnahme von 12 Kindern zu beschaffen. Das Werk wuchs rasch, so daß man bald gegen 400 Kinder zu versorgen hatte. Die jüngsten mußte man Gedeihens halber zu Ammen aufs Land schicken; nachdem sie entwöhnt waren, kehrten sie in die Pflege der Barmherzigen Schwestern zurück.

Versorgung von Findlingen

1638

In einer Zeit allgemeiner Geldnot legte Vinzenz sich, seinen Missionspriestern und den Schwestern die größten Entbehrungen auf, um die

Mittel zur Erhaltung der Findlinge zusammenzusparen. Als dies nicht genügte, versammelte er die Frauen seines Vereins, und mit der hinreißenden Beredsamkeit, die ihm zu Gebote stand, stellte er ihnen vor, wie viele Kinder seither durch diese Arbeit für Zeit und Ewigkeit gerettet worden seien, wie man aber auf dem Punkte stehe, dieselbe ganz aufgeben zu müssen. Bisher seien sie die Mütter dieser Kinder gewesen; wenn sie jetzt nicht ausreichende Hilfeleistung beschließen, so werden sie ihre Richterinnen, die sie dem Tode überantworten. Da faßten die Frauen den einmütigen Beschluß, das Werk um jeden Preis zu halten. Der Staat aber sorgte zuerst für ein Anstaltsgebäude und später für ständige Einkünfte.

Das Anerbieten eines wohltätigen Bürgers, 100 000 Livres zu stiften, verschaffte Vinzenz die Mittel zum Ankauf eines Hauses zum „Jesusspital für Greise." Männer und Frauen wurden je in einem besonderen Teil des Hauses untergebracht. Schwestern übernahmen die Pflege und hielten die alten Leute zum Gebet, Arbeit nach dem Maße ihrer Kräfte, und ehrbarer Unterhaltung an. Es wurde das verschiedenste Handwerkszeug angeschafft. 1/3 des Arbeitsverdienstes bekam der Arbeiter, 2/3 das Haus. Die Aufnahme in diesem Spitale war so begehrt, daß frei werdende Plätze lange zuvor belegt wurden.

Jesusspital **1653**

Dieser Vorgang veranlaßte nun Ludwig XIV zur Gründung eines mit Mitteln reich ausgestatteten „Allgemeinen Spitals," in welchem alle Armen von Paris Aufnahme finden sollten. Die innere Einrichtung war der des Jesusspitals nachgebildet. Die Leitung sollten Vinzenz und seine Missionspriester übernehmen. Dagegen waren nicht nach des Vinzenz Sinn der ausgesprochene Zwang zum Eintritt, das begleitende Verbot des Bettels bei Strafe der Galeeren oder der Verbannung und die Austreibung der nicht in Paris geborenen seitherigen Bettler. An 40 000 Arme erging mit Trompetenschall der Aufruf zum Eintritt in das Spital; aber nur 5000 gehorchten. Die andern, wenn sie schon seither mit den schlimmsten Krankheiten und Gebrechen heimgesucht geschienen hatten, machten sich alle auf die Beine und überfluteten mit den Ausgewiesenen das Land. Auch hier sahen nun viele Gemeinden sich genötigt, das Beispiel von Paris nachzuahmen und eigene Spitäler zu errichten. Trotzdem erreichte der König seinen Zweck nur sehr unvollkommen. Das Allgemeine Spital, welches eine ganze Stadt bildete, beherbergte zwar in der Regel 20 000 Arme; daneben bestanden andere wohltätige Anstalten fort. Aber der Bettel hörte nicht auf. Viele der Geflüchteten schlichen sich wieder in Paris ein. Im Jahr 1659 machten sie in starken Scharen nicht weniger als 8 bewaffnete Einfälle und mußten mit Gewalt abgetrieben werden.

Das Allgemeine Spital Ludwigs XIV **1656**

Schon im Jahr 1694 wird geklagt, daß man in Paris vor Bettlern nicht gehen könne, und vor der Revolution war die Bettelplage aufs neue eine Gefahr für das ganze Volk geworden.

Ludwig XIII hatte auf dem Totenbette seiner Gemahlin, Anna von Österreich, empfohlen, während der Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes in allen Religionssachen und besonders bei Besetzung der Bistümer und einträglichen Pfründen Vinzenz beizuziehen, damit dieselben mit würdigen und wirklich frommen Männern besetzt würden. Darauf hatte die Regentin einen „Gewissensrat“ gebildet, zu dessen Vorsitzenden sie Vinzenz ernannte. Dieser war sich wohl bewußt, daß er mit seinem einfachen Kleide und seiner Geradheit nicht an den Hof paßte, hatte daher nur gezwungen angenommen. Aber stets behauptete er ebenso mutig als uneigennützig seine Ansicht gegenüber dem gewaltigen Kardinal Mazarin, dem eigentlichen Lenker des Staates. Dieser hatte sich selbst das Einkommen von 30 fetten Pfründen zu verschaffen gewußt; andere wichtige Stellen wollte er, ohne viel nach der geistlichen Tätigkeit zu fragen, mit Anhängern seiner politischen Richtung besetzen, die mehr französisch als fromm und romfreundlich war. Da ihm nun der Gewissensrat im Wege stand, berief er ihn so selten als möglich und wußte endlich die Königin zu seiner Aufhebung zu bereden. Vinzenz aber wurde privatim noch hie und da zur Königin befohlen, wenn diese in Religionsangelegenheiten reinen Wein eingeschenkt haben wollte.

1643 Vinzenz im Gewissensrat

Seine Beziehungen zum Hofe wie zu den namentlich Mazarin feindlich gegenüberstehenden Persönlichkeiten nützte Vinzenz in edelster Weise während des schrecklichen Bürgerkriegs der Fronde, um immer wieder beiden Parteien zu Menschlichkeit und **Frieden** zuzureden. Dabei scheute er sich nicht, einem Mazarin zu raten, er möge außer Landes gehen, damit die Aussöhnung des jungen Königs mit seinem Volke erleichtert werde. Ganz besonders aber war er darauf bedacht, **das leibliche Elend** der Opfer des Kieges **zu lindern**. Viele Tausende hungernder Pariser und nach Paris geflüchteter Landsleute speiste er täglich in St. Lazare, wofür später der Pöbel ihm, als angeblichem Freunde Mazarins, mit der Plünderung seiner Missionsanstalt gelohnt hätte, wenn nicht die königliche Garde sich ins Mittel gelegt hätte.

Tätigkeit im Bürgerkrieg 1648—52

Während des Krieges und noch geraume Zeit nach dem Friedensschluß herrschte in den vom Kriege am meisten heimgesuchten Provinzen namenloses Elend. Scharen von Bauern flohen aus ihren brennenden Hütten und irrten mit Weib und Kind hungernd und bettelnd im Lande umher. Aber auch die Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld oder an den Straßen zu hunderten liegen. Die Toten begrub man nicht; um Verwundete und Kranke nahm sich

niemand an. Da wandte sich Vinzenz mit der Bitte um Gaben an seinen Verein und an andere mitleidige Frauen und brachte so viel zusammen, daß er fast ein Jahr lang monatlich 15 000 Livres nach der Pikardie und Champagne schicken konnte. Ebendahin sandte er eine Anzahl von Missionären und Barmherzigen Schwestern. Sie sollten Ordnung machen, den Hungernden Brot, den Frierenden Kleider, den Obdachlosen Unterkommen, Verwundeten und Kranken Pflege verschaffen. Aber die ersten Missionäre wurden von den königlichen Truppen festgenommen, der mitgebrachten Vorräte beraubt, bis der
1651 König die Missionäre für unverletzlich erklärte, die Antastung ihrer Habe mit Todesstrafe bedrohte und Vinzenz zum Großalmosenier von Frankreich ernannte.

Vinzenz starb am 26. September 1660 in seinem 84sten Lebensjahre.

Charakter

Schwerlich hat der neuere Katholizismus einen weisern und verdienteren Mann aufzuweisen als ihn. Er vereinigte Herzenseinfalt mit außergewöhnlicher Klugheit und war beseelt von glühender Liebe zu den Armen. So große Summen durch seine Hand gingen, so viele reiche Pfründen er mitzuvergeben hatte, hat er doch nie etwas für sich oder auch nur sein Missionshaus begehrt. Auch dieses sollte arm bleiben.

Er selbst lebte in Nahrung, Kleidung und Wohnung wie die Ärmsten. Seine Sutane mochte abgetragen und geflickt sein, auch wenn er an den Hof kam; nur darauf sah er, daß sie stets rein und ohne Löcher sei. Erst in seinen allerletzten Lebensjahren gestattete er den Brüdern, ihm sein einfaches Stübchen notdürftig zu heizen. Denn er sah alles, was er über das dringendste Bedürfnis hinaus für sich brauchte, für einen Raub an den Armen an. Er schätzte die Armut als solche, weil sie den Menschen stets an Gott denken lasse und sein Herz zu ihm erhebe.

Nicht alles in des Vinzenz Lebensgeschichte kann uns gefallen. Es ist ihm nicht gelungen, den römischen und mönchischen Sauerteig ganz bei sich auszufegen.

Auch hierin dem Franz von Assisi ähnlich, lebte er ganz in den Evangelien, scheint aber in das Verständnis der neutestamentlichen Briefe nicht eingedrungen zu sein. Er hat keine Ahnung, daß Rom irgendwo falsch lehre, ist nicht ganz frei von seinem Aberglauben. Nur die Lehre vom Verdienst der Werke, wovon man denken sollte, daß er sie besonders betont habe, ist vielmehr bedeutend gemildert durch seine Demut und seine Erkenntnis der Pflicht, in den Notleidenden dem Herrn Jesu zu dienen, durch Nacheiferung seiner Liebe ihn zu ehren. Dagegen ging ihm für die von den Jansenisten wieder aufgenommene Lehre Augustins und für den Protestantismus jedes Verständnis ab. An den

von ihm gepflegten Liebeswerken hat auch der Wunsch, die Ketzer zur römischen Kirche zurückzuführen, bedeutenden Anteil. Denn es handelte sich für ihn und die ihm Untergebenen nicht bloß darum, die Armen leiblich zu versorgen, sondern auch ihren Seelen beizustehen, und Heil für die Seele gab es in seinen Augen nur in der Zugehörigkeit zur römischen Kirche. Aber so viel hat ihn sein stetes Achten auf Christi Vorbild in allen Vorkommnissen des Lebens doch gelehrt, daß er von Zwangsmaßregeln gegen die Ketzer und sogar von Überredungsversuchen an ihnen nichts wissen wollte, womit man nur die Tür ihrer Herzen zuschließe. So hat er dem Haupte des Jansenismus, dem Abte St. Cyran, zwar selbst seine Abweichungen von der katholischen Lehre offen und unerbittlich vorgehalten; als aber Richelieu ihn zum Zeugnis gegen denselben aufforderte, hat er, den Zorn des Gewaltigen nicht achtend, St. Cyran vielmehr in Schutz genommen. Erst des Vinzenz Missionäre sind die ärgsten Quälgeister der unglücklichen Protestanten auf den Galeeren geworden.

Zum widerlichsten für uns Protestanten bei Vinzenz und den von ihm Geleiteten gehört die schnöde Vernachlässigung der Familienbande und Pflichten. Vrgl. S. 184 mit 180. Es tut uns wehe zu hören, daß Vinzenz von der edeln Türkin, die in Ahnung der höhern Kraft des Christentums das Werkzeug wurde, ihn selbst aus der Sklaverei zu befreien, ihren Mann zum Christenglauben zurückzuführen, nicht anders als von einem „Kaiphas" oder „Eselin Bileams" redet; er überläßt sie ihrem Schicksal und führt den Ehemann ins Kloster. Eigentlich empört aber sind wir, wenn wir lesen, daß Vinzenz bei einem Besuche in seiner Heimat aus übertriebener Begeisterung für die Armut und für die Verwendung aller ihm zu Gebot stehenden Mittel für unglückliche Fremde oder auch schamlose Bettler, seinen eigenen Brüdern und Schwestern nur predigt, ihnen aber nichts gibt, und in nachherigem, monatelangem Kampf mit sich selbst einig wird, es dabei zu lassen, so daß sie schließlich dem Bettel anheim fielen. Wenn er wähnte, das sei nach dem Evangelium, so hat er Matth. 15, 5 f; 1. Tim. 5, 8; Joh. 12, 8 nicht beachtet.

Trotzdem stehe ich nicht an, auszusprechen, daß auch evangelische Christen für ihr persönliches Christentum von Vinzenz noch viel lernen können, ganz besonders aber Diakonissen und Diakonissenhausvorstände. Bedeutung

Für die katholische Kirche aber hat Vinzenz die allergrößte Bedeutung, sofern er am allermeisten dazu beitrug, dem tätigen Christentum den Sieg zu verschaffen über das im Mittelalter allem vorgezogene beschauliche Leben. Mit andern erkannte er, daß die selbstgenugsame beschauliche Frömmigkeit den niedergehenden Katholizismus nicht retten könne und daß die Echtheit des Christentums sich in seinen Früchten, in einer tätigen, arbeitsamen Liebe ausweisen müsse. Geschickter als andere aber wies er der frommen Tat

Ziel und Wege, wußte namentlich die Barmherzigen Schwestern aus den klösterlichen Schranken seitheriger Pflegegenossenschaften loszumachen und ihnen die größte Bewegungsfreiheit zu geben, ohne doch ihre Innerlichkeit und Sittlichkeit und ihren guten Namen zu gefährden.

Katholische Liebestätigkeit nach Vinzenz

Deshalb hat Vinzenz so viele Nachahmung und Nacheiferung gefunden. Es hat sich nach seinem Tode nicht nur die von ihm gegründete Genossenschaft von Barmherzigen Schwestern bedeutend vermehrt. Ältere Genossenschaften haben sich nach deren Vorbild umgestaltet; neue sind gegründet worden.

Die *französische Revolution* wollte mit all diesen Orden und ihren Liebeswerken aufräumen. Sie wurden aufgehoben, die Schwestern aus den Spitälern vertrieben. Standhafte Schwestern wurden mit Ruten gepeitscht oder mit dem Tode bedroht. In Angers starben 2 mutig auf dem Blutgerüste. Andere setzten trotzdem in der Verborgenheit ihre Tätigkeit an den Armen und Kranken fort. In den Spitälern aber brachten die kläglichen Erfahrungen, die man mit bezahlten Wärterinnen machte, erst recht zum Bewußtsein, was man an den Schwestern gehabt hatte. Napoleon I war klug genug, sie zurückzurufen und er begünstigte sie vollends, nachdem er ihre guten Dienste auf den Schlachtfeldern erfahren hatte. Der *religiöse Aufschwung*, der in allen Ländern nach der französischen Revolution und der Napoleonischen Bedrückung folgte, beförderte auch in Frankreich das Wiederemporkommen der früheren Orden und Vereinigungen. Das Wachstum wurde noch rascher, als seit den vierziger Jahren neue Revolutionsbefürchtungen in christlichem Unterricht und Jugenderziehung, im freien Zusammenschluß christliche Wahrheit und Tugend liebender junger Leute, in der Fürsorge für Dienstboten und Arbeiter, Heimatlose und Unglückliche aller Art, wichtige Mittel zur Niederhaltung des Revolutionsgeistes erkannten. Daher zählte man allein in *Frankreich* bis vor kurzem über 1000 männliche und weibliche *Orden* und Kongregationen für alle diese Zwecke. Es gibt Schwesternorden mit über 4000 Mitgliedern. Auf einzelnes hier einzugehen ist unmöglich.

Ebensowenig läßt sich jetzt schon ein Urteil abgeben über die
1903 *neuste Ordensaustreibung*, wie weit dieselbe verdient oder unverdient sei, ob sie zu bleibender Schwächung oder zu neuer Erstarkung katholischer Innerer Mission führen wird.

Das katholische Frankreich hat seine Ordensglieder nach allen

katholischen Ländern entsandt und dort den seinigen ähnliche Gründungen veranlaßt. In Deutschland wurde zuerst ein selbständiger Versuch zur Nachahmung der Barmherzigen Schwestern des Vinzenz von dem Weihbischof in Münster, Klemens Droste zu Vischering gemacht. Trotz der katholischen Grundlage durchzog ein evangelischer Geist die kleine Genossenschaft. Erste Oberin war die Tochter eines evangelischen Pfarrers, die katholisch geworden war, weil sie hatte Barmherzige Schwester in Frankreich werden wollen. Da war keinerlei Gelübde, und den Schwestern war dringend empfohlen, wohl ihren Stand hoch zu achten, andere Stände und Genossenschaften aber nicht für geringer zu halten. Barmherzige Schwestern in Deutschland 1808

Im Jahr 1811 wurden französische Schwestern von St. Charles in Nancy nach Trier verpflanzt und ihnen das Bürgerhospital daselbst übergeben. 1832 kamen Vinzentinerinnen von Straßburg nach München und Fulda. Diese haben zuerst sehr langsam, in den letzten Jahrzehnten aber ungemein stark sich vermehrt, so daß es jetzt in Deutschland viel mehr Barmherzige Schwestern gibt als Diakonissen. In diesen von Frankreich herübergekommenen Orden legt die Schwester bei ihrem Eintritt ein Gelübde auf Lebenszeit ab, und wird alles getan, ihr von Anfang an das höchste Bewußtsein von der Herrlichkeit ihres einzigartigen Standes einzuflößen. Während aber früher auch bei diesen Schwestern noch bis zu einem gewissen Grade ein Geist der Weitherzigkeit und Duldsamkeit gepflegt wurde und z. B. eine Novizenmeisterin in Nancy die jungen Schwestern warnte, sich ihren an sich schweren Beruf nicht künstlich noch schwerer zu machen, drängte der im 19. Jahrhundert neu zur Herrschaft gekommene Geist jesuitischer Glaubenstyrannei bald auch bei diesen Töchtern der barmherzigen Liebe auf Abtötung oder wenigstens heuchlerische Verleugnung der von Gott ins Herz gepflanzten Gefühle, innere und äußere Scheidung von der eigenen Familie, äußeres zur Schau Tragen der Frömmigkeit, selbst auferlegte Pein, die Sucht, Wunder zu erleben und drgl. Vrgl. II, 254 ff.

An einzelnen Orten wurden auch Klagen laut über Versuche der Schwestern, Evangelische in den Spitälern bald durch freundliche, bald durch rücksichtslose Behandlung ihrem Glauben abtrünnig zu machen. Ich persönlich muß zwar aus mehrfacher eigener Erfahrung sagen, daß Barmherzige Schwestern, wo sie Spital- oder Hauspflege auch an Evangelischen üben, durch linde Hand, geräuschloses Auftreten, zuweilen auch durch ein gutes Wort schon vielen wohl getan haben, Stellungnahme der Evangelischen zu den Barmherzigen

und daß wir ihrem Pflichteifer und Wandel alle Achtung zollen müssen. Aber gerade weil die eroberungssüchtige katholische Kirche die Macht, welche die Barmherzigen Schwestern über die Gemüter Andersgläubiger üben, so gut kennt und tatsächlich zu benützen sucht, unserer Freiheit Fallen zu stellen und uns um unsern gerecht und selig machenden Glauben zu betrügen, muß auch ich sagen: Ein Evangelischer, der seiner selbst nicht ganz sicher ist, sollte ohne die äußerste Not die Dienste Barmherziger Schwestern nicht in Anspruch nehmen, Spitäler und Anstalten, die anders gut verwaltet werden können, nicht in ihre Hände gelangen lassen. Daraus folgt aber andererseits auch die Verflichtung für uns, dafür zu sorgen, daß unsere verlassenen Notleidenden nicht die katholische Schwester vermissen und Mädchen oder Witwen, welche einen Trieb barmherziger Liebe haben und Zeit und Freiheit, ihn auszuüben, ihn innerhalb unserer eigenen Kirche in befriedigender Weise stillen können.

Gegenseitiges Verhältnis katholischer und evangelischer Liebestätigkeit

In welcher Weise dies tatsächlich geschieht und ferner zu geschehen hat, davon ist später zu sprechen. Es möge hier nur noch auf die allgemeine Tatsache hingewiesen werden, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch im Gebiet der Liebestätigkeit ein echt christlicher Wetteifer zwischen beiden Konfessionen (Hebr. 10, 24), ja sogar vielfaches Zusammenarbeiten bis auf das Gebiet der Bibelverbreitung hinaus stattgefunden hat. Vrgl. II, 332 f. Längst hat die Erstarkung des Konfessionalismus in beiden Kirchen dies aufgehoben und unmöglich gemacht. Aber einstmals hat man viel von einander gelernt. Weckten die Barmherzigen Schwestern in evangelischen Kreisen die Sehnsucht nach ähnlichem bei uns, so haben dagegen die deutschen Katholiken nicht von den Franzosen, sondern von ihren protestantischen Landsleuten abgesehen: Krankenbesuchsvereine, allerlei Rettungsanstalten, Brüderwesen, Jünglingsvereine, Diasporafürsorge und manches andere. Jetzt sieht auch noch ein Teil auf den andern, aber nur um sich von ihm den Rang nicht ablaufen zu lassen. Auf katholischer Seite ist das Bestreben unverkennbar, sich bei den nichtkatholischen Völkern als die allein wahre und allein seligmachende Kirche gerade dadurch wieder einzuschmeicheln, daß sie sich als die einzige hinstellt, welche volle christliche Liebe hat und sich der leidenden Bevölkerungsklassen mit Kraft und unfehlbarem Erfolg annimmt. Bereits ist es an dem, daß unsere evangelische Kirche weniger bedauern muß, dies und jenes zu entbehren, womit die katholische Kirche glänzt, als vielmehr sich hüten, durch die Kon-

kurrenz mit ihr auf falsche Bahnen gedrängt und von der ihr mit der Reformation eigens gestellten Aufgabe abgezogen zu werden. Diese besteht nicht in Errichtung von möglichst vielen Anstalten, in Herausziehung der von Herzen Frommen aus dem Volk und Sammlung derselben in Orden und Vereinen, in Abwälzung unserer persönlichen Pflichten auf diese wenigen Heiligen, vielmehr in möglichster Durchdringung der Volksmassen mit dem Lichte des Wortes Gottes und dem Salz der eingestreuten echten Christen, in treuer Pflege und Vervollkommnung der von Gott selbst gesetzten Ordnungen der Familie, des Staats und des jedem einzelnen von Gott gewiesenen Berufs. Vrgl. S. 170 f. und II, 164 ff.

c) Die Zeit des älteren Pietismus.

Weitere Quellen: Wie zu S. 29. Frick, die Franckeschen Stiftungen. Germann, Ziegenbalg und Plütschau.

In der evangelisch-lutherischen Kirche, wo die Liebestätigkeit nach vielversprechenden Anfängen in der Reformationszeit bald sehr heruntergekommen war (S. 173), hat Spener nicht nur Wünsche nach gehöriger Versorgung der Armen wieder laut werden lassen (S. 16); er tat auch was er konnte, um in den ihm anvertrauten Gemeinden eine Neuregelung des Armenwesens durchzusetzen, und es gelang ihm trotz anfänglichem Widerstand in Frankfurt 1679 und in Berlin 1695. Aber wirklich neu angefacht wurde das Feuer christlicher Liebe in Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus erst durch August Hermann Francke, der die Aufgabe mit einem in der lutherischen Kirche bisher nicht dagewesenen Eifer, Glauben und persönlicher Hingebung angriff und dadurch Werke ins Leben rief, welche die Welt in Staunen setzten. August Hermann Francke

Dabei ist für solche, welche auch fürs Reich Gottes arbeiten möchten, lehrreich, daß Francke nicht etwa einen großartigen Plan sich zum voraus ausgedacht und für dessen Ausführung nun nach Helfern und Gaben gerufen hat; sondern sein ganzes großes Werk zu Versorgung der Armen und gleichzeitiger Heranbildung von Arbeitern fürs Reich Gottes ist ganz allmählich aus den kleinsten Anfängen hervorgewachsen, indem er die täglich vor ihm liegende Liebespflicht erkannte, die Arbeit im Vertrauen auf Gottes Weiterhilfe glaubensvoll in Angriff nahm und sie trotz allen Hemmnissen und Schwierigkeiten unter Gottes wunderbarem Segen zum Ziel führte.

Als Pfarrer von Glaucha ließ Francke wie andere Leute in
1694 Katechisation von Bettlern Glaucha und Halle Donnerstags an Arme an der Türe Brot austeilen. Da kam ihm der Gedanke, hier wäre eine gute Gelegenheit, den armen Leuten, bei denen er viel Unwissenheit und Bosheit zu bemerken glaubte, auch an ihren Seelen zu helfen. So ließ er einsmals alle ins Haus kommen, stellte auf eine Seite die Alten, auf die andere das junge Volk und fing an, 1/4 Stunde lang die Jüngern aus dem Katechismus freundlich zu fragen. So tat er wöchentlich.

Dabei öffnete sich ihm ein immer tieferer Einblick in die Unwissenheit und den Mangel jeglicher Erziehung bei dem Volke und den daraus für Kirche und Staat hervorkommenden Schaden. Um nun bei den Kindern, welche wegen der Armut ihrer Eltern die Schule nicht besuchen konnten, einen bessern Grund zu legen, gab er
Bezahlung von Schulgeld ihnen das wöchentliche Schulgeld. Das nahmen sie, gingen aber doch nicht zur Schule, oder war wenigstens keine Besserung vom Schulbesuch zu spüren.

Sammlung von Mitteln Um auch für die verschämten Armen Mittel zu bekommen, ließ Francke wöchentlich eine Büchse bei Studenten und andern opferwilligeren Leuten herumgehen. Der anfängliche Ertrag war etwa 1/2 Taler. Bald aber ging so wenig ein, daß es nicht mehr der Mühe wert war, sie in Umlauf zu setzen. Deshalb ließ Francke in seiner Wohnstube eine Büchse festmachen und oben drüber die Worte schreiben 1. Joh. 3, 17: „So jemand dieser Welt Güter hat ꝛc, unten aber 2. Kor. 9, 7: „Ein jeglicher nach seiner Willkür ꝛc Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

Francke war hiezu ermuntert worden durch eine persönliche stärkende, Erfahrung. Er war beim Bibellesen auf die Stelle 2. Kor. 9, 8: „Gott kann machen, daß ihr reich seid zu allerlei guten Werken" gestoßen und hatte sich bekümmert gefragt: Wie kann Gott machen? Ich wollte gern Gutes tun, wenn ich was dazu hätte. Wenige Stunden hernach erhielt er ein Schreiben von einem christlichen Freunde, er müsse mit den Seinigen in der Armut verderben; borgen wolle er nicht mehr; wolle ihm jemand um Gottes willen geben, so wolle er es mit Dank annehmen. Auf nochmaliges Gebet und Seufzen kam Francke der Gedanke, eine Schrift zu schreiben, deren Ertrag er der armen Familie zukommen lassen wollte; sie verschaffte derselben in einem Jahre 1½ hundert Taler.

Nachdem die Armenbüchse im Pfarrhaus ein Vierteljahr befestigt gewesen war, legte die Frau des Kommissionsrat Knorr auf einmal 4 Taler 16 Groschen ein. Als Francke dieses Geld herausnahm, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Das ist ein ehrlich Kapi-

tal; davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen." Noch an demselben Tag kaufte er für 2 Taler Bücher und besoldete, in der Hoffnung auf weitere Geldbeiträge, die sich auch erfüllte, einen armen Studenten mit 6 Groschen wöchentlich, damit derselbe die armen Kinder täglich 2 Stunden unterrichte. Als die Kinder von 27 unter sie verteilten Büchern nur 4 wieder brachten, die andern behielten oder verkauften, brauchte er nur die Vorsichtsmaßregel, den ergänzten Büchervorrat nach der Schule einzuschließen. Im übrigen fuhr er unverdrossen fort. Der Erfolg dieses Unterrichts sprang so sehr in die Augen, daß nach Pfingsten schon Bürger um die Erlaubnis baten, ihre Kinder auch gegen ein Schulgeld von 1 Groschen wöchentlich schicken zu dürfen. So stieg die Schülerzahl auf 50—60. Jetzt wurde 5 Stunden täglich unterrichtet gegen eine wöchentliche Belohnung von 16 Groschen, freie Stube und Holz. Im Herbst mußten eine eigene Stube, im Winter deren 2 gemietet werden, worauf Bürgerskinder und arme Kinder getrennt wurden. Dazu konnten an die armen wöchentlich 2—3 mal Almosen verteilt werden.

Armenschule um Ostern 1695

Beitritt von Bürgerkindern

Da nun aber Francke bei den armen Schülern doch nicht die Früchte sah, die er zu sehen wünschte, weil außerhalb der Schule wieder verderbt wurde, was in derselben gepflanzt worden war, so teilte er etlichen guten Freunden den Gedanken mit, es sollten einige Kinder ganz in Pflege und Erziehung genommen werden. Sofort stiftete ein christliches Gemüt zu diesem Zwecke ein Kapital von 500 Talern im Herbst 1695. Von deren Zins wollte Francke 1 Waislein erhalten. Als ihm aber 4 vater- und mutterlose Geschwister zur Auswahl vorgestellt wurden, wagte er es auf den Herrn, alle 4 zu nehmen und brachte sie bei christlichen Leuten unter; am nächsten Tage kamen wieder 2; nach 14 Tagen hatte er schon 9 beisammen und bald noch weiter. Als Aufseher und Vermögensverwalter bestellte er ihnen den Theologiestudierenden Georg Heinrich Neubauer. Außer vielen kleinen Gaben für die Kinder gingen auch solche von 100, 300 und 1000 Talern ein.

Unterbringung von Kindern

Noch in demselben Jahre wurde zu Unterbringung der Schulen das Nachbarhaus um 365 Taler gekauft; daran wurden im Frühjahr 1696 2 Stuben angebaut. Dabei kam Francke auf den weitern Gedanken, in diesem Hause sämtliche Waisenkinder unter ihrem Hausvater zu vereinigen.

Hauskauf

Dasselbe Haus mußte aber noch einem weiteren Zwecke dienen.

Unterstützung von Studenten 1695 Francke hatte nämlich im vorangegangenen Jahre von einer Standesperson 500 Taler erhalten zur Versorgung von Armen, besonders armen Studenten. Von diesem Gelde erhielten über 20 Studenten wöchentlich zwischen 4 und 12 Groschen, was manchem die Möglichkeit, auf der Universität zu bleiben, verschaffte. Dagegen ließ sich trotz allem Bemühen nicht mit Sicherheit feststellen, ob solche Wohltat ausschließlich für die Notdurft und zu Gottes Ehre angewendet werde. In der Hoffnung, die wirklich Bedürftigen besser herauszufinden, auch über das ganze Tun und Lassen der Unterstützten eine bessere Aufsicht üben zu können, beschloß nun Francke, an Stelle der Geldunterstützung freie Kost zu reichen. Im September 1696 richtete er im Anstaltshause 2 Tische für je 12 arme Studenten ein. Eine Gegenleistung wurde für den Freitisch an sich nicht gefordert, sondern nur tägliche Anmeldung zum Essen morgens vor 7 Uhr. Dagegen suchte sich Francke aus diesen Studenten seine Armenschullehrer heraus.

Freitische 1696

Aber für so viele Zwecke und die stets wachsende Zahl der Schüler, Pfleglinge und Lehrer erwies sich das Anstaltshaus bald zu klein. Es mußte auch noch das nächstfolgende Haus zuerst gemietet, dann gekauft werden. Aber noch war der Raum für nunmehr 200 Personen (100 Waisen) zu klein. Die Einrichtung eines eigentlichen Waisenhauses erwies sich als unumgänglich. Neubauer wurde nach Holland geschickt, um die dortigen Anstalten zu studieren. Im April 1698 kaufte man um 1950 Taler den Gasthof zum goldenen Adler samt Garten zu dem zu errichtenden Waisenhaus. Als aber dieses Anwesen aus verschiedenen Gründen als ungeeignet erkannt wurde, kaufte man vom Stadtmagistrat und dem Giebichenstein einen großen freien Bauplatz, und Gott gab Francke Freudigkeit, sofort mit dem Bau zu beginnen.

im Sommer 1697

Bau des Waisenhauses, Juli 1698

Vorhanden waren die Mittel zur Anschaffung des größten Teils des erforderlichen Bauholzes; „aber zu den übrigen Materialien und dem Arbeitslohne mußte Francke von Woche zu Woche von der guten Hand Gottes erwarten, was dieselbe darreichen würde, den Bau fortzusetzen.“ Schon war das Fundament zu einem geringen Holzbau gelegt; aber auf die dringenden Vorstellungen des Baumeisters entschloß sich Francke zu einem Bau von Stein und, so berichtet er über jene Zeit, „Der Herr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: Baue du von Steinen; ich will dirs bezahlen. So hat ers auch mit der Tat bewiesen und von Woche zu Woche, von

Monat zu Monat gleichsam zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brot zerbröckelt was die Notdurft erfordert, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute wohl und zu ihrem herzlichen Vergnügen bezahlt worden."

Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Noch in der Zeit, da das Abführen von Schutt vom Bauplatz die Hauptarbeit war, wurde der Bauleiter von den Arbeitsleuten angelaufen, denen es bald an Steinen, bald an Sand, bald an Kalk fehlte. Wegen der Erntezeit und Mangels an eigenen Pferden wußte er keinen Rat, sondern zog sich ganz niedergeschlagen in sein Kämmerlein zurück, um etwas in der Stille zu sein und zu seinem Gott zu seufzen. Aber auch dahin verfolgte ihn der Maurermeister und stellte ihm vor, es müsse sofort Anstalt gemacht werden zu Herbeiführung der Steine und anderer Baumaterialien; sonst feiern die Arbeiter und wollen doch bezahlt sein. Noch mehr niedergeschlagen folgt der Bauleiter auf den Bauplatz. Da findet eben ein Taglöhner einen Pfennig und reicht ihm denselben. Er trägt die Inschrift:

Jehovah	Jehovah
Conditor	der Gründer
Condita	wolle das Werk
Coronide	mit dem Schlußstein
Coronet	krönen.

Dadurch ganz aufgerichtet ging er fröhlich wieder ans Werk, in der glaubigen Hoffnung, daß er den Bau noch in seiner Vollendung sehen werde. Wenige Tage nachher wurden 2 Pferde, nach einiger Zeit 2 weitere und bald noch eines geschenkt, die nun zu den Fuhren benützt werden konnten.

Öfters fehlte das Geld um die Arbeiter zu bezahlen. Einmal in einer Zeit äußersten Mangels kehrte Francke von einem Gang bei gar schönem Wetter freudig gestimmt nach Hause zurück. Alsbald suchte ihn der auf, welcher die Arbeitsleute noch an demselben Tage, einem Samstag, ausbezahlen sollte und fragte: „Ist was kommen?" Francke antwortete: „Nein; aber ich habe Glauben an Gott." Kaum hatte er ausgeredet, so ließ sich ein Student bei ihm melden, welcher 30 Taler von jemand, den er nicht nennen wollte, brachte. Francke ging darauf in die Stube zurück und fragte den ersten, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedürfte. Er antwortete: 30 Taler. Francke sagte: „Hier sind sie" und fragte, ob er mehr brauchte. Er verneinte. „Welches denn beide im Glauben sehr stärkte, indem sie so gar augenscheinlich die wunderbare Hand Gottes erkannten, der in dem Augenblick gab, da es von nöten war und so viel, als von nöten war."

Oft wußte man nicht, woher das Geld nehmen, um den gleichfalls weiter zu führenden Haushalt zu bestreiten. Schulden wollte man auch bei so großem Mangel nicht machen, nicht einmal die opferwilligen Freunde geradezu anbetteln. Lieber schränkten sich Francke und seine Mitarbeiter selbst aufs äußerste ein, sie machten zu Geld was man nicht dringend brauchte z. B. geschenkte silberne Löffel oder die eigenen Bücher.

Auch das reichte nicht weit. Nun aber hielt Francke darauf, daß man Gott die Ehre antat, ihn zu bitten. So sagt er einmal zu seinen Gehilfen: „Ihr suchet alle von mir. Ich weiß einen andern Mann.“ Kaum hatte er ausgeredet, so steckte ihm ein Freund heimlich 14 Dukaten zu.

Auch Gott pflegte Francke nicht anzuwinseln, sondern auch wo er etwas bedurfte, nahte er sich ihm dankend und lobpreisend. So erzählt er: „Es geschah, daß ich zu einer Zeit einer großen Summe benötigt war, wo ich nicht sah, woher ich 10, geschweige 100 Taler bekommen könnte. Es kam der Hausverwalter und zeigte die Notdurft. Ich beschied ihn, er sollte nach der Mittagsmahlzeit wiederkommen und gab mich inzwischen aufs Gebet. Als er aber wiederkam, war noch nichts vorhanden, daher ich ihn auf den Abend wiederkommen hieß. Ich ward inzwischen von einem vertrauten christlichen Freunde besucht, mit welchem ich mich dann im Gebet vor Gottes Angesicht vereinigte und ward sehr bewegt, Gott zu loben und zu preisen für alle seine Werke und Wunder, die er von Anbeginn an den Menschenkindern erwiesen hat, also daß mir die vornehmsten Exempel der ganzen H. Schrift in meinem Gebet zu Gemüte kamen. Daher ich auch in solchem Lobe Gottes so gestärkt ward, daß ich dabei blieb und nicht nötig fand, Gott ängstlich zu bitten, daß er mich aus gegenwärtiger Not erretten möchte. Da nun dieser gute Freund von mir wegging und ich ihn durchs Haus bis an die Tür begleitete, stund an der einen Seite der Hausverwalter und wartete, daß ich ihm das verlangte Geld auszahlen möchte; an der andern Seite stund eine andere Person, welche 150 Taler brachte in einem versiegelten Beutel zu Behuf des Waisenhauses. So kam Francke so weit, sich über besondere Not als über ein Vorzeichen kommender Freude zu freuen. Als einst an einem Abend sein Zahlmeister ihm sagte: „Unser Geld ist alle,“ antwortete ihm Francke: „Des freue ich mich. Denn das ist ein Zeichen, daß uns Gott aufs neue etwas bescheren wird. Der hat mir von Kindheit auf ein paar neue Schuhe gegeben, wenn die alten zerrissen gewesen.“

Auch in schweren Prüfungsstunden — und sie kamen so vielmal, daß er sie nicht zählen kann — hielt sich Francke an die von dem Herrn gegebenen Verheißungen: „Sehet an die Lilien auf dem Felde etc.“ er stärkte sich an dem andern: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes etc.“ „ließ die Sorge fahren und arbeitete in seiner Seele, sich nur immer näher mit Gott im Glauben zu vereinigen.“ Auch mit Ps. 50, 12 tröstete er sich und redete sich selbst zu. Der Herr bedarf deiner Sorgen nicht, wenn ihn in seinen Gliedern hungern würde, sondern weiß selbst wohl, wie er Rat finden soll. Namentlich aber sagte er sich: „Es ist nicht mein, sondern Gottes Werk, welches ich mit meiner Kraft erhalten und versorgen weder kann noch darf und nur im Gebet und kindlicher Zuversicht dem anzubefehlen habe, der es angefangen und auch bisher seine Allmacht daran bewiesen.“ So darf er dann auch bezeugen: „Wenn ich also das Waisenhaus mit all seiner Notdurft in Gottes Hände einfältig übergeben, hat sich jedesmal zu rechter Zeit die nötige Hilfe gefunden.“

Gott gab verschieden. Das einemal hieß es: „Ehe sie rufen,

will ich antworten." Oftmals kam gerade im Augenblick des auftauchenden Bedürfnisses was man brauchte und gerade so viel, als man brauchte. Manchmal aber hieß es: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen" und man mußte warten, so lange, bis vor menschlicher Vernunft alle Hoffnung aus war. „Dann aber brach Gott mit seiner gnädigen Hilfe herein und erquickte sie, wie in der allergrößten Dürre das Land von einem schönen Regen erquickt wird." So kamen einmal in einer Zeit stärkster Prüfung plötzlich „5000 Taler auf einmal von einem, der nicht genannt sein wollte und auch Francke von Angesicht unbekannt war."

Unter allen Ständen zündete Gott in den Herzen „die so sehr erkaltete Liebe wieder an, daß sie Geld und Gut zur Armenunterstützung herausstaten." Namentlich von hohem und niederem Adel des ganzen Deutschlands hat Francke auffallend reiche Unterstützung gefunden. Oft mußten aber auch größere oder kleinere Geldstücke, welche Besucher des Hauses in die Armenbüchse warfen, der stockenden Haushaltung weiter helfen. Es konnte vorkommen, daß der Hausverwalter trotz allem Bemühen nicht vor Dunkelwerden die nötigen Pfennige zu Lichtern für die Abendbeleuchtung zusammen brachte. Einmal, da man von allem fast ganz entblößt war, kam ein Scharfrichter und verehrte 4 Taler. Ein andermal brachte ein Bauer so viel Münze, als er mit der Hand fassen konnte; es betrug 5 Reichstaler. Oft gaben Leute, welche selbst in kümmerlichen Umständen lebten. Wer kein bar Geld hatte, schenkte, was er von Wertgegenständen besaß, von zinnernen Bechern, Schüsseln, Tellern bis zu silbernen Knöpfen, Löffeln, Bechern, goldenen Ringen mit echten Steinen, ferner Armbänder, Halsketten, ganzen Garnituren silberner und goldener Spitzen. Auch die für die Waisen sehr notwendigen Naturalgaben wurden reichlich gebracht: Korn, Erbsen, Käse, Fische, Fleisch, Bier, Salz, auch Federbetten, Leinwand zu allen Zwecken, Tuch, Leder, Hemden, Mützen, Unterkleider etc. Manche außerhalb des Hauses Stehende und selbst weniger Bemittelte leisteten wertvolle Mitarbeit, indem sie guten Rat gaben und die Fürsprecher bei Gott und Menschen machten.

Als die wichtigste Förderung seines Werkes sah Francke es an, daß Gott ihm von Anfang an ständige Mitarbeiter wie Neubauer, Elers und andere verlieh, die in aufrichtiger Liebe zu Gott und ihrem Nächsten standen. Sie dienten ohne Gehalt, allein um Christi willen und ließen bei ihrer vielen Arbeit sich mit der äußersten Notdurft genügen. Fiel ihnen von anderer Seite etwas zu, so wandten sie auch das noch dem Werke zu. Durch ihre herzliche Liebe, gegenseitige Unterstützung, Mahnung und Stärkung erleichterten sie Francke die Arbeit sehr. Unterstützung des Werks

Einer der freigebigsten Förderer und zuletzt selbst Mitarbeiter an dem in Halle betriebenen Werke war der Freiherr von Canstein in Berlin. Vor seinem Lebensende noch gründete er die Bibelanstalt (II, 62). Den Rest seines Vermögens vermachte er den Franckeschen Anstalten.

Das Bibelwerk erhielt namhafte Unterstützung vom dänischen Hofe. Auch von Holland und besonders von England, wo man die Nachrichten vom Waisenhause mit großem Interesse las, kamen Gaben nach Halle. In England suchte man außerdem Francke nachzuahmen durch Errichtung von Armenschulen, Katechisation des unwissenden Volks und Herausgabe erbaulicher Schriften.

Von höchstem Werte für Francke und seine Anstalten erwies sich die nur kurze Zeit (vor dem Tode Friedrichs I) unterbrochene Gunst des preußischen Königshauses. Nachdem Friedrich Wilhelm I einmal Franckes Wert erkannt hatte, hielt er treu zu ihm, solange Francke lebte. Selbst bei auswärtigen Fürsten trat er für Francke und dessen Gesinnungsgenossen ein. Er bestätigte und erweiterte wertvolle Privilegien für das Waisenhaus. Dasselbe wurde von einem Teil der Akzise und Abgaben befreit. Es wurden ihm Gelder von Polizei- und gerichtlichen Strafen zugewiesen, eine Landeskollekte bewilligt. Dagegen begegnete die Verordnung, daß jede Kirche im ehemaligen Herzogtum Magdeburg jährlich 1 Taler an das Waisenhaus abliefern solle, so großem Unwillen, daß darauf verzichtet wurde. Deswegen war für das Waisenhaus wichtiger die königliche Erlaubnis, nicht nur seine eigenen Handwerker, also Schneider, Schuster, Schmied, Schreiner, Strumpfmacher zu haben, mit dem Recht für dieselben, Gesellen und Lehrjungen zu halten, sondern auch eigenen Buchladen, Druckerei und Buchbinderei, sowie eine Apotheke zu besitzen.

Buchhandel und Apotheke dienten den Bedürfnissen des Hauses und der Anstalten, gewährten die Möglichkeit, eine Anzahl weiterer Anstaltszöglinge länger oder dauernd im Hause zu behalten, wurden aber mit der Zeit eine wichtige Einnahmequelle.

1699 Das Haus hatte lange unter schweren Krankheiten gelitten. Das hitzige und Fleckfieber raffte die besten Leute im Anstaltsdienst und die am meisten Hoffnung erweckenden Anstaltskinder weg. Da vereinigte man sich zum Gebet zu dem, der bisher so väterlich geholfen, er möchte ihnen doch eine Arznei wider die hitzigen Fieber und andere Krankheiten zusenden, damit sein Werk im Segen möge fortgehen und nicht so viel junge Gemüter vor der Hälfte ihrer Jahre, ehe sie ihrem Nächsten in der Welt mit ihrer Gabe gedient, hingerissen würden. Kaum 4 Wochen vergingen, so präsentierte ein vornehmer Gönner, der nichts von ihrem Anliegen wußte, ein Specificum wider das Fleckfieber und tat dem Waisenhaus die Zubereitung dieses Mittels kund. Verschiedene an Fleckfieber gefährlich Darniederliegende wurden durch den Gebrauch dieser Arznei in wenig Tagen gesund. Wo dieselbe sofort angewendet wurde, starb niemand mehr an dieser Krankheit. Später bekam man noch weitere kräftige Heilmittel, unter denen besonders berühmt war die essentia dulcis,

welche für Gliederschmerzen, offene Schäden, Augenleiden und vieles andere mit bestem Erfolg angewendet wurde. Dieselbe wurde sogar in ferne Länder verschickt. Man gab aber nicht bloß einzelne Arzneien für den Bedarf ab, sondern stellte bereits kleine Hausapotheken für den Verkauf zusammen.

Der Buchhandel war mit der Ausgabe einer Predigt von Francke von der Pflicht gegen die Armen begonnen worden. Schließlich wurden Predigten von Francke auf alle Sonntage gedruckt und verkauft. 1699 bezog der regsame Elers die Leipziger Messe mit Schriften Speners und erhandelte dafür von den Buchhändlern angebotene Schriften ihres Verlags. Man war jedoch bestrebt, von schlechter Ware und ebenso von allen unredlichen Kunstgriffen beim Handel sich frei zu halten und auch bei diesem Geschäft Gottes Ehre und die Erbauung des Nächsten zu suchen. Bald war man so weit, daß man deutsche und böhmische Neue Testamente, hebräische Bibeln und griechische Neue Testamente herausgeben konnte, wozu wieder die wissenschaftlichen Institute des Hauses mithelfen mußten. 1697

Über den Sorgen des äußern Baus vergaß man nicht die Hauptsache, die Sorge für Leib und Seele der Waisen. Während man jeden Luxus vermied, sparte man weder Platz noch Geld, um hohe, luftige Räume herzustellen, ebenso jedem Kind eine eigene Bettstelle zu geben. Francke brauchte ein außerordentlich zahlreiches Personal, weil er seine Kinder nie ohne Aufsicht lassen wollte, und wenn ein Angestellter in Lehre oder Leben nicht, wie erwartet, andern vorleuchtete, der mußte weichen. Wie Francke alle seine Waisenkinder außer durch Schulunterricht auch durch Beschäftigung mit Handarbeiten fürs Leben geschickt zu machen suchte, so wußte er andererseits aus ihnen „schöne und herrliche ingenia herauszufinden," die er studieren ließ. So erzog er viele tüchtige Männer, die in Kirche und Schule Hervorragendes leisteten, während sie ohne ihn verkommen wären.

Sonstige Wohltätigkeitseinrichtungen

Aber auch die Fürsorge für andere Arme durfte über dem Waisenhause nicht zurückbleiben. 1698 gründete Francke ein eigenes kleines Witwenhaus und 1704 ein zweites für je 4 Witwen.

Sie erhielten freie Wohnung, Holz, Licht, Bekleidungsgegenstände, Arzneien, ein weniges an Geld; was sie sich weiter verdienen konnten, durften sie behalten. Sie hatten einen Garten zur Benützung, eine Magd zur Bedienung. Täglich wurden 2 Betstunden mit ihnen gehalten. Auch war „der Endzweck dieser Anstalt, daß die armen Witwen nicht nur ihre Versorgung haben, sondern auch sonderlich für die Wohlfahrt der Stadt und des ganzen Landes wie auch für die hohe Landesobrigkeit und ganze christliche Kirche fleißig beten sollten."

Für Glaucha wurde eine feste Almosenordnung für Ein- 1697

heimische und Fremde aufgestellt. Später wurde dieselbe auf die Stadt Halle ausgedehnt, wogegen ihrer Einführung in ganz Preußen sich verschiedene Hindernisse entgegenstellten.

Aufbringung der Mittel und Verwaltung war ähnlich wie in der Reformationszeit S. 172. Hier aber beschränkte man sich nicht auf einen Anteil am Klingelbeutelopfer, auf Sammlungen an Bußtagen, bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, sondern man war sehr findig, auch bei allen möglichen andern Gelegenheiten Gleichgültige und Widerwillige zum Geben zu nötigen, so bei Schließung von Verträgen, bei Meisteressen, wenn ein Knabe in eine Lehre tritt und wenn er frei gesprochen wird. Der Armenkasse fielen Strafgelder zu für Vergehen gegen die Kleiderordnung, Entheiligung von Sonn- und Festtagen, Tanzen, Spielen, Halten von Musikanten, für Fluchen, Saufen, Streithändel. Der Pfarrer hielt beständig ein Almosenbuch, um es fremden Besuchern vorlegen zu können. Am Glauchischen Tor sollte allen Durchreisenden eine Büchse für die Armen vorgehalten werden. Am 1. Sonntag nach Trinitatis zogen die Armen unter Führung des Armenvogts durch die Straßen, und baten um Brot und Geld, was nachher im Pfarrhause unter die einzelnen verteilt wurde. Sonst war der Bettel verboten. Arme Kinder wurden in Erziehung gegeben. Wirklich Bedürftige wurden aus der Kasse unterstützt. Kranke wurden ärztlich untersucht und mit Arzneien versehen. Auch an arme Handwerker, an Vertriebene und Abgebrannte wurden Beihilfen gegeben. Mit allen von auswärts Kommenden aber wurde eine genaue Untersuchung angestellt. Ihre Briefe wurden ihnen abgenommen und sorgfältig geprüft. Auf eine bestimmte Stunde vormittags 11 Uhr oder abends etwa 4 Uhr wurden sie wieder herbestellt, um von einem bestellten Katecheten „nach dem Grund ihres Christentums befragt, nach Befinden in den nötigsten Stücken bescheidentlich unterrichtet und mit Ermahnung und christlichem Trost versehen zu werden." Die sich dazu hergaben, wurden nach Bedarf unterstützt. „So aber einige nicht aus Liebe zum Wort Gottes auf die Almosen warten wollten oder gar sich weigerten, einen Unterricht vorher anzunehmen," die wurden ohne Almosen abgewiesen, desgleichen die starken, unnützen Bettler.

Fortgang der Lehranstalten

Ebenso wie die Wohltätigkeitsanstalten blieben auch die verschiedenen Schul- und Lehranstalten erhalten und wurden nach innen und außen weiter ausgebildet. Nur die von Francke schon als notwendig erkannte höhere Mädchenschule mußte wieder aufgegeben werden. Dagegen mehrten sich die Armen- und Bürschulen neben den Waisenschulen. Für begabte Waisen und andere Knaben wurde eine Lateinschule gegründet.

1695, als adelige und andere Familien von Francke Hauslehrer verlangten, hatte er ihnen den Vorschlag gemacht, ihre Söhne lieber nach Halle zu schicken. Hier ließ ihnen Francke sorgfältigen Unterricht und Aufsicht angedeihen. 65 Zöglinge hatten 12 ordentliche und 7 außerordent-

liche Informatoren. Zwar gab es in dieser Erziehungsanstalt, die frühe schon zum königlichen Pädagogium erhoben wurde, weder Spiel, noch schulfreie Tage oder Halbtage. Dagegen verschaffte Francke den Zöglingen Erholung durch Wechsel in der Arbeit und Gelegenheit zur Ausübung aller möglichen Künste, an denen die Jugend sich erfreut, Drechseln, Glasschleifen, Malen 2c. Für den Unterricht wurden die Schüler nicht streng nach Klassen abgeteilt, sondern jeder Schüler lernte die einzelnen Fächer bei der Abteilung, der sein Können gerade in diesem Fache entsprach, was sicher der in Schulen sonst so häufigen Entmutigung der in den Lieblingsfächern des Lehrers Zurückgebliebenen wehrte. Auch sollten nie mehr als 3 Fächer auf einmal neu gelernt werden, wogegen früher Gelerntes tüchtig repetiert wurde. Trotzdem umfaßte der Lehrplan viel mehr als der anderer Schulen: außer Latein, Griechisch, Hebräisch, gutem deutschen Aufsatz und Schreiben einer feinen Hand: Geographie, Geschichte, Arithmetik und Geometrie, Astronomie, Botanik, Anatomie und die vornehmsten Fundamente der Medizin, auch Musik.

Francke als Pfarrer

Francke verwaltete trotz seiner vielen Arbeit das eigene Pfarramt musterhaft mit einem oder zwei Helfern. Fast täglich wurden Bibelstunden und Katechisationen gehalten. In der Predigt kümmerte er sich nicht um die alten Ketzereien, sondern legte alles darauf an, daß den Unbekehrten die Augen aufgetan, die Erweckten zum Durchbruch gebracht werden. Christliches Leben in der Gemeinde wirklich einzuführen, verbreitete er kürzere und längere gedruckte Anweisungen dazu, machte auch nach zuvoriger Anmeldung Hausbesuche, wobei mit sämtlichen Hausgenossen, auch Dienstboten und Kindern in freundlichem, herzlichem Ton gesprochen wurde. Man übte strenge Kirchenzucht bis in die Professorenfamilien hinein. Ebenso suchte er auch als Professor die in Halle studierenden Theologen für ihr Amt aufs beste vorzubereiten. Soweit sein und seiner Anstalten Einfluß reichte, drang er auf fleißiges Studium und geordnetes Leben. In allen seinen Vorlesungen suchte er den Studenten ans Herz zu kommen. Er hielt ihnen aber auch besondere paränetische Lektionen (Erfahrungsstunden), damit die künftigen Pfarrer zuerst selbst recht gegründet würden; die einzelnen beriet er schriftlich und mündlich. Wegen der sonstigen Vernachlässigung des religiösen Unterrichts gründete er ein besonderes katechetisches Institut. Das Lehrgeschick überhaupt wurde durch Verwendung der Studenten beim Volksschul- und Gymnasialunterricht gefördert; es wurde aber auch noch ein eigenes Lehrerseminar eingerichtet. Für höher begabte Theologen errichtete Francke das Collegium orientale theologorum, wo dieselben sich außer in Griechisch und Hebräisch in einer ganzen Anzahl von orientalischen Sprachen ausbilden konnten. Wiederholt wurden

an demselben gelehrte Araber als Lehrer angestellt. Einmal waren 5 Griechen darin, um sowohl zu lernen als zu lehren.

Wirkung in die Ferne

Durch alle diese Einrichtungen wurden viele Studenten und auch bereits examinierte, z. B. württembergische Magister nach Halle gezogen. Die dort Geschulten trugen den in Halle in sie gelegten Samen nach auswärts. Von Francke auf Begehren ausgesandte Studenten und Kandidaten wirkten aber nicht etwa bloß als Jugendlehrer in vornehmen Häusern und Schulanstalten; sondern wir sehen, daß die Aussendung zum Teil als eigentliches Werk Innerer Mission betrieben wurde, wenn wir lesen, wie weniger bemittelte christliche Familien z. B. in Merseburg und Erfurt sich von Francke einen gemeinschaftlichen Lehrer für ihre Kinder erbaten, der dann zugleich Gemeinschaftsleiter für die Erwachsenen in Stadt und Umgegend wurde.

Der Mann, der so wenig nach Menschengunst fragte, daß er sogar einmal in Bezug auf den ihm sehr förderlichen preußischen Hof schrieb: „Was der Hof ertragen kann oder nicht, gehört nicht zu meinem Reglement,“ gewann mit der Zeit ein ganz einzigartiges Ansehen. Die Stadtgeistlichkeit und die theologische Fakultät von Halle ließ sich immer mehr von ihm lenken. Fürsten und Grafen suchten seine Freundschaft und seinen Rat. Er wurde eigentlich der Vertraute des Königs Friedrich Wilhelm I. Als der Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen in Zeitz katholisch geworden war, veranstaltete seine Gemahlin, eine Tochter des großen Kurfürsten, mit des Herzogs Bewilligung einen Besuch Franckes in Zeitz. Dieser hielt es nun keineswegs für seine Aufgabe, den Herzog so rasch wie möglich zum Rücktritt in die evangelische Kirche zu bewegen, wohl aber ihn zu einer gründlichen Bekehrung zu bringen. Und
1717 eben damit gelang beides. Als Francke zu seiner Erholung eine lange Reise nach Süddeutschland machte, wurde er fast wie ein Fürst geehrt, bewirtet, in fürstlichen und städtischen Kutschen abgeholt und weiter geleitet. An vielen Orten mußte er predigen. Fromme und gelehrte Männer begehrten seinen Segen für sich und ihr Haus. Kränkungen, die ihm vom württembergischen Hofe und von einem einzelnen Ulmer Pfarrer zugedacht waren, verwandelte er durch ebenso große persönliche Gelassenheit als unbeugsame Festigkeit, allerdings nicht ohne merkliche Hindeutung auf seinen Landesherrn, den König von Preußen, in um so größere Ehrungen. Die verschiedenen Anstalten des Waisenhauses fanden nicht nur in Deutschland und

England, sondern einmal sogar in Sibirien Nachahmung durch dahin gefangen geführte schwedische Offiziere und Soldaten, die durch Franckesche Traktate zu lebendigem Christentum angeregt worden waren. Von der Unterstützung und Leitung Äußerer Mission durch Francke muß später noch besonders geredet werden. 1713—21

Durch das Übermaß von Arbeit frühzeitig aufgerieben, starb Francke am 8. Juni 1727.

Die Leitung der Anstalten oder wie sie jetzt heißen, der „Franckeschen Stiftungen" ging, nachdem mehrere der tüchtigsten Mitarbeiter ihm im Tode vorangegangen waren, zunächst über auf Franckes Schwiegersohn Freylinghausen, seinen langjährigen Gehilfen im Pfarramt, Herausgeber des „Neuen geistreichen Gesangbuchs" mit 800 Liedern, und auf den Sohn Gotthilf August. Von den Nachfolgern wurde bald dieser, bald jener Zweig des Werks mehr gepflegt, etwa auch geänderten Zeitverhältnissen entsprechend umgestaltet. Im wesentlichen sind die Gründungen Franckes bis heute erhalten geblieben. Auch außerhalb Halles wirken sein Vorbild und manche von ihm nur in Entwürfen aufgestellte Gedanken heute noch nach in Innerer und Äußerer Mission, im preußischen Kirchenregiment, im Armen- und Volksschulwesen, Lehrerbildung ꝛc. Fortdauer der Anstalten

Unmittelbar nach Franckes Tod stieg sogar noch das Ansehen des halleschen Pietismus. Seine Grundsätze fanden in Preußen eigentlich staatliche Anerkennung. Allein die Herrschaft und Hoffähigkeit desselben dauerte nur kurze Zeit. Nicht lange stand es an, so verschwand der Pietismus selbst fast völlig wieder in Norddeutschland. Noch bedauerlicher ist, daß die durch Francke hervorgerufene allgemeine Belebung von Glauben und Liebe in unserem evangelischen Volke so bald wieder nachließ. Francke selbst hatte schon das Nachlassen der Begeisterung in der zweiten Generation der studierenden Jugend zu verspüren gehabt. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir eine Hauptursache dieses Rückgangs sehen in dem zwar nicht Francke persönlich, aber seinem Werk anhaftenden gesetzlichen Wesen, vielfach lästigen Zwang und Mangel an echt biblischer Tiefe, Weite und Freiheit. Das alles wurde durch die Unterstützung des Soldatenkönigs und die allgemeine Anlehnung der Hallenser an Fürsten und Herren nicht besser. Darüber versäumte es die von Francke und seinen Anhängern betriebene Innere Mission, erst im Volke recht Wurzel zu fassen und auf möglichste Selbständigkeit der Erweckten hinzuarbeiten. Das ordentliche Pfarramt aber mag manchmal von Die Franckesche Richtung

unreifen Kandidaten vor den Kopf gestoßen worden sein, was hinwiederum zu den obrigkeitlichen Verboten der Privatversammlungen, dieser kräftigsten Unterstützungspunkte christlichen Lebens sowohl als der Werke Innerer und Äußerer Mission, viel beigetragen haben dürfte.

d) Die Zeit der Aufklärung.

Weitere Quellen: Blochmann, Heinrich Pestalozzi. Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens.

Die Zeit der Aufklärung, die schon auf S. 65 ff besprochen worden ist, war anfänglich der Liebestätigkeit nicht förderlich. Denn ihre Wortführer achteten alles Bestehende gering, fragten immer nur: Was ist nützlich und was macht mich glücklich? Für das Elend der Armen selbst und vollends für die Notwendigkeit einer Sünder rettenden Liebe fehlte Empfindung und Verständnis.

Andererseits begünstigte aber doch die Niederreißung vieler seitherigen Schranken das Aufkommen neuer Gedanken und solcher Männer, die sie mit ihrem ganzen Leben zum Ausdruck brachten. So wurde namentlich der Gedanke der Humanität, der Kenntnis und Pflege alles echt Menschlichen, der die ganze Zeit beherrschende, und ich stehe nicht an, auch hier zu sagen: Der Geist Gottes hat es so gelenkt, daß dieser Gedanke wenigstens von einer ganzen Anzahl trefflicher Menschen vorzugsweise nach der Seite der allgemeinen Menschenliebe ausgebaut wurde.

Humanitätsgedanke

Den Anfang damit machten in Deutschland der Dichter und Philosoph Gellert, besonders aber die großen Dichter Klopstock, Herder, Lessing. Letzterer trug mit seinem dramatischen Gedichte,
1779 „Nathan der Weise" viel dazu bei, daß man von edeln Empfindungen wieder überging zur Tat. Seine nächsten Freunde in Hamburg machten die ersten glücklichen Versuche zur Neugestaltung der Armenpflege, die einigermaßen an die Versorgung der haussitzenden Armen in Emden (S. 176) erinnern. Da der Bettel allenthalben wieder zu einer gefährlichen Plage herangewachsen war, so ahmten viele Städte dem Hamburger Vorbilde nach. Kaufmann Voght, einer der Leiter der Hamburger Armenanstalt, wurde selbst vom Kaiser nach Wien berufen, um dort das Armenwesen neu zu ordnen. Auch Napoleon holte seinen Rat ein und ließ allen Präfekten eine Darstellung der Hamburger Armenpflege zugehen.

Andere in jener Zeit richteten ihre Blicke auf das Gefängniswesen und das ganze Strafverfahren. Vrgl. S. 66. Der Engländer Howard bereiste fast alle Länder Europas, um den Zustand der Gefängnisse kennen zu lernen und auf Besserung hinzuarbeiten. Er starb darüber am Gefängnisfieber in Cherson in der Krim. Kaum besser als die Gefangenen wurden die Irren behandelt. Konnte man sie nicht mehr frei gehen lassen, so wurden sie in Armen- oder Zuchthäuser eingesperrt, in Ketten gelegt, oft an die Wand geschmiedet, mit Peitschenhieben zur Ruhe gebracht. Der erste, der es wagte, trotz heftigem Widerspruch seiner Zeitgenossen ihnen die Ketten abzunehmen und sie nicht als Verbrecher, sondern als Kranke zu behandeln, war der Arzt Pinel in Bicêtre.

Desgleichen wendete sich die Liebestätigkeit dem Unterricht Taubstummer zu.

Bei so vielfältigem und weithin schauendem Eifer ist es eigentlich beschämend für unsern geistlichen Stand, wie wenige namhafte Vertreter der Menschenliebe er damals gestellt. Die Pfarrer ließen sich meist darauf beschränken, auf der Kanzel und im Dorfe den landwirtschaftlichen, ärztlichen und tierärztlichen Berater ihrer Gemeinde zu machen. Es war das eine Folge davon, daß der Kirche und Religion die Kraft von oben abhanden gekommen war. Übrigens mußten auch wirklich Fromme jetzt von solchen, die sie als halbe oder ganze Feinde des Christentums anzusehen gewöhnt waren, sich auf eine große Einseitigkeit aufmerksam machen lassen: man hatte sich in der Liebesübung seither zu sehr beschränkt auf die Angehörigen der eigenen Konfession, oder in pietistischen Kreisen gar auf solche, die sich ganz der pietistischen Weise und Zucht unterwarfen. (S. 204.) Können Christen schon nicht jedermann uneingeschränkte Bruderliebe beweisen, so haben doch alle Menschen, auch die ungläubigsten und unwürdigsten, ein Recht auf ihre allgemeine Menschenliebe und damit auf ein zwar begrenztes, aber doch auch wieder nicht zu verkürzendes Maß leiblicher Fürsorge. Vrgl. S. 16. Das macht uns unser Herr und Meister selbst am eindringlichsten da, wo er einem orthodoxen Juden erzählt: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder.

Zu den wichtigsten Aufgaben, welche die Vertreter des Humanitätsgedankens sich stellten, gehört die Erziehung der Jugend, zunächst der höheren Stände. Vrgl. S. 66. Beim Volk hielt man die Beibringung auch nur der einfachsten Schulkenntnisse für

Jugend-erziehung

weniger wichtig als die Brauchbarmachung fürs Leben, beziehungsweise für den Broterwerb. Noch fehlte es — wenn wir etwa von Württemberg und wenigen kleineren Herrschaften absehen — fast in allen Ländern, auf vielen Dörfern und sogar in Städten an Schulen überhaupt, besonders für die Mädchen. Jammerwürdig war der Stand der Schulhäuser, der Lehrerbildung und der Lehrerbesoldung. Daher war auch die Unwissenheit und Roheit des Volkes groß. Nun trieb der Geist der Zeit zuerst auf Errichtung von Industrieschulen. In bestehenden Schulen räumte man dem Spinnrad und der Hobelbank einen Platz ein. Vielfach wurde Anleitung gegeben zu Ackerbau, Gärtnerei, Obstbaumpflege. Man sah sich die vorhandenen Waisenhäuser an und fand an ihnen große Schäden: schlechte Ernährung der Kinder, Überladung mit Arbeit, barbarische Zucht, arge Unreinlichkeit und als Folge davon erschreckende Sterblichkeit; die aber das Waisenhaus verließen, waren im Leben doch nicht zu gebrauchen und gerieten vielfach auf schwere Abwege. Daher wurden viele Waisenhäuser aufgehoben, die Kinder Familien zur Erziehung übergeben.

Ich kann die Entwicklung dieser Dinge im einzelnen nicht genauer verfolgen. Aber an einem Manne dürfen wir gerade in der Geschichte der Liebestätigkeit nicht vorübergehen, den die Liebe zu dem armen, hauptsächlich wegen seiner Unwissenheit und Ungeschicklichkeit geplagten Volke trieb, selbst den verachteten Schulmeisterstand zu erwählen:

Heinrich Pestalozzi.

Er hat als Schulmeister eine neue, dem Wesen des Kindes viel besser entsprechende Unterrichtsweise aufgebracht, Schul- und Anstaltsleben mit dem Geiste der Familienliebe erfüllt, durch Schrift und Vorbild in ganz Europa zum ersten Male seit den Tagen der Reformation Liebe und Begeisterung fürs Volksschulwesen erweckt, und dadurch das meiste beigetragen, Schule, Lehrerstand und Volksbildung auf eine ganz andere Stufe zu erheben.

geboren 1746 Heinrich Pestalozzi ist am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, eines Arztes, lebte die Mutter mit ihren 3 Kindern, ihrer beschränkten Vermögensverhältnisse wegen, in stiller Zurückgezogenheit. Sie hatte aber eine treue Helferin zu Arbeit und Erziehung in einer einfältig frommen Magd, die dem sterbenden Vater versprochen hatte, seine Frau und Kinder nicht zu verlassen. Der junge Heinrich hatte viel Herz, aber wenig Sinn und Geschick fürs Äußere, für die Form. Daher erfaßte er auch in der Schule mit ganzer Kraft und Verstand was sein Herz ergriff; anderes vernachlässigte er zum Schaden seines Lernens und seines späteren Lebens. Auch die Kame-

raden fanden öfters Anlaß, ihn beim Spiel zu verspotten, weil er etwas sein wollte und sich doch dabei ungemein ungeschickt anließ. Im ganzen aber hatten ihn doch alle gern wegen seiner Gutmütigkeit und Dienstfertigkeit.

Vom 9. Jahre an durfte Heinrich alljährlich einige Monate bei seinem Großvater, Pfarrer Holtze in Höngg, zubringen. Hier lebte er nun ganz unter dem Landvolk. Da fiel es ihm frühe schon auf, wie harmlos, heiter und voll Leben die Dorfkinder bis zu ihrem 6. Lebensjahre auf dem Kirchhofplatze sich tummelten und wie aus dem Angesicht derselben Kinder nach wenigen Jahren schon infolge der Fabrikarbeit alle Freudigkeit gewichen war und einem Ausdruck von Ermattung und Hoffnungslosigkeit Platz gemacht hatte. Auch sonst hörte er viel erzählen von Ungerechtigkeit und Bedrückung des Volks durch seine Herren, die Züricher Patrizier. Von dieser Zeit an entbrannte sein Herz von Liebe zu dem armen Landvolke und von Zorn gegen seine Bedrücker.

Durch das Vorbild des trefflichen Großvaters angezogen, wendete Pestalozzi sich dem theologischen Studium zu. Aber gleich in seiner ersten Predigt, die er, 18 Jahre alt, hielt, blieb er mehrmals stecken; auch das Vaterunser betete er nicht richtig. So ging er zum Studium der Rechte über, in der Hoffnung, dadurch einmal am meisten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimat gewinnen zu können. Er fand Gesinnungsgenossen in dem um diese Zeit von dem frommen Lavater und andern gestifteten „Freundesbund." Derselbe machte es sich zu einer Hauptaufgabe, alle Ungerechtigkeiten, besonders auch die der Patrizier gegen das Landvolk, zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

So trieben die jungen Leute durch eine Klage den ungerechten und gewalttätigen Landvogt Grebel zur Flucht, befehdeten schlechte Pfarrer, nahmen sich überall solcher an, die zu arm und niedrig waren, ihre Forderungen geltend zu machen, strebten, die gedankenlosen Volkswahlen zu verbessern 2c. Pestalozzi selbst hatte schon in seiner Schulzeit einmal heimliche Greuel in einer öffentlichen Erziehungsanstalt zur Anzeige gebracht, war aber, weil er den Knaben, der ihm die Sache verraten hatte, nicht nennen wollte, selbst mit exemplarischer Strafe bedroht worden.

Als er nun durch allzu eifrige juristische und geschichtliche Studien sich eine Krankheit zugezogen hatte und die Ärzte ihm rieten, das Studium eine Weile ganz aufzugeben, um auf dem Lande Erholung zu suchen, da sagte sich der glühende Volksfreund, daß er sich durch sein meist unberufenes Eintreten für die Armen und Unterdrückten den Weg zu einflußreichen Staatsämtern bereits versperrt habe; er verbrannte alle sein Auszüge und Nachschriften und rief: „So will ich Schulmeister werden." Denn als die Hauptursache, warum das Volk nicht war was es hätte sein sollen und

sein dürfen, und warum es sich so viele Ungerechtigkeit gefallen lassen mußte, hatten die Freunde insgesamt seine eigene Kraftlosigkeit und Unbehilflichkeit erkannt. Hier nun wollte Pestalozzi als Jugendlehrer einsetzen, das Kind schon zur Erkenntnis und der vollen Anspannung seiner eigenen körperlichen und geistigen Kräfte auf dem Wege der Selbstüberwindung anleiten.

Zuvor aber wollte er selbst die Kunst des ländlichen Erwerbs erlernen. Er begab sich auf das Gut eines damals berühmten Landwirts, Tschiffeli in Kirchberg bei Bern. In Wirklichkeit war aber dieser Betrieb wenig solid. Pestalozzi sagt daher von sich selber, daß er trotz dem Gewinn einzelner richtiger Ansichten von dort als ein gerade so großer landwirtschaftlicher Träumer weggegangen sei, wie er als ein bürgerlicher Träumer hinkam. Insbesondere hatte Pestalozzi den Plan gefaßt, die ihm in Kirchberg bekannt gewor-
Gut Neuhof dene Krapppflanzung nun auch zu betreiben. Er wußte die Sache so aussichtsvoll darzustellen, daß ein Züricher Bankhaus dem jungen
1767 Manne die nötigen Gelder zum Ankauf seither öde gelegenen Landes bei Königsfelden und zum Hausbau vorstreckte. Damit verwirklichte sich auch seine weitere Hoffnung, die wohlhabende, schöne und edel denkende Schwester eines Freundes, Anna Schultheß von Zürich als seine Gattin heimführen zu können. Das Mädchen hatte sich nicht abschrecken lassen durch seine große Aufrichtigkeit, womit er ihr sein eigenes unpraktisches und aufgeregtes Wesen und die Notwendigkeit für seine einstige Frau, hinter der Sorge ums Vaterland in zweiter Linie stehen zu müssen, vorstellte. Jedoch Pestalozzi errichtete auf dem von ihm Neuhof genannten Gute ein ganz unzweckmäßiges Haus. Das angekaufte Land schien unbebaubar. So zog die Züricher Bank schon nach wenigen Jahren ihren Vorschuß in möglichst schonender Form zurück, wodurch Pestalozzi dennoch in große Bedrängnis kam.

Allein er hatte von seinem Lehrer Bodmer das Wort gelernt: tu ne cede malis, sed contra fortior ito! d. h. Weiche du nicht zurück vor den Nöten, sondern gehe um so tapferer drauf! Er hielt sich jetzt für nur um so fähiger, seine Erziehungskunst zu betätigen, selbst ein Bettler, Bettelkinder zu lehren, wie sie als Menschen leben
Armenanstalt müßten. So veröffentlichte er den Plan, auf Neuhof eine Armen-
1775 anstalt zu errichten und fand damit so viel Beifall, daß Freunde in Zürich, Bern und Basel ihm die nötigen Kapitalien für eine Reihe von Jahren unverzinslich verschaffen konnten.

Pestalozzi hatte von seiner eigenen Kinderzeit eine Verehrung

für den häuslichen Einfluß auf die Bildung armer Kinder und ebenso eine entschiedene Vorliebe für den Feldbau als die umfassendste und reinste Grundlage dieser Bildung. Bei dem nicht ebenso in Glauben und durch wirkliche persönliche Anstrengung gewonnenen Fabrikwohlstand schien ihm der Vatersinn der Oberen und der Kindersinn der Unteren verloren zu gehen, Genußsucht, Liederlichkeit, Eitelkeit, Selbstsucht und Frechheit an Stelle der alten Treue, Ehre, Sorgfalt und Mäßigung zu treten, so daß der Mensch, wenn einmal Not über ihn kommt, nicht einmal mehr imstande ist, darin ein Besserungsmittel seines tiefen Verderbens zu finden.

Bald waren 50 Kinder beisammen, die Pestalozzi im Gegensatz zu den vorhandenen Waisenhäusern, „den gewöhnlichen Gnaden- und Erbarmungsmitteln," welche den Bettelsinn nur reizen und nähren, fähig machen wollte, sich in allen Lagen des Lebens selbst zu helfen. Zu diesem Zweck beschäftigte er sie im Sommer mit Feldarbeit, im Winter in der Hauswirtschaft und mit Spinnen und anderer Handarbeit. Daneben unterrichtete er die Kinder, wobei er hauptsächlich Redeübungen und Kopfrechnen trieb, damit ihr Denkvermögen geübt und aufgehellt würde. Denn der Endzweck alles Unterrichts war ihm Bildung zur Menschlichkeit oder „daß die Kinder das Segenswort der Religion, der Mensch sei nach Gottes Bild erschaffen und müsse als Kind Gottes leben und sterben, nicht bloß auswendig herplappern lernen, sondern auf eine Weise in sich selbst erfahren, die sie nicht bloß über den pflügenden Stier, sondern auch über den Mann in Purpur und Seide, der seiner höhern Bestimmung unwürdig lebt, wesentlich und notwendig erhebt." Allein mit diesen Bestrebungen fand der edle Menschenfreund wenig Verständnis bei den einerseits verwilderten, andererseits verzärtelten Kindern, die durch früher empfangene Unterstützungen bereits sehr anspruchsvoll und anmaßend geworden waren. Das Leben in Neuhof sahen sie als einen Zustand der Erniedrigung an. In solchen Gedanken wurden sie sonntäglich bestärkt durch besuchende Eltern und Verwandte. Manche entführten geradezu ihre Kinder wieder bei Nacht und Nebel, nachdem sie hier gereinigt und neu gekleidet worden waren. Schon 1780 ging die Armenanstalt ganz ein. 1780

Zu dem Mißerfolg hatte Pestalozzis Mangel an Menschenkenntnis und seine Unfähigkeit, jemand Arges zuzutrauen, viel beigetragen, ebenso aber auch seine Unkenntnis in der Fabrikation, wobei er sich den seinen eigenen Erziehungsgrundsätzen stracks widersprechen-

den Fehler zu Schulden kommen ließ, durch die Kinder die feinsten Gespinste herstellen lassen zu wollen, ehe sie auch nur zum Groben einige Handfertigkeit erlangt hatten.

Nach dem Aufhören der Anstalt blieb Pestalozzi zwar noch 18 Jahre in Neuhof. Die Nachsicht seiner Gläubiger und die wohlwollende Unterstützung von Freunden erhielt ihm denselben überhaupt. Aber in dem allzu schönen Landhause fehlte es oft an Brot, Holz und wenigen Kreuzern zum Einkauf. Der größte Teil des Vermögens der Frau und bereits auch ihrer Erbhoffnungen war dahin. Allein auch unter diesem neuen schweren Mißgeschick wuchsen nur Pestalozzis Kräfte und Erfahrungen. Jetzt lernte er erst recht mitfühlen mit dem hungernden und mißachteten Volk, aber auch seine vielfach unedle Gesinnung empfinden. Denn jedermann in seiner Umgebung behandelte ihn in seiner nunmehrigen völligen Armut wie einen Halbnarren und ergoß über ihn seinen Spott, weil er andern helfen wolle und sich selbst nicht helfen könne. Aber „im Hohngelächter der ihn wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom seines Herzens nicht auf, einzig und einzig darnach zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in die er das Volk um sich her versunken sah." Er beschäftigte sich zunächst mit kleinern schriftstellerischen Arbeiten.

Pädagogischer Schriftsteller

Als der Buchhändler Füßli in Zürich, einer der treu gebliebenen Freunde, einst mit seinem Bruder, einem berühmten Maler, sich über die traurige Lage Pestalozzis unterhielt, nahm der Maler wie zufällig eine gerade auf dem Tische liegende Schnurre in die Hand „über die Umgestaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter den Toren Zürichs in grade, gekämmte und geputzte." Er las mit steigendem Beifall und fragte endlich nach dem Verfasser. Als der Bruder ihm Pestalozzi nannte, sagte er: „Dieser Mensch kann sich helfen, wie er will, muntre ihn auf, sich durch Schriftstellerei aus seiner bedrängten Lage zu reißen." Der Buchhändler tats und nun entstand in kürzester Zeit „Lien-
1781 hard und Gertrud," eine Erzählung, die Pestalozzis Gedanken über die Not des Volkes und die Hilfe, die durch bessere Erziehung vom Elternhause ab ihm angedeihen könnte, in ergreifender Weise wiedergibt. Pestalozzis Name wurde durch dieses Buch weit über die Grenzen der Schweiz und Deutschlands hinaus rühmlichst bekannt. Fürsten suchten ihn in ihre Dienste zu ziehen. Aber alles zerschlug sich wieder. Die große goldene Medaille, welche eine Berner Gesellschaft ihm zuerkannte, mußte der Arme nach wenigen Wochen um ihren Goldwert verkaufen. Mühsam nährte er sich weiter von seiner Landwirtschaft und Schriftstellerei, die auch in den bald hereinbrechenden Stürmen der französischen Revolution durchweg mehr das Wohl der Jugend und des Vaterlandes als seinen eigenen Nutzen im Auge behielt.

Als die Schweiz sich in eine helvetische Republik verwandelte, da bot die Freundschaft der Mächtigsten Pestalozzi verschiedene einträgliche Stellen an. Aber der bescheidene und ehrliche Mann mißtraute seinen Kenntnissen und seiner Geschicklichkeit und wiederholte den Freunden seinen alten Plan: „Ich will ein Schulmeister werden.“ Dazu machte ihn auch bald die Not der Zeit.

Weil Unterwalden gegen die mit Frankreich verbündete neue Regierung sich erhob, verbrannten die Franzosen Stanz und verbreiteten entsetzliches Elend im ganzen Kanton. Eine Menge vater- und mutterloser Kinder irrte obdachlos umher. Die Regierung sandte nun 2 Kommissäre nach Stanz: Heinrich Zschokke, mit dem Auftrag, für Herstellung von Ordnung und Erwerb zu sorgen und Pestalozzi, die herumirrenden Waisen zu sammeln und ihnen Pflege und Unterricht angedeihen zu lassen.

9. Sept. 1798

Waisenvater in Stanz

Hiezu wurde ihm das noch nicht fertig gebaute Kloster der Ursulinerinnen angewiesen. So wenig als die Wohnräume waren Küche und Betten in Ordnung. Aber schon drängten die Waisen von allen Seiten herbei wie ausgezehrte Gerippe, mit eingewurzelter Krätze, mit aufgebrochenen Köpfen, viele voll Angst und Mißtrauen, andere bereits freche Bettler, voll Heuchelei und Falschheit. Kaum eines von all diesen Kindern konnte das ABC. Aber Pestalozzi, der vorerst nur eine Haushälterin mitgebracht hatte, waltete unter ihnen mit einem Herzen voll Liebe wie ein Gottbegeisterter, zu heilen alle Gebrechen, voll Sanftmut und Selbstverleugnung. Er war den Kindern alles in allem, ihr Herr und ihr Bedienter, ihr Vater und ihre Mutter, ihr Aufseher und ihr Krankenwärter, ihr Lehrer und ihr Unterrichtsbuch — denn er hatte sonst keines. Und ehe der Schnee auf den Alpen schmolz, waren die Kinder nicht mehr zu kennen. Durch Pestalozzis aufopfernde Pflege und die einfache, aber kräftige Kost sahen sie bald wieder gesund und blühend aus. Die anfangs häufigen Krankheiten hörten auf. Die zuvor so verwilderten 80 Bettelkinder lebten untereinander in einem Frieden, mit einer Liebe, Aufmerksamkeit und Herzlichkeit, wie man oft kaum in kleinen Haushaltungen bei wenig Geschwistern findet. Der Grundgedanke, der Pestalozzi auch hier leitete, war die Übertragung des vollen Segens der Wohnstube auf die Schulstube. Darum kam er den Kindern nicht mit äußeren Zwangsvorschriften und Ordnungsgesetzen, wogegen sich auch ihre alte schlechte Gewöhnung und ihr Trotz aufgelehnt haben würde; aber mit Aufbietung aller Kräfte des eigenen Geistes und Herzens suchte er in ihnen eine rechtliche und sittliche Gemütsstimmung zu beleben, eingedenk des Wortes Christi: „Macht erst das Inwendige rein, damit auch das Äußere rein werde!“ Nur bei groben Ausbrüchen der alten Roheit brauchte er körperliche Züchtigungen; aber selbst dann bot er dem Gezüchtigten bald wieder die Hand oder küßte ihn gar. So beugte er dem Starrsinn und der Verbitterung vor. Oft wenn die Kinder ihm an den Hals fielen und

ihn Vater hießen, fragte er sie: „Kinder, ist es recht, mich zu küssen und hinter meinem Rücken zu tun, was mich kränkt?" Er hielt ihnen nicht viel Reden von Tugend; aber täglich suchte er die Gefühle und Triebe des Guten zu wecken und zu stärken. Als Altdorf abbrannte, versammelte er seine Kinder und sprach: „Altdorf ist verbrannt, vielleicht sind in diesem Augenblicke 100 Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Wollt ihr nicht unsre gute Obrigkeit bitten, daß sie etwa 20 dieser Kinder in unser Haus aufnehme?" Als sie voll Rührung riefen: „Ja, ach mein Gott, ja!" fügte er hinzu: „Aber unser Haus hat nicht Geld genug, ihr werdet um dieser Kinder willen mehr arbeiten müssen, weniger zu essen bekommen, ja eure Kleider mit ihnen zu teilen genötigt sein." Sie aber riefen: „Ach, laß sie kommen, Vater, wir wollen ja gerne mehr arbeiten und schlechter zu essen bekommen." Auch für den Unterricht nahm Pestalozzi die Kinder untereinander zu Hilfe. Wenn eines auch noch so klein war und nur einige Buchstaben mehr konnte, setzte es sich zwischen zwei andere, umhalsete sie mit beiden Händen und zeigte ihnen mit Schwester- und Bruderliebe was es mehr konnte als sie.

Auch in Stanz hatte jedoch Pestalozzi zu kämpfen mit unverständigen und unverschämten Eltern. Er mußte sich persönlich um seiner Armut willen verachten lassen. Man verdächtigte ihn als Revolutionär und als Ketzer. Niemand ging mit ihm um, bis man sah, wie Herr Zschokke Arm in Arm mit ihm spazierte, ihm Hut und Rock ausbürstete oder ihn vor dem Ausgehen auf seine schief geknöpfte Weste aufmerksam machte.

Da wurden plötzlich Alpen und Täler der Umgegend der Schauplatz neuer Kämpfe zwischen Östreichern und Franzosen. Die letzteren nahmen ein Kloster in Beschlag, um ein Militärhospital hineinzulegen. Pestalozzi war gezwungen, alle seine Kinder unter Tränen zu entlassen, nachdem er sie noch mit Geld, Wäsche und Kleidern versorgt hatte.

8. Juni 1799

Pestalozzi selbst bedurfte dringend der Erholung. Bald aber begab er sich wieder nach Bern, um einen Beruf zu suchen. Man wies ihn nach Burgdorf. Dort wollte sich für den mehr als Fünfzigjährigen nur eine Gehilfenstelle bei der niedersten Schule der Hintersassen finden. Als aber der Schulmeister seinen Eifer sah, wurde er eifersüchtig und verbreitete, der hergelaufene Unterlehrer könne weder schreiben noch rechnen, noch lesen, und der Heidelberger Katechismus komme in Gefahr, denn noch habe er die Kinder keine Silbe aus ihm lernen lassen. Darauf erklärten die Hintersassen, wenn die Bürger eine neue Lehre einführen wollen, so mögen sie die Probe bei ihren eigenen Kindern machen. Jetzt verschafften die Gönner dem Vielgeplagten eine Stelle mit dürftigem Gehalt an der so-

in Burgdorf Provisor

genannten Lehrgottenschule, wo Kinder von 5—8 Jahren unter Leitung eines Frauenzimmers unterrichtet wurden.

Auch diese Schule, so wenig angesehen ihr Lehrer war, war für Pestalozzi doch insofern geeignet, als er hier die beste Gelegenheit hatte, seine neue Unterrichtsweise noch weiter auszubilden. Sein ganzes Sinnen und Denken ging nämlich darauf, die Anfänge des Lesens und Rechnens zur höchsten Einfachheit zu bringen. Er begann damit aber erst, nachdem er zuvor durch Anschauung z. B. der zerrissenen Tapeten der Schulstube mit ihren verschieden gefärbten und verschieden gestalteten Figuren in den Kindern die Unterscheidungsgabe für Farbe, Form, Zahl geweckt, daran die Sprechfertigkeit gehörig geübt, auch sonst einen ordentlichen Vorrat von Sachkenntnissen ihnen gegeben, etwa so, wie eine vernünftige Mutter es tun würde. Nun hatte um diese Zeit ein edler Bürger von Burgdorf, namens Fischer, den ihm befreundeten Pfarrer in Gais aufgefordert, ihm eine Schar von verlassenen Kindern aus der vom Kriegselend nun auch heimgesuchten Ostschweiz zuzuschicken und ihnen gleich einen Jüngling mitzugeben, der fähig wäre, sich zum Lehrer und Erzieher auszubilden, um dann alle von wohltätigen Familien aufgenommenen Kinder zu übernehmen. Es kamen 26 Kinder unter der Führung von Hermann Krüsi, der zuerst als Taglöhner und Bote mühsam sein Brot verdient, mit 18 Jahren aber angefangen hatte, Schule zu halten, welches Amt er in Gais, selbst rastlos weiter strebend, 6 Jahre lang bekleidet hatte. Diesem Krüsi machte Pestalozzi nach einigen Monaten den Vorschlag, sich mit ihm zu einem gemeinsamen Erziehungs- unternehmen zu vereinigen. Die helvetische Regierung räumte dazu das Schloß in Burgdorf ein. Krüsi und andere Lehrer, welche hinzukamen, nahmen Pestalozzis Unterrichtsweise an; sie machten sie noch geeigneter für den Schulgebrauch, brachten sie in die Gestalt von Tabellen und ganzen Büchern und bauten sie aus auch für höhere Schuljahre. Eben dazu wirkten etliche begabte Knaben von den Einwanderern wesentlich mit, so Johannes Ramsauer aus Appenzell und Joseph Schmid aus Vorarlberg, welchen Pestalozzi schon mit 12 und 14 Jahren ganze Klassen übergab. Johannes Niederer, ein angesehener junger Pfarrer im Rheintal, verließ seine Pfarrei, um mit Pestalozzi zusammen zu wirken. Er hauptsächlich übertrug Pestalozzis Gedanken in die Sprache der Wissenschaft und empfahl sie dadurch auch den Weisen und Gelehrten. Der Frohsinn und die Lernlust der Anstaltskinder bewogen nun auch viele Eltern aus dem

Erziehungsanstalt 1800

Mittelstande und aus vornehmen Kreisen, ihre Kinder hieher zu schikken. Bald strömten die Zöglinge aus weiter Ferne herbei.

Ramsauer hat später das Zusammensein in Burgdorf etwa so beschrieben: „Es war ein patriarchalisch-gemütliches Leben. Man lernte zwar schulgerecht nicht viel, namentlich bei Pestalozzi selber. Aber dieser war der Vater. Sein heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende ernste, gedrückte Lage machten den tiefsten Eindruck. Seine Morgen- und Abendgebete hatten eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden daran Teilnehmenden unwillkürlich hinrissen. Dabei ermahnte Pestalozzi jeden Schüler einzeln zum Selbstbeten. Ebenso waren die Lehrer die Freunde der Zöglinge.

Aber der plötzliche Sturz der helvetischen Regierung vertrieb
August 1804 die Anstalt aus den Räumen des Burgdorfer Schlosses, das vom Großen Rat in Bern zum Sitz eines Oberamtes bestimmt wurde. Sie wurde zuerst teilweise, bald ganz nach dem lieblich am Ufer des
Anstalt in Iferten Neuenburger Sees gelegenen Iferten (Yverdun) in ein ehemals burgundisches Schloß verlegt. Doch stellte sich hier die frühere Gemütlichkeit nicht mehr ein. Das harmonische, familienartige Zusammenleben, das noch in aller Welt gerühmt wurde, war in der Tat verschwunden. Besonders jüngere Kinder fühlten sich oft sehr verlassen. Auch die Lehrer entbehrten neben den Anstaltsräumen eine eigene Wohn- und Arbeitsstube und manches andere, indem es Grundsatz war, daß alles, was den Schülern versagt war, auch die Lehrer nicht haben sollten, bis aufs Zeitunglesen hinaus. Wohl gaben auch die weiblichen Glieder der Familie Pestalozzi, und besonders die Witwe seines früh verstorbenen Sohnes, sich redlich Mühe, Zöglingen und Lehrern etwas zu sein, Unebenheiten zu glätten. Immer wieder fesselte und begeisterte Pestalozzis Persönlichkeit. Aber das Haus war für ihn, der selbst Regierungsunfähigkeit als seinen größten Fehler erkannte, viel zu groß geworden. Da waren also 160 Zöglinge, Deutsche und Franzosen, verwöhnte und verderbte Pariser Kinder und urkräftige Schweizer Söhne, beisammen. Mehr als 30 Erwachsene waren hier, die Methode zu studieren, dazu 15 Lehrer. Man lebte und lehrte täglich einer Masse von Fremden zur Schau, verständigen und unverständigen, welche alle die Schulen als die größte Merkwürdigkeit des Orts sich ansehen zu müssen glaubten. Das alles erzeugte einen Geist unruhiger Hast und Streberei. Pestalozzi, der unfähig war, viele wirkliche Mißstände zu beseitigen, geriet immer mehr in ein tägliches ödes Schimpfen und häufig ungerechtes Poltern gegen einzelne Lehrer hinein. Dabei

steigerte er doch wieder die Selbstüberschätzung namentlich der Lehrer, welche seine Zöglinge gewesen waren, bis zum Übermaß. Denn unausgesetzt hielt er ihnen vor, daß die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet seien. Sie leisteten auch durch ihren sorgfältigen und lückenlos aufsteigenden Unterricht in einzelnen Fächern Staunenswertes, namentlich in Kopfrechnen und höherer Mathematik. Dafür traten jetzt andere Fächer, ganz besonders aber die sittliche und religiöse Erziehung der Schüler in bedauerlichem Grade zurück.

In Gebet und Religionsunterricht verdrängte rationalistisches Moralisieren den lebenswarmen Ton von Stanz und Burgdorf. Pestalozzi selbst erinnerte manchmal an die Bibel, die ihm und seiner Gattin in ihrer vielfachen Bedrängnis und Verkennung der einzige Trost und Halt gewesen war. Trotz häufigen Schwankens rang er sich immer wieder durch zu einem allgemeinen Glauben an Gottes Vaterhilfe und Christi erhabenes Vorbild. Aber im einzelnen war Unterricht und Erziehung nicht aufgebaut auf Gottes Wort. Hier holten sich Pestalozzi und seine Lehrer nicht Licht und Weisung für Lehrer-, Erzieher- und Hausvaterberuf. Ebensowenig suchten sie Kraft und Segen für ihr eigenes Tun und zur Einwirkung auf das Kinderherz in Gott und dessen steter Mitarbeit, in Christo und dessen Erlösung von Sünde und angeborener Verderbnis menschlicher Natur Wohl noch mehr als andere Rationalisten fand Pestalozzi im Menschen, im Kinde sowohl als im Lehrer, alle Weisheit und Kraft ursprünglich niedergelegt, meinte, sie nur entwickeln, leiten und anspornen zu müssen, wie man in Iferten täglich zu hören bekam, daß der Mensch alles könne, was er wolle, daß nur er sich selbst helfen könne ꝛc. Aber „wahrlich", sagt Blochmann, „hat je in einem Menschenwerke das Wort des Herrn sich bewährt „Ohne mich könnet ihr nichts," so war es in Iferten."

Die blinde Bewunderung Pestalozzis für die „ungeheure Kraft" seines Schmid, der allerdings im Unterricht Vorzügliches leistete und ebenso für Zucht und Vermögensverwaltung ihm unentbehrlich war, sprengte schließlich die Anstalt, welche die Begeisterung für Pestalozzis Persönlichkeit und Methode geschaffen und trotz nie aufhörenden Unannehmlichkeiten immer wieder beisammen gehalten hatte. Zuerst verließen sämtliche deutsche Lehrer Iferten, weil ihnen die tatsächliche Alleinherrschaft Schmids unerträglich wurde. Nicht viel länger hielt der milde, treue Krüsi aus. Niederer aber wurde infolge von Schmids Ränken eigentlich Pestalozzis Feind. 7 Jahre lang prozessierte er mit Pestalozzi wegen der von ihm über- nach 1815

nommenen Erziehungsanstalt für Töchter. Schmid erwarb sich fortwährend große Verdienste um Pestalozzis Person. Aber die einseitige Wissensrichtung, die Schmid sowohl in der Hauptanstalt, als in einer für das Liebes- und Rettungsbedürfnis des alten Pestalozzi eigens gegründeten Armenanstalt pflegte, befriedigte diesen so wenig, daß er, 80 Jahre alt, beide Anstalten schloß und im Wahne, mit seiner Erziehungsanstalt ein „unbrauchbares Unding, einen babylonischen Turmbau" unternommen zu haben, sich nach Neuhof zurückzog, das inzwischen Eigentum seines Enkels geworden war. Dort hat er noch
† 1827 2 Jahre gelebt.

Blicken wir zurück auf Pestalozzis ganzes Leben und Wirken, so werden wir an jene Beter erinnert, die klagen, daß Gott ihre Ge-
Pestalozzis Mißerfolg bete nicht erhört habe, während er nur nicht so tat, wie sie sich seine Hilfe ausgedacht hatten, in Wirklichkeit aber ihr Bitten, Suchen und Ringen mit überschwenglichem Segen krönte. Äußerlich angesehen ist fast alles, was Pestalozzi unternahm, mißglückt, und doch ist dieser Mann ein Segen geworden für Tausende in seiner Zeit, ja für ganze
Bleibende Bedeutung Völker und kommende Geschlechter. Ungezählten Scharen ist durch den neuen Aufschwung, den dieser glühende Menschenfreund in das Volksschulwesen hinein brachte, das Glück eines guten Schulunterrichts zu teil geworden; für viele, denen sonst die ersten Schuljahre durch der alten Schulmeister Unverstand, Langweiligkeit und Härte eine Qual geworden wären, wurden dieselben nun eine Licht- und Freudenquelle. Denn Zöglinge Pestalozzis wurden nach allen Ländern Europas als Lehrer berufen. Nach Iferten wurden aus Preußen, Württemberg und andern Ländern junge Schulmänner, Lehrer und Theologen geschickt, damit sie hier die der Kindernatur viel entsprechendere Methode erlernen und von Pestalozzi sich mit Liebe und Begeisterung für ihren Beruf erfüllen lassen. Diese wirkten dann in der Heimat als Lehrer, Schulinspektoren, Schulräte und Seminardirektoren. Sogar mit den schon angestellten Lehrern wurden Kurse in der neuen Unterrichtsweise gehalten; hier und in den Seminaren wurde der neue Geist weiter gepflanzt. Noch besser wäre es freilich gewesen, wenn dieser Geist nicht der von Iferten, sondern der von Stanz und Burgdorf gewesen wäre. Denn mit dieser einseitigen Pflege der Wissensrichtung ist unser ganzes Schulwesen auch wieder bis auf den heutigen Tag schwer geschädigt worden. Immerhin ist eine ansehnliche Zahl von Schülern Pestalozzis, darunter Blochmann und Ramsauer, später zum vollen Christentum und echt

christlicher Erzieherweisheit durchgedrungen. Andere, die zuvor Christen waren, haben von Pestalozzi viel gelernt, besonders für die Behandlung der Kinder in Armenanstalten, die im 19. Jahrhundert neu emporkamen. Hier wurde Wirklichkeit was der edle Pestalozzi erstrebt, aber nicht erreicht hat und, wie wir gesehen, auch nicht hat erreichen können.

In seinem letzten Sommer machte Pestalozzi einen Besuch in der von Christian Heinrich Zeller in echt christlichem Geiste geleiteten Armen- und Schullehrerbildungsanstalt Beuggen. 78 Kinder und 22 Jünglinge bildeten eine doppelte Reihe und empfingen ihn mit Gesang. Die Hausmutter kam mit ihrem 2jährigen Söhnchen auf dem Arm. Dieses sollte dem Greis einen Eichenkranz aufsetzen, aber Pestalozzi nahm den Kranz und legte ihn auf das Haupt des Kindes, das er an seine Brust drückte mit den Worten: „Nicht mir, nicht mir; der Kranz gehört der Unschuld." Dann sangen die Kinder das Lied aus „Lienhard und Gertrud:"

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Sorgen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;
Ach, ich bin des Treibens müde,
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Süßer Friede, süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Pestalozzi konnte vor Rührung nicht sprechen. Nachdem er 4 Tage in der Anstalt verweilt, alles genau beobachtet, auch den Morgenandachten und der von Zeller gehaltenen Sonntagskinderlehre angewohnt hatte, rief er freudigt bewegt aus: „Das ist es, das ist es; das wollt' ich."

e) Die Franzosenzeit und der von ihr hervorgerufene nationale und sittlich-religiöse Aufschwung in Deutschland. Ankämpfen einzelner Frommen gegen Elend, Sünde und Revolutionsgeist.

Weitere Quellen: Tischhauser, Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands von 1800—1848. Dittmar, Geschichte der Welt. Rosalie Falk, Johannes Falk.

Die letzten Früchte der Aufklärung waren die Revolution in Frankreich und die sie abschließende Napoleonszeit, die Folgen der ganzen Zeit für Religion, Kirche und Sittlichkeit die allertraurigsten. Der Pfarrstand verkannte völlig seine Aufgabe, die Seelen zu Gott zu führen und das Dunkel der Welt mit dem Lichte von oben zu erleuchten. Die Theologen entzogen und verleideten sogar den Leuten das Wort Gottes, das sie nicht nur nicht zu predigen verstanden, sondern auf Kanzel und Katheder gerade so wie die

Früchte der Aufklärung

Pfarrstand

lutherische Lehre oft genug verspotteten. Dafür hielten sie kalte, dem Volke nicht faßbare Verstandespredigten. Vrgl. S. 68 f. Auch künstliche Redewendungen und Bemühungen, Gefühle des Schönen und Rührenden in den Zuhörern zu wecken, konnten die fehlende Kraft, Geist und Leben nicht ersetzen. Derselbe Mangel offenbarte sich deutlich genug im eigenen Tun und Wandel der Prediger. Viele waren geistig träg, für alles Höhere verschlossen. Ihr Wandel war durchaus weltlich, oft genug sogar Weltleuten anstößig. So mußten sie die Achtung der Mitwelt verlieren. Alle Förderung weltlicher Dinge konnte das nicht wieder gut machen; wohl aber ging der letzte Rest von Ansehen vollends verloren durch ihre Beteiligung an allem Zeitvertreib der hohen Herren oder der Honoratioren und die besonders ersteren gegenüber oft genug geübte charakterlose Nachgiebigkeit. Regierungen und Patrone ließen den Pfarrstand ihre Mißachtung fühlen nicht nur in unwürdiger Behandlung der Personen, sondern auch in Verabreichung kläglicher Besoldung, Einziehung oder Nichtbesetzung von Pfarrstellen, Verwahrlosung von Kirchengebäuden und Pfarrhäusern, Auflage drückender Steuerlasten, sogar von Fron- Wachtdiensten u. drgl. Die Regierung der Kirche wurde den Theologen mehr oder weniger aus der Hand genommen und rein weltlichen Beamten übergeben, das Kirchengut vom Staate eingezogen oder verschleudert.

Die Kirchen immer leerer

Die Kirchen leerten sich in erschreckendem Maße und zwar blieben nicht nur die höheren Stände und gebildeten Leute weg, sondern auch das Volk bis auf die Dienstmädchen herab. Die Zuhörerschaft an Sonntagen sank in vielen Dorfkirchen auf 10—20 Personen, in Städten auf 60—70. Die kamen, trieben während des Gottesdienstes ungescheut Geschwätz und allerlei Mutwillen. Auch nahmen sich viele nicht einmal mehr die Mühe, sich sonntäglich zu kleiden, wie man überhaupt am Sonntag alle werktäglichen Arbeiten verrichtete, Gerichtstage und Märkte hielt und im übrigen seinem Vergnügen lebte. Zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts waren Christentum und Kirche für viele eine abgetane Sache und die Klügsten gaben sich bereits der Hoffnung hin, daß die christliche Religion in wenigen Jahren überhaupt verschwunden sein werde.

So weit hatte es eine Theologie gebracht, die nur noch ihre selbstgemachten Gedanken von Gott wollte gelten lassen, aber den lebendigen Gott verloren hatte. Stand es nun vielleicht um so besser

Sittlichkeit

mit der Sittlichkeit unter einem Geschlechte, das so viel von Mo-

ral, Tugend und Gewissenhaftigkeit redete? Mit nichten. Mit der Furcht vor Gott und dem Wandel vor seinen Augen fiel auch die Sittlichkeit von den höchsten Ständen bis zu den Niedersten im Volk, denen man durch die Verachtung auch des häuslichen Bibelgebrauchs Licht, Zucht und Kraft von oben geraubt hatte.

Der Eid verlor Sinn und Kraft für Pfarrer und Gemeindeglieder. Beamte und Offiziere ließen sich Ungerechtigkeiten aller Art, Bedrückungen und Mißhandlungen ihrer Untergebenen, Bestechung und Landesverrat zu Schulden kommen, wofür die Geschichte der Übergabe deutscher Festungen an die Franzosen der traurige Beleg ist. Eheverbrechen, Ehescheidungen und uneheliche Geburten nahmen in entsetzlichem Grade zu, wurden aber sehr leicht genommen. Die Sinnlichkeit wurde in abscheulicher Weise gereizt durch Romane, Marionettentheater, sogar durch Kinderspielwaren, Nächte hindurch fortgesetzte Tanzereien. Das Kriegselend mehrte noch die Bettlerscharen, von denen viele überhaupt nicht mehr arbeiten wollten, sondern sich zu großen Räuberbanden zusammenschlossen. Holzdiebstahl, Schmuggel, Brandstiftung zum Zweck, die Versicherungssumme herausbezahlt zu erhalten, waren in manchen Gegenden ortsüblich. Auch Glücksspiele, Karten, Würfel und Lotto zehrten an dem letzten Rest von Volkswohlstand. Wer seine Lust ferner nicht befriedigen zu können hoffte, nahm seine Zuflucht zum Selbstmord.

In solcher Zeit wäre Innere Mission mehr als je Bedürfnis gewesen. Aber von wem sollte sie ausgehen in einer Zeit, wo die Kirche den Erlaß von Mahnungen, Warnungen und Strafen gegen Unglauben, Kirchenverachtung und Sittenverwilderung ausschließlich dem Staate überließ? Wohl gab es auch unter den rationalistischen Pfarrern einzelne wohlgesinnte, rechtschaffene und in ihrer Art eifrige Männer; aber es fehlte ihnen selbst der Blick für die ganze Tiefe des Verderbens und ebenso mit Christus, der Welt Heiland, die beste Kraft zur Überwindung der Sünde. Die kleinen Häuflein der lebendigen Frommen hatten sich ihrer eigenen Haut zu wehren. Weil der fromme Pastor Jänicke in Berlin auf der Kanzel die alte Bibelwahrheit verkündigte, kam es wiederholt zu solchem Gelächter und grobem Unfug von Offizieren und Bürgerlichen, daß das Kammergericht angerufen werden mußte. Dieses aber sprach die Ruhestörer frei, weil der Prediger so abgeschmackte Sachen vorgebracht habe, daß das Lachen ein unwillkürliches gewesen sei. Da konnte nur

Menschen, die helfen können, fehlen

Gott Wandel schaffen. Und er tat es und benützte dazu als Werkzeuge zum Teil dieselben Persönlichkeiten und Ereignisse, deren erste Wirkung eine Christentum zerstörende geschienen hatte.

Wendung durch franz. Revolution und Napoleonsdruck

Es jubelten der französischen Revolution in ihrem Anfang nicht wenige zu; aber die Bewunderung machte bald dem Entsetzen über die von diesen Freiheitsmännern verübten Greuel Platz. Auch Napoleon gegenüber teilten nur zu viele unter unserm Volk die Gefühle jenes oberschwäbischen Veteranen aus den französischen Kriegen, den ich sagen hörte: „Der alt Napole, des ischt oiner gwea, den hot ma müssa anbeta." Aber da, wo man unter die französische Herrschaft unmittelbar hinunterkam, wie im Königreich Westfalen, oder den ausnehmenden Zorn der Franzosen zu fühlen bekam, wie in Preußen, da verwandelte sich die Hinneigung zu ihnen bald in Haß und schweres Seufzen. Denn sie verhießen zwar nur „Krieg den Palästen, aber Frieden den Hütten zu bringen," in Wirklichkeit aber plünderten und zerstörten sie allenthalben; sie vernichteten uralte Rechte, schändeten Frauen und Jungfrauen. Im eigenen Lande und im eigenen Hause war man nicht mehr sicher vor ihren Spionen, die jedes freie Wort den Tyrannen hinterbrachten.

Sinnesänderung

Aber das Gute hatte gerade dieser harte Druck, diese Niedertretung deutschen Wesens, diese Zerbröckelung des Reichs: durch dieselben wurden in den Deutschen, die sich in letzter Zeit in einem vaterlandslosen Weltbürgertum gefallen hatten, wieder geweckt die Schätzung der unserm Volke von Gott verliehenen besonderen Gaben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen, die Liebe zum vormaligen oder zur Zeit schmählich mißhandelten Landesfürsten, der uralte Freiheitsdrang, der Haß gegen Unrecht, Gesinnungslosigkeit, Weichlichkeit und Liederlichkeit, wie er besonders in Ernst Moritz Arndt emporloderte. Deutsche fingen wieder an, sich ihres träumerischen Wesens zu schämen und sich den ernsten Aufgaben der Abstellung von Mißbräuchen, der Aufhebung drückender Lasten, Standesunterschiede u. drgl. zuzuwenden, ihre Waffenkraft und ihre geistige Rüstung zu erneuern und zu stärken. Hiezu erschien die Art Pestalozzis, das Volk zum Kampf mit den Nöten dieses Lebens zu erziehen, den Weisesten in Deutschland besonders nachahmenswert. Auch unsere größten Dichter, die ebensowenig sich zur Aufgabe gemacht hatten, das eigentliche Deutschtum zu stärken als das Bibelchristentum, weckten durch ihre Werke, im Gegensatz zu dem niedern Nützlichkeitsstandpunkt der Aufklärungszeit und zu deren Verständnislosigkeit für

alles über das Alltagsleben der Gegenwart Hinausliegende, doch wieder den Sinn für Höheres, für die volle Entfaltung des Edelsten im Menschen, für Taten der Aufopferung und Menschenliebe, für Vaterland, Freiheit, in gewissem Sinn sogar für Glauben. Die Philosophen, namentlich Kant und Fichte, setzten dem Menschen als Ziel statt seiner eigenen Glückseligkeit die Erfüllung der Pflicht und die Hingabe ans Ganze. Mehreren der edelsten und tüchtigsten Vaterlandsfreunde, wie dem Freiherrn von Stein, Arndt, Theodor Körner und anderen gab der Glaube an Gott Kraft zum unverdrossenen Kämpfen und Ringen. Friedrich Wilhelm III selbst und seine treffliche Gemahlin, Königin Luise, hielt nur die Hoffnung auf Gott aufrecht in der Zeit der tiefsten Demütigung und Schmach.

So arbeitete man, wenigstens im deutschen Norden, mit allem Ernst an der nationalen und sittlichen, teilweise auch sittlich-religiösen Erneuerung unseres Volks. Das war noch keine religiöse Wiedergeburt des ganzen Volkes; aber es war doch wieder der Weg der Selbsterkenntnis, der Buße und des sittlichen Ernstes beschritten. Und als der Allgefürchtete von dem glänzenden Zuge nach Rußland, wozu er die Streitmacht fast aller europäischen Länder aufgeboten hatte, nach weniger als einem halben Jahre allein als Flüchtling heimeilte und von seinem Riesenheere kaum $^1/_{10}$, und diese nur zum kleineren Teile mehr fähig, die Waffen zu tragen, zurückkehrten, da ging wieder ein Ahnen durch die Völker: das ist Gottes Finger. Als bald darauf der König von Preußen, ohne Glauben an eine Wirkung, dennoch auf Scharnhorsts Drängen den „Aufruf an mein Volk" erließ, da flammte allenthalben eine Begeisterung empor zum Kampf für König und Vaterland, wie es die Welt selten oder nie erlebt. Tausende in Stadt und Land drängten sich freiwillig zu den Fahnen, Prinzen, Beamte in den höchsten Stellungen, Professoren, Studenten, Bürger und Bauern. Mütter hießen ihre Söhne, Bräute den Bräutigam ziehen. Etliche Mädchen beteiligten sich selbst in Männerkleidung am Kampfe. Solche, die nicht mitkämpfen konnten, brachten all ihren Reichtum, Bauern freiwillig Pferde, Frauen und Jungfrauen ihren letzten Schmuck und Schatz von Uhren, Ringen u. drgl.; eine 18jährige Jungfrau schnitt sich ihr ausgezeichnet schönes, blondes Haar ab, damit es fürs Vaterland verkauft werde. Da ging selbst rationalistischen Pfarrern, die seither mit dem H. Geiste nichts anzufangen gewußt, wieder ein Verständnis auf für die Erzählung der Schrift von der ersten Geistesausgießung. Ob dem Siege

Ausgang des russischen Feldzugs

1812

Freiheitskriege

16.–19. Okt. 1813 bei Leipzig nach dreitägigem heißem Ringen konnten auch die Halbgläubigen Gott ihren Dank nicht vorenthalten. Viele aber hatten in ihrer und des Vaterlands Not wieder beten gelernt. War auch die Zahl derer immer noch verhältnismäßig klein, welche die volle Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott der H. Schrift wieder gefunden hatten, so ging doch ein Sehnen nach ihm durch weite Kreise. Das
1814 jetzt von England aus betriebene Werk der Bibelverbreitung führte binnen wenigen Monaten zur Gründung einer Reihe von Bibelgesellschaften in Norddeutschland, und begierig streckte jetzt das Volk allenthalben wieder seine Hand nach dieser köstlichen Gabe aus. Von den verschiedensten Seiten wurde den Predigern nahe gelegt, sie möchten das Weltliche lassen, ihr Herz der Stimme Gottes öffnen und statt mattem Geschwätz ihren Zuhörern wieder ewige Lebensspeise reichen. Freilich stand es noch Jahrzehnte an, bis der gewaltig erschütterte Rationalismus der Pfarrer von der Oberfläche verschwunden war. Auch im Volk wurde es nicht so rasch besser.

Allein man konnte Gott doch nicht mehr so ganz vergessen. Man
Fortgehende Not brauchte ihn auch immer wieder. Die wider Napoleon verbündeten Großmächte erfüllten nicht die auf sie gesetzten Hoffnungen der Edelsten auf eine Kräftigung Deutschlands, auf die Gewährung ständischer Verfassung, auf mehr Freiheit und Recht in den Einzelstaaten. Der verbannte
1815 Napoleon kehrte wieder und konnte nur mit äußerster Kraftanstrengung zum zweiten Male besiegt und unschädlich gemacht werden. Die entsetzlichen Hungerjahre 1816 und 1817 verstärkten das Gefühl menschlicher Ohnmacht und das Schreien nach Gott. Viel Armut und Elend aus den langen, schweren Kriegszeiten war für Jahrzehnte zurückgeblieben. Eltern- und heimatlose Kinder gab's allenthalben in Menge, die in Gefahr waren, durch die Not in die Verbrecherlaufbahn hineingedrängt zu werden.

Hier nun setzten edle Samariterseelen ein, auch solche, welche nicht zu den „Frommen“ gehörten, aber das Herz auf dem rechten Fleck hatten, die nicht anders konnten als eingreifen, wo sie Not und Gefahr für Leib und Seele ihrer Nebenmenschen sahen, dadurch aber auch für ihre eigene Person den größten Ewigkeitsgewinn machten. Aus deren Zahl hervorgehoben zu werden verdient vor allen

Johannes Falk.

Johannes Falk, am 28. Okt. 1768 in Danzig geboren, wurde als 10jähriger Knabe schon von seinem Vater, einem rechtschaffenen Perückenmacher, der Schule entnommen und zum Handwerk angehalten. Der

Knabe, der von Wissensdurst brannte, fühlte sich dabei von Jahr zu Jahr unglücklicher. Etwa 16 Jahre alt, erwarb er sich beim Schlittschuhlaufen die Gunst eines englischen Lehrers, der sich ihm zu unentgeltlichem Unterricht im Englischen erbot. Als nun der Handwerkslehrling einst ein Kapitel aus einem englischen Dichter in Verse übersetzt brachte, eilte der Lehrer damit zu einem Geistlichen, dessen vernünftiges Zureden dem Vater die Erlaubnis zum theologischen Studium für seinen Sohn abgewann. Nachdem die Gymnasialzeit unter mancherlei Kämpfen mit Neidern und hochmütigen Kameraden zurückgelegt war, verabschiedete sich der junge Falk bei den Stadtvätern, um die Universität Halle zu beziehen, wozu 1791
diese ihm die nötigen Stipendien reichten. Da sagte ihm ein besonderer Gönner: „Johannes, du bleibst unser Schuldner. Wenn einst arme Kinder an deine Türe klopfen sollten, so denke, wir sind es, die alten Ratsherren von Danzig, und weise sie nicht ab!"

Der damalige Theologiebetrieb befriedigte den feurigen Jüngling keineswegs. Sein liebstes Studium waren die Dichter der alten und der Neuzeit. Doch ergötzte er sich nicht allein an der Form, sondern hielt es „für etwas Großes und Heroisches, wenn jemand sich von Herzen auflehne gegen die schlechte und verderbte Welt." So wurde er nicht Pfarrer, sondern Schriftsteller und Dichter, und der beißende Schriftsteller
Witz, womit er die „Wölfe in Schafskleidern" geißelte und Mißstände aufdeckte, wo er sie fand, sei's nun beim preußischen Heere, oder im Berliner Krankenhaus, der Charité, fand den Beifall der Leserwelt. Falk verheiratete sich für seine Verhältnisse früh und zog nun nach 1797
Weimar, wo er unter anderm eine Zeitung herausgab und von den Dichtergrößen begünstigt wurde. Mit tiefer Entrüstung sah er die Süddeutschen sich vor Napoleon bücken. Daher benützte der mutige Mann sein Blatt namentlich auch, um wieder deutsche Gesinnung zu wecken. Die Erschießung des Buchhändler Palm durch Napoleon war ihm nur ein Grund mehr zur Mahnung an edle deutsche Männer, jetzt nicht feige zu werden, nicht zu zagen wie Weiber, sondern im Gedanken, daß Wohlfahrt und Bildung der deutschen Nation für Jahrhunderte und Jahrtausende auf dem Spiele stehen, die elenden Rücksichten eines kleinen, selbstischen Ichs zu vergessen. Als die Franzosen anrückten, warnte die weimarische Regierung selbst ihn vor fernerer Herausgabe seines Blatts. Aber Falk verlor Mut und Gesinnung nicht, dachte auch jetzt nicht an Flucht. Vielmehr als nach der Schlacht bei Jena auch Weimar von den Franzosen einge- 14. Oktober
nommen wurde, begab er sich mitten unter die auch an seine Haus- 1806
türe pochenden Plünderer; er besänftigte ihren Zorn, indem er sie französisch anredete und ihnen Lebensmittel verabreichte, die er vor-

Dolmetscher bei den Franzosen sorglich angesammelt hatte. Desgleichen beschaffte er dem in einem Gasthofe eingerichteten Spital, wo es an gar allem fehlte, durch Kollekte in der Stadt das Nötigste, Stroh, Verbandzeug 2c. Der französische Kommandant machte ihn zum Dolmetscher, in welcher Stellung er weiteres Unheil von der Stadt abwenden konnte. Als die Franzosen Weimar verlassen hatten, nun aber in Naumburg einen Intendanten, Herrn Villain, mit der Macht eines Vizekönigs einsetzten, ließ sich Falk auf Zureden der Herzogin Luise den Posten eines Dolmetschers und Sekretärs übertragen, wo es ihm unter anderm gelang, die unsinnigen Forderungen der Franzosen an Wein, Futter, Schlachtochsen für Sachsen-Weimar und Nachbarländer auf ein vernünftiges Maß herabzudrücken. Darob zürnten ihm nur solche, welche sich an den Lieferungen zu bereichern gedacht und den ehrlichen Mann durch das Anerbieten großer Summen nicht dazu bringen konnten, seine vermittelnde Tätigkeit aufzugeben. Ganz in französische Dienste zu treten, ließ er sich ebensowenig bewegen. Dennoch schied Herr Villain bei dem baldigen Friedensschlusse von ihm als persönlicher Freund. Herzog Karl August aber ernannte ihn unter warmer Dankesbezeugung für die dem Lande geleisteten Dienste zum Legationsrat Legationsrat mit einem kleinen Jahrgehalt. Niemand wollte es glauben, daß dieser kluge und edle Menschenfreund dieselbe Person sei mit dem Schriftsteller Falk, der eine so scharfe Feder geführt. „Ich habe mir's selbst kaum geglaubt," schreibt er, „aber mich trieb der Geist, und im Leben habe ich dem noch keinen Korb gegeben." Falk kehrte zwar nach Besorgung weiterer Aufträge für den Herzog zunächst zum Schriftstellerberuf zurück; aber er hielt nicht mehr wie so viele Deutsche seiner Zeit Bücherschreiben und Bücherlesen für Leben, und unter der fortgehenden Not der Zeit und der Zucht des in ihm wirkenden Gottesgeistes wurde aus dem Dichter und Spötter mehr und mehr ein gläubiger und in Liebe unermüdlich tätiger Christ.

Noch einmal gab ihm der Krieg unmittelbare Gelegenheit zur Betätigung seiner Fürsorge für die bedrängten Landesbewohner.
April 1813 Vor der Schlacht bei Lützen lagerten sich 2 französische Korps in der Umgegend von Weimar.

Mit gerechter Besorgnis sah die weimarische Regierung die fürchterlichen Biwaks der Franzosen in der Nähe ihrer Dörfer. Denn durch dieselben wurden binnen 24 Stunden die Felder kahl, die Wohnungen öde oder ganz vom Erdboden weggefegt, die Einwohner brot- und obdachlos. Denn alles Holzwerk in und an Häusern und Scheunen bis auf Türen, Fensterverkleidungen, Treppen und Dachsparren hinaus wurde beim La-

gerfeuer verbrannt. Für Großvieh gaben die Franzosen ein wertloses Stück Papier; Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse, Tauben wurden ohne weiteres geschlachtet, wo sie dieselben trafen. Soldatischer Mutwille riß selbst die jungen Obstbäume aus, die man vor den Zelten pflanzte, als wollte man da jahrelang wohnen. Zudem wurden die Leute, vornehm und gering, auch Weiber und Kinder, zu allen möglichen Frondiensten gepreßt, namentlich von weither nach Erfurt getrieben, um da Tag und Nacht zu schanzen.

Mit gehörigem Paß versehen, wurde Falk ins französische Lager geschickt, um den Gewalttätigkeiten gegen die Landleute nach Möglichkeit Einhalt zu tun. Unterwegs schon gab er den arglosen Bauern den Rat, ihre Schafherden nach anderer Gegend in Sicherheit zu bringen. Im Lager angekommen, sah er, wie die Soldaten mit brennenden Strohwischen in die Häuser der Bauern liefen, sie von Grund aus durchsuchten, den Leuten das letzte Mehl aus dem Faß, die letzte Kartoffel aus dem Keller raubten. Da suchte er einen der Höchstkommandierenden auf und stellte demselben vor, wenn man fortfahre, so zu hausen, so werde die Landesregierung auch beim besten Willen nicht im stande sein, einen Bauernaufstand im Rücken des französischen Heeres zu verhindern. Was das zu besagen hätte, wußte der General von Spanien her; so stellte er dem weimarischen Legationsrat „Jean Falk" 2 Kompanieen nebst Offizieren zur Verfügung. Mit deren Hilfe gelang es ihm nun, vielen Freveln in dieser Nacht vorzubeugen, so z. B. den armen Bauern Vieh, das ihnen schon entrissen worden war, wieder zu verschaffen. Auch brachten ihm die Bauern was sie noch hatten von Geldbeuteln, Uhren und Ringen; das barg er alles in seinem Überrock, der zuletzt so schwer wurde und ihm so weit herabhing, daß er kaum mehr gehen konnte. Manchmal wurden aber noch Schüsse auf die Bauern abgegeben, besonders wenn Falk den Plünderern ihre Bündel von den Bajonetten riß, um sie den Eigentümern wieder zu geben.

Nach der Schlacht bei Leipzig zogen hintereinander Franzosen, Östreicher, Russen durch das Land. Freund und Feind benahm sich gleich zügellos. Dazu hinterließen sie verheerende, pestartige Seuchen.

Falks wurden von 7 Kindern die 4 jüngsten durch den Tod entrissen. Während die Eltern am Sterbelager saßen, sangen die Russen im Nebenzimmer in wehmütigem Klageton: „Schöne Minka, ich muß scheiden." Endlich leistete auch Falks eigene kräftige Natur infolge der unaufhörlichen Aufregungen der Krankheit keinen Widerstand mehr; wochenlang lag er besinnungslos am Nervenfieber. Als aber das Bewußtsein wiederkehrte, sagte er zu sich selbst: „Gott schenkt dir das Leben, weil er weiß,

daß du ein Herz voll Liebe für deine Mitmenschen hast. Das sollst du nun armen Kindern zuwenden, die ihre Eltern verloren haben."

Gesellschaft der Freunde in der Not

Er gründete jetzt in Gemeinschaft mit dem hochgeachteten, frommen Stiftsprediger Horn die Gesellschaft der Freunde in der Not. Mitglied wurde wer einen monatlichen oder jährlichen Beitrag bezahlte. Das weimarische Fürstenhaus ging mit gutem Beispiel voran. Die Stände verwilligten wenigstens ein paar Jahre lang einen Beitrag. Gleich anfangs wendete sich Falk, um größere Mittel in die Hand zu bekommen, an die Engländer, in einem beredten, von einem englischen Blatte veröffentlichten Aufrufe die Kriegsdrangsale und die Nachwehen des Krieges schildernd. Von dort flossen die Gelder so reichlich, daß Weimar 11 000 Taler bekam, eine bedeutende Hilfe für die damalige Zeit.

Man kaufte nun für die Bauern Saatkorn, lieh auch Geld unverzinslich aus. Gegen 100 Frauen und Mädchen in Stadt und Land bekamen Flachs zum Spinnen, wofür doppelter Lohn bezahlt wurde. Dadurch sah sich manche Witwe in Stand gesetzt, ihr Häuschen, das verkauft werden sollte, zu behaupten oder eine Kuh sich zu erspinnen, wie auch Kinder das Geld zu ihren Konfirmationskleidern sich verdienten. Für die Mädchen von Weimar wurde eine Strick- und Nähschule errichtet, wofür Frau Falk die Wolle und Baumwolle darwog. Fortan war Falks Türe stets von Leuten aus nah und fern belagert, die bei dem „gütigen Herrn Rat" in den verschiedensten Anliegen Trost, Rat und Hilfe begehrten. Namentlich an Markttagen standen die Leute Kopf an Kopf im Wartezimmer, so daß sich Falk oft nicht Zeit zum Mittagessen nahm. Sein klarer Blick erkannte aber wohl, daß vielen nicht mehr zu helfen war. Um so mehr richtete sich sein Blick auf das heranwachsende Geschlecht.

Kinderversorgung

Die Zahl der Waisen aus Kriegszeiten war sehr groß. In einem einzigen Dorfe zählte man deren 60. Falks Liebe beschränkte sich aber nicht auf die ortsarmen Kinder, sondern er suchte die völlig heimatlosen und ganz verwilderten auf der Landstraße und hinter den Zäunen auf. Wo gar eines von selber kam und unter heißen Tränen bat, er möge sich seiner erbarmen, da fragte Falk nicht lange: „Welcher Ort und welches Land hat die Unterstützungspflicht für dich?" da tat er Herz und Türe weit auf. Denn jetzt traten die oben erwähnten Worte jenes Danziger Ratsherrn ihm lebhaft vor die Seele.

So konnte er allerdings von 30 Knaben, die er 1814 in Pflege genommen hatte, sagen, sie seien nicht nur eine weimarische, sondern eine europäische Chronik; jedes erzähle auf eine lebendige und rührende Weise

von irgend etwas Großem und Schauderhaften, das in unserm Weltteil vorgegangen sei. Da war einer, der mit seinem Bruder die Leichen auf den Schlachtfeldern von Jena, Lützen und Leipzig geplündert hatte. Ein anderer war als 11jähriges Bürschchen seiner Mutter in Jena durchgegangen, hatte als Troßbube den Feldzug nach Rußland mitgemacht; dann war er mit den Heeren der Alliierten bis in die Normandie und von da zurückgelaufen. Wiederum war da ein 13monatliches Kind, das von einer preußischen Soldatenfrau nach Leipzig mit einem erfrorenen Ärmchen in Weimar zurückgelassen worden war.

Wir dürfen uns nun aber die Kinderversorgung nicht so vorstellen, als wären alle in einer Anstalt vereinigt worden. Nur die verwildertsten Kinder behielt er eine Zeitlang bei sich. Andere brachte er in ehrbaren Familien, oder wenn sie die Jahre hatten, bei Handwerksmeistern unter.

Falk hatte nämlich beobachtet, daß das Verbrechertum meist in dem Zeitraum zwischen Entlassung aus der Schule und Festsetzung in der Landwirtschaft oder beim Handwerk beginnt. So schenkte er den Jahren nach der Konfirmation die größte Aufmerksamkeit. Immer mehr befestigte er sich in der Überzeugung, daß viele von denen, die dem Gefängnis oder dem Galgen zueilen, noch zu retten wären, wenn sich im rechten Augenblick die Leute fänden, die Pflanze, die verkommen will, in andere Luft und Boden zu versetzen, da anzubinden, zu beschneiden und zu ziehen. Auf diesem Punkte dem Verderben zu wehren, hielt er um so mehr für eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, da das Jahrhundert der Revolutionen erst im Anzug sei.

Gerade mit den Werkstätten aber hatte er die besten Erfahrungen gemacht. In einem seiner Briefe heißt es: „Ich sah mit Vergnügen, was das Beispiel eines wackern, arbeitsamen Mannes für Wunder bewirkte, wie es die schlafenden Kräfte dieser an Müßiggang gewöhnten Burschen weckte und sie gleichsam allmächtig zum Guten hinriß. Mein Entschluß war gefaßt: das junge Laster durch die bürgerlichen Tugenden zu entwaffnen, das Zuchthaus, das Kriminal durch die eröffneten Werkstätten der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit um so viele Kandidaten wie möglich zu betrügen.“

Im Jahr 1817 hatte Falk neben 59 jüngern Zöglingen 174 Handwerkslehrlinge in Stadt und Land wohnen. Er hütete sich wohl, unbegabte Knaben aus der Landwirtschaft oder dem Handwerk herauszunehmen. Dagegen ließ er solche, welche das Zeug zum Volksschullehrer oder Pfarrer, etwa auch zum Kaufmann hatten, sich für diesen Stand vorbereiten. Eben damals besuchten 11 Pfleglinge das Schullehrerseminar, 36 das Gymnasium.

Von diesen war nur der kleinere Teil Hauszöglinge. Die übrigen ließ er in andern Häusern wohnen, und wenn einer sich durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnete, so gab man ihm noch einen Kameraden auf die Stube, für den er die Verantwortung hatte. Kostgeld, Kleidergeld 2c.

mußten diese Knaben sich jeden Monat bei einem bestimmten Wohltäter gegen eine von Falk unterschriebene Quittung holen. Dadurch knüpften sich persönliche Beziehungen zwischen den Knaben und ihren Wohltätern, die vielfach fürs spätere Fortkommen wichtig wurden. Die Fortdauer der Unterstützung war aber stets an treue Pflichterfüllung und sonstiges Wohlverhalten geknüpft.

Wollte Falk grundsätzlich ein eigentliches Waisenhaus mit seinem gesetzlichen Mechanismus vermeiden, so war er dagegen bestrebt, allen Zöglingen ein Vaterhaus zu geben. In seinem Hause sammelte er sonntäglich alle Lehrlinge, um ihnen in den unentbehrlichsten Fächern Unterricht zu erteilen. Auch die in der Stadt wohnenden Schüler hatten jeden Abend von 5—7 zur Bibelstunde, Mittwochs und Samstags zur Singstunde zu erscheinen. Zur Sonntagabendstunde aber waren sämtliche Zöglinge vereinigt.

Da wurden nun Bibelabschnitte nicht etwa vorgelesen, sondern frei vorgetragen, oft schon von 6—7jährigen Kindern. Denn Falk hielt zwar auch viel auf deutliches, sinnvolles Lesen, aber noch mehr darauf, daß alle Kinder, mochten sie nun Bauern oder Handwerker oder Gelehrte werden, gut deutsch sprechen lernten. Was auswendig zu lernen war, wurde Wort für Wort, und Zeile für Zeile stets mit richtiger Betonung von ihm oder von älteren Schülern vorgesprochen und so dem Gedächtnis eingeprägt. Man übte sich außer an Psalmen und den Evangelien an Gesängen Klopstocks und an Stücken, welche Falk selber für seine Zöglinge dichtete, Lutherlieder u. drgl. Zwischen hinein wurde gesungen, wiederum von ihm gedichtete frische Kinder- und Volkslieder, wie das „O du fröhliche ꝛc.“ oder „Was kann schöner sein, was kann edler sein, als von Hirten abzustammen?“ — aber auch Choräle und vierstimmige Chöre aus größern Musikwerken. Zum Beschluß hielt Falk meist selbst eine packende Ansprache über den behandelten Stoff, wobei er seine Schüler namentlich auch zur Nachfolge Jesu zu begeistern suchte, auch freudige und traurige Erlebnisse der Anstalt oder in seiner eigenen Familie beizog. Schon diesen gewöhnlichen Sonntagstunden wohnten vielfach Bürger mit großer Andacht bei. Handelte es sich aber darum, für die eigene Anstalt oder für arme Kinder in einer Nachbarstadt Gaben zu sammeln, so wurden dieselben Aufführungen, nun Singakademie genannt, öffentlich in Weimar oder auswärts veranstaltet. Ein Zögling mußte dem andern mit seiner Kunst dienen. Es war schon im Lehrvertrag ausbedungen, daß z. B. ein Schusterlehrling dem Schneider aus von der Anstalt geliefertem Stoff Schuhe, der Schneiderlehrling jenem Kleider zu fertigen habe. Die Weber hatten das Gespinst der Mädchen zu verarbeiten, Seminaristen in der Anstalt Unterricht, ein Gymnasist dem andern Nachhilfsstunden zu geben.

Erziehungsgrundsätze

Es war aber Falk keineswegs darum zu tun, nur mit dem Wissen und Können seiner Schüler zu glänzen. Am meisten lag ihm ihre Erziehung am Herzen.

In einem Aufruf an die weimarischen Stände und das ganze deutsche Volk sagt er: „Was helfen dem Staate Spitzbuben, die noch so geschickt lesen, schreiben und rechnen können? Und doch setzt man auf diese Dinge einen so ausschließlich hohen Wert, als ob die schwere Aufgabe der Erziehung mit Unterricht oder Einführung einer neuen Methode gelöst wäre! Unsere Anstalt handhabt 3 Schlüssel: 1. den Schlüssel zum Brotschrank, 2. den Schlüssel zum Kleiderschrank, 3. den Himmelsschlüssel. Sobald der letzte nicht mehr schließt, so stockt es auch sogleich mit den beiden ersten." Ein andermal heißt es: „Bei einem Bauernmädchen vergehen oft ganze Jahre, ehe es von dem ihr erteilten Unterricht im Schreiben Gebrauch machen kann; aber dieselbe kann keinen Fuß vor die Tür' setzen, es sei nun, daß sie mit einem Korb Eier oder Butter zu Markt, oder daß sie allein mit einem jungen Burschen über Land geht, oder daß sie für andere Leute spinnt oder Flachs rauft, wo sie nicht zur Ausübung der reinen Lehren des Christentums, der Ehrlichkeit, der Keuschheit, der Rechtlichkeit Gelegenheit hätte." Diese Grundsätze sowohl als den christlichen Glauben bringt man den Kindern und dem Volk aber nicht bei durch die bei den damaligen Rationalisten so beliebten Lehrgespräche und vernünftelnden Untersuchungen, sondern indem man ihnen das unverfälschte Bibelwort als Seelenspeise vorsetzt und als Köche etwa einen Luther, Melanchthon, Paul Gerhardt anstellt.

Im übrigen ist die Hauptsache, den Kindern mit seinem eigenen Wandel das Christentum „einzulieben und einzuleben." Falk hielt die gewöhnliche Art der Waisenanstalten und der Gymnasien, Zöglinge, die stehlen oder sonst ein Verbrechen begehen, unnachsichtlich auszuschließen, für sehr bequem. Er vergleicht aber solche Erzieher mit Ärzten, die wohl Schnupfen und Husten behandeln, aber vor jedem Faul- und Fleckfieber feig zurückbeben. Ein echter Erzieher sollte Vaterstelle an einem Kinde vertreten. „Mein Vaterherz entbrennt erst recht und wird zum grimmigen Löwen, wenn Sünd' und Welt, Tod und Teufel wider mein Kind antritt, es mir entreißen will. Da muß ich es ihm ritterlich abkämpfen, da muß ich mein Kind zum zweitenmal, wie eine Mutter, mit Angst, Schmerzen und Tränen gebären, oder ich bin kein Vater, ich bin kein Erzieher! Ich bin ein Surrogat, eine Cichorie, die sich dem Unwissenden im Kramladen für ein Sonnenprodukt des Morgenlandes verkauft." Wo daher ein Lehrling sich etwas zu Schulden kommen ließ, so durfte der Meister nicht dem Gerichte Anzeige machen, sondern mußte nach dem Lehrvertrag es vor Falk, als den Vater, bringen. Manchmal aber mußte Falk einen beim Gericht wieder losbitten. Trotz allem gingen viele Lehrlinge, besonders wenn das Frühjahr wieder kam, ihren Meistern durch, manche 8—10 mal. Nachdem die Polizei einen gesucht, bei Wasser und Brot eingesperrt, dann wieder eingebracht hatte, nahm Falk ihn mit eindringlicher Ermahnung allemal wieder auf. Auch die Meister ließen sich gewöhnlich zur Wiederannahme bewegen. Hie und da hatte aber auch die Versetzung zu einem andern Meister gute Folgen. Vorlügen ließ sich Falk von seinen Pfleglingen nichts. Er durchschaute die Missetäter und bestrafte sie je nach den Umständen streng. So gab er einem Hausdiebe, der ihm den Pult erbrochen und den Verdacht auf andere zu lenken ge-

sucht hatte, die verdiente Züchtigung vor den Beschuldigten. Darauf sperrte er ihn 8 Tage ins Karzer und schließlich ließ er sämtliche Zöglinge der Sonntagsschule entscheiden, ob sie ihm noch einmal als ihrem Kameraden die Hand reichen und ihn in ihre Mitte aufnehmen wollen, was geschah.

1821 Falk hatte nur eine Mietwohnung, die ihm plötzlich gekündigt wurde. Jetzt wollte niemand einem Manne Wohnung geben, der 300 Hausbau Kinder versorgte und bei dem es aus- und einging wie in einem Bienenstock. Nur ans Luthergäßchen angrenzend war eine halb verfallene ehemalige Burg mit dicken Mauern zu haben, vor der Falk eigentlich graute, die auch für seine Zwecke ungenügend war. Aber es blieb ihm keine Wahl; und als auch hier nach kurzer Zeit Kündigung wegen Verkaufs drohte, faßte er plötzlich den Entschluß, das Haus selbst zu kaufen und es umzubauen. Es sollte nun Lutherhof heißen.

Der Umbau vollzog sich im Lauf mehrerer Jahre. Die eine und andere Arbeit leisteten Falks Lehrlinge und ihre Meister freiwillig. Die Hauptarbeit aber verrichteten 16—20 Hauszöglinge unter der Aufsicht und Beihilfe eines alten Zimmermanns und eines erfahrenen Maurers. Auf Handwägelchen führten sie Steine, Sand und Lehm herbei, andere machten Backsteine. Gerade für die am meisten verwilderten erwies sich diese Arbeit als ein gutes Bändigungsmittel. Außerdem lernte Falk hier die Fähigkeiten eines jeden besser als in der Schulstube kennen. 2 seiner frömmsten Zöglinge aber, darunter den spätern Pfarrer Denner, sandte er aus mit von ihm verfaßten Büchlein, „Vaterunser" und „Der christliche Glaube," sie in Deutschland und Holland zu verkaufen, auch sonst Freunde für die Anstalt zu werben.

Das Werk gelang; aber Falk selbst erlag der Überanstrengung. Lange noch leitete er alles vom Bette aus unter den heftigsten Gichtschmerzen.

Er schrieb damals an seinen Denner: „Der alte Johannes sitzt noch immer an Bord seines Schiffes, wovon ein Blitz das Ruder abgeschlagen, und wird seinem Herrn und Meister mit einem Fuß, mit keinem Fuß, mit einem Auge, mit keinem Auge treu zu dienen wissen. Dies ist der Mantel des Elias, ihr guten Jungen, wovon ich Euch ein Stück zurückzulassen wünsche, wenn Gott mich früher oder später von dieser Welt hinwegruft. Mit dieser Gesinnung ist der unsterbliche Geist frei des vergänglichen Leibes, selbst wenn er sich noch in dessen Banden befindet."

Am 14. Februar 1826 wurde der treue Mann von seinen Lei-
1826 den erlöst. Die Witwe führte mit einem seitherigen Lehrerzögling, Rettner, die Anstalt noch 3 Jahre weiter. Dann nahm der Staat sie ihr ab, um sie in kleinerem Maßstabe weiter zu führen. Bis da-

hin aber waren durch die Anstalt gegen 500 Kinder versorgt, 324 davon zu tüchtigen Handwerksgesellen ausgebildet worden.

Die Gesellschaft der Freunde in der Not fand an mehreren Orten Thüringens Nachahmung, die Anstalt bei Graf Adalbert von der Recke und in Frankreich, mit Verwilligung bedeutender Mittel durch die französische Regierung. Nachahmung

Falk hat der Erziehungsarbeit an den Verwahrlosten und Heimatlosen seine ganze Kraft und Gesundheit, ein gemütliches Familienleben und einen großen Teil des Familienvermögens zum Opfer gebracht; er hat mit immer gleicher Liebe die Elternlosen in sein Haus aufgenommen, selbst in dem Augenblicke, da er an der Bahre eines geliebten 19jährigen Sohnes stand und hat weiter gesorgt für fremde Arme, da die eigene Familie ganz geknickt war durch den Tod einer 15jährigen Tochter. Trotz allem hat er viel Undank, Verachtung und Anfechtung sich gefallen lassen müssen von Armen, die mehr erwartet hatten, von ungeduldigen Meistern, von hochmütigen Egoisten und von unverständigen Frommen. Undank

Über den Undank tröstete er einmal seine Frau mit den Worten: „Wem wird denn in dieser Welt gedankt? Nicht einmal den Eltern. Der Mensch, liebes Weib, du und ich nicht ausgenommen, ist eine undankbare, lieb- und gottvergessene Kreatur" und ein andermal: „Ein Gottesmann sucht seinen Dank in seinem Ursprung, nämlich in Gott; ein Weltmann in dem seinen, nämlich in der Welt, die nichts ist als ein aus Rauch, Schein und Dunst zusammengeballtes Wesen."

Die Frommen hatten an ihm auszusetzen, daß er sich nicht einzig und allein aufs Glauben beschränke. Sogar der in seiner Art verdiente Dr. de Valenti beschuldigte ihn, daß er die Werktätigkeit, und nicht Christus, wolle und besessen sei von 3 Teufeln: Ehrsucht, Genie und Wissenschaft. Falk aber wies hin auf die Worte des Apostels Paulus 1. Kor. 13, 1—3 und Röm. 9, 3 und bezeichnete diese Art von Zurückziehung der Pietisten auf den Glauben allein als bloße Angst ums eigene Ich und die eigene Seelenrettung, welche sehr absteche gegen die Christentumsübung des Apostels Paulus, der bereit gewesen sei, nicht allein den Leib, sondern sogar die Seele für die Brüder hinzuwerfen. Gegensatz zum Pietismus

„Nur eine fortgesetzte Heiligung durch tätige Liebe, und daß wir für andere, nicht aber bloß für einen himmlischen Glaubensegoismus leben, kann uns zu echten Schülern Jesu Christi machen. Nicht der gläubige Priester, nicht der gläubige Levit, sondern der ungläubige Samariter, weil sein liebetätiges Herz die Barmherzigkeit übte, war in Christi Augen der Nächste."

Falks Christentum

Es hat Falk am echten Christenglauben nicht gefehlt. Denn über alles schätzte er Gottes Wort. Ganz anders als die meisten Theologen seiner Zeit war er durchdrungen von dem Gefühl seiner Sünde und der Begnadigung in Christus. Wo keine Menschenhilfe sich blicken ließ, da machte er sich stark in dem himmlischen Vater, der ihm oftmals seine Wunder zu erfahren gab. In Christi Liebe sich versenkend sprach er: „Wie soll ich dir vergelten, allgütige, überschwengliche Liebe? Gleich wie du dein Leben für die Brüder gelassen hast, also will auch ich mein Leben für die Brüder lassen." Vom Heiligen Geiste erbat er sich als ein von Natur Blinder, der den rechten Weg nicht finden kann, Licht, Trost und stets neuen Glauben.

Man darf Falk den Ruhm nicht schmälern, daß er der erste gewesen ist, der in Deutschland das Werk der Rettung der Opfer des Kriegs, namentlich unter der Kinderwelt, in größerem Maßstabe in Angriff genommen hat. Ursprünglich ein Kind der Aufklärung, später aber ein von Gott selbst Gelehrter, bildet Falk eine Brücke zwischen den Humanitätsbestrebungen des 18. Jahrhunderts und dem Tatchristentum des 19ten. Ohne Zweifel hat neben Pestalozzi auch das Beispiel des arbeits-, gebets- und sangesfreudigen Lutherhofs viel dazu beigetragen, den neueren Pietismus von dem Werte eines gesundfröhlichen Geistes für Kinderanstalten zu überzeugen, der den Franckeschen Anstalten gefehlt hatte.

Ich stelle nun neben Falk das Bild eines Mannes aus etwas späterer Zeit, der viel Wesensverwandtschaft mit ihm hat als glühender Vaterlands- und Menschenfreund, der trotz seines reinen Charakters und seiner lautern Frömmigkeit noch ganz anders als Falk von der schablonenhaften Frömmigkeit seiner Zeit geächtet wurde, aber weniger lebensklug und weicher als jener, eigentlich ein Märtyrer der Innern Mission geworden ist:

Gustav Werner.

Nach „Wurster, Gustav Werners Leben und Wirken" und gedruckten Berichten vom Bruderhaus in Reutlingen. Niedner, Kirchengeschichte.

geboren 1809

Gustav Werner ist am 12. März 1809 in Zwiefalten geboren. Der Vater war damals Forstkassier; später wurde er als Direktor der Finanzkammer in Reutlingen einer der ersten württembergischen Beamten. Der Großvater aber, zu welchem Gustav 6jährig verbracht wurde, und bei dem er 2 Jahre bis zu dessen Tode blieb, war Schulmeister, Schuhmacher und Bauer in Münsingen. Hier wurde er nicht nur angehalten, bei landwirtschaftlichen Arbeiten, und der Großmutter, die um

Geld Strümpfe und Wämser strickte, hiebei behilflich zu sein, sondern er lernte auch, was für sein späteres Wirken und Entbehren besonders wichtig war, mit der einfachsten Nahrung und Kleidung zufrieden zu sein.

Gustav hatte nicht was wir einen Lernkopf nennen. Er lernte in niedern und höheren Schulen mehr nur aus Liebe zu seinen Eltern. Dagegen machte jede edle Tat frühe schon großen Eindruck auf ihn.

So des eigenen Vaters viele Arbeit und Entsagung um seiner Kinder willen, die Erzählung der Großmutter von einem Onkel, der als freiwilliger Kämpfer gegen Napoleon auf dem Schlachtfelde tot gefunden wurde, nachdem er schwer verwundet noch die Fahne von der Stange gerissen und auf seiner Brust geborgen hatte. Die Liebe Christi, der ohne irgend dazu genötigt zu sein, sich für uns in den Tod gab, drang dem 15jährigen Maulbronner Seminaristen tief ins Herz, so daß er betete: „O könnte ich dich auch so lieben, wie du liebst."

In Tübingen fand Werner weder an dem der Theologie vorausgehenden philosophischen Studium, noch an studentischer Geselligkeit Geschmack und ging stille seinen Weg für sich allein, obwohl er in den Ferien im Elternhause mit den Geschwistern und deren guten Freunden von Herzen fröhlich sein konnte. Erst als er durch ältere Bekannte auf Swedenborgs Schriften hingewiesen wurde, kam in sein geistiges Leben Trieb und eine feste Richtung.

Emanuel v. Swedenborg, ein schwedischer Bergwerksassessor, hatte schon viele naturwissenschaftliche und philosophische Schriften geschrieben. 1743
Da glaubte er, eine Erscheinung Christi zu haben, der ihm den Blick für Dinge und Vorgänge im Himmel aufschloß und ihm mit Geistern und Engeln zu reden gab. Von demselben Tage an rühmte er, der beständigen Gegenwart Gottes beim Lesen seines Wortes teilhaftig zu sein, so daß er den geistlichen Sinn der Schrift verstehe. Swedenborg griff nun die bestehenden großen Kirchen und ihre Lehre in verschiedenen Hauptpunkten, wie Dreieinigkeit und Erbsünde, so besonders auch die lutherische Rechtfertigungslehre an, hat aber die letztere offenbar gar nicht verstanden. Eine seiner bedenklichsten Behauptungen aber war, das Endgericht habe in der Geisterwelt bereits stattgefunden; eine persönliche Wiederkunft Christi sei nicht zu erwarten, sondern dieselbe geschehe bloß im Geist, und zwar zugleich mit seiner, Swedenborgs Sendung: „Des Himmels Geheimnisse gehen jetzt heraus. Siehe es wird alles neu. Die neue Kirche des neuen Jerusalems beginnt." Diese tritt an die Stelle der bestehenden Kirchen, oder erneuert sie wenigstens. Es waren in den Schriften Swedenborgs neben vielem Ungereimtem geistvolle Ausführungen und einzelne nicht abzuleugnende Aufschlüsse über Dinge, von denen Menschen unter gewöhnlichen Umständen nichts wissen können. Das hatte schon einen Ötinger längere Zeit gefesselt. Warum aber der junge Werner sich zu Swedenborg hingezogen fühlte, das begreifen wir, wenn wir lesen, daß Swedenborg lehrte: „Die Katholiken- und Protestantenreligion ist nur:

„Herr wasche mich!" Dem wird vom Herrn die Antwort: „Wasche dich selbst, brauche meine Gaben wie die deinigen, so wirst du rein werden." Werdet erst Religion d. h. gehet ein in die tatsächliche Verbindung mit der unsichtbaren Welt! Solcher Mahnung bedarf zumal die protestantische Trennung des Glaubens und der Liebe. Ein von der Liebe getrennter Glaube gleicht dem Winterlichte, dem von der Wärme getrennten Licht, in welchem die Natur erstarrt und erstirbt. Ein mit Liebe verbundener Glaube aber gleicht dem Frühlingslichte, dem mit der Wärme vereinten Licht, in welchem die Natur aus dem tiefsten Tode zum höchsten und reichsten Leben erwacht." Swedenborgs ganze Schrifterklärung befriedigte Werners Vernunft viel mehr als die übliche kirchliche Auslegung.

Der Vater, der seines Gustav weiche, empfindsame Natur kannte, fürchtete im Gegenteil, derselbe werde durch seine Hinneigung zu Swedenborg fürs Studium wie fürs Leben verdorben. Er hatte gehofft, ihn einst als tüchtigen Pfarrer im Segen wirken zu sehen; nun schien aus ihm ein unfruchtbarer Träumer und Geisterseher zu werden. Daher verbot er ihm auch eine Zeitlang die Beschäftigung mit den Schriften Swedenborgs. Jedoch näherten sich Vater und Sohn innerlich wieder um die Zeit von Gustavs theologischem Examen. Nach demselben waren der Vater und die kirchliche Behörde so klug, ihm einen längeren Urlaub nach Straßburg zu be-
Oktober 1832 willigen. Dort wollte der Kandidat hauptsächlich an einer von den Anhängern Swedenborgs geplanten Bibelübersetzung arbeiten. Aber während seines Aufenthalts daselbst von dem Vorsteher eines Knabeninstituts als Lehrer im Deutschen gewonnen, lernte er hier auch die Kunst des Unterrichtens, und außerdem wurde er durch den Verkehr mit der frommen Familie Wegelin auf ein neues Vorbild für seinen künftigen Pfarrersberuf hingewiesen: den um die arme Gebirgsgemeinde Steintal hoch verdienten Johann Friedrich Oberlin. Zwar ließ sich Werner auch in Straßburg nochmals von den Swedenborgianern ganz in Beschlag nehmen, geriet auch in spiritistische Verirrungen, aber auf seines Vaters ernste Erinnerung an das 4. Gebot brach er rasch ab, um seiner Pflicht gemäß in den württembergischen Kirchendienst einzutreten.

Juli 1834 In seiner Lehrauffassung war er so weit von Swedenborg frei geworden, daß er die allgemeine Verpflichtung der württembergischen Predigtamtskandidaten übernehmen konnte: „Ich verspreche, der Heiligen Schrift gemäß zu lehren und mir keine Abweichungen vom evangelischen Lehrbegriff, so wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Konfession enthalten ist, zu erlauben." Werner gab auf Verlangen der Behörde noch bestimmter zu Protokoll: „daß er nichts Sektiererisches von Swedenborg in seine Vorträge in Kirche und Schule aufnehmen wolle, so wie

er überhaupt überzeugt sei, daß der Name Swedenborgs nicht auf die Kanzel gebracht werden soll." Dieses Versprechen hat er stets redlich gehalten. Als ihm die Augen aufgingen über die Lieblosigkeit und Gewalttätigkeit seiner swedenborgianischen Freunde, brach er auch vollends mit ihnen. Denn mehr und mehr wurde ihm zum Lebensgrundsatz und zum Maßstab bei der Beurteilung anderer: was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.

Vikariat in Waldorf

In Waldorf bei Tübingen, wo Werner bei einem alten, kränklichen Pfarrer Vikar wurde, machte seine ernste Bußpredigt sofort außerordentlichen Eindruck. Ihm aber wäre mehr Frucht davon lieber gewesen als die anerkennenden Worte, welche er zu hören bekam. So machte er sich denn an die Kinder, in der Hoffnung, in ihnen einen neuen Geist zu wecken. Täglich konnte man den großen Vikar durchs Dorf gehen sehen, an jeder Hand ein Kind. Die Schüler veranlaßte er, auf den Montag zu schreiben, was sie von der Sonntagspredigt behalten hatten. Zur Aufmunterung machte er dann mit ihnen auf einem Leiterwagen einen Ausflug nach Tübingen, um sie in eine naturwissenschaftliche Sammlung zu führen oder nach Reutlingen, von wo aus man die Achalm bestieg. Nach 3jähriger Amtstätigkeit schienen ihm nach dem Vorgang im Steintal Kleinkinderschule und Mädchenarbeitsschule das dringendste Bedürfnis. Ein rechtschaffenes und wahrhaft frommes älteres Bauernmädchen, äußerlich unscheinbar, aber wegen ihrer Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen jedermann im ganzen Dorfe „das Bäsle" genannt, gab sich zur Lehrerin her und erlernte zu dem Zwecke vom Wernerschen Hause in Reutlingen aus die feinere Strick- und Häkelarbeit und das Spitzenklöppeln. Bald gesellte sich ihr ihre 17jährige Nichte bei, Rosine Barbara Jakob, kurz das Rosebäbele genannt. Beide Schulen wurden alsbald von gegen 80 Kindern besucht, und nicht lange stand es an, so fanden diese Einrichtungen auch in den Filialgemeinden Nachahmung. Besonders glücklich war Werner darüber, daß das Bäsle es verstand, die Herzen der Kinder nicht nur sich und ihrem Leiter, dem Vikar, zu gewinnen, sondern auch gegenseitige Liebe der Kinder untereinander zu pflanzen, indem sie z. B. auf den Christtag die älteren Mädchen für die jüngeren Hemdchen, oder wenigstens Puppenkleider nähen ließ, wozu die Eltern den Stoff beisteuerten. Schon gingen seine Gedanken weiter dahin, den von den Kindern verfertigten Gegenständen einen auswärtigen Markt in der Schweiz oder in Amerika zu verschaffen. Einstweilen mußte das schüchterne Rosebäbele sich entschließen, mit den verkäuflichen Waren

in der Umgegend zu hausieren. Die Oberkirchenbehörde selbst ließ um diese Zeit dem Pfarrgehilfen Werner für seine mehrfache, eifrige und verdienstvolle Wirksamkeit ihr Wohlgefallen aussprechen.

11. August 1838 Nun starb in Walddorf die Frau eines armen Taglöhners. In der Leichenpredigt legte der Vikar seinen Bauern die verlassenen Kinder eindringlich ans Herz. Niemand rührte sich. Als nun aber Werner bei sich selbst seine Gemeinde des Mangels an tätiger Liebe beschuldigen wollte, da sagte ihm sein eigen Gewissen, er solle zuerst selbst tun was er von seinen Zuhörern verlange. Darauf faßte er den Entschluß, das jüngste der Kinder, ein 2jähriges Mädchen, „das ihn gar so lieb angeschaut," zu sich zu nehmen. Wieder war es das Bäsle, die ihm das Kind versorgte, obwohl sie nur ein Bett hatte und ihre Nachtruhe auch wohl hätte brauchen können. Auf dieses Beispiel hin wurden 3 weitere Kinder in Familien liebevoll aufgenommen. „Fürs Vikarskind" aber brachten fast jeden Tag die Kleinkinderschüler eine Gabe. Seine Pfarrfrau bat Werner, ihm statt des Nachtessens jeden Abend eine Maß Milch in des Bäsles Wohnung zu schicken, wo er dann mit dem Kinde und seiner Pflegerin die einfachste Nachtmahlzeit zu sich nahm. Als im Januar 1839 ein armer Maurer, Vater von 5 unerzogenen Kindern wegstarb, nahm Werner der Witwe eines dieser Kinder, einen 6jährigen Knaben ab. Darauf bat ihn sein eigener Vater, der das nunmehrige Wirken seines Sohnes mit der größten Liebe und Freude verfolgte, die 3 Kinder seines verarmten Bruders in Münsingen zu sich zu nehmen. Gustav tat es, rieb den ganz verwahrlosten Buben die nötige Salbe für die Krätze selber ein und nahm sie im übrigen unter seine väterliche Zucht. Auch von Reutlingen und dem Filialorte Gniebel sollten noch Kinder aufgenommen werden. Da nun für so viele der Raum zu beschränkt war, so gestattete die Gemeinde, die eben ein neues Backhaus herstellen ließ, dem Vikar, auf seine Kosten einen weitern Stock darauf zu setzen, bestehend in einer Kammer und einem kleinen Saal als Wohn- und Unterrichtszimmer für Kinder- und Arbeitsschule. Hieher kamen des Abends auch Weiber mit ihren Kunkeln. Der Vikar las etwas vor oder redete mit ihnen über religiöse Dinge. Man sang und schloß mit Gebet.

Werners Predigten zogen nicht allein Zuhörer aus der Umgegend nach Walddorf; mit der Zeit kam es dahin, daß er abwechselnd zwischen Reutlingen und Stuttgart seine Predigt vom Sonntag dort vor einem kleinen Zuhörerkreise vorlesen mußte. In Reutlingen hatte er

dies zuerst nur für die eigene Familie getan. Die Traurede für seine Schwester und den Sohn seines Pfarrers, Dr. Landerer, aber hatte mehr Leute auf ihn aufmerksam gemacht und herbeigezogen. 48 Frauen aus den ersten Familien Reutlingens richteten eine Bitte an den Kirchenkonvent (II, 140 f.) um Überlassung der Spitalkirche für diesen Zweck, was abgelehnt wurde. Einer Kaufmannsfrau in Stuttgart hatte eine Milchfrau von Walddorf eine abgeschriebene Predigt ihres Vikars gebracht. Dies führte zu der Einladung an Werner, auch in Stuttgart ab und zu einen Besuch zu machen und dabei seine Predigt vorzulesen. Die Vereinigung trug hier noch weniger den Charakter einer „Stunde", indem man zusammen Thee trank, Obst und drgl. herumgab und nach geschehener Vorlesung der Predigt sich zwanglos darüber unterhielt. Da erschien plötzlich ein Artikel in dem demokratischen Blatte „der Beobachter" mit der Überschrift 2. Tim. 3, 6., der sich darüber ausließ, daß Vikar Werner, welcher auf der Universität Swedenborgianer geworden sein soll, sich nicht daran habe genügen lassen, einen Band seiner „unbedeutenden" Predigten im Druck herauszugeben, vielmehr jetzt auch in unserm lieben Württemberg umherziehe und in Dörfern und Städten Konventikel halte. Es wurde ihm unterstellt, daß er es damit auf nichts anderes als die Beförderung auf eine offene Pfarrstelle in Reutlingen abgesehen habe; die Behörde aber wurde verdächtigt, daß sie dazu nur ein Auge zudrücke mit Rücksicht auf Stuttgarter Damen und den Vater Direktor. Der redliche, selbstlose Werner fand sofort kräftige Verteidigung z. B. in der Erklärung von 12 angesehenen Reutlinger Bürgern, desgleichen einem öffentlichen Zeugnis der Dankbarkeit und Hochachtung von seiten der Schultheißen in Walddorf und seinen Filialen. Als trotzdem die Angriffe des Beobachters fortgesetzt wurden, ließen die höchsten weltlichen und geistlichen Behörden sich dadurch schrecken. Das Konsistorium ließ Werner, ohne ihn selbst zur Äußerung aufgefordert zu haben, an den § 5 der Dienstanweisung für Pfarrgehilfen erinnern, welcher diesen die Leitung von Privatversammlungen und das Abhalten von Privaterbauungsstunden durchaus verbietet. Es war Werner leicht, nachzuweisen, daß er trotz seiner Liebestätigkeit im Ort und trotz seiner wöchentlich einmaligen Reisen nach Reutlingen oder Stuttgart, in Predigt, Jugendunterricht, Krankenbesuchen, noch um ein Gutes über das vorgeschriebene Maß tue; und nicht mit Unrecht machte er geltend, daß die Zirkel, in denen er seine Predigten vorlese, bei der Anwesen-

22. Sept. 1839

heit älterer, erfahrener Männer nicht von ihm geleitet werden, dieselben auch keine Privaterbauungsstunden im üblichen Sinne des Wortes seien, weshalb der § 5 darauf keine Anwendung finden könne. Als er aber erfuhr, das Konsistorium werde nicht nachgeben, legte er kurz entschlossen sein Amt nieder, mit der Begründung, daß er die seiner religiösen Freiheit und Wirksamkeit auferlegte Beschränkung mit seinem Gewissen nicht vereinigen könne, auch glaube, nicht wie bisher mit Lust und Segen in seiner Gemeinde weiter arbeiten zu können, wenn er des mannigfach belebenden Impulses aus den betreffenden Vereinigungen beraubt sein würde.

Wohnsitz in Reutlingen

14. Febr. 1840

Die Teilnahme seines Vaters erleichterte ihm den weiteren Entschluß, seine Anstalt nach Reutlingen in eine Mietwohnung zu verlegen. Nach schwerem Abschied von der Gemeinde Walddorf zog er ab, begleitet vom Bäsle, dem Bäbele (Barbara Welsch) und 10 armen Kindern.

Als der Zug die Straße in Reutlingen heraufkam, sah eine gutmütige Gerbersfrau durchs Fenster und sagte zu ihrer Tochter: „Christiane, sieh, do zieht so a arms Schuelmoisterle 'rei und hot sei so viel Kinder! Daß Gott erbarm!"

hält Versammlungen

Werner, der vorerst, zu seinem großen Kummer, keinen Hauptberuf mehr hatte, beabsichtigte nun, in Reutlingen eine Privattöchterschule anzufangen, woran es fehlte. Aber der Dekan beantragte sofort, daß ihm die Erlaubnis dazu nur erteilt werde, wenn er auf das Halten religiöser Versammlungen verzichte. Dessen weigerte er sich. Nun wollte man trotzdem aus dem alten Grunde das Verbot der Privatversammlungen für den Kandidaten, Seminarist Werner aufrecht erhalten, bis dieser sich an das Ministerium wendete mit der Vorstellung, daß er 32 Jahre alt sei und $5^1/_2$ Jahre an einer Gemeinde von fast 3000 Seelen zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gewirkt habe, warum man ihm nicht gestatten wolle, was jeder Bauer oder Handwerksmann tun dürfte. Darauf folgte die gewünschte Erlaubnis mit gewissen Einschränkungen wie der, daß die Versammlungen nie zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, auch nicht bei einbrechender oder wirklicher Nachtzeit gehalten werden und daß nicht mehr Personen daran teilnehmen dürfen, als das Zimmer eines Privathauses fasse. Man benützte darauf ein Zimmer des gemieteten Hauses. Als aber die Zahl der Teilnehmer wuchs und man auf die Bühne wanderte, erhob der Hausbesitzer Einsprache wegen zu starker Belastung des Hauses. Halb im Scherz bot ein Nachbar seine leerstehende Schafscheuer an. Sie ließ sich zum Versammlungs-

ort ganz anständig herrichten. Auf eine Eingabe von 85 Männern und 220 Frauen hin wurde ihre Benützung vom Konsistorium gestattet. Außer mehreren sonntäglichen Gottesdiensten hielt oder leitete Werner die Woche hindurch verschiedene Versammlungen mit Frauen und Jungfrauen teils nur religiöser Art, teils zum Zwecke gemeinschaftlicher Arbeit für die Anstalten. Da die meisten Mädchen den Tag über ihrem Verdienst nachgehen mußten, so versammelten sie sich Winters wie Sommers schon morgens von 5—6 Uhr. Es berichtete nun aber ein neuer Dekan, der die religiösen Vorträge von Zeit zu Zeit zu besuchen hatte, über diese im ganzen günstig. Werner selbst und seine Anhänger besuchten auch die kirchlichen Gottesdienste fleißig. Besonders wurde in dem dekanatamtlichen Berichte über die Wernerianer hervorgehoben: „Wohltätigkeit wird fleißig geübt, einzelne Männer sind nach dem Zeugnis ihrer Frauen ganz andere Männer geworden; auch die Diener der Kirche werden, zur Anfeuerung ihres Eifers, aufmerksam gemacht, wieviel Sinn für das Höhere unter unserm Volk vorhanden ist, und die Zwecke der Kirche selbst werden gefördert." Daraufhin erfolgte von seiten des Konsistoriums eine förmliche Genehmigung der sonntäglichen öffentlichen Versammlungen und die Zurücknahme des Verbots der Abendzeit für Privatversammlungen. ?. Febr. 1841

In Reutlingen wurde Werner nun erst recht ein Reiseprediger. Ihn jammerte der vielen Seelen, die verloren gehen. Er hielt eine Hebung des religiösen Lebens im Volk für unabweisliches Bedürfnis und die von ihm vertretene „johanneische Richtung" (S. 246) für das, was unserm Volk am meisten fehle. Diese aber glaubte er nur durch lebendiges Wort wirksam verbreiten zu können. Von den Kanzeln aus wurde den Gemeinden selten geboten was er für die Hauptsache ansah. Man setzte im allgemeinen das Christentum immer noch viel zu sehr in die Verkündigung und widerspruchslose Annahme der evangelischen Lehre, achtete zu wenig aufs innere Leben und auf den Wandel. Unter den Pfarrern standen wohl einzelne mit ihm auf gleichem Grunde; viele andere waren über die Art des vorangegangenen Jahrhunderts, eine starre Rechtgläubigkeit oder den Rationalismus (S. 69 und 67 f.) nicht hinausgekommen. Daneben gab es eine ziemliche Anzahl von ganz links stehenden, Anhängern von D. F. Strauß und Hegel. Bei den Fortschritten, welche der Unglaube auch im Volke machte, hätte Werner es für einen vor Gott nicht zu verantwortenden Ungehorsam gegen den Be-

Reiseprediger

fehl Christi: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur“ gehalten, wenn er einmal den an ihn ergehenden dringenden Aufforderungen, in einen Ort zu kommen und zu predigen, keine Folge geleistet hätte. So besuchte er schon im Jahre 1840 10 Orte in Württemberg regelmäßig alle 3—4 Wochen, im Jahr 1844 etwa 100 und später noch mehr Orte, um überall religiöse Vorträge zu halten. Mehrfach bereiste er auch die Schweiz.

Seine Predigten machten allenthalben großen Eindruck, und was mehr ist, sie wirkten Frucht im Leben.

Vrgl. S. 243. Einst fragte ein Pfarrer Abgesandte aus seiner Gemeinde, die ihn baten, Werners Vorträge nicht zu verbieten: „Wo sind die Früchte dieser Vorträge? Da trat ein Mann vor und sagte: „Hier ist seine solche Frucht! Seit Jahren bin ich ohne alle tiefere Wirkung auf meine Seele zur Kirche gegangen, ich war ein Säufer, ein händelsüchtiger Ehegatte. Seit ich aber Werner höre, ist es mit mir völlig anders geworden.“ Dem Professor Eschenmayer erzählte eine Frau, bei einer Predigt Werners über den Text: „Zerreißet eure Herzen, nicht eure Kleider“ sei es ihr gewesen, „als habe ein Blitz ihr Herz durchbohrt;“ sie sei dann aus 18jähriger Ehe voll Haß, Hader und Zank zu einem geordneten, gesegneten Leben zurückgekehrt. Der Zuchthausgeistliche von Gotteszell berichtete zu den regelmäßig wiederkehrenden Vorträgen Werners: „Die Sträflinge kommen freiwillig alle, und auch solche waren davon ergriffen, welche man sonst zu den rohesten zählte.“

Auf seinen Predigtreisen zumeist gewann sich Werner treue Anhänger und bleibende Förderer oder auch Mitarbeiter für sein Liebeswerk.

Zu diesem Erfolge trug wesentlich bei, daß die Zuhörer sahen: hier sind Predigt und Leben nicht zweierlei. Werner unterzog sich für seine Arbeit den größten Strapazen, machte bei jeder Witterung seine Reisen, anfangs fast immer, später noch oft ging er zu Fuß, Wege von 5—10 Stunden. Zwischen hinein hielt er eine Reihe von Vorträgen.

Einmal auf einer 2tägigen Fahrt, die er bei strenger Kälte auf offenem Wagen von Reutlingen über die Alb nach Ulm und Langenau, zurück über das Filstal und Nürtingen machte, hielt er 15 Vorträge, schlief nur 1 Stunde in der Nacht. So konnte er auch zu Fuß, selbst vor einem Sonntage die ganze Nacht vom Schwarzwald nach Reutlingen wandern. Für Speise und Trank brauchte er nur wenige Kreuzer. Gott aber erhielt und stärkte ihm gerade bei dieser Lebensweise seine Gesundheit.

Auch sammelte Werner bei seinen Reisen nicht etwa bloß Gaben für seine Anstalt, sondern er brachte auch verlassene Kinder mit nach Hause, um sie zu versorgen und hatte noch Gaben übrig für die Armen an den Orten, welche er besuchte. So verschaffte

er einmal einem armen Weibe eine Kuh. Öfters gab er vertrauenswerten Männern Geld zum Ankauf von Flachs zu Spinnarbeit für arme Weiber.

Trotzdem war es keineswegs die Pflicht der württembergischen Pfarrer, in deren Gemeinden Werner kam, den jungen Mann, ehe sie ihn genau kannten, mit offenen Armen aufzunehmen, vielmehr ihn und seine Lehre erst zu prüfen, doppelt deshalb, weil das Gerücht, Werner sei Swedenborgianer, nicht verstummen wollte. Es taugt das Hereinwirken eines Fremden überhaupt nicht in alle Gemeindeverhältnisse z. B. da, wo ein neuaufgezogener, ehrlicher und nüchterner Pfarrer eine zur Heuchelei neigende Gemeinde erst an seine Art gewöhnen muß. Deswegen war es eine durchaus berechtigte Verfügung des Konsistoriums, daß Werner nirgends religiöse Vorträge halten solle, ohne schriftlich oder mündlich die Erlaubnis des zuständigen Kirchenkonvents eingeholt zu haben. 5. Nov. 1841 Wenn später festgesetzt wurde, daß Werner die Benützung der Kirchen nur im Falle der Stellvertretung für den Ortsgeistlichen gestattet werden solle, so war auch das eine Verordnung vorsichtiger Klugheit, da sich noch nicht sagen ließ, in welcher Weise sich der eifrige junge Mann und seine Sache weiter entwickeln werden und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo es für die Kirche besser sein würde, wenn sie die Wernersche Sache nicht auch zu der ihrigen gemacht haben würde. Dagegen war die Art, wie man Werner entgegentrat, wo Pfarrer und Kirchenkonvent ihn nicht wünschten, häufig eine unwürdige und rohe.

Einzelne Pfarrer wollten ihm sogar Hausbesuche verbieten und schickten Polizeidiener oder Landjäger ab, ihn aus dem Ort zu weisen. Als einst Werner in einer Versammlung zu Röm. 8, 19 ff. von der Sehnsucht der in Eitelkeit versunkenen Menschen nach Erlösung redete und zeigte, wie bei der fortgehenden Erlösung vom Dienst des vergänglichen Wesens ein Bruder dem andern behilflich sein müsse, erhob sich plötzlich der zur Beobachtung anwesende Dekan des Bezirks und rief: „Das ist eine falsche Lehre, Christus ist unser einziger Erlöser." Darauf stellte er sich neben Werner und erkärte: „Ich bin von Seiner Majestät berufen, über die Reinheit der evangelischen Lehre zu wachen und nicht zu dulden, daß Irrlehren in der Gemeinde verbreitet werden." Als er sich wieder gesetzt hatte, redete Werner ruhig und ohne jede Bitterkeit weiter. Darüber kam dem Dekan seine Übereilung zum Bewußtsein, und zum Schluß bot er Werner die Bruderhand, die dieser mit Freuden annahm.

Das Jahr 1848 brachte mit seiner Verkündigung der Versammlungsfreiheit und des Rechts auf unbeschränkte gemeinsame, häusliche 1848

und öffentliche Religionsübung für alle Deutschen auch Werner mehr Freiheit. Die Einladungen der Gemeinden, bei ihnen zu sprechen, mehrten sich. Sie gingen zum Teil sogar von den Ortsbehörden aus, die, um Pfarrer und Pietisten zu zeigen, daß sie nichts mehr gelten, Werner ausdrücklich die Kirche anboten. Von ihm ließen auch manche noch sich die Wahrheit sagen, die sonst in keine Kirche zu bringen gewesen wären. Die eigentlichen Demokraten merkten freilich bald, daß auch Werner nicht ihr Mann sei, wenn er, statt von der Freiheit in ihrem Sinn, von Gerechtigkeit und Nächstenliebe predigte, durch welche das Kommen des Königreichs Christi angebahnt werden müsse.

Herbst 1849 Als aber die Revolution besiegt war und die Regierenden allenthalben von dem Grundsatze sich leiten ließen, man müsse die staatserhaltenden Kräfte recht pflegen, damit es nicht wieder zu einem gewaltsamen Ausbruch der Freiheit komme, da kamen auch diejenigen wieder zu Worte, welche Werner längst als einen Verstörer der Kirche und der landesüblichen Frömmigkeit angesehen und gehaßt hatten. Man wiederholte die alten Verdächtigungen, daß Werner insgeheim auf die Einführung der von Swedenborg verkündigten Neuen Kirche hinarbeite. Eine Eingabe von 11 Geistlichen des Eßlinger Bezirks forderte das Konsistorium auf, Werner seine Reisepredigt fernerhin nur unter der Bedingung zu gestatten, daß er ein (nochmaliges) unumwundenes Bekenntnis und Versprechen ablege, mit unserer evangelischen Kirche Augsburgischer Konfession übereinstimmend zu lehren. Darauf verlangte die Oberkirchenbehörde, die bisher manchmal Werner gegen ungerechte Beschuldigungen in
26. April 1850 Schutz genommen hatte, von ihm Auskunft, ob zur Zeit seine Stellung einerseits zur evangelischen Kirche und ihrer Lehre, andererseits zu der sogenannten „Neuen Kirche" noch dieselbe sei wie in einer von ihm 1841 abgegebenen Erklärung.

Nach reiflicher Überlegung, was er antworten wolle, bat
4. Juli Werner die Behörde, das Vertrauen zu ihm nicht wegzuwerfen. Er hatte früher schon ausgesprochen, daß er unter der neuen Kirche, die kommen müsse, nie etwas anderes verstanden habe, als daß die johanneische Richtung, welche vor allem die Liebe betont, in der Kirche herrschend werden, sie wie ein Salz und Sauerteig durchdringen müsse, während früher Paulus und Petrus (Dogma und Kirchenregiment) fast ausschließlich den Reigen geführt haben. Zu den Anhängern einer swedenborgischen Kirche habe er nicht mehr und nicht weniger

Beziehungen als zu Wiedertäufern, Pietisten, Katholiken. Das war noch sein Standpunkt. Seine Überzeugung, sagt er jetzt, gehe dahin, „daß die Kirche der Zukunft sich aus dem Schoß der protestantischen Kirche entwickeln soll und daß namentlich unsere Landeskirche hiezu eine besondere Berufung hat.“ In dieser Kirche und für dieselbe habe er bisher, obwohl vielfach verkannt, mit großer Freudigkeit gewirkt, weil er sie wie ein Vaterland liebe; nie habe er zur Trennung von ihr aufgefordert, wohl aber manche Abtrünnige und Gleichgültige zu ihr zurückgeführt.

Was sodann einzelne Lehrpunkte betreffe, in denen man ihm hauptsächlich Abweichung von der Kirchenlehre vorwerfe, so verwerfe er keineswegs die lutherische Lehre von der Erbsünde, halte nur die Bezeichnung dessen als Sünde, was der Mensch als Anererbtes auf die Welt bringe und was nicht seine freie Tat sei, für unpassend.

Auch er lehre, daß Christus durch seinen Tod unsere Versöhnung geschafft habe, allein es sei unbiblisch und unwürdig, Gott als den strengen Richter zu denken, dessen Zorn durch den Straftod eines Unschuldigen hätte gesühnt werden müssen.

Ebensowenig verwerfe er die Dreieinigkeit d. h. die dreifache Offenbarung Gottes als Vater, Sohn und Heiliger Geist, sondern nur den Ausdruck „3 Personen,“ weil das eine menschelnde, mißverständliche Bezeichnung sei.

Wir können nur durch Christus selig werden, nicht durch irgend ein Verdienst unsererseits. Aber diese Seligkeit werde dem Menschen nicht als ein außer ihm liegendes Glück rechtlich zugesprochen und mitgeteilt, sondern die Seligkeit sei „das göttliche Leben, welches Christus selbst ist, oder Christus in uns,“ der Glaube an Christus aber das Mittel zur Erwerbung dieser Seligkeit.

Dies alles sei aber seine persönliche, theologische Ansicht, die er niemals öffentlich (in Betonung des Gegensatzes) gegen die Symbolischen Bücher ausgesprochen habe.

Dagegen bat er, ihm die nochmalige Verpflichtung auf die Symbolischen Bücher zu erlassen, mit deren Hauptinhalt und eigener Auffassung ihres Verhältnisses zur H. Schrift er wohl übereinstimme, gewiß viel besser als Rationalisten, Hegelianer und Schleiermacherianer, deren Übereinstimmung mit ihrer frühern Verpflichtung doch auch nicht untersucht werde. Eine solche Bindung an den Buchstaben, wie sie ihm zugemutet zu werden schien, hielt er für eine Versündigung gegen den Geist und für eine Verdrängung des wahren und lebendigen Mittelpunkts der Kirche, nämlich Christi, durch das Bekenntnis.

Das Konsistorium gab nach seinem Zusammentritt zum Synodus (II, 139 unten) Werner beruhigenden Bescheid, erkannte die

Innigkeit und Wärme für das Heilige in seiner Äußerung und seine christliche Demut an, erklärte, durchaus kein jurare in verba (Schwören auf Worte) von ihm zu verlangen, mahnte ihn nur zu weiser Mäßigung und Vorsicht. Diese Verfügung, welche Werner am Heiligen Abend zukam, wußte er als „eine freundliche Christbescherung" zu würdigen.

Nun aber führte das gewalttätige und taktlose Vorgehen der Stuttgarter Pietisten einen unerwarteten, plötzlichen Bruch herbei. Diese wußten sich eine Abschrift der von Werner an das Konsistorium abgegebenen Erklärung zu verschaffen und gaben sie
Januar 1851 ohne weiters im Druck heraus mit Anmerkungen, welche den Sinn seiner Worte gründlich verkannten oder verdrehten. Schließlich drohten sie dem Konsistorium, wenn es durchaus einen Bruch mit Werner verhüten zu müssen glaube, so könnte es einen gefährlicheren Bruch gerade von der Seite veranlassen, die bisher an dem Bekenntnis der evangelischen Kirche treu gehalten habe. Auf dieses, der vermeintlichen Nachfolger Speners wie Michael Hahns gleich unwürdige Machwerk gab Werner dem Konsistorium eine Schlußerklärung, daß er die geforderte wiederholte Anerkennung der Symbolischen Bücher nicht leisten könne unter anderm weil die genannte Partei nur mit einem jurare in verba stille zu machen wäre, ihm aber auch nach gegebener Unterschrift fortwährend aufpassen, ihn aufs neue angreifen und schließlich doch als einen Heuchler und Meineidigen behandeln würde. Ehe das Konsistorium sich entscheiden konnte, verstärkten mehrere, in sogenannten christlichen Blättern, namentlich im
9. u. 16. Februar Christenboten erschienene Artikel den Druck auf die Behörde mit gehöriger Ausmalung der von Werners Unterhöhlung der Kirchenfestung zu erwartenden schrecklichen Folgen. Zum zweiten Male ließ das Konsistorium sich von den Gegnern Werners zu einer für diesen ungünstigen Entscheidung drängen. Es ließ sich vom Kultministerium die Ermächtigung geben, „Gustav Werner aus der Reihe der
31. März 1851 evangelischen Predigtamtskandidaten zu entlassen." Verzichtet wurde auf den sonst in solchem Falle üblichen Ersatz für Studienkosten in Berücksichtigung der treuen und ersprießlichen Dienste, die Werner einst als Pfarrgehilfe geleistet und seines segensreichen Wirkens für Volk und Jugend, „auch noch durch seine spätere Reisepredigt (!) solange sie sich in den Grenzen des kirchlichen Bekenntnisses hielt." Damit war Werner zwar nicht aus der Kirche, aber aus dem Pfarrdienst ausgestoßen. Die Kirchengebäude der Landes-

kirche waren ihm fortan ganz verboten und später wurde sogar der Pfarrgemeinderat ermächtigt, ihm auch Versammlungen außerhalb der Kirche zu verbieten. Warum das alles? Nicht wegen irgend welcher Ketzerei — im Konsistorium selbst saßen Männer, die sich in der Lehre ganz ähnlich wie Werner ausgesprochen hatten —, auch nicht wegen tatsächlicher Befehdung der in unserer Kirche üblichen Lehrweise, sondern bloß „wegen seiner Weigerung, die von ihm früher durch Unterzeichnung anerkannte Lehrvorschrift des Predigtamts unserer evangelischen Landeskirche auch jetzt noch anzuerkennen" richtiger gesagt, sie ein zweites Mal zu unterschreiben.

Die Schwierigkeit und Mühseligkeit von Werners Reisepredigt wurde durch den Erlaß vorerst erhöht. Tatsächlich hat derselbe aber keine so sehr große Bedeutung gehabt, da Werner bald wenig Zeit für die Reisepredigt übrig hatte, indem seine Wohltätigkeitswerke seine ganze Kraft in Anspruch nehmen. Diese haben auch das Mißtrauen und die Abneigung vieler Pfarrer und vieler unter den Frommen mit der Zeit in stille oder offen ausgesprochene Hochachtung gegen Werner verwandelt. Denn der Mann, der des Dienstes an unserer Kirche für unwert geachtet worden war, wurde gleich in den nächsten Jahren der tatkräftigste und erfolgreichste Helfer und Berater für viele Pfarrer und Gemeinden in schwerer Notzeit und ein Wohltäter nicht nur für Württemberg, sondern auch für die angrenzenden Länder.

Werner hatte bei seiner Übersiedelung nach Reutlingen eine Mietswohnung bezogen. Nach 1/4 Jahr kaufte er eine Kuh und pachtete Güter. So erfuhr er bei sich selbst, womit er später oftmals andere beraten und getröstet hat: „eine gute Kuh deckt alle Armut zu." 1842 kaufte er ein Haus mit Garten und Baumgut und nannte die Anstalt „Gotteshilfe." Denn auch in diesem Haushalt wurde, wenn die Barschaft bis auf den letzten Heller zusammengeschmolzen war, „immer wieder gerade zu rechter Zeit und oft auf die unerwartetste Weise von dem geholfen, der für alles Rat weiß." Die Zahl der Kinder, welche rasch stieg, wollte Werner anfangs auf 40 beschränken. Bald aber wurde ihm klar, daß er der Liebe keine Schranken setzen durfte, wie auch der Heiland niemand von sich stößt, der zu ihm kommt.

Die Anstalt in Reutlingen.

Werner hat wohl manchem Pfarrer, der ihn um Aufnahme eines verwahrlosten Kindes oder eines in seiner Arbeitsfähigkeit Geschädigten bat, antworten müssen, daß er durchaus keinen Platz habe. Er gab dann anderweitigen Rat, wie dem Unglücklichen geholfen werden könnte. Der

regelmäßige Schluß seiner Absagebriefe aber war: „Wenn Sie gar nichts finden, fragen Sie nochmals bei mir!" Es konnte vorkommen, daß ein Bettelweib auf der Straße Werner anflehte, sich ihres Säuglings zu erbarmen, und er nahm das Kind auf seine Arme und trug es nach Hause. Ein Stuttgarter Kaufmann fand in einer Hecke vor dem Zuchthaus in Bruchsal ein verlassenes Kind, das kläglich wimmerte. Da war sein erster Gedanke: „Das schicke ich dem Werner". Und dahin kam es. In einem Notjahr kaufte Werner von einer Gemeinde einen großen Kessel zum Kochen für Arme. Als der Kessel ankam, saß darin ein Kind mit einem Brief vom Schultheiß: Wenn man das Kind umsonst nehme, bekomme man auch den Kessel umsonst. Werner war nicht der Mann, solch ungleichen Handel sich zu verbitten. Bekam er doch z. B. im Jahr 1843 für 12 Kinder gar kein Kostgeld, für 42 andere zusammen nicht mehr als 651 fl. jährlich.

8. Nov. 1841 Um seiner Anstalt ein weibliches Haupt zu geben und unnötiges Geschwätz abzuschneiden, heiratete Werner Albertine Zwißler, die Tochter eines Reutlinger Kaufmanns, die treuste seiner Zuhörerinnen.

Er sagte ihr zum voraus, daß sie von ihm persönlich nichts zu erwarten habe, daß ihre Aufgabe nur sei, ihm eine Gehilfin in seiner Arbeit zu werden. Man hielt die Hochzeit bei einem Bruder der Braut, einem Dorfpfarrer. Andern Tages ging man miteinander nach Walddorf. Von dort aber zog Werner auf eine Predigtreise. Der jungen Frau aber wurde es doch recht schwer, allein mit den Kindern nach Reutlingen zurückkehren zu müssen. Sie ist aber diesen Kindern eine treue Mutter geworden und hat namentlich das Haus in musterhafter Ordnung gehalten.

Die Kinder nannten Werner jetzt, ohne daß jemand es sie geheißen hätte „Vater." Er hieß fortan bei allen Anstaltsangehörigen der Vater Werner.

Es war auch sein angelegentlichstes Bestreben, den heimatlosen Kindern Vater zu sein, die Familie ihnen möglichst zu ersetzen. Wenn er zu Hause war, nahm er die ganz Kleinen auf seine Arme oder setzte er sie auf seinen Schoß. Des Abends ging er von Bett zu Bett und hatte für jedes Kind herzliche Worte der Liebe oder der Ermahnung und einen Kuß. Um allen Hausgenossen ein gutes Beispiel zu geben, griff er überall, auch in Küche und Stall mit an. Als einst den Knaben durch den törichten Spott eines Besuchers das Häkeln entleidet worden war, setzte sich plötzlich der „Vater" unter sie, sagte, er möchte das Häkeln auch lernen. Die alten Finger ließen sich aber dabei ungeschickt an. Nun wollte jeder dem Vater zeigen, wie mans macht und arbeitete mit dem größten Eifer darauf los. So ward die Versuchung zur Arbeitseinstellung rasch besiegt. Kindern aus bessern Familien, die, weil sie nicht lernen mochten, „zum Werner getan" wurden, wollte die Feldarbeit sauer werden. Aber treffend sagte einer von Werners Gehilfen einem, der gar keine Lust zeigte, auf dem Kartoffelacker einzuhauen: „Guck Fritzle, lern no amol ebbes

reacht, sonst wurd nex aus der." Der also Zurechtgewiesene war Fritz v. Schlümbach, der sich später als Reiseprediger in Amerika einen Namen gemacht hat und dieses Erlebnis aus dem Bruderhaus selbst erzählte.

Werners Absehen ging darauf, den in Schulen und Anstalten häufigen Geist des Mißtrauens und der Angst kleinern und größern Pfleglingen zu benehmen. Darum sollte in seinem Hause nicht der Gesetzesbuchstabe regieren; vielmehr wünschte er „die Sonne der Mutterliebe" auf alle Hausgenossen wirken zu lassen. Diese geheime Kraft fand er namentlich in einigen weiblichen Gehilfinnen, die sich seinem Werk zur Verfügung stellten, vor allem in der feingebildeten Amalie Wagenmann, einer Dekanstochter. Während Bauern- und Handwerkerstöchter in Küche, Stall und Industrie schätzenswerte Hilfe leisteten, übernahm diese in der Anfangszeit den Unterricht bei den Kindern, Rechnungswesen und Korrespondenz mit den bald zu nennenden Außenanstalten. Als später 3 geprüfte Lehrerinnen eintraten, fand Werner auch hier die ihm sehr willkommene Gabe, zum Guten „den Glanz und den Schimmer" zu fügen, die Einförmigkeit des Tagewerts durch Veranstaltung wenig kostender Festfeier zu unterbrechen und dadurch den Sinn zu erheben und neu zu beleben. Auch männliche Gehilfen, zunächst Handwerker, traten ins Haus ein, andere erzog sich Werner selbst aus begabten Anstaltskindern, von denen freilich nicht alle seiner Sache treu blieben. Auf die Revolutionsjahre 1848 und 1849 folgten schlechte Ernten, Hagel, Stockung im Handel und Gewerbe.

Zweiganstalten in den Notjahren

In dieser Notzeit predigte Werner noch eindringlicher als früher den Reichen, sie dürfen was sie haben, nicht als schlechthiniges Eigentum, sondern nur als anvertrautes Pfund ansehen, müssen diejenigen, die gleich uns Gottes Kinder sind, als Brüder lieben und diese Liebe mit der Tat beweisen. So wurde im Kreise seiner Anhänger über das ganze Land ein Verein zu gegenseitiger Hilfeleistung gegründet, der einerseits ähnlich wie unsere gegenwärtigen Darlehenskassen wirkte, dessen Mitglieder aber außerdem den Zehnten ihres Einkommens in eine besondere Zehntkasse zur Hilfe für die von außerordentlicher Not wie Hagel, Viehseuchen, Feuersbrunst Betroffenen legten. In Stuttgart gründeten und leiteten Werner und seine Leute einen Verein brotloser Arbeiter. Man hatte auch für Außenstehende Herz und Hand offen. Nur hielt Werner an dem Grundsatze fest, Arbeitsfähigen unter keinen Umständen ein Geschenk, sondern immer nur Arbeitsgelegenheit zu geben, weil man sonst die Armut nur vermehre, statt sie zu mindern. In Reutlingen selbst speiste er in jener Zeit 50—60 Arme, forderte aber als Gegenleistung ½- oder 1stündige Arbeit auf dem Holzplatz oder im Garten. Von den reichen Mitteln, die ihm auch von solchen zuflossen, die nicht zu den Frommen gerechnet sein wollten, kaufte er Flachs oder Hanf zum

Spinnen oder Wolle zu feineren Arbeiten; für die Bauern Saatfrüchte. Wenn sie auf seinen Rat Güterwege verbesserten, nassen Boden entwässerten, so unterstützte er sie mit Geldmitteln.

Besonders groß war die Not auf dem Schwarzwald. Da kam es vor, daß Leute, während sie um Arbeit nachsuchten, vor Schwäche umfielen. Vielfach waren Bauersleute zu sehr entkräftet, um ihr Feld bebauen zu können. In der Gemeinde Fluorn geriet von 300 Bürgern etwa die Hälfte in Gant. 70 Kinder fielen der öffentlichen Fürsorge anheim. Auf Werners eindringliche Vorstellungen übernahmen in Reutlingen 10 Familien, in Heilbronn 3 je ein Kind, Werner selbst nahm 2. Schließlich blieben aber 40 Kinder im Ort unversorgt. Nun richtete der Oberamtsrichter von Oberndorf die Anfrage an Werner, ob er nicht eine eben im Gant wohlfeil zu erstehende Mühle nebst 40 Morgen Feld ankaufen und dort eine Rettungsanstalt gründen wolle. In bitterkalter Märznacht ließ sich Werner durch tiefen Schnee nach Fluorn führen und kam noch gerade recht aufs Rathaus, um die Mühle zugeschlagen zu erhalten, wozu dann später noch weitere Güter gekauft wurden. Man kaufte damals den
1854 Morgen um 20—30 fl. Zu Ostern zogen bereits 2 treue Männer aus dem Mutterhause nach Fluorn, um baldigst die Anstalt mit ihren 40 Kindern zu eröffnen. Dieser ersten auswärtigen Anstalt folgte bald eine zweite in Rodt, wo Werner mit einem feil gewordenen Wirtshause die 6 Waisen des seitherigen Eigentümers übernahm und an denselben sich treue Gehilfen erzog. Bald kamen neue Aufforderungen zur Gründung von Anstalten, nicht allein auf dem Schwarzwald, auch in andern Waldgegenden, aber auch in Heilbronn und Bönnigheim 2c. Im Jahr 1862 hatte Werner einen Besitz von 1282 Morgen und in allen seinen Anstalten 1748 Personen zu versorgen, darunter etwa 1/3 Kinder und sehr viele krüppelhafte und geistesschwache Leute. Gott gab sichtlich seinen Segen zu diesem Werk. Reiche Ernten lohnten die fleißige Pflege des heruntergekommenen Bodens. Die Handarbeit der Kinder brachte auch manchen Gulden, wobei sich das Reutlinger Sprichwort bewährte: 1 Pfennig von Kindern verdient hebt länger als 2 von den Alten. Zur Beschaffung von Kleidern, Hemden, Strümpfen für die Anstalten hatte sich gleich nach der Gründung der ersten im Mutterhaus ein Jungfrauenverein gebildet, dem bald weitere in andern Landesteilen folgten. Für Aufbringung der nötigen Kapitalien und der Schuldzinse trat der Hilfsverein ein.

Am Pfingstmontag 1849 war in Reutlingen große Versamm-
Die Fabrik lung der württembergischen und badischen Führer der Demokratie. Werner wich dem Getümmel aus und begab sich mit seinen Freunden auf die Achalm. Droben rief der warme Vaterlandsfreund Gott um Schutz und Segen für Stadt und Land an und sprach sich dahin aus, daß es ihm als Pflicht vor Augen stehe, nicht allein zu predigen von der Gerechtigkeit, die auch ins gesellschaftliche Gebiet, namentlich in die Industrie eingeführt werden müsse, sondern mit der Tat selbst voranzugehen.

Es steht dieser Gedanke im innigsten Zusammenhang mit seiner

— in diesem Punkte swedenborgisch gebliebenen — Anschauung von der Wiederkunft Christi. Werner glaubte nämlich, sie vollziehe sich nur geistig, in der Weise, daß Christi Sinn herrschend werde in der Welt. Er hielt es für die Aufgabe eines rechtschaffenen Lehrers, speziell für die seinige, den König der Gerechtigkeit in die Kirche einzuführen. „So fest mein Glaube ist," sagt er bei der Einweihung der Fabrik im Jahr 1851, „daß Jesus als Hoherpriester meine Seele rettet, so gewiß glaube ich, daß er als König der Gerechtigkeit die zerrüttete Gesellschaft rettet und so Heiland der Welt im vollsten Sinne des Worts ist; aber ich möchte auch meines Glaubens leben und der Welt in einer sichtbaren Erscheinung zeigen was das Wort der Gerechtigkeit wirkt, wenn es Fleisch wird." Nun sah er für den fränksten Teil der gegenwärtigen Gesellschaft — nicht mit Unrecht — die Zunahme der Großindustrie (des Fabrikwesens) an, sofern dieselbe den Mittelstand zerstört, die Kluft zwischen arm und reich erweitert und vertieft, und dabei eine Hauptursache für die Abnahme des religiösen und sittlichen Lebens und die Zunahme der Verbrechen wird. Kommunistische und sozialistische Heilungsversuche werden nur Revolution und gräßliche Leiden zur Folge haben. So ist es Pflicht der Christen, nach dem rechten Heilmittel zu suchen. Das liegt aber auf demselben Gebiet. „In der Großindustrie hat der Gott dieser Welt seinen Thron aufgeschlagen; ihr beugen sich alle Größen; ihr Einfluß erstreckt sich in die Paläste der Großen wie in die niedrigsten Hütten; alle Kräfte Leibes und der Seele werden ihr dienstbar. Soll Christus König werden, so muß er diesen Stuhl dem Gott der Welt entreißen, sich selbst darauf setzen, von hier aus Frieden und Segen schaffen; dann wird er die Reiche der Welt einnehmen."

Es ist keine Frage, daß Werner mit solchen Erwartungen und Bestrebungen ein Schwärmer war. In diesem Punkte hat er die klare Schriftwahrheit nicht erfaßt, daß Christus persönlich wiederkommen und ein Neues schaffen muß. Er verkennt das Wesen des Himmelreichs, wenn er es — im Zeitalter des Sozialismus und der Fabriken — zusammenwirft mit einer sittlich gereinigten Großindustrie, wie früher andere es verwechselt haben mit einem politischen Reiche, das sie aufzurichten hätten. Werner unterscheidet sich aber von diesen, sofern er völlig absieht von Gewaltanwendung und allen Erfolg auf dem Wege der reinsten Gerechtigkeit und Liebe sucht.

Es stand nun damals in Reutlingen eine **Papierfabrik** zum Verkauf, auf welcher sich schon der zweite Besitzer nicht behaupten konnte. Ohne auch nur seinem Vater, seinem zuverlässigen Berater, der aber in demselben Jahre starb, etwas gesagt zu haben, knüpfte Werner mit dem Hauptgläubiger dieser Fabrik Verhandlungen an und, wieder ohne die nächsten Freunde zum voraus in Kenntnis zu setzen, schloß er den Kauf um 40000 fl. ab. Pfingsten 1850

Er sagt darüber: „Die steigende Not in der Menschheit, die drohende Zukunft, die Mahnungen des Herrn drangen immer stärker auf mich ein und ließen mir keine Ruhe; an Pfingsten wurde ich in meinem

Innern vergewissert, daß ich den Schritt tun dürfe." Das nötige Geld verschaffte ihm ein kräftiger Aufruf an Freunde Gottes und der Menschen.

7. Mai 1851 Nach Beseitigung mancher weiterer Hemmnisse konnte die Fabrik eingeweiht werden. Doch zeigten sich bald neue Schwierigkeiten.

Es fehlte an geschulten Kräften. Kostbare Einrichtungen wurden notwendig, z. B. ein Filtrierbassin, um das trübe Echazwasser von Tierhaaren aus den Gerbereien und von kleinen Schieferplättchen zu reinigen. Aber auch dies genügte nicht zur Herstellung eines wirklich weißen Papiers. Ebensowenig ersetzte eine Dampfmaschine, welche 20 000 Gulden kostete, ganz die ungenügende Wasserkraft.

Weihnachten 1861 So entschloß sich Werner, die Aufforderung der Gemeinde Dettingen bei Urach zur Gründung einer Fabrik anzunehmen und die Papierfabrik dorthin zu verlegen. Obwohl eine in Reutlingen durch einen von Werners treuen Gehilfen, den Mechaniker Schlatter, kurz zuvor errichtete mechanische Werkstätte die Maschinenteile lieferte, und auch andere lebendige Kräfte aus seinen Anstalten den Bau erleichterten, kam derselbe doch auf mindestens 500 000 fl. zu stehen. Dazu hatten der Ankauf der Anstalten (S. 252), und Neubauten in Reutlingen die Aufnahme großer Summen nötig gemacht.

Lange Zeit hatten der Hilfsverein und treue Anhänger und Anhängerinnen persönlich Darlehen gegeben und die Bezahlung oft bedeutender Posten ganz übernommen. Aber mit der Zeit trat doch bei nicht wenigen Vereinsgliedern eine Ermattung ein. Sie beschuldigten Werner,
1858 daß er zu viel anfange. Es kam zu Austritten und zur Zurückziehung von Geldern. Von Banken war schwer Geld zu bekommen. So hatte Werner frühzeitig schon den gefährlichen Weg der Ausgabe von Wechseln beschritten. Er hatte wegen der vorhandenen Werte darin kein Unrecht gesehen. Aber im Sommer 1862 konnten mehrere Wechsel nicht eingelöst werden. Aber noch einmal halfen die Freunde. 25 zum Teil sehr vornehme württembergische Frauen kollektierten mit Macht. Dasselbe tat Diakonus Hirzel in Zürich, der es in einem öffentlichen Aufruf den Schweizern als Ehrenpflicht hinstellte, den Mann nicht stecken zu lassen, der zur Zeit 150 Schweizer in seinen Anstalten versorge und der Schweiz jährlich
im Februar 1863 2500 Frcs. an Kostgeldern schenke. Man vermittelte auch ein Darlehen von 150 000 fl. bei der Hofbank.

Die Bedrängnis schien gehoben. Dettingen ließ schöne Einnahmen hoffen. Da aber verbreitete sich überallhin das Gerücht, Werner sei bankrott. Die Gläubiger forderten, einer um den andern, ihr Geld. Werner mußte sich nicht nur entschließen, mehrere seiner Anstalten zu verkaufen. Er, der seit Jahren Tag für Tag die schwersten Sorgen im festen Glauben an seinen Gott niedergekämpft und Zurechtweisung, Hohn und Spott schon in Menge getragen hatte,

mußte den sauersten Gang in seinem Leben antreten und das Ober- 23. Nov. 1863
amtsgericht Reutlingen um Regelung seines Schuldenwesens bitten.
Die Vermögensuntersuchung währte fast ein Jahr, da die Schätzung der einzelnen Anstalten viel Zeit erforderte. Damit war aber auch für Werner und seine Freunde Zeit gewonnen. Obwohl das Gericht Werner die Fortführung seiner Geschäfte gestattete, litt er doch persönlich schwer unter dem Gefühl der Unfreiheit und Gebundenheit im eigenen Hause. Dazu drängten ihn, der doch selbst kein Verfügungsrecht mehr hatte, einzelne Gläubiger mit der Forderung sofortiger Bezahlung ihres Guthabens. Sogar solche, die ihm einst sehr nahe gestanden, trugen bei Gericht auf den Verkauf weiterer Anstalten an. In die Veräußerung einiger mußte er willigen. Alles zusammen empfand Werner zugleich als ein göttliches Gericht über sich und die ihm treu gebliebenen Hausgenossen für die gemachten Fehler, insbesondere dafür, daß er mehr auf äußeres Handeln als auf Buße gedrungen. Jetzt fühlte er die Schulden als persönliche Schuld, von der er nicht frei zu werden hoffen konnte, als bis der letzte Heller bezahlt sei. Wenn dann aber in der dunkeln Trübsalsnacht ein freundlich Sternlein ums andere wieder aufging, so glaubte er darin nicht nur Aussicht auf endliche Rettung, sondern zugleich Zeichen der göttlichen Vergebung und neuer Liebe des himmlischen Vaters sehen zu dürfen.

Das erste Zeichen teilnehmender Liebe kam am 9. Dezember in dem Briefe eines ungenannten Mädchens, das sich ausdrücklich nicht einverstanden erklärte mit Werners Gedanken einer friedlichen Welteroberung, aber hingenommen von seinem Wirken und seinem Unglück einen ansehnlichen Teil ihrer bescheidenen Mittel opferte. Am nächsten Tage boten Reutlinger Bürger ihre Hilfe an und ein Landeskomitee forderte in einem dringenden Notruf auf zu Gaben an Geld, Nahrungsmitteln und Kleidern für die 1800 Personen, die Werner zu versorgen habe. Der Mangel war auch in der Tat so groß, daß man in der Reutlinger Anstalt selbst manchmal um 11 Uhr das Geld nicht hatte, um das Salz zum Mittagessen zu kaufen. Der König gab einen Beitrag zur Versorgung der Kinder. Königin Pauline trat an die Spitze eines Frauenkomitees und stiftete eigene Handarbeiten zu einem Bazar für die Wernersche Sache. Derselbe brachte einen Reingewinn von 20000 fl. Von den Gläubigern verzichteten einige auf ihre Forderungen, vorab die Hausgenossen auf eine Summe von 130000 fl. Die katholische Gräfin Butler in München schrieb die herrlichen Worte: „Die Unterzeichnete erklärt, daß der edle Gustav Werner ihr nichts schuldet, daß aber sie ihm zu ewigem Dank verpflichtet ist und bleibt, weil sie bei ihm alles fand — was sie bei vielen andern umsonst suchte — die barmherzige, tätige christliche Liebe!“ Ein Bauer namens Leonhard von Unterböhringen verbürgte sich jetzt für die Wernersche Sache und sagte andern mit solcher Zuversicht, daß sie da nichts verlieren werden, daß sie sich beruhigten. Einzelne Bezirksbeamte und Männer von Adel, hinter denen Fernerstehende Begeisterung für eine christliche Sache zuletzt gesucht haben würden, so namentlich der Freiherr Adolf von Gültlingen,

traten mit unermüdlichem Eifer und größtem Nachdruck allenthalben für Werner ein.

So gelang endlich auch die Gründung eines Aktienvereins, der sämtliche Wernersche Anstalten und sämtliche Schulden übernahm. Ein großer Teil der Gläubiger ließ sich mit Aktien abfinden. Zum freien Ankauf von Aktien halfen außer den alten Freunden in der Schweiz neue, die Werner jetzt unerwartet fand, besonders Dr. jur. Schlemmer in Frankfurt und Major v. Orlich in Bonn. Das letzte Hindernis räumte die württembergische Regierung und Abgeordnetenkammer hinweg mit Übernahme von Aktien im Betrag von 50000 fl. Denn beide sagten sich, man darf einen Mann nicht stecken lassen, der seit 25 Jahren durch beispiellos billige Versorgung von Armen Staat und Gemeinden Tausende von Gulden erspart und dazu der Gesellschaft ein moralisches Kapital erhalten hat in Leuten, die ohne ihn zu schwerem Schaden für die Gesamtheit auf die Wege des Bettels oder des Verbrechens geraten sein würden. Außerdem würde die plötzliche Entlassung der von Werner bisher versorgten Armen Staat und Gemeinden erst recht große Kosten verursachen.

Nach beendigter Vermögensuntersuchung ergab sich ein Gesamtvermögen von 1503562 fl. 17 kr., ein Vermögensüberschuß von 96841 fl. 35 kr. Der Aktienverein wurde die Rettung für Werners Gesamtwerk. Dennoch war er für ihn persönlich eine neue Schule der Sparsamkeit, der Demut, des Ringens seiner glühenden Menschenliebe mit den ihr gezogenen äußeren Schranken. Denn einzelnen Aufsichtsratsmitgliedern und vollends einem Mitdirektor fehlte es gänzlich am Sinn und Verständnis für den eigentlichen Zweck der Anstalten. Daher wurden nicht nur zur Befriedigung der widerwilligen Gläubiger noch 6 Anstalten verkauft, Werner wurde persöhnlich sehr eingeengt; große Opfer an Geld und Kraft wurden von ihm und seinen treuen Mitarbeitern gefordert. Eine Zeitlang herrschte geradezu das Bestreben, aus dem Verein ein Gewinn bringendes Unternehmen zu machen. Seinen Hauptzweck hat der Aktienverein aber erfüllt. Die Schulden wurden getilgt. Dazu halfen besonders die Fabriken in Dettingen und Reutlingen. Nachdem Werner am 2. August 1887 gestorben war, konnten zusammen 12 gewerbliche und Wohltätigkeitsanstalten sich selbst, beziehungsweise der Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus in Reutlingen" zurückgegeben werden.

22. Mai 1891

Werners Erfolg

Fragen wir nun: Ist damit glücklich erreicht worden, was Werner gehofft und erstrebt hat? so müssen wir antworten: Nein. Denn das war überhaupt unmöglich. Christus macht dem Fürsten dieser Welt den Thron der Großindustrie so wenig streitig als den Thron der irdischen Könige und Kaiser. Wohl aber gefährdet man

den geistlichen Charakter und sogar die Ehre des Himmelreichs, sobald man aus dem Christentum ein Gewerbe macht, und wenn dies in bester Absicht geschähe. Die Gefahr beginnt, sobald man über die z. B. zur Beschäftigung von Anstaltszöglingen unumgänglich notwendige Arbeit hinausgeht. Sogar der rechtschaffene Werner hat sich mit seiner uferlosen Menschenliebe in Gefahr gebracht, seine Gläubiger um ihr rechtmäßiges Eigentum zu bringen, und nur um seiner aufrichtigen Selbstlosigkeit willen hat ihn Gott wie einen Brand aus dem Feuer gerissen und ihm wieder zu seinem ehrlichen Namen geholfen. Christus will auch nicht in einem Lande, nicht an einem einzelnen Orte wohnen, geschweige in einer Fabrik; sondern Christen sollen ein Salz und ein Licht sein für die ganze Erde.

Nur das war ein entschiedenes Verdienst Werners, daß er durch seinen Vorgang Fabrikanten und Fabrikarbeiter aufs eindringlichste an ihre Pflicht mahnte, das lutherische Wort, „die ganze Welt könnte überall voll Gottesdienst sein", auch auf Fabriktätigkeit und Großhandel zu übertragen. Im einzelnen hat er auch in seinen Fabriken bestimmte, greifbare Erfolge gehabt:

Als Werner gleich zu Anfang der Papierfabrikation bemerkte, daß die Mädchen bei dem schmutzigen Geschäft des Lumpensortierens in den leichtfertigsten Ton verfielen, stellte er den Mädchen seines Hauses vor, wie diejenige von ihnen, welche unter die Schar dieser Arbeiterinnen auf dem Lumpenboden träte und während der Arbeit auf sie einzuwirken suchte, einen entsagungsvollen, aber wichtigen Dienst der Liebe übernähme. Und es fanden sich dazu einige Jungfrauen und verwandelten diese Stätte des Fluchs in eine Stätte des Segens, so sehr, daß Werner gerade hieher sittlich gefährdete Mädchen bringen durfte. Manchmal schon habe ich gewünscht, es möchte das eine oder andere gebildete Fräulein, die Schmach des Fabriklertums nicht achtend, zu ähnlichem Rettungswerk sich bereit finden lassen.

Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich Werner mit der Beschäftigung solcher, die sonst für arbeitsunfähig galten, der Krüppel, der Geistesschwachen, teilweise sogar geistig Gestörter, namentlich im Kartonagegeschäft.

Die Lehrlingsschule der Wernerschen Schreinerei und Maschinenfabrik in Reutlingen mit ihrer vorzüglichen Ausbildung und Schulung jedes einzelnen ist nicht nur für viele seiner armen Kinder der Weg zu Ansehen und Wohlstand in der Welt geworden; sie wird auch von den Söhnen vornehmer Familien des Landes, ja der ganzen Welt aufgesucht.

Werke wie die Werners werden freilich kein unübersteigliches Bollwerk gegen Sozialdemokratie und Anarchismus bilden. Diese werden vielmehr ihren Gerichtsauftrag wider die Sünden der Gegenwart erfüllen müssen, um dann selbst dem Gericht zu verfallen. Aber solche

Liebeswerke können doch das Gericht aufhalten, den Unzufriedenen das Recht nehmen und denen, die sich stets von Gerechtigkeit und Liebe leiten ließen, auch in Not und Trübsal ein gutes Gewissen erhalten.

Wenn Werners sämtliche Anstalten nicht in dem Grade, wie er gehofft und gewünscht, Herde christlichen Lebens für die Umgegend und Leuchten für unser ganzes Land geworden sind, so dürfte die Schuld dafür weniger an ihm, als an seiner leidigen Ablösung vom württembergischen' Pfarrstande liegen. Dadurch ist ein in seltenem Maße zur Nachfolge reizendes Tatchristentum zum Schaden unseres ganzen Volkes und Landes gehemmt und unkräftig gemacht worden. Er hat trotz allem viel dazu beigetragen, das Eis der Lieblosigkeit in kirchlichen und viel weiteren Kreisen zu brechen. Hätte aber unsre Kirche es verstanden, zur rechten Zeit diesen Mann, dem gegenüber allerdings Vorsicht geboten war, der jedoch mit sich reden ließ, sich frei anzugliedern, so hätte sie vielleicht ihn vor Mißgriffen bewahren können, und der deutsche Norden hätte nicht um die Mitte des 19. Jahrhunderts uns den Rang abgelaufen in originalen Werken Innerer Mission. Heute noch müßten wir manche einzelne Pflanze Innerer Mission, wie Reisepredigt und Brüderwesen, nicht künstlich und mühselig groß ziehen, sondern könnten es urwüchsig und entwicklungskräftig besitzen.

Für die Wernerschen Anstalten selbst ist die Trennung freilich noch bedauerlicher. Längst fehlt ihnen der Nachwuchs an geschickten und gesinnungstüchtigen Gehilfen und Gehilfinnen, vollends an unbezahlten, die am allermeisten geleistet haben. Dafür hätte die Werbearbeit der Pfarrer eingesetzt werden können und sollen, wenn der Name Werners nicht heute noch in kirchlichen Kreisen des In- und Auslandes verdächtig wäre. Desgleichen wäre den Wernerschen Anstalten allgemein eine ausgiebigere, geistige und geistliche Mitarbeit von seiten ihrer Ortspfarrer zweifellos zu wünschen. Denn ganz anders als z. B. den v. Bodelschwinghschen, geistlich reich versorgten Anstalten, steht ihnen nur ein aus dem Bruderhause hervorgegangener Prediger zur Verfügung, der durch Kränklichkeit sehr gehemmt ist. Wie nun aber diese Dinge in Zukunft sich gestalten mögen, was einst von der einen und andern Seite versehen worden sein mag, so ruft doch das persönliche Lebensbild dieses treuen Vorkämpfers und Märtyrers der Innern Mission einem jeden einzelnen von uns zu: „Geh hin und tu desgleichen!“

f. Zeit des neueren Pietismus und des wiedererwachten religiösen und kirchlichen Bewußtseins.

Weitere Quellen: Knapp, Leben von Hofacker. Herzog, Realencyklopädie. Ostertag, Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel. Schäfer, Leitfaden der Inneren Mission. Schölly, Chr. H. Zeller. Gebhardt, Graf Adalbert von der Recke-Volmarstein. Schultze, Baron Ernst v. Kottwitz.

Der neuere Pietismus.

Der fromme Augsburger Senior Johann August Urlsperger hatte es für Gewissenspflicht gehalten, die Lehre der Rationalisten und deren philosophische Grundlage genau zu prüfen. Das Ergebnis war für ihn zehnfach stärkere Überzeugung von der alleinigen Wahrheit der Schriftlehre. Darauf hatte er die neue Lehre mutig angegriffen, war aber von deren Wortführern mit Hohn und Verachtung überschüttet worden. Er selbst blieb zwar die Antwort nicht schuldig; er nötigte die Gegner zu dem Geständnis, daß ihr Hohn eigentlich nicht ihm, sondern der Sache galt, die er vertrat. Aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß die Vereinsamung und der Mangel an Zusammenhang bei den wenigen, die noch auf dem Grunde des Wortes Gottes standen, deren Mut und Kraft gegenüber dem so geschlossen und zuversichtlich auftretenden Unglauben schwächen müsse. So erwuchs in ihm der Wunsch, die noch übriggebliebenen Freunde der biblischen Wahrheit unter Protestanten und Katholiken zu einem freien Verein zu sammeln, damit man sich gegenseitig im Glauben stärke und mit mehr Aussicht auf Erfolg dem gemeinsamen Feinde entgegentrete. Urlsperger selbst suchte und fand Anschluß bei der seit 1698 bestehenden „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis" in England und bei einer ähnlichen Gesellschaft in Schweden. Seine angelegentlichste Sorge war aber die Gründung eines entsprechenden Vereins für Deutschland, Holland, Dänemark und die Schweiz.

Deutsche Christentumsgesellschaft.

Urlsperger geb. 25. Nov. 1728.

Er sagt einmal: Es müssen diejenigen, welche über die Verwüstungen unserer Zeit bekümmert sind, daran arbeiten, daß die Lehre Jesu unverfälscht auf unsere Nachkommen übertragen werde; denn wie können wir sonst der babylonischen Verwirrung unserer Tage wehren? Wo wirds noch hinauskommen mit unsern Universitäten, von welchen unsere Jünglinge die Mißhandlung des Wortes Gottes als herrschenden Ton mitbringen? Was wird unter solchen Umständen aus unsern Gemeinden werden, wenn ihre Leiter selbst nicht mehr wissen was wahr oder falsch ist. Wahrlich, wenn sich Gott nicht erbarmt und Männer und Gesellschaften erweckt, dieser Verkehrung zu steuern, so gehen wir einem grauenhaften Abfall entgegen.

Jedoch unzählige Briefe, die Urlsperger an alle Gelehrten der genannten Länder schrieb, von denen sich etwas hoffen ließ, führten ihn seinem Ziele nicht näher, unter anderem deshalb, weil man hier von freiem Vereinswesen nirgends als bei Jesuiten und Freimaurern gehört hatte, daher sich sehr mißtrauisch dagegen verhielt. Nun unternahm der beharrliche Mann, der wegen Kränklichkeit sein Amt
1779 und 1780 schon vor einigen Jahren niedergelegt hatte, eine 16monatliche Reise durch Deutschland, England, Holland. Überall fanden die christlichen Freunde seinen Gedanken sehr schön, aber unausführbar. Jetzt völlig entmutigt, wollte er auf seiner Heimreise nur noch geschwind Basel berühren. Aber gerade hier traf er einen seit längerer Zeit vorbereiteten Boden, eine in den Formen freie, im Glauben gebundene Frömmigkeit mit christlicher Gemeinschaft, und so bei Theologen und Laien Bereitwilligkeit, seinen Gedanken auszuführen. Namentlich durch das kräftige Eintreten des Professor Herzog für die Sache kam es zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft tätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit". Der Titel wurde schließlich in den einfachen „Deutsche Christentumsgesellschaft" umgewandelt.

Zweck der Gesellschaft war, den auf Gottes Wort gegründeten Christenglauben sich und ihren Kindern zu erhalten durch wechselseitige Handreichung in Lehre, Fürbitte, Austausch geistlicher Erfahrungen. Insbesondere festhalten wollte man die Lehre von der Gottheit Christi und seinem Versöhnungswerk. Unter den traurigen Verhältnissen in Staat und Kirche wollte man sich selbst bewahren und stärken durch den Hinweis auf die Zeichen der Zeit und die herrlichen Verheißungen der Schrift für die Bekenner Christi, durch Mitteilungen auch über erfreuliche Erscheinungen, die das Hereinbrechen des Reiches Gottes ankündigen (Vgl. S. 44). Aufrichtige und herzliche Bruderliebe sollte aber nicht nur die Vereinsglieder untereinander verbinden, auch Fernstehenden wollte man dienen durch Druck und wohlfeile Verbreitung guter älterer und neuer Schriften, durch persönliches Vorbild in christlichem Wandel, wozu man sich gemeinsamen Lebensregeln unterwarf, durch Hilfeleistung in dem zahllosen menschlichen Elend.

So wurde der ursprüngliche Zweck Urlspergers, die reine Lehre zu erhalten, in bemerkenswerter Weise erweitert und gefördert durch die aufs Praktische gerichteten Basler. Nachdem aber einmal in Basel ein Anfang gemacht war, kam es rasch zur Gründung einer

ganzen Reihe von „Partikulargesellschaften" in der Schweiz und in Deutschland, die mit dem Hauptsitz der Gesellschaft in Beziehung traten und in lebendiger Gemeinschaft blieben. Außer vielen einzelnen Mitgliedern zählte man Zweiggesellschaften z. B. in Nürnberg, Stuttgart (mit 50 württembergischen Nebenorten), in Frankfurt, Berlin, Minden und im Ravensbergischen, bis nach Flensburg und Königsberg. Man wechselte Briefe mit den Gesinnungsgenossen im Elsaß, in Holland, England, Dänemark, Schweden und Nordamerika. Die Mitglieder entstammten hauptsächlich pietistischen Kreisen; aber frühe schon waren unter ihnen auch „fürstliche und gräfliche Personen, Minister und Generale, Konsistorialräte, Doktoren und Professoren." Ungeachtet sonstiger Verschiedenheiten, vielfach ohne je auf Erden sich gesehen zu haben, wußte und liebte man sich als Brüder. seit 1781

Man fing wieder an, an das Vorhandensein einer Gemeinschaft der Heiligen zu glauben.

In den Partikulargesellschaften hielt man monatliche Versammlungen zur Erbauung, Besprechung und Beratung der von auswärts eingegangenen Mitteilungen und geschäftlicher Angelegenheiten Man bezahlte regelmäßige Beiträge. Die Versammlung wurde mit Gebet begonnen und geschlossen. In Basel schritt man bald zur Berufung eines besoldeten Geschäftsführers, „Sekretärs", wozu man sich allemal für einige Jahre von Tübingen einen frommen und tüchtigen Kandidaten der Theologie erbat. Dem Sekretär lag ob, die Erbauungsstunden zu halten, den Briefwechsel mit den Zweigvereinen zu führen und aus diesem Auszüge in einer für diesen Zweck eigens gegründeten Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" herauszugeben. 1786

Tathilfe leistete die Gesellschaft, unter teilweiser Vermittlung des Nürnberger Kaufmanns Tobias Kießling (II, 287), vor allem den Evangelischen in den österreichischen Ländern. Man unterstützte aber auch die unter den Katholiken Bayerns von dem Professor und späteren Bischof Sailer hervorgerufene, hauptsächlich von Boos und Goßner gepflegte evangelische Bewegung. Denn wo man nur biblisches Christentum und Liebe zum Herrn Jesu fand, da wußte man sich einig und reichte über die konfessionellen Grenzen hinüber die Bruderhand.

Von der allergrößten Bedeutung wurde die Verbindung mit den Frommen Englands, besonders seit der bisherige Sekretär der Christentumsgesellschaft, Friedrich Steinkopf, Pfarrer an der

1801 deutschen Savoykirche in London geworden war. Derselbe beteiligte sich bald lebhaft an der englischen Heidenmission. Er wurde einer der Hauptgründer und auswärtiger Leiter der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Durch Berichte und Reisen nach Deutschland und der Schweiz erhielt er dort, und insbesondere in der Christentumsgesellschaft, das Missionsinteresse lebendig. Er regte die Gründung von Bibelgesellschaften auch auf dem Festlande an, deren erste die unter wesentlicher Beteiligung der Christentumsgesellschaft zu stande
31. Okt. 1804 gekommene Basler Bibelgesellschaft war. Weitere Anregungen und namhafte Geldunterstützungen kamen von den geistig lebendigen Kreisen Englands noch in den nächsten Jahrzehnten besonders auch nach dem deutschen Norden.

Die Christentumsgesellschaft in ihrem Teil aber veranlaßte oder unterstützte noch eine ganze Reihe von Anstalten und Vereinen in Basel, darunter das Basler Missionshaus (1816) und die Pilgermission in St. Chrischona (1840), die Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder und zur Ausbildung von Armenschullehrern in Beuggen. Die Christentumsgesellschaft selbst besteht heute noch in der bescheidenen Form einer Stiftung in Basel fort.

Beuggen An dieser Stelle ist die Anstalt in Beuggen hervorzuheben.

Christian Heinrich Zeller, von Geburt ein Württemberger, hatte schon die juristische Laufbahn als Kanzleiadvokat begonnen. Aber er war nicht der Mann, von anderer Leute Händeln zu leben. Mit Freuden nahm er daher eine ihm in Augsburg angetragene Hauslehrerstelle in vornehmem Hause an. Auch dort ekelte ihn das „elende, großtonige
1803 Leben“ an. Es zog ihn nach der Schweiz, wo er noch gute Menschen zu treffen hoffte. Zuerst übernahm er eine Privatschule in St. Gallen, lernte Pestalozzi in Burgdorf kennen und ahmte ihn mit gutem Erfolge nach.
1809 Darauf wurde er als Schuldirektor nach Zofingen berufen. Gewissenhafteste Treue, Freundlichkeit und Heiterkeit machten ihn bei Lehrern und Schülern beliebt. Seit seinen Studienjahren hatte er als ehrlicher Rationalist nach Tugend sowohl als nach Frieden in Christo gerungen. Jetzt faßte er auch den Entschluß, alle Tage in der Bibel zu lesen. Was aber
1815 lebendiger und seligmachender Glaube sei, das wurde ihm erst klar durch den Verkehr mit einem Schreinergesellen Immanuel Lüscher, der auf plötzliche, verzweiflungsvolle Angst über seinem seitherigen Weltleben die fröhlichste Gewißheit der Vergebung seiner Sünden durch die Hinwendung zu dem gekreuzigten Heiland gefunden hatte. Indes wurde Zeller auch mit christlichen Freunden in Basel, so namentlich mit dem unternehmenden Sekretär der Christentumsgesellschaft, Christian Friedrich Spittler bekannt.

Am 22. Oktober 1816, bald nach Eröffnung des Basler Missionshauses, standen Zeller und Spittler unter den Bäumen des Münsterkirchhofs in Basel, an dessen Fuß der Rhein vorbeiströmt. Freude und Wehmut war in ihren Herzen, Freude über die Ausbreitung des Evangeliums unter Völkern, die schon so lang in Finsternis und Schatten des Todes gesessen hatten. Aber mit Wehmut blickten sie auf den betrübten Zustand so vieler vaterländischer Schulen, auf die Lage so vieler armer, verwahrloster Kinder in reicheren und ärmeren Gemeinden und auf die Beschaffenheit des Christentums in ihnen. Rechts und links rauschten die fallenden Blätter von den Bäumen. Es war Zeller, als ob der Leuchter des Evangeliums von unsern Gegenden auch scheiden und die Blüten und Früchte des evangelischen Lebens immer mehr dahin welken wollten. Da entstieg beider Herzen der Wunsch „Ach, daß doch ähnliche Anstalten, wie für die ferne Heidenwelt, auch für unsere armen Gegenden in der Nähe errichtet und christliche Lehrer, in ähnlichem Geiste wie die Heidenboten, für unsere armen Kinder und Gemeinden gebildet werden könnten!" Und es fanden sich in Basel gleichgesinnte Freunde, die wohlhabend genug und bereit waren, die für solchen Zweck erforderlichen Opfer zu bringen. Zeller machte den Entwurf zu einer Anstalt, in welcher die Ausbildung von Lehrern und die christliche Erziehung armer, verwahrloster Kinder verbunden werden sollte. April 1817 Es bildete sich in Basel ein Armen-Schulverein, der Zeller aufforderte, selbst die Leitung der Anstalt zu übernehmen.

Dieser nahm jedoch Anstand, einen Posten zu verlassen, auf den er durch Gottes Führung gestellt worden war, zweifelte auch, ob er, dem mitunter selbst noch die völlige Gewißheit von der Vergebung seiner Sünden fehle, der Mann für solchen Rettungsdienst sei. Da bekam er am Karfreitag 1818 beim Vorlesen einer Passionspredigt des herrnhutischen Bischofs Loskiel auf einmal einen unbeschreiblichen Eindruck in seinem Herzen und „eine solche Gewißheit der vollkommenen Versöhnung und Vergebung aller seiner Sünden, daß er aufstand, seine Hände mit freudigem Erstaunen zusammenschlug und in ein lautes Loben und Danken aus vollem Herzen ausbrach." Das war es, was ihm seither noch gefehlt hatte. Zugleich mit dieser Erleuchtung kam über ihn eine neue Kraft, die ihn bis an sein Ende nicht mehr verließ und die Freudigkeit, im Dienste seines Herrn alles hinzugeben. Da überdies um jene Zeit eine kleine Bibelgesellschaft, die Zeller mit einem Freunde gegründet hatte, um die Schulkinder bei ihrer Entlassung mit Bibeln zu versehen, von der Kantonsregierung verboten und die beiden Freunde unter Polizeiaufsicht gestellt wurden, so sah Zeller den ihm gewiesenen Weg klar vor sich.

Sitz der für Schweizer- und deutsche Kinder bestimmten Rettungsanstalt wurde die bei Rheinfelden, selbst am Rhein gelegene badische Domäne Beuggen, ehedem Komturei des Deutschordens. Dieselbe wurde nach anfänglich gemachten Schwierigkeiten Spittler und Zeller von dem Großherzog Ludwig in persönlicher Audienz gegen einen jährlichen Pachtzins von 60 fl. überlassen.

Das Haus gedieh unter Zellers trefflicher Leitung (S. 221) und Gottes sichtlichem Segen. Es wurde Vorbild für viele andere Anstalten im Norden und Süden Deutschlands, deren Gründung und Erhaltung sich besonders die Pietisten angelegen sein ließen (S. 91).

Erweckungen seit 1816 Wie Gott auf das Gebet um Rettung aus der äußeren Not der Franzosenzeit sich im deutschen Volke wunderbar bezeugt hatte (S. 224 ff.), so kam er dem Sehnen der Frommen nach innerem Licht und nach Beistand im Kampf gegen den triumphierenden Unglauben entgegen durch Stärkung der wenigen, die noch im Glauben an sein Wort lebten und lehrten, wie Jänicke in Berlin, Menken in Bremen, in Württemberg der Stadtpfarrer Dann und viele Versammlungsleiter aus dem Laienstande. Männer und Jünglinge, die zwar im Rationalismus befangen waren, aber die Wahrheit von Herzen suchten, daher auch das Forschen in der Schrift, das Tun des Willens Gottes, so weit sie ihn erkannten, und das Gebet um Erkenntnis der Wahrheit nicht verachteten, wurden von oben her kräftig erleuchtet, so daß ihnen die Schuppen von den Augen fielen, daß sie die Wahrheit in Christo ebensowohl selbst erkannten, als auch andere dieselbe lehren konnten. Dahin ist außer Christian Heinrich Zeller und vielen andern der katholische Priester Aloys Henhöfer in Baden zu rechnen, der durch einen Schüler Sailers auf die H. Schrift und sein Herz hingewiesen, mit einem großen Teil seiner Gemeinde Mühlhausen zur Erkenntnis seiner Sünde, der Erfahrung der Gnade in Christo und einem neuen Leben gelangte. Als seine Oberen ihn maßregelten, wurden ihm erst die katholischen Irrtümer klar und er trat mit 220 Gemeindegliedern, unter ihnen dem Patron, Freiherr Julius v. Gem-
1823 mingen, zur evangelischen Kirche über. Nachdem er evangelischer Pfarrer geworden war, wurde er zwar auch hier von seinen rationalistischen Kollegen bekämpft. Aber seine unleugbaren Erfahrungen machten doch in ganz Deutschland Aufsehen; der Großherzog, dem eine Predigt Henhöfers „ins Herz ging“, übertrug ihm die Pfarrei Spöck und es ist Henhöfer gelungen, mit der Zeit eine stattliche Anzahl badischer Pfarrer zum Glauben zurückzuführen.

Aber nicht bloß ehrliche Rationalisten wurden zu dem lebendigen Gott geführt, nein auch solche, die ganz in Unglauben versunken waren, bei denen der Glaube nicht mehr weiter reichte als bis zu dem Gebet: „Gott, wenn du bist, so offenbare dich mir!“ So ging es bei dem spätern Antistes von Schaffhausen, David Spleiß.

Friedrich August Gotttreu Tholuck, ein armer Handwerkerssohn aus Breslau, hochbegabt, wissensdurstig und ehrgeizig, begab sich nach bestandenem Abiturientenexamen nach Berlin, um von dem Prälaten Diez sich in orientalischen Sprachen weiter fördern zu lassen. Seine ganze Barschaft bestand aus 27 Talern. Er war entschlossen, den Tod zu suchen, falls dieses sein Gesuch abgelehnt würde. Wenn er aber Erhörung fände, so wollte er auch an das Dasein und Walten Gottes glauben. Als Tholuck seine Bitte ausgesprochen hatte, sagte ihm Diez: „Die göttliche Providenz hat Sie zu mir geführt.“ Sein Sekretär war krank geworden; Tholuck konnte noch an demselben Tage an seine Stelle treten. Durch fromme Lehrer wurde der Student im Glauben an Gott weiter gestärkt. Sein Vater in Christo wurde der Baron v. Kottwitz, dessen Leben in Gott und für Gott
und dessen Friedensgestalt auf ihn den tiefsten Eindruck machte. Mit 1821
22 Jahren war Tholuck Professor der Theologie in Berlin, 1826 trotz dem Widerstand der ganz rationalistischen Fakultät Professor in Halle. Er hat als Lehrer, Prediger und Schriftsteller in Tausenden von Theologiestudierenden und anderen, besonders aus den Kreisen der Gebildeten, Glauben geweckt und gestärkt.

Wieder andere junge Theologen waren halb oder ganz mit der Welt gegangen; aber von dem Herrn berufen und bekehrt, wurden sie seine auserlesenen Werkzeuge zur Belebung der erstorbenen Kirche. Zu diesen gehört Ludwig Hofacker, ein württembergischer Pfarrerssohn.

Als Knabe hatte er sich mit freiem Willen für das Studium der Theologie entschieden. Er war aber im Seminar Schöntal in leichtsinnige Gesellschaft geraten, wo er bald sich verführen ließ, bald mit seinem einnehmenden Wesen andere verführte. Ohne eigentlich bösartig oder schlecht zu sein, mußte er sich doch von seinen Lehrern das Zeugnis mit auf den Weg geben lassen: „Ist zu allem fähig.“ Auch in Tübingen studierte er wenig und war am liebsten im Wirtshaus bei seinen Freunden. Aber der Geist Gottes schaffte doch im verborgenen an ihm und machte ihn zu Zeiten innerlich unruhig, sowohl im Seminar als im Tübinger Stift. Die Herbstvakanz 1818 brachte er in schweren Kämpfen im Elternhause in Stuttgart zu. Nach seiner Rückkehr nach Tübingen verbreitete sich plötzlich die Kunde: „Bruder Lustig ist ein Pietist geworden.“ Er schied sich

völlig von der Welt und rang mit Aufbietung aller Kraft und viel Gebet nach dem Frieden in Christo. Diesen zu finden wurde ihm nicht leicht, da er anfänglich immer noch meinte, erst selber recht sein zu müssen, ehe er es wagen dürfe, das Verdienst Christi zu ergreifen. Erst nach jahrelangem Suchen und schweren körperlichen und seelischen Leiden, die ihm das Bewußtsein von der eigenen Kraft vollends ganz nahmen, rang er sich durch zu einem Glauben ohne Fühlen, zu dem Glauben, daß der Heiland ihm nicht bloß helfen könne, sondern schon geholfen habe, indem er sein Blut zum Lösegeld für ihn gab. Kurz vor seinem Abgang von Tübingen bekam Hofacker einen Sonnenstich, der ihm ein Leiden der Kopfnerven zurückließ und wohl die Hauptursache seines frühen Todes wurde. † 18. Nov 1828 Nur wenige Jahre geistlicher Wirksamkeit sind dem hochbegabten und feurigen jungen Manne beschieden gewesen und diese Jahre waren mehrfach unterbrochen durch Zeiten völliger Arbeitsunfähigkeit.

Hofacker war Vikar in der Nachbarschaft von Stuttgart, dann in Stuttgart selbst bei seinem Vater, zuletzt Pfarrer in dem Dorfe Rielingshausen bei Marbach. Aber wo immer er die Kanzel bestieg, zog er Scharen von Zuhörern aus weitem Umkreise herbei. Selbst Mißtrauische und Widerwillige fühlten hier eine überlegene Geistesmacht. So hat er auch viele aus dem Sündenschlafe geweckt und ihnen den Weg zu einem neuen Leben gezeigt. Seine nach seinem Tode vollends herausgegebenen Predigten wurden nicht nur in ganz Deutschland verbreitet, sondern fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. Heute noch werden sie von vielen aufs höchste geschätzt. Mir selbst ist ihre Kraft am deutlichsten geworden bei einem verhärteten Sünder einer meiner früheren Gemeinden, den diese Predigten packten, während sonst kein Zuspruch auf ihn Eindruck machte.

Hofacker wußte sich auf Erden in einer bloßen Pilgerhütte. Darum wollte er nicht langsam durch den Verstand aufs Herz wirken, was auch nicht seine Gabe war, sondern, im Sturmschritt auf die Herzen losgehend, sie ganz in Beschlag nehmen, jedesmal den ganzen Weg des Lebens ihnen dartun. Sonntag für Sonntag predigte er daher das nämliche, nur immer wieder in neuer Gestalt und mit neuer Kraft: Buße und Glauben am Kreuze des Heilands und Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt hat.

Ludwig Hofacker hat sich bei dieser Predigtart Zinzendorf zum Vorbild genommen. Er hat dadurch (nächst Schleiermacher und v. Kottwitz) wohl am meisten dazu beigetragen, daß auch die Frommen seiner Zeit großenteils zurücklenkten in Zinzendorfische Bahnen: Gnadenpredigt, Bevorzugung des Sohnes vor dem Vater, Bekenntnis des Heilandes vor christlicher und heidnischer Welt. Will jemand diese

Richtung in ihrer ausgeprägtesten Gestalt kennen lernen, so empfehle ich dafür das Leben des Berliner Predigers Gustav Knak von Wangemann.

Es wurden aber in jener Zeit nach den Freiheitskriegen nicht allein Theologen so plötzlich von Gott berufen und zubereitet, sondern Männer aus allen Ständen, so der Arzt de Valenti, als er einen Nachtwächter das Lied „Seele geh auf Golgatha" singen hörte. In Pommern waren 3 Brüder v. Below, adelige Gutsbesitzer. Der älteste, Gustav, war noch als Offizier durch innere Erfahrungen zum Studium der H. Schrift angetrieben worden. Er war zur Erkennt- 1817
nis gekommen, daß der Glaube an den Heiland und die Vergebung der Sünden in seinem Blut allein Leben gebe. In die Heimat zurückgekehrt, fand er zunächst wenig Verständnis. Aber nicht lange stand es an, so griff sein Bruder Heinrich auf Seehof einmal aus Langerweile nach Tersteegens Perlenschnur und stieß darin auf die Geschichte vom verlorenen Sohn. „Du bist der verlorene Sohn" rief es in ihm, und fortan brach er schroff mit der Welt. Auch der dritte Bruder Karl bekehrte sich. Die 3 gaben nun nicht nur selbst mit ihren Familien das Bild christlicher Landedelhöfe, sondern hielten auch Versammlung. Namentlich nach Seehof strömten an Sonntagen oft über 1000 Personen. Viele bekehrten sich gründlich und wandelten treu im Glauben. Obwohl die Brüder v. Below sich freundlich zur Kirche zu stellen suchten, bekämpften die rationalistischen, in ihrem eigenen Leben nicht durchaus tadellosen Pfarrer leidenschaftlich die entstandene Bewegung. Sie riefen die Hilfe der weltlichen Behörde an, welche an Sonntagen Gendarmen vor den Schlössern aufstellte, 1821
die jeden Versammlungsbesucher aufzeichneten, der nicht ins Haus gehörte. In der darauf folgenden Woche wurden dann die Betreffenden mit Gefängnis oder um Geld gestraft, was in einem Falle bis zur Pfändung der einzigen Kuh eines armen Mannes führte. Einmal hatte die Regierung schon die Blücherhusaren beordert, die Betversammlungen zu sprengen; aber der wackere Oberst v. Arnim erwirkte durch Vermittlung des Kronprinzen Gegenbefehl von Berlin. Desgleichen ernannte der König eine Untersuchungskommission, die lange untersuchte und ein der Bewegung nicht ungünstiges Urteil abgab. Dennoch gingen die Verfolgungen weiter. Die Folge war, daß wenigstens die Versammlungen bei Heinrich von Below schwärmerischen Charakter annahmen. Er machte die heftigsten Ausfälle gegen die falschen Lehrer. Es kam bis zu Visionen und Zungenreden von Knechten und Mägden. Schließlich trat ein Teil der Erweckten ganz

aus der Kirche aus, während es anderswo gläubigen und verständigen Pfarrern gelang, sie in gesunden Bahnen zu erhalten, und Früchte neuen Lebens aus der Bewegung hervorgingen.

Ich kann nicht auf alle Erweckungen in Nord und Süd eingehen. Manche Erbauungsgemeinschaft wurde von der Kirche unterdrückt. Andere wurden weise geschont und gepflegt und förderten dann das Leben in der Kirche selbst. Es müssen aber, da die religiöse Bewegung in Württemberg schon eingehend geschildert wurde (S. 52 ff.), als Hauptherde religiösen Lebens, die in damaliger Zeit entstanden oder neubelebt wurden und bis in die Gegenwart hereinreichen, noch besonders hervorgehoben werden: das Wuppertal, das Siegener Land und Minden-Ravensberg (S. 52). Das Wuppertal gehört noch zur Rheinprovinz, die beiden andern gehören zu Westfalen. Im Wuppertal, dessen Mittelpunkt die beiden jetzt fast zusammengebauten Städte, Barmen und Elberfeld sind, hatten einzelne sich der Christentumsgesellschaft gleich bei ihrem Entstehen angeschlossen. Hier war, obwohl es zur Zeit des Rationalismus auch nicht an Freigeistern fehlte, die Kirche doch noch eine Macht. Im Jahr 1816 aber entstand bei großer Teurung in allen Gemeinden eine mächtige Erweckung bei jung und alt, die sich oft jahrelang fortsetzte. Die Bewegung wurde genährt und geleitet von trefflichen Geistlichen, wie dem späteren preußischen Hofprediger Friedrich Strauß, Karl Adolf Döring, der besonders als Jünglingsfreund, Freund namentlich auch der von auswärts zugereisten Handwerksburschen, bekannt ist, durch Gottfried Daniel Krummacher und dessen Neffen Friedrich Wilhelm Krummacher. Diese beiden Krummacher, von denen der letztere als Hofprediger in Potsdam gestorben ist, sind als junge Pfarrer durch Versammlungsleute, die sie in ihren Gemeinden trafen, zur Erkenntnis ihres inneren Mangels und zur Erfahrung der Gnade in Christo gebracht worden.

Im Wuppertal waren, zum großen Unterschied von sonst, die Kirchen gedrängt voll, sogar bei Wochengottesdiensten. Weil man mit den Pfarrern im Herzen eins war, so sorgte man auch im Äußeren für sie durch ausreichenden Gehalt, gute Wohnung u. drgl., anders als sonst damals die Regel war (S. 222). Dagegen hörte man allerdings Pfarrer von abweichender Gesinnung nicht einmal gern als Gastprediger, von Anstellung derselben war keine Rede. Die Frömmigkeit betätigte sich aber auch außerhalb der Kirche. Man hielt Stunden in Privathäusern. Sonntags hörte man in den

Wäldern Choräle singen. In weiten Kreisen waren die kirchlichen Vorgänge und Schriftwahrheiten Gegenstand der täglichen Unterhaltung. Bei reger industrieller Tätigkeit betätigten sich Gemeinsinn, Wohlwollen gegen andere, Gastfreiheit, strenge Gewissenhaftigkeit, ganz besonders aber Mildtätigkeit für Zwecke der Kirche und des Reiches Gottes.

Vom Wuppertal verbreitete sich die religiöse Bewegung in das reformierte Siegener Land, die Heimat Jung Stillings, wo man lange Jahre unter der Gegnerschaft der Pastoren zu leiden hatte. Heute nimmt auch ein Teil der Pastoren an dem regen Geistesleben teil; er hat nur nicht gerade die Leitung.

Ich wohnte selbst 1901 einer mehrtägigen sogenannten Allianzversammlung in Siegen bei. Sie wurde im Saale eines Hammerwerks, einem ihrer großen „Vereinshäuser" gehalten. Eine Menge von Angehörigen aller Stände strömte herbei: Arbeiter, Werkführer, Weiber und Mädchen neben vornehmen Leuten. Die Bergarbeiter erbaten sich abwechslungsweise halbtägigen Urlaub, damit alle ihren Teil bekämen.

Nicht ganz dieselbe, aber doch ähnliche Art wie die Frömmigkeit im Wuppertal trägt die in Minden-Ravensberg (S. 52), die noch aus dem 18. Jahrhundert stammend, durch treue Pastoren und geistbegabte Laien im Anfang des 19ten neu belebt wurde. Dort verstand es namentlich Johann Heinrich Volkening, zuletzt Pastor in Jöllenbeck bei Bielefeld, durch rücksichtsloses Zeugnis gegen die Sünden der Welt, ebenso aber durch treue Seelsorge an Kindern und Alten, und durch Barmherzigkeit gegen äußere und innere Not, die Frommen zu gewinnen und sie dahin zu bringen, daß sie sich von gläubigen Pfarrern ganz leiten ließen. Ein von Volkening gerne gebrauchtes Wort „Gerettet sein bringt wahren Rettersinn" gibt in Kürze den Inhalt seiner Predigt und sein eigenes Wirken wieder. Dabei galt seine Sorge dem Fernen wie dem Nahen. Er brachte die Missionsfeste in seiner ganzen Gegend sehr in Aufnahme. Volkening sorgte dem Volke für guten Lesestoff durch Angabe einer Zeitung, die sie lesen sollten, und durch eigene Beteiligung bei der Herausgabe des Evangelischen Monatsblatts für Westfalen. Weil er es für sehr wichtig hielt, daß in der Volksvertretung nicht die zerstörenden und verneinenden Mächte die Oberhand bekommen, nahm er regen Anteil an konservativen Versammlungen, die er mit Gebet eröffnete und schloß, ohne im übrigen auf Einzelfragen der Politik sich einzulassen.

Es zeigt uns dies auch den Unterschied des norddeutschen Pietismus von dem altwürttembergischen, insbesondere Hahnischen. Dieser zieht sich viel mehr in die Stille zurück, bemüht sich eigentlich, verborgen zu bleiben. Er findet sein Genüge im persönlichen Umgang mit dem Heiland und eigenen Betrachten des Wortes Gottes, im Eindringen in die Tiefe der göttlichen Weisheit oder in der Vereinigung mit wenigen, zweifellos Gleichgesinnten. Er unterstützt freudig christliche Werke anderer, beschränkt aber sein Außenwirken am liebsten auf den Beruf, dessen er sich nähren muß und selbst diesen Beruf hält er gerne in engen Grenzen. Lärmende Feste, auch wenn sie mit christlichem Titel sich schmücken, rechnet er gerade so zur Welt, vor der sich ein Christ hüten muß, wie die Beteiligung an der großen Politik und sogar die Annahme von Gemeindeämtern. Vgl. S. 59 ff. Die norddeutschen Frommen treten mit ihren Versammlungen gerne in die Öffentlichkeit. Im Wuppertal lädt man alle Welt dazu ein, im Minden-Ravensbergischen verkündet man mit Posaunenschall seine Feste. So hält man viele ab von Sonntagsarbeit, vom Wirtshaus und gefährlichen Sonntagsvergnügungen der Welt. An den christlichen Volksfesten, wie Rettungshausfeste oder Missionsfeste, die Sommers fast jeden Sonntag anderswo gehalten werden, sieht man junge Männer und Mädchen sich beteiligen und mit einigen Tassen Kaffee sich vergnügen, die bei uns in Süddeutschland nirgends anders als im Biergarten sich treffen ließen. Bei den großen Monatsversammlungen in Minden-Ravensberg spricht man etwa 3 Stunden lang über die Bibel. Nach einer Pause kommt die Politik an die Reihe. Nur wird auch dieser Teil mit Choral und Gebet geschlossen. Ebenso sind die führenden Persönlichkeiten unter den norddeutschen Frommen zweifellos rühriger und fortschrittlicher im Geschäft als unsere Frommen alten Schlags. Bei aller christlichen Freundschaft steht der einzelne den Versammlungsleitern selbständiger gegenüber, läßt sich fürs Leben weniger beeinflussen. Selbständiger und bei mangelnder Übereinstimmung feindseliger stellt man sich der Kirche und den Pfarrern gegenüber, da erregt sich leicht die ganze Kirchengemeinde, wodurch es auch viel rascher zu separatistischen Verwirrungen und Ausschreitungen kommt. Ich will mich hier über die Gefahr für den inneren Gehalt des Christentums nicht auslassen, die entsteht, wo dasselbe gar zu sehr in die Öffentlichkeit tritt oder der Welt sich angenehm zu machen sucht. Ich bemerke nur noch das eine, daß die Leiter des Volks in Minden-Ravensberg auch schon

den Schaden davon zu spüren hatten, daß man den Bauer gelehrt hatte, Christsein und christlichkonservativ sein für dasselbe zu halten.

Endlich muß an dieser Stelle noch zweier ganz hervorragenden Häupter des norddeutschen Pietismus gedacht werden, welche die Liebesarbeit zu ihrem Lebensberuf erwählt, derselben die größten Opfer gebracht und durch ihr Werk und ihre Persönlichkeit auf weite Kreise der ganzen deutschen evangelischen Kirche eingewirkt haben, von der Recke und von Kottwitz. Der bekanntere von beiden ist Graf Adalbert von der Recke-Volmarstein. Seine Menschenliebe hatte sich schon im Krieg von 1813 gezeigt, indem er, selbst zum Kriegsdienst untauglich, in den Verwaltungs- und Pflegedienst im Heere eintrat und dabei die Mängel der Verwundetenpflege schmerzlich empfand. Dann aber trieben ihn die Scharen von Bettelkindern, die täglich vor sein väterliches Schloß Overdyk kamen, zur Eröffnung einer Anstalt nach dem Vorbilde Falks. Da die Räume sich zu klein erwiesen für 130 Kinder, die er in kurzer Zeit zusammenbrachte, so suchte er weit umher im evangelischen Land nach einem gelegeneren Ort für seine Anstalt. Er konnte nichts finden. Aber auf sein Gebet wurde ihm ganz deutlich ein Ort vor das innere Auge gestellt, den er nicht kannte, den aber ein bald darauf ins Zimmer tretender Freund auf seine Beschreibung hin als das Kloster Speckemönchen (Düsseltal) bei Düsseldorf bezeichnete. v. d. Recke kaufte es und bezog es mit der Mehrzahl der Kinder. Mancherlei Geldnot, schlimme Erfahrungen an Kindern und Anfechtung feindseliger Menschen mußte er in 25jährigem Aufenthalt daselbst durchmachen; aber auch die göttliche Durchhilfe hat er reichlich erfahren. 1847 übergab er wegen geschwächter Kraft die Anstalt Düsseltal, die heute noch blüht, in zuverlässige Hände und zog nach Schlesien, in die Heimat seiner Frau, der ihm gleichgesinnten Mathilde, geborenen Gräfin v. Pfeil. Hier kaufte er Schloß Craschnitz, und bald fingen die Ehegatten an, die Armen und Kranken der Gegend zu pflegen. v. d. Recke baute ein Samariter-Ordenstift für Blöde und Epileptische. Da es an Pflegepersonal gebrach und schwer hielt, auch nur 2 Schwestern von Neuendettelsau abgetreten zu erhalten, so eröffnete er bald eine eigene Diakonissen-, später auch noch eine Diakonenanstalt. Unermüdlich auch in den Tagen des Alters und der Krankheit ist v. d. Recke 87 Jahre alt in Craschnitz gestorben.

Pietistische Liebesarbeit

1816

1878

In der Einwirkung auf die Zeitgenossen wird v. d. Recke noch ganz bedeutend übertroffen von dem Baron Ernst v. Kottwitz,

geb. 2. Sept. 1757

von dessen äußerem Lebensgang wir nur leider wenig genaues wissen, da sein Grundsatz war: „Bleibe gerne unbekannt."

v. Kottwitz war der Sohn eines sehr reichen adeligen Gutsbesitzers in Schlesien. Als Knabe schon kam er an den Hof Friedrichs des Großen. Verirrungen irgend welcher Art führten einen Bruch mit dem Vater herbei, der nur die Auswanderung seines Sohnes nicht wünschte, vielmehr einen Kabinetsbefehl des Königs erwirkte, der ihm dieselbe verbot. Tiefen Eindruck auf den kaum Zwanzigjährigen machte der plötzliche Tod des
1777 Vaters und mehrerer Geschwister desselben. Jedoch brachten diese Todesfälle ihn seiner Familie wieder näher. Er wird wohl jetzt die Bewirtschaftung der Familiengüter übernommen haben. Um dieselbe Zeit muß es auch zur völligen inneren Umwandlung in dem Baron gekommen sein. Die Beteiligung an der Freimaurergesellschaft brachte ihm den inneren Frieden nicht, den er suchte; vielmehr scheint es, daß er schwere innere Kämpfe durchzumachen hatte. Denn davon redete er öfters, daß die Wendung in seinem Leben dadurch herbeigeführt worden sei, daß er in einem Betsaal der Brüdergemeine das Wort hörte: „Es gehört schon viel Gnade dazu, daß man sich selbst ertrage." Von da an hat er lebenslang und täglich die Gnade des Sünderheilands gesucht und Weisheit, Kraft zu neuem Leben und die größte Menschen- und Bruderliebe aus dieser Quelle geschöpft. Bei den größeren Reisen, die der junge Baron in Norddeutschland machte, wobei er sich z. B. in Hamburg ein Jahr lang aufhielt, scheint er schon den Zweck verfolgt zu haben, sich allerlei Kenntnisse zu sammeln, damit er der Not der armen schlesischen Weberbevölkerung aufhelfen könnte.

Nach seiner Verheiratung mit Charlotte Helene, Gräfin Zedlitz,
seit 1788 kaufte v. Kottwitz mehrere Güter in und um Ober-Peilau bei Gnadenfrei. Früher schon war es seine Überzeugung, daß den Armen nicht durch Almosen, sondern durch Beschaffung von Arbeitsgelegenheit geholfen werden müsse. Durch Arbeit wollte er sie erst aus dem Hunger herausbringen, dann zu einem geordneten Leben und endlich zu einem gottesfürchtigen und christlichen Leben führen. Darum legte er unter anderem auf einem verödeten Vorwerke, Schobergrund, 2 Fabriken mit Arbeiterwohnungen an. Er versuchte Verbesserungen im Flachsbau und in der Leinwandfabrikation, damit die schlesische Ware von der ausländischen weniger leicht verdrängt werde. Da er aber das Geschäft doch nicht ausreichend verstand und in den schlimmsten Zeiten, nur um der Arbeiter willen, auf Vorrat arbeiten
1806 ließ, so hatte er so große Verluste, daß er mehrere Güter verkaufen und von der Fabrikation sich zurückziehen mußte. Später hat zwar das Vertrauen von Friedrich Wilhelm III ihm mehrfach wieder die Mittel in die Hand gegeben, um den hungernden Schlesiern durch Beschäftigungsanstalten zu helfen. Kottwitz selbst hat, als seine Ver-

mögensumstände sich wieder besserten, in diese Spinnereien und Webereien viel Geld hineingesteckt, das nur keinen Zins trug. Nach seinem Tode betrugen seine dortigen Forderungen noch wenigstens 150000 Taler.

Allein seinen hauptsächlichen Wirkungskreis fand Kottwitz seit 1806 oder 1807 in Berlin.

Auf die Schlacht bei Jena und den Einzug der Franzosen in Berlin brach unter der dortigen Arbeiterbevölkerung großer Arbeits- und Brotmangel aus, der auch Sittenverwilderung und verbrecherisches Treiben im Gefolge hatte. Diese Not wird den erfahrenen Menschenfreund nach Berlin getrieben oder dort zurückgehalten haben. Auch hier gründete Kottwitz nun eine „Freiwillige Beschäftigungsanstalt", Spinnerei und, in kleinerem Maße, Weberei. Er fing in eigenem Hause an, bei zunehmender Nachfrage nach Arbeit mietete er noch ein Haus hinzu und endlich erbat er sich und erhielt vom französischen General-Intendanten die alte von Winningsche Kaserne in der Alexanderstraße. In der Kaserne gab er einer Anzahl von Personen, namentlich kinderreichen Familien Wohnung und Kost, je nach den Verhältnissen gegen geringe Entschädigung oder unentgeltlich. Hatten sie sich wieder emporgearbeitet und waren auch ihre Kinder, die bei Arbeit und Verdienst sich beteiligen konnten, an Arbeitsamkeit und Ordnung gewöhnt, so suchte Kottwitz sie in kleineren Nachbarstädten unterzubringen. Sie mußten andern Familien, die zur Zeit schlimmer daran waren, Platz machen. Mit der Anstalt waren ein Krankenhaus von 12 Betten und eine Schule für die Kinder verbunden.

Geschäftlich hat auch dieses Unternehmen nur durch die beständigen erheblichen Zuschüsse des Barons und etlicher vornehmer Gönner, besonders des Königs selber, bestehen können. Daher hätte später der Berliner Magistrat die in der Kaserne untergebrachten Armen lieber in anderer Weise versorgt. Allein in der dringendsten Not war die Anstalt doch eine wesentliche Hilfe gegen Armut und Sünde gewesen. Und wenn auch der Magistrat das nicht ebenso zu schätzen wußte, so lernten tatsächlich, so lange der Baron in ihr wirkte, viele, die mit Gott und der Welt zerfallen waren, hier wieder Glauben und Mut zu einem neuen Leben fassen. Die Behörden selber und viele Privatleute haben sich an die Pflicht zweckdienlicher Armenversorgung erst wieder durch den Baron erinnern lassen, der den Armen sogar das Glück eigenen Familienlebens zum Opfer brachte.

Man hat Grund zu der Annahme, daß das Aufgehen ihres Mannes im Dienst der Armen und — menschlich angesehen — die Verschwendung des Familiengutes für dieselben die Baronin ihrem Manne innerlich entfremdet hat. Jedenfalls kaufte sie schon 1807 eines der verkauften schlesischen Güter für sich zurück und blieb je länger, je mehr Berlin fern, unter andrem auch wegen ihrer 2 Söhne, von denen einer schwer leidend war. Der Baron besuchte sie aber regelmäßig auf seinen jährlichen Reisen nach Schlesien. Nur die Tochter, die eines Sinnes mit dem Vater war, blieb bei ihm in Berlin, starb aber schon früh.

Die größte Einwirkung auf die ganze Entwicklung neuen Lebens in der deutschen evangelischen Kirche aber hat der Baron dadurch geübt, daß seine Person der Anziehungspunkt und Mittelpunkt für alle Frommen in Berlin und insbesondere auch für Studenten wurde. In der Armenkaserne sprachen Wahrheit, Trost, Rat, Hilfe und christliche Gemeinschaft Suchende aus allen Ständen vor, bis hinauf zu dem spätern König Friedrich Wilhelm IV. An 2 Abenden der Woche hatte Kottwitz offenes Haus, da sammelten sich Männer und Frauen von verschiedenstem Alter und Lebensverhältnissen. Neben Studenten, die sich in der großen Stadt verwaist fühlten, sah man Herren von Adel, hohe Offiziere, Staatsmänner und Gelehrte. Sie wohnten zuerst einer Bibelstunde in der Kaserne an, die Kottwitz meist durch einen befreundeten Geistlichen halten ließ. Er selbst sprach in der Regel nur ein Gebet voll Geist und Leben. Darauf fanden sich die Geladenen beim Thee zusammen in des Barons Zimmern. Es wurde nicht gerade viel, und mehr gruppenweise gesprochen. Zu jeder Gruppe aber gesellte sich der Baron und ein Gefühl der Einigkeit im Geist erfüllte die Anwesenden.

um 1820 Es bildeten sich in jenen Jahren in dem vorher freisinnigen oder gottlosen Berlin noch eine ganze Anzahl von frommen Vereinigungen für Gemeinschaftspflege oder christliche Liebesarbeit. Verschiedenes davon knüpft sich an den Namen Goßners. Stunden zählte man 20—30. An all dem nahm auch Kottwitz innerlich oder tätlich Anteil. Er kümmerte sich aber nicht weniger um alle religiösen Bewegungen in Deutschlands Norden und Süden. Er wechselte Briefe mit deren Leitern, konnte durch seine persönlichen Beziehungen zu König und Kronprinz äußerlich Angefochtenen Hilfe oder Erleichterung verschaffen. Zu bedauern ist, daß er in seinem Eifer, Ärgernis zu verhüten, eben diese Beziehungen auch benützt hat, um etwa die Anstellung eines Universitätsprofessors, der ihm nicht gefiel, zu hintertreiben, am bedauerlichsten, daß er die Absetzung des ehrlichen Professors

de Wette beim Könige betrieb wegen eines Trostbriefes, den dieser an die Mutter des Studenten Sand richtete, der den verhaßten Dichter Kotzebue in irregeleiteter Vaterlandsliebe ermordet hatte.

Sonst war die Tätigkeit des Barons eine entschieden segensreiche, vielleicht am meisten die von ihm auf Studierende ausgeübte. Viele wurden an ihn gewiesen besonders gern auch von dem, dem Baron befreundeten Professor Neander. Je nach Umständen ließ er arme Studenten eine Zeitlang bei sich wohnen oder unterstützte er sie sonst. In Kottwitz sah ein mancher zum ersten Male einen ganzen Christen. Der Baron, ein großer Menschenkenner, führte sie in sich selbst hinein und zu Christo hin, gab ihnen mit prophetischem Munde Anweisung für ihren späteren Beruf und die kommende Zeit. Die reichste Frucht hat die Aussaat des Barons wohl bei dem jungen Tholuck und bei Wichern getragen. (S. 265 und Abschnitt b).

Nicht jedem geraden Menschen sagte die hochfeine, sachte und liebevolle Art des Barons alsbald zu; aber der eine und andere erklärte sich für überwunden, wenn er ihn unter den Jammergestalten der Kaserne seine Beharrlichkeit und seinen Tiefblick beweisen sah. Nur für sich selbst sorgte er schlecht, um so besser für andere.

Es gibt wohl keine bessere Rechtfertigung des Barons, als die ihm der große Philosoph Fichte verschafft hat, dem blinde Voreingenommenheit für Christentum niemand nachsagen wird. Kottwitz hatte von dem Wunsche des Philosophen, ihn kennen zu lernen, gehört. Dienstfertig gegen jedermann, wie er war, suchte er denselben sofort auf. Sie kamen aufs Gebet zu sprechen. Fichte äußerte: „Das Kind betet, der Mann will." Da soll der Baron gesagt haben: „Herr Professor, ich habe 600 arme Leute zu versorgen und weiß oft nicht, woher ich das Brot nehmen soll. Da weiß ich mir dann nicht anders zu helfen, als indem ich bete." Fichte verstummte einen Augenblick, Tränen rollten ihm über die Wangen und er sprach: „Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht." Wenige Wochen darnach erhielt Kottwitz die gerichtliche Mitteilung, der über der Pflege kranker Soldaten verstorbene Professor habe ihn zum Vormund seines einzigen Sohnes bestellt.

Neubelebung von Theologie und Kirche.

Neben der ursprünglich religiösen Bewegung oder dem neueren Pietismus ging eine andere, mehr wissenschaftliche und kirchliche Bewegung, menschlich gesprochen eine Neubelebung von Theologie und Kirche her, die Ausgangspunkt und Richtung weniger am unmittelbaren Glauben, als an wissenschaftlicher Arbeit und kirchlichem Interesse nahm. Etliche ihrer Vertreter lehnten es ausdrücklich ab, zusammengeworfen zu werden mit dem Pietismus. Die aber Gottes Wort

und Geist auf sich wirken ließen, trafen in ihren Ergebnissen und Früchten doch vielfach mit den Pietisten zusammen. Alle haben von ihnen gelernt. In Rettungs- und Liebesarbeit aller Art und im Kampf gegen den Unglauben gehen beide Richtungen so sehr ineinander über, daß sie tatsächlich nicht mehr geschieden werden können. Ich für meinen Teil zweifle nicht, daß auch an dieser Bewegung das Licht, das alle Menschen erleuchtet (Joh. 1), seinen Teil hat. Aber dieselbe korrigiert sich meist nicht scharf genug an der Bibeloffenbarung. Daher ist auch im einzelnen weniger leicht als bei den einfältig Frommen zu unterscheiden, wo die Welt aufhört und das Christentum anfängt.

Schleiermacher geb. 23. Nov. 1768.

Einer der vornehmlichsten Urheber der neuen Richtung in Theologie und Kirche ist Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, seit 1808 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und bald darauf Professor der Theologie in Berlin, der bis in die Gegenwart mächtig hereinwirkt. Sohn eines reformierten Predigers in Breslau, kam er mit 14 Jahren in das Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, zwei Jahre später in ihr Predigerseminar in Barby. Quälende Zweifel an der hier vorgetragenen Lehre trieben ihn nach schmerzlichen Auseinandersetzungen mit seinem Vater aus der Brüdergemeine weg nach Halle, wo ein Oheim ihm zur Fortsetzung seiner Studien behilflich war. Er ist aber mit der Brüdergemeine nachher nicht nur wieder in persönlich freundliche Beziehungen getreten, sondern man wird auch sagen können, daß ihm die Brüdergemeine für sein ganzes Leben einen Eindruck gegeben hat von dem, was sonst damals so selten zu finden war, einer wahren Frömmigkeit, insbesondere von einer innigen Gemeinschaft mit dem Erlöser, Jesus Christus. Diese Erinnerung hat ihn unter allen Glaubenszweifeln nicht mehr losgelassen und wohl am meisten zur Ausbildung der ihm eigentümlichen Lehre von Frömmigkeit und Christentum beigetragen.

Frömmigkeit im allgemeinen ist für ihn das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von dem Unendlichen und Ewigen, eine Empfindung, die in jeder besseren Seele von selbst notwendig entspringt. Das Christentum erklärt er für diejenige Gemeinschaft der Frömmigkeit (zunächst Gemeinsamkeit frommer Empfindungen), in der alles Einzelne bezogen werde auf die Erlösung durch die Person Jesu von Nazareth. Die Wahrheit des Christentums läßt sich allerdings dem Verstand nicht beweisen, aber sie wird demjenigen, der das Be-

dürfnis der Erlösung fühlt, dadurch bezeugt, daß er der erlösenden Kraft Christi bei sich selbst gewiß wird.

Diese Lehraufstellung war nicht geschöpft aus der Schrift, sie war viel eher dem Bemühen entsprungen, das tatsächlich vorhandene Christentum ohne einen persönlichen Gott und eine übernatürliche Offenbarung zu begreifen. So ist sie vom Schriftstandpunkt aus teils Glaube, teils Unglaube. Dennoch lag in der Lehre Schleiermachers ein großer Fortschritt gegenüber dem wissens= und tugendstolzen, für wirkliche Frömmigkeit empfindungslosen Rationalismus. Er wies der verachteten und in Abgang gekommenen Frömmigkeit wieder einen Ort an in der menschlichen Natur. Anstatt der rationalistischen Gleichwertung des Gottes der Heiden, Türken, Juden und Christen und der Verspottung der dem Christentum eigentümlichen Grundlehren machte sich Schleiermacher diese Lehren wieder zu eigen und suchte sie menschlich zu erklären. So fand er vielen Beifall in einer Zeit, die die Not zu Gott trieb. Besonders solche Studenten fielen ihm zu, deren Kindheitsglaube durch rationalistische Lehrer nur stark erschüttert, nicht ertötet war. Er übte um so größere Anziehungskraft auf die begeisterungsfähige Jugend, da er in der Zeit von Deutschlands Schmach mutig auf die Seite des Vaterlandes trat und auch nachher noch unter neuem Geistesdruck hin und wieder ein freies Manneswort sprach. So wurde er für nicht wenige eine Brücke zurück zu Christus und zur Quelle des Christentums, der Schrift. Stehen bleiben konnte man bei ihm nicht wohl. Die einen seiner Schüler wurden weiter getrieben nach der Seite der Verneinung, die andern aber tiefer hinein in den Glauben, zu dem er sie zurückgeführt, wie Klaus Harms es ausdrückt: „Der mich erzeugt, hatte kein Brot für mich."

Reformations=jubiläum.

Einen weitern starken Antrieb, zum Glauben der Väter zurückzukehren, gab das Reformationsjubiläum von 1817. Viele Theologen sahen sich durch sein Herannahen veranlaßt, sich wieder mit Luthers Schriften zu beschäftigen, etliche bemühten sich, dieselben auch dem Volke wieder zugänglich zu machen. Durch Luthers Gedanken und Luthers Glauben wurden sie weiter geführt zu dem, in dem Luther Gerechtigkeit, Leben und wahre Freiheit gefunden hatte, zu Christus; sie lernten auch die beiseite gestellte Bibel wieder schätzen. Diese zu verbreiten halfen dann die eben aufgekommenen Bibelgesellschaften. S. 226.

95 Sätze von Klaus Harms

Die Erinnerung an Luther wurde auch der Anlaß zu dem kräftigsten Stoß, den fromme Wissenschaft dem Rationalismus versetzt hat, einem fliegenden Blatt unter dem Titel: „Das sind die 95 Streitsätze Dr. Luthers teuren Andenkens. Zum besonderen Druck besorgt und mit andern 95 Sätzen als mit einer Übersetzung aus dem Jahr 1517 in 1817 begleitet von Klaus Harms, Archidiakonus an der St. Nikolaikirche in Kiel."

Harms war der Sohn eines frommen und klugen Müllers in Süderditmarschen (Schleswig-Holstein). Als er ein Knabe von 13 Jahren war, gab der Ortspfarrer ihm Unterricht, was ihn und die Seinigen auf den Gedanken führte, daß er wohl studieren könnte. Aber die Mittel schienen nicht hinreichend. Klaus wurde Müller und nach des Vaters Tod Bauernknecht. Noch fragte er da und dort nach, ob das ihm von seinem Vater zugefallene Erbe von 2500 Mk. nicht ausreichen würde zum Studieren. Als endlich ein Pfarrer seine Frage bejahte, ging er in seinem 20sten Jahre aufs Gymnasium. 2 Jahre später wurde er für die Universität reif erklärt. Er studierte Theologie in Kiel und wurde daselbst getränkt mit den Lehren des Rationalismus. Aber aus Schleiermachers Reden über die Religion wurde ihm klar, daß die Religion anderswoher als aus der Vernunft ihr Licht erwarten müsse. Jetzt wurde er Pantheist in der
1806 Art Schleiermachers. Landpfarrer geworden, wurde er mehr und mehr ein beliebter Prediger und ganzer Volksmann, der in landwirtschaftlichen Fragen und Armenwesen, gegen Volksschäden (Brandstiftung und Meineid) wie gegen Beamtenwillkür mutig und erfolgreich seine Stimme erhob. 1816 wurde er nach Kiel befördert. Aus seinen Thesen mögen nur einige hervorgeh.ben werden.

1. Wenn unser Meister und Herr Jesus Christus spricht: „Tut Buße!" so will er, daß die Menschen sich nach seiner Lehre formen sollen; er formt aber die Lehre nicht nach dem Menschen, wie man jetzt tut, dem veränderten Zeitgeist gemäß.

9. Den Papst zu unserer Zeit, unsern Antichrist, können wir nennen in Hinsicht des Glaubens die Vernunft, in Hinsicht des Handelns das Gewissen.

10. Das Gewissen kann aber kein Gesetz geben, sondern nur vorhalten und einschärfen die Gesetze, welche Gott gegeben hat. — Gottes Wort ist der Text des Gewissens.

17. Hört das Gewissen auf, zu lesen, und fängt es an, selbst zu schreiben, so fällt das so verschieden wie die Handschriften des Menschen aus. Nenne mir jemand eine Sünde, die jedermann dafür hält!

18. Hört das Gewissen auf, ein Diener des göttlichen Gerichts über die Sünde zu sein, so wird es in seinem Gerichte Gott nicht einmal Diener sein lassen. Der Begriff von göttlichen Strafen verschwindet ganz.

11. Das Gewissen kann nicht Sünden vergeben, mit andern Worten dasselbe: niemand kann sich selbst Sünden vergeben; die Vergebung ist Gottes.

25. Ein Irrtum in der Tugendlehre erzeugt Irrtum in der Glaubenslehre. —

26. Zittern und beben muß man, wenn man bedenkt, wie gottlos, d. h. ohne Gott und dessen Furcht die Menschen jetzt sind.

27. Nach dem alten Glauben hat Gott den Menschen erschaffen, nach dem neuen Glauben erschafft der Mensch Gott, und wenn er ihn fertig hat, spricht er: Hoja! Jes. 44, 16.

32. Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft, oder von Religion, oder von beiden entblößt.

33. Ihr zufolge sieht man den Mond für die Sonne an.

36. Wer des ersten Buchstabens der Religion, heißet „Heilig", mit seiner Vernunft mächtig werden kann, der entbiete mich zu sich!

37. Die Sprache ist so voll und das Leben so reich an Dingen, die ebenso entfernt von der Vernunft, wie von den leiblichen Dingen liegen. Ihr gemeinschaftliches Gebiet ist das Mystische, (Geheimnisvolle I, 319), die Religion ist ein Teil dieses Gebiets. Unbekanntes Land für die Vernunft.

71. Die Vernunft geht rasen in der lutherischen Kirche; reißt Christus vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Kot ins Taufwasser, mischt allerlei Leute beim Gevatterstand, wischt die Anschrift des Beichtstuhls weg, zischt die Priester hinaus [aus der Kirche], und alles Volk ihnen nach, und man hat dies schon so lange getan. Noch bindet man sie nicht? Das soll vielmehr echt lutherisch und nicht karlstadtisch sein.

50. Wir haben ein festes Bibelwort, darauf wir achten, 2 Pet. 1, 19; und daß niemand mit Gewalt uns dasselbe drehe, gleich einem Wetterhahn, dafür ist durch unsere Symbolischen Bücher gesorgt.

Die Thesen machten großes Aufsehen. Wütend fielen die Rationalisten über Harms her, als einen Vernunfthasser, Finsterling, Pfaffen. Tiefer Blickende aber erkannten in den Sätzen eine bittere Arznei gegen die Glaubensschwäche der Zeit. Theologen im Amt und Theologiestudierende, welche von der herrschenden Lehre unbefriedigt waren, suchten bei Harms Anschluß und Leitung. Beim Volk schlugen die Sätze mächtig ein. Sie riefen Parteiungen nicht nur in Kiel und in Bauerngemeinden hervor, sondern Zwiespalt bis hinein in die Familien. Alte Freundschaften, in Holstein sogar eine Brautschaft, gingen darob auseinander. Aber sie veranlaßten auch ernstliche Bekehrungen und haben sehr viel zu dem ganzen religiösen und kirchlichen Aufschwung in Norddeutschland beigetragen.

Die neue Richtung in der Kirche.

Ganz allmählich wuchs auf den Universitäten die Zahl der Professoren der Theologie, die sich zum Glauben bekannten. Mehr als Schleiermacher führten Neander in Berlin, Tholuck in Halle, Krafft in Erlangen, die Studierenden in die Tiefe der Schriftwahrheit hin-

ein. Andere förderten wenigstens die Rechtgläubigkeit. Gläubige Studenten und solche, welche von frommen Laien Eindrücke erhalten hatten, schlossen sich auf der Universität zusammen zu gemeinsamem Gebet, Schriftbetrachtung, gegenseitiger Förderung in Wissenschaft und christlichem Wandel. Solche Kreise fanden sich in Berlin, Tübingen und Erlangen. Auch bessere Rationalisten erkannten als dringendes Bedürfnis, daß unwissende und unwürdige Glieder vom Pfarrstande ferngehalten werden, daß dem „jämmerlichen Kanzelgewäsche", erbärmlichen Vortrag und völliger Unkenntnis der Aufgaben des Pfarramts noch vor dem Eintritt ins Amt entgegengearbeitet werde. Daher wurden schon für die Zulassung zum theologischen Studium und bei der Abgangsprüfung von der Universität schärfere sittliche und wissenschaftliche Anforderungen an die
seit 1817 jungen Leute gestellt, mehrere Predigerseminare wurden errichtet. Auch der Inhalt der Predigten konnte nach dem Vorgange eines L. Hofacker, der Krummacher und anderer nicht mehr rein im Irdischen sich bewegen, sondern mußte sich wieder Christo und dem Glauben an ihn zuwenden. Kurz, es wuchs mit der Zeit ein neues Geschlecht von Theologen heran, das wieder wußte, für wen es predigte, dem es ein heiliges Anliegen war, in Jugendunterricht und Seelsorge die Seelen zu Christo zu führen, dem auch die äußere Not des Volkes nicht bloß vorübergehendes Mitleidsgefühl erweckte, oder Gegenstand volkswirtschaftlicher Besserungsversuche wurde, das vielmehr auch hierin vor allem die Seelengefahr erkannte und sich zu Herzen gehen ließ.

Im Anfang zwar wurde den Theologen der neuen Richtung, wenn sie vereinzelt in eine Stadt oder Diözese kamen, das Leben oft recht sauer gemacht von dem Rationalismus der Kollegen, Konsistorien oder auch der Honoratiorenschaft, die den tot geglaubten „Pietismus und Mystizismus" nicht wieder aufkommen, noch weniger sich durch denselben innerlich beunruhigen und verdrängen lassen wollten. So wurde ein Löhe in Bayern mehrfach zurückgestellt, verklagt, von einer Stelle vertrieben. In Straßburg wurde der verdiente Franz Härter mit einer Klage auf Absetzung bedroht, den innig frommen Diemer, Verfasser einer neuen „Nachfolge Christi", glaubte man dadurch am besten unschädlich machen zu können, daß man ihn von seiner Stelle als Gefängnisgeistlicher nicht vorrücken ließ. Im ganzen aber ließ sich die Lebensbewegung in der Geistlichkeit doch nicht mehr unterdrücken. Sie fand auch gewichtige Stützen

vor allem in der Gunst der Gemeinden, die des ewigen Geredes wider Aberglauben und Pfaffen müde geworden waren und wußten was sie und ihre Kinder an den eifrigen jungen Geistlichen hatten. Mit der Zeit wurden diese auch von Regenten bevorzugt, und hervorragende Beamte und sonst Gebildete, die früher die Kirche für nichts geachtet hatten, wurden ihre Freunde. Der ganzen neuen Richtung dienten zur Förderung und Stärkung Bibel- und Traktatverbreitung, die Feier von Missionsfesten u. drgl., ganz besonders aber die jetzt aufkommenden christlichen Blätter, Sonntagsblätter sowohl und Nachrichten aus der Äußern und Innern Mission, als Kirchenzeitungen. Eigentlich eine Macht in ihrer Zeit wurde die von Professor Hengstenberg in Berlin unter Mitwirkung hervorragender Theologen und Laien herausgegebene „Evangelische Kirchenzeitung", welche die Vertretung des alten Glaubens und den Kampf gegen die Aufklärung auf ihre Fahne geschrieben hatte. Da auch die Entwicklung der weltlichen Wissenschaft dem gemeinen Rationalismus immer gefährlicher wurde, so gelang es schließlich, denselben von den Universitäten zu verdrängen und seine Herrschaft in der Kirche zu brechen. Die Frommen ihrerseits traten den Angriffen gegen das Christentum, woher sie auch kamen, wieder kräftiger und mutiger entgegen. Dies zeigte sich z. B., als David Friedrich Strauß in seinem Leben Jesu die Berichte der Evangelien als unglaubwürdige Sagen behandelte.

In immer weiteren Kreisen erkannte man, welche Verwüstungen der Rationalismus im ganzen kirchlichen Leben angerichtet hatte und welch große Versäumnisse auch in Bezug auf das sittliche Leben des Volkes er sich hatte zu Schulden kommen lassen. So erwachte in vielen ein mächtiger Eifer, die vorhandenen Schäden in Kirche und Volksleben zu heilen, der Wiederkehr ähnlicher Gefahren für die Zukunft vorzubeugen.

Fast allgemein machte sich das Verlangen nach einem lebensvolleren Kirchenlied, nach schönerem und würdigerem Kirchengesang, nach wirklichem Gottesdienst in kirchlichen Handlungen und Gebeten bemerklich. Die rationalistischen Gesangbücher wurden wieder abgeschafft und dafür neue eingeführt. Der weltliche Ton in der gesamten Kirchenmusik wurde bekämpft. Zur Hebung des Gemeindegesanges wurde die Pflege des Choralsingens in der Schule wieder eingeschärft, neue Choralbücher oder Gesangbücher mit Noten wurden herausgegeben. Durch Bildung von Kirchenchören suchte man die

Gesangskunst und das musikalische Verständnis der ganzen Gemeinde zu heben. Mit der Einführung einer neuen Kirchenagende ging Friedrich Wilhelm III. von Preußen voran.

Der König hat bei der für Lutheraner und Reformierte in ganz Preußen bestimmten Agende sogar persönlich die Hauptarbeit getan. Er sah die Willkür als das Schlimmste in der Welt an. Gerade beim Gottesdienst aber war sie groß. Er forderte wiederholt namhafte Theologen zu Entwürfen auf, korrigierte diese aber oder verwarf er sie ganz. Um das Rechte zu treffen und etwas Bleibendes schaffen zu können, machte er eingehende Studien in Luther und den Kirchenagenden des 16. Jahr-
1816 hunderts. Auch an der zuerst für die Hof- und Domkirche fertiggestellten Agende besserte er und ließ er noch längere Zeit bessern. Dann aber be-
1825 fahl er allen Geistlichen, entweder seine neue Agende anzunehmen oder die früher in der Gemeinde gebrauchte, ohne jede Abweichung, zu befolgen.

Die meisten andern deutschen Landeskirchen besserten nun nach dem Vorgange Preußens auch wieder an ihren Agenden oder schufen neue.

Wenn wir von Württemberg absehen, so ist bei diesen Änderungen das hervorstechende, daß nicht mehr nur Gesang und Gebet der Predigt vorausgeht und nachfolgt, sondern daß die sogenannte Liturgie der Predigt als ein wesentlicher, in sich abgeschlossener Teil des Gottesdienstes vorangestellt wird. Je nach der Bedeutung des Sonn- oder Festtags folgen sich in bestimmter Ordnung Gesang, Chorgesang, Gebet des Pfarrers und der Gemeinde, Schriftlesung, wobei der Pfarrer seinen Platz bald im Altar, bald an einem Lesepult, bald auf der Kanzel einzunehmen hat. Auch für die heiligen Handlungen wurde die Form bis ins einzelne wieder genau vorgeschrieben

Abgesehen von dem Hauptzwecke, Gott zu preisen und den Teilnehmer in Andacht zu versenken, hoffte man durch größeren Reichtum und Verschönerung der kirchlichen Formen bei Fernerstehenden zunächst auf die Sinne zu wirken und so sie wieder zum Kirchenbesuch zu locken.

Es gibt jedoch zu denken, daß in Gegenden, wo der Predigt ein liturgischer Teil vorangeht, nicht wenige Leute erst zur Kirche kommen, wann die Liturgie vorüber ist, und daß der Kirchenbesuch da immer noch am besten ist, wo man so gut wie keine Liturgie hat, so in Württemberg und in einzelnen reformierten Kirchen.

Während die Rationalisten in ihrem aufs Gemeine und Alltägliche gerichteten Sinn die Kirchengebäude jeden Schmucks beraubten und sie vielfach verfallen ließen, kehrt jetzt das Bestreben wieder, auch durch die Gestalt und die einzelnen Zieraten der Kirche, durch Bild und Sinnbild Gott zu ehren. Die ganze Anlage der Kirche, Kanzel und Altar, samt ihrer Bekleidung sollen in ihrer Gestalt den Sinn der in ihnen vollzogenen Handlungen wiedergeben und verstärken. Man legt wieder Wert auf die Verbreitung reli-

g i ö ß e r, künstlerisch möglichst vollendeter B i l d e r bis hinein in die Familien.

Die Vorbilder zu dem allem suchte man in der Vergangenheit, bis zurück in die ältesten Zeiten der Kirche. Den wahren Glauben aber dachte man am besten herstellen und erhalten zu können durch R ü c k k e h r zu den B e k e n n t n i s s c h r i f t e n der Kirche und der T h e o l o g i e d e s 17. J a h r h u n d e r t s. Aber eben dadurch gerieten auch viele wieder in die frühere konfessionelle Engherzigkeit und äußerliches Wesen hinein, selbst solche, welche ursprünglich durch den Geist Gottes zu einem innerlich lebendigen und andern gegenüber weitherzigen Christentum erweckt worden waren. Wiederum erwachte unter den Frommen selbst der P a r t e i h a d e r. Daran trägt übrigens die zwangsweise Einführung der neuen Agende in Preußen, welche manche Fromme als die Frucht der ihnen mißfälligen Union (II, 482 f.) nicht annehmen zu können erklärten, viele Schuld. Der fromme, aber in diesem Punkte irregeleitete König ging in Schlesien bis zur gesetzwidrigen Gefangenhaltung von Geistlichen, die sich weigerten, die Agende anzunehmen und von Gemeindegliedern, welche die bei ihnen heimlich amtierenden streng lutherischen Pfarrer nicht verrieten. In einem Falle wurde über eine ganze Gemeinde sogar eine Art von Dragonade verhängt.

Gerade der Irrtum Friedrich Wilhelms III, daß es Untertanenpflicht sei, auch in Gewissensfragen den Anordnungen des Königs zu gehorchen, hatte jedoch als weitere Folge das wachsende Bestreben, d i e K i r c h e v o n der in letzter Zeit üblichen B e v o r m u n d u n g d u r c h d e n S t a a t z u b e f r e i e n. Die Pfarrer suchten sich und ihre Stellung zu stärken durch Standesversammlungen (Pfarrkonferenzen). Man erkannte jetzt allgemeiner den Wert einer K i r c h e n v e r f a s s u n g mit Synoden und Kirchenältesten und forderte deren Einführung. Denn obgleich in beiden Körperschaften den Pfarrern und Kirchenbehörden Laien als mitberatend und teilweise beaufsichtigend an die Seite gestellt werden, so war doch auch wieder nicht zu verkennen, daß der Kirchenrat die Stellung des Pfarrers in der Gemeinde stärkte und die Synode der ganzen Kirche einen kräftigeren Rückhalt gegenüber dem Staate verlieh. Den Nutzen des Zusammenarbeitens von Geistlichen und Laien konnte man namentlich bei der zunehmenden Bildung von c h r i s t l i c h e n V e r e i n e n und deren vielbesuchten, ansehnlichen Jahresfesten erkennen.

Das wertvollste in der ganzen Bewegung war, daß viele sich mit Ernst und Eifer daran machten, die unter dem Volke eingerissene und um sich greifende Gottlosigkeit, Sünde und das vielfach damit zusammenhängende Elend zu bekämpfen. Diese Liebesarbeit werden wir in den nächstfolgenden Abschnitten, insbesondere denen von der Innern Mission im engern Sinne, kennen lernen.

Mehr und mehr erkannten auch die nichtpietistischen kirchlichen Kreise, welche Stärkung für die Kirche selbst in Innerer- und Äußerer-Missionstätigkeit lag und gingen von anfänglicher Gleichgültigkeit und Argwohn zur Mitarbeit über. Im ganzen erwachte zum großen Unterschied von dem Sichselbstaufgeben der Kirche in der Zeit des Rationalismus wieder das Gefühl ihrer Macht und Bedeutung und der Eifer, sie zu stärken. Auch gegenüber der Frömmigkeit der Pietisten, welche angeblich nur den einzelnen Frommen im Auge hat, rühmte sich die Zeit ihres Fortschritts zum Kirchentum, zur Aufrichtung des Reiches Gottes.

Leider haben sich die Frommen im Kampfe gegen Ungläubige oder auch nur Andersdenkende nicht sorgfältig genug vor dem Vorwurf der Gewalttätigkeit und sogar unlauterer Mittel gehütet. Vgl. S. 248 und 274. Auch die Hengstenbergische Kirchenzeitung und ihre Anhänger mußten sich derartige Vorwürfe machen lassen.

Ich kann jedoch auf Einzelheiten nicht weiter eingehen. Die schärfste Kritik der ganzen Zeitfrömmigkeit, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich ausgebildet hat und noch in die Gegenwart hereinwirkt, gibt Johann Tobias Beck, dessen Darstellung ich an den Schluß des gegenwärtigen Hauptabschnitts stellen möchte.

g. Das Diakonissenamt in der evangelischen Kirche.

Weitere Quellen: Disselhoff, Jubilate! Wilhelm Löhes Leben. Meyer, Lebensläufe. Reichard, Franz Härter. Schäfer, Unsre Schwester. Friederike Leithold, Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben. Adelheid Bandau, Zwölf Jahre als Diakonissin. Julie v. Wöllwarth, Unter den Verwundeten. Denkschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Ev. Diakonissenanstalt Stuttgart. v. Walkmenich, Sittlich-religiöse Berufserziehung. Zimmer, Der evangelische Diakonieverein. Persönliche Mitteilungen von Diakonissenhausvorständen.

Es war zu den verschiedensten Zeiten*) Gelegenheit, hinzuweisen auf weibliche Tätigkeit im Dienste der christlichen Gemeinde

*) Im Neuen Testament: Röm. 16, 1: „unsere Schwester Phöbe, Dienerin (Diakonin) der Gemeinde in Kenchreä". Witwen S. 143.

oder der Notleidenden. In der lutherischen Kirche trat dieselbe auffallend zurück. Luther hätte gern Weiber als Schulmeisterinnen für Mädchen gesehen. Bugenhagen führte solche mehrfach ein. Desgleichen verkannte Luther nicht die besondere Gnade an gottseligen Weibern, andere zu trösten und ihre Schmerzen zu lindern. Die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben in Herford, die auch nach Annahme des Evangeliums ihr geistlich Gewand und alte löbliche Gewohnheiten beibehalten hatten, gefielen ihm ausnehmend. Aber um ein eigentliches Gemeindeamt für Armen- und Krankenpflege allgemein wiederaufzurichten, glaubte er doch warten zu müssen, „bis unser Herrgott Christen macht". Daher finden sich in der lutherischen Kirche nur ganz vereinzelt Spuren von amtlicher Bestellung von Frauen zum Dienst der Armen und Kranken. Das nassauische Jungfrauenstift Keppel bei Siegen hatte eine eigene „Diakonisse" mit der Aufgabe, die Armen der Umgegend zu pflegen. Anderswo scheint man über den Wunsch der Versorgung Armer, und besonders heimatloser Kranker durch ehrbare, selbst vermögliche oder angestellte Frauen nicht hinausgekommen zu sein.

16. Jahrhundert

1567 bis 1626

Das Fehlen einer geordneten weiblichen Kranken- und Verwundetenpflege wurde in Deutschland erstmals lebhaft empfunden in den Freiheitskriegen, wo nicht mehr nur gering geachtete Berufssoldaten den fremden Zwingherrn bekämpften, wo vielmehr die Besten des Volks, die eigenen Väter, Brüder, Söhne, Gatten oder der Bräutigam die Beteiligung am Kriege als ihre heiligste Pflicht an-

Zeit der Freiheitskriege

Später Bevorzugung der Jungfraudiakonissen S. 143, dann völliges Verschwinden S. 148.

Bei den Katharern war der Segen und die Mädchenerziehung der vollkommenen Frauen begehrt I, 135 ff.

Die böhmischen Brüder hatten weibliche Älteste I, 203 ff.

In der mittelalterlichen Kirche übten Armen- und Krankenpflege die Klarissinnen II, 257, Tertiarierinnen I, 260 mit III, 155, es bildeten sich auch weibliche Pflegegenossenschaften in klosterähnlichen Spitälern, III, 156 f. In Familien pflegten Beginen III, 158.

Die Reformation trieb die katholische Kirche zu neuem Eifer in der Liebestätigkeit an III, 178. Es entstanden 1535 Ursulinerinnen für Mädchenunterricht, Kranken- und Armenpflege und Bekehrung, die Barmherzigen Schwestern des Vinzenz III, 185 ff.

Die reformierte Kirche hatte 1559 Filles de Sedan zur Pflege Armer, Alter, Kranker, in Holland Frauen bei der Armen- und Anstaltspflege III, 175 f. Teilweise wurden auch Versuche mit der Indienststellung von Witwen gemacht.

sahen. Diese Krieger durfte man, wenn sie krank oder verwundet waren, nicht ihrem Schicksale überlassen. Darum gab sich damals manche Frau oder Jungfrau zur Pflege der in ihrer Stadt liegenden Verwundeten her; andere reisten an solche Plätze, wo Lazarette waren. Es bildeten sich Frauen- und Jungfrauenvereine zur Aufbringung der Mittel für die Notleidenden. Als aber der Krieg vorüber war, da lösten sich die meisten dieser Vereine wieder auf. Man hielt ihre Aufgabe für erfüllt. Nur einige wenige wünschten lebhaft, daß aus diesen Vereinen eine bleibende Einrichtung der evangelischen Kirche hervorgehen möchte, ähnlich den katholischen Barmherzigen Schwestern, an deren Pflegetätigkeit sich noch manches andere Treffliche anschließe. So dachte der edle Freiherr v. Stein.

Amalie Sieveking

Wie er empfand Amalie Sieveking in Hamburg. Sie hatte als 18jähriges Mädchen zum ersten Male von den Barmherzigen Schwestern in katholischen Ländern gehört. Da hatte sie wie ein Blitzstrahl der Gedanke durchzuckt: „Wie, wenn du bestimmt wärest, etwas Ähnliches in unserer protestantischen Kirche zu gründen?“ Jedoch sie hütete sich vor eigenmächtigem Wirken, glaubte auf einen göttlichen Wink warten zu müssen, um etwas Derartiges anzufangen. Dieser
1831 Wink schien ihr gegeben beim Einbruch der Cholera. Mit Einwilligung ihrer alten Pflegemutter bot sie in einem der Choleraspitäler ihre Dienste zur Pflege armer Kranker an. Sie erließ im Bergedorfer Boten einen Aufruf an ihre Mitschwestern, sich mit ihr zur Krankenpflege zu vereinigen. Es fand sich keine. Ja ihr eigener Schritt wurde von frommen Christen für überspannt, von andern für Schwärmerei und gesuchtes Märtyrertum erklärt. Aber jetzt erkannten die Ärzte den Wert der weiblichen, aus freier Liebe geübten Krankenpflege; sie übertrugen Amalie bald die ganze Leitung. Sie selbst wurde durch die Segenswünsche der Kranken und Sterbenden gewiß gemacht, daß sie nach Gottes Willen handelte. So ging sie unbekümmert ihren Weg weiter. Nachdem sie das Spital verlassen hatte, gewann sie doch einige Mitarbeiterinnen, aus denen sie einen Kranken- und Armenbesuchsverein bildete, der in vielen norddeutschen Städten Nachahmung fand.

Franz Klönne

Es war nicht unwichtig, daß um dieselbe Zeit nachdrücklich an das Vorbild der Urkirche erinnert wurde. Franz Klönne hatte das Studium der Theologie unterbrochen, um als Offizier bei den freiwilligen Jägern die Freiheitskriege mitzumachen. Durch das, was er im Kriege gesehen, angeregt, veröffentlichte er noch als Kandidat

und später wiederholt einen Aufsatz: „Über das Wiederaufleben der Diakonissen der altchristlichen Kirche in unsern Frauenvereinen." Darin beklagte er tief, daß keine ausreichende geordnete Hilfeleistung evangelischer Frauen und Jungfrauen den wachsenden Notständen begegne und wies hin auf die Diakonissen der ersten Jahrhunderte als die Personen, welche uns fehlen. Auch noch als Pfarrer von Bislich bei Wesel hielt er es für seine Aufgabe, in kirchlichen Behörden und bei einflußreichen Persönlichkeiten das Bewußtsein hervorzurufen, daß die Kirche die Pflicht habe, das biblische Diakonissenamt wieder zu beleben. Er bekam manches Wort der Anerkennung seines Gedankens zu hören. Als Klönne schon gestorben war, bekundete Graf Adalbert von der Recke den Entschluß, in seinem Düsseltal ein Diakonissenstift anzufangen. Jedoch über den Verhandlungen mit hohen und höchsten Persönlichkeiten und der Frage, welche Provinzialkirche die Sache am besten in die Hand nähme, und ob man nicht etwa einen Befehl des Königs erwirken solle, unterblieb auch hier die Ausführung. Aber schon war der Mann am Werk, der ohne lange nach dem allerbesten Wege zu fragen, einfach zur Tat schritt: Theodor Fliedner.

1820

1835

Theodor Fliedner

Theodor Fliedner ist am 21. Januar 1800, als Sohn des Pfarrers zu Eppstein in Nassau geboren.

1813 starb der menschenfreundliche Vater am Lazarettyphus. Gleichzeitig plünderten Kosaken das Pfarrhaus. Aber Frankfurter Freunde nahmen sich um die Erziehung der 8 unmündigen Kinder an. Theodor verlebte außerordentlich arm, aber doch frisch und fröhlich seine Studienzeit, wurde Hauslehrer in Köln und dort nach einem Kolloquium im Konsistorium ohne weiters als preußischer Kandidat beglückwünscht. Bald darauf wurde er zum Pfarrer der kleinen evangelischen Gemeinde in Kaiserswert am Rhein gewählt. Im Jahre 1778 hatten sich evangelische Seideweber aus Crefeld in dem katholischen Städtchen niedergelassen, sie hatten 1811 ein eigenes evangelisches Kirchlein gebaut, worauf noch eine Schuld von 500 Talern ruhte. Aber Fliedner war kaum 4 Wochen im Ort, so geriet der Samtfabrikant, der die Summe geliehen hatte, in Gant, und auch die Kirche sollte gerichtlich verkauft werden. Um das Schicksal des kleinen Gemeindleins kümmerte sich weiter niemand. Das Konsistorium selbst trug Fliedner 2 andere Pfarrstellen an. Aber dieser konnte das Sterben seiner Gemeinde nicht mitansehen. Es graute ihm, als ein Mietling erfunden zu werden. So entschloß er sich zur Kollektenreise (vgl. II, 361) nach Holland und England, um das für den Fortbestand von Kirche und Pfarrei nötige Kapital zusammenzubringen.

18. Jan. 1822

Juni 1823 bis Aug. 1824

Fliedner bekam das erforderliche Geld zusammen, aber er fand noch viel mehr. Er lernte in beiden Ländern eine Menge wohltätiger Anstalten

für Leibes- und Seelenpflege, Schul- und Erziehungsanstalten, Armen-, Waisen- und Krankenhäuser, Gefängnisse und Gesellschaften zur Besserung der Gefangenen, Bibelgesellschaften, Missionsanstalten 2c. kennen und bemerkte zugleich, daß es der lebendige Glaube an Christum war, der fast alle diese Anstalten und Vereine ins Leben gerufen hatte und noch erhielt. Die letztere Wahrnehmung und der vertraute Umgang mit einzelnen gereiften Gemeindegliedern ließen den bisherigen Rationalisten auch für sich den lebendigen Glauben suchen und finden. Der unmittelbare Eindruck aber, den er von seiner Reise zurückbrachte, war einerseits Bewunderung und Dank, daß ihm all diese großen Liebeswunder des evangelischen Glaubens zu sehen vergönnt gewesen, andererseits „tiefe Scham, daß wir Männer in Deutschland von Frauen uns also übertreffen ließen in christlicher Liebestätigkeit und uns namentlich der Gefängnisse bisher so wenig angenommen hatten." „Die Kleinheit meiner Gemeinde," fährt er fort, „ließ mir mehr freie Zeit als andern Amtsbrüdern, und die genossenen großen Reiseanschauungen und Glaubensstärkungen legten mir eine größere Pflicht auf, diese Versäumnisse nachholen zu helfen in der Kraft des Herrn."

Tätigkeit für Gefangene 1825—28

Fliedner übernahm es zunächst, den Gefangenen im Arresthause in Düsseldorf alle 14 Tage zu predigen und seelsorgerliche Besuche bei ihnen zu machen. Durch zahlreiche Reisen in Rheinland und Westfalen erwärmte er weite Kreise für die Bestrebungen von John Howard (S. 209) und Elisabeth Fry. So konnte er die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft gründen, in deren Dienst er eine zweite Reise nach Holland (1827) und nach England und Schottland (1832) machte. Mit Klönne hatte er schon vorher Freundschaft geschlossen. So war es für ihn eine wertvolle Entdeckung,
1827 als er in der Mennonitengemeinde in Amsterdam Diakonissen fand und erkannte, daß dies altchristliche Amt doch nicht ganz ausgestorben sei, sondern, da und dort mit der Reformation neu aufgelebt, bis in die Gegenwart hineinreiche. Diese nicht besoldeten und doch stark in Anspruch genommenen holländischen Diakonissen wurden vom Kirchenvorstand aus den angesehensten Familien der Gemeinde gewählt, sie besuchten die Hütten der Armen, teilten die ihnen bewilligten Kleidungsstücke aus, sorgten für das Unterkommen armer Mädchen als Dienstboten 2c. Jedoch Fliedners Blick haftete nicht auf Einem. Es bildete sich in ihm die allgemeine Überzeugung, daß rettende und bewahrende Liebe, durch christliche Vereine und Anstalten geübt, dem Strom des Verderbens einen Damm entgegenstellen müsse.

Asyl für weibliche Entlassene

In der Gefängnisgesellschaft und einem mit derselben in Verbindung getretenen Düsseldorfer Frauenverein zeigte sich das

Bedürfnis, solchen weiblichen Strafgefangenen, die nicht alsbald nach Verbüßung ihrer Strafe ein Unterkommen hätten, eine Art von Zwischenstation zu beschaffen, aus der sie den Rückweg in geordnete Verhältnisse leichter fänden. Katholiken und Evangelische in dem Verein waren überzeugt, daß jede Konfession ihr eigenes Unterkunftshaus haben müßte, indem es eben darauf ankam, hier nicht nur durch weibliche Pflege und Erziehung für auskömmliche Berufsarbeit, sondern auch religiös auf die Gestrandeten einzuwirken. Allein es wollte sich für beide Teile nichts Passendes finden.

Indes hatte Fliedner sich verheiratet mit Friedrike Münster, 1828 einer christlichen Jungfrau, die in Düsseltal mehrere Jahre verwahrloste Kinder unentgeltlich gepflegt und in letzter Zeit daran gedacht hatte, sich der Pflege der Gefangenen im Düsseldorfer Arresthause zu widmen. Sie stärkte nun ihren Gatten in dem Entschlusse, die Gründung eines Asyls für Entlassene selbst zu versuchen, obwohl er das kleine Kaiserswert nicht für den geeignetsten Ort hielt. Sie beriefen eine wohlhabende und christlichgesinnte Jugendfreundin von Frau Fliedner, Fräulein Katharine Göbel, um mit ihr zu beraten, ob nicht sie die Leitung der geplanten Anstalt übernehmen wollte. Als aber dieselbe in Kaiserswert bald heftig am kalten Fieber erkrankte, erklärten die Verwandten dies für Gottes Stimme und forderten sie zur Rückkehr in die Heimat auf. Da kam, während sie noch schwankte, aus dem Zuchthause in Werden der erste Zögling, mit Namen Minna, an. Ihr folgte bald eine zweite, und die 17. Septemb. 1833 Beschäftigung mit diesen Mädchen beruhigte Katharine Göbel mehr als „alle China und Mixtur;" ihre geistliche Mutterliebe fand darin volle Befriedigung; sie blieb.

Als Unterkunftsort stand zunächst nichts anderes zur Verfügung als das gemauerte Gartenhaus im Pfarrgarten, dessen unterer Raum als Wohn- und Arbeitszimmer diente. Nachts mußten die Pfleglinge auf einer Leiter auf den engen Bodenraum steigen. Dann wurde die Leiter entfernt, um morgens wieder angelegt zu werden.

Jedermann, bis hinauf zum Präsidenten der Gefängnisgesellschaft, hatte prophezeit, von den Zöglingen werde keine auch nur 1 Monat im Asyl aushalten. Allein man machte den Erstangekommenen den Aufenthalt so angenehm, daß sie blieben. Nun wurde zur Unterbringung der sich mehrenden Zahl ein Haus gemietet.

Die unerwartete Hinwegräumung von Hindernissen, die dem Bezug dieser neuen Wohnung entgegengestellt worden waren, machte Flied-

ner und seinen Freunden Mut, die christliche Liebespflege weiter auszudehnen. Sie dachten zuerst an die armen Kinder, die elend dahinsiechten, während ihre Mütter der Fabrikarbeit nachgingen. Fliedner,

Kleinkinderschulen. Mai 1835

der schon auf seiner ersten Reise nach England eine Kleinkinderschule gesehen, und später in England und Schottland deren viele kennen gelernt hatte, half zunächst dem Grafen Stolberg eine Kleinkinderschule in Düsseldorf gründen. Im Herbst desselben Jahres begann er eine Strickschule für arme Kinder in seinem Gartenhaus. Da die Leiterin dieser Schule, Henriette Frickenhaus, in der Behandlung der Kinder großen Eifer, Liebe und Weisheit entwickelte, so erweiterte man auch sie zu einer Kleinkinderschule für Kinder aller Konfessionen in Kaiserswert, wieder unter göttlicher Hinwegräumung willkürlich gemachter Schwierigkeiten. „Und nun," schreibt Fliedner,

Kranken- und Pflegerinnennot.

„da der Herr schon auf den ersten Schritten uns so gnädig beistand, sollten wir jetzt nicht weiter schreiten? Wie oft hatte ich die armen Kranken verlassen gesehen, leiblich schlecht versorgt, geistlich ganz vergessen, in ihren oft ungesunden Kammern dahinwelkend wie die Blätter des Herbstes!" Viele, sogar bevölkertere Städte waren ohne Spitäler. Wo er aber in Holland, England, Deutschland Spitäler besucht hatte, da hatte er bisweilen Portale und Gänge von Marmor glänzend getroffen, aber die leibliche Pflege war schlecht. „Die Ärzte klagten bitterlich über die Mietlinge bei Tage, die Mietlinge bei Nacht, über die Trunkenheit und andere Unsittlichkeit bei dem männlichen und weiblichen Wartepersonal." Geistliche Pflege oder gar Spitalpfarrer, wie in alter Zeit, waren sehr selten zu finden. Jetzt erinnerte sich Fliedner mit seiner Frau manchmal an das, was das weibliche Geschlecht in der Zeit der Freiheitskriege geleistet, an die von Elisabeth Fry hervorgerufene aufopfernde Liebe vieler zu kranken Gefangenen, an das Diakonissenamt der ältesten Kirche und sagte sich: „Sollten wir noch länger säumen in Wiederanwendung dieser weiblichen Kräfte, in Wiederbestellung dieser gesegneten Mägde des Herrn zu seinem Dienst?" Immerhin glaubte Fliedner zuerst bei älteren Pastoren in größeren Städten anfragen zu sollen, ob sie nicht das Werk in die Hand nehmen wollten. Denn sie konnten auf reichere Geldbeiträge, mehr Pflegerinnen und mehr Kranke in ihren Gemeinden rechnen als er in seiner kleinen Diasporagemeinde. Aber alle antworteten, sie haben keine Zeit, Kaiserswert sei bei seiner Stille und Abgelegenheit für eine Bildungsanstalt von Krankenpflegerinnen sogar besonders geeignet; ihm aber habe Gott

seine reichen Reiseerfahrungen nicht umsonst gegeben. So möge er getrost den Anfang machen. An Zuweisung von Geld, Kranken und Pflegerinnen wollten sie es nicht fehlen lassen.

Nun wurde um diese Zeit das größte und schönste Haus in Kaiserswert um 2300 Taler feil. Fliedner kaufte es rasch entschlossen im April. Er hatte wohl kein Geld, hoffte aber die Summe bis Martini, wo sie bezahlt werden mußte, aufzutreiben, was auch gelang. Auf erste Hypothek wurden ihm 1800 Taler geliehen, weitere 500 durch Vermittlung des Graf Stolberg auf zweites Recht. In dem Hause des letzteren wurden auch die Statuten eines Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins beraten und unterzeichnet, von denen hier nur das eine hervorgehoben werden soll, daß die beiden Vorsitzenden der rheinischen und westfälischen Provinzialsynode im Vorstand des Vereins Sitz und Stimme haben sollten. Indessen erging man sich in Kaiserswert in allerlei Vermutungen, wozu wohl der lutherische Pfarrer das große Haus gekauft hätte. Als verlautete, es solle ein Krankenhaus unter Fliedners Leitung werden, da hetzten zuerst die Mietsleute, die das Recht hatten, noch ein ganzes Jahr darin zu wohnen, bei den katholischen Pfarrern der Stadt und Umgegend. Sie erhoben Einsprache dawider, daß ein Kranker das Haus beziehen dürfe, so lange sie noch darin wohnten. Die ganze Stadt wurde vollends aufgeregt durch einen evangelischen Arzt, dem ein jüngerer, katholischer, wegen größerer Tüchtigkeit als künftiger Anstaltsarzt vorgezogen worden war. Dieser machte den Leuten bange, in das Spital werden Pest- und Cholerakranke von überallher gebracht werden; da dasselbe mitten in der Stadt liege, so würde die Pestluft bald die ganze Stadt erfüllen und anstecken. Jedoch Fliedner ließ sich durch keine Vorstellungen und Machenschaften von seinem Vorhaben abbringen. Als die erste Kranke anlangte, verstanden sich die Mieter nach anfänglichem Zornesausbruch dazu, gegen eine kleine Entschädigungssumme sofort auszuziehen.

Ankauf eines Krankenhauses. 1836

16. Oktober. 1836

Größere Schwierigkeiten hatte es gemacht, geeignete Christinnen für das Diakonissenamt zu finden. Endlich ließ sich Gertrud Reichardt, Tochter eines in Ruhrort verstorbenen Arztes, die schon ihrem Vater und ihrem Bruder geholfen hatte, Kranke zu pflegen und auch in der Seelenpflege Erfahrung hatte, bewegen, nach Kaiserswert zu einer Besprechung zu kommen; allein ihr Bruder, der Arzt, und ihre Schwester wehrten ihr ab, Diakonissin zu werden. Auch fehlte dem Spital noch jede innere Einrichtung. So wollte sie schon wieder ohne Zusage von Kaiserswert abreisen, als plötzlich ein großer Ballen mit schöner Leinwand, Verbandstoffen

Erste Diakonissin.

und dergl. von München-Gladbach ankam. Hierin sah sie die Hand des Herrn, und sie wurde noch weiter fürs Bleiben bestimmt, als ihr anderer Bruder, Judenmissionar in England, ebendamals Fliedners besuchte und ihr zuredete. So wurden sie denn über den 20. Oktober, als Tag ihres Eintritts, einig.

Allein Fliedner mochte mit der Eröffnung des Spitals nicht so lange warten. Eine christliche Jungfrau aus Düsseldorf erbot sich, einige Monate die Haushaltung zu führen, Fliedners Kindermädchen wollte die erste Pflege übernehmen. Diese zogen noch am 13. Oktober ein. Das erste Mobiliar bestand in einem Tisch, einigen Stühlen mit halbzerbrochenen Lehnen, wurmstichigen Bettstellen, einigen Gabeln mit nur 2 Zinken, wie sie es eben geschenkt erhalten hatten. „In solcher Knechtsgestalt," sagt Fliedner, „zogen wir ein, aber mit großen Freuden und Loben. Denn wir wußten, wir fühlten: Der Herr hat sich hier eine Stätte bereitet."

Äußeres Wachstum.

Der ersten Kranken, einer katholischen Magd, folgten bald weitere nach. Desgleichen wuchs die Zahl der Diakonissen bald. Während auch schwachglaubige Evangelische der ganzen Sache den Untergang nach längstens 5 Jahren vorhergesagt hatten, zählt der 5. Jahresbericht 192 Kranke, die in diesem Jahre vom Anstaltsarzt behandelt worden waren, 6 Probeschwestern und 26 eingesegnete Schwestern. Von den letzteren waren nur 2 mit Erlaubnis ausgetreten, 1 entlassen worden. Schon arbeiteten 2 Kaiserswerter Schwestern in Elberfeld (seit 1838), 2 in Frankfurt a. M., 2 in Kirchheim u. T., 2 in Kreuznach und 2 in Saarbrücken. Bei Fliedners Tod arbeiteten 425 Kaiserswerter Schwestern auf etwa 100 Arbeitsplätzen in 4 Weltteilen. Jetzt zählt Kaiserswert 908 eingesegnete und 285 Probeschwestern, zusammen 1193 auf 288 Arbeitsfeldern.

1841 · 4. Oktober. 1864 · 1904

Der Wert an unbeweglichen Gütern betrug beim Tode Fliedners 1 150 944 Mark, an beweglichen 321 630 Mark. Man hatte allerdings noch eine Schuld von 409 542 Mark, die sich aber bald bedeutend verminderte und erst infolge bedeutender Landankäufe und Neubauten wieder wuchs. Jetzt ist nicht nur die Irrenanstalt, sondern es sind auch die eigentlichen Krankenhäuser und verschiedene andere Anstaltsgebäude vor die Stadt hinausverlegt inmitten eigener schöner Gärten und Güter. Eine besondere Ursache zur Verlegung waren die Rheinüberschwemmungen, wobei es vorkommen konnte, daß alles im Hauptgebäude bis auf den Kochherd hinaus für Wochen in den obern Stock geschafft werden mußte, und am Nötigsten großer Mangel war, wie an Kohlen und Trinkwasser.

Einnahmequellen sind in Kaiserswert Kostgelder, wovon aber für Unbemittelte immer viel nachgelassen werden muß, Vergütungen für die Dienste auswärts angestellter Diakonissen, ganz besonders aber der landwirtschaftliche Betrieb, der einen großen Teil der Anstaltsbedürfnisse stets frisch und gut beschafft, und der Buchhandel. Namentlich Fliedners Bücher für Kleinkinderschulen und der Christliche Volkskalender, den später Pastor Disselhoff ganz vorzüglich gestaltete, brachten große Summen ein. Im Jahr 1884 war der Reinertrag des Buchhandels 45 505 Mark. Etwa 1/3 der Einnahme beschafft die Wohltätigkeit durch Geschenke, Kollekten, Verlosungen u. drgl. Ein Pfennigverein, dessen Mitglieder wöchentlich 4 Pfg. bezahlen, brachte 1885 26 601 Mark ein.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Arbeit von Kaiserswert, so hatten Fliedners persönliche Bemühungen um die Gefangenen zur Gründung des Asyls für weibliche Entlassene geführt. Außerdem nahm er sich an um die Bewahrung und Erziehung der Kleinen durch Gründung von Kleinkinderschulen. Dann erst ging er aus auf bessere Versorgung der Kranken und Ausbildung christlicher Krankenpflegerinnen, die er Diakonissen nannte. Mit der Zeit aber verwendete er für den 3fachen Stamm seiner Arbeit, nicht nur für den Dienst an den Kranken, sondern auch für Rettungswerk und Kinderbewahrung und Erziehung Diakonissen, und jeder Stamm trieb wie von selbst weitere Zweige, die sich untereinander mehrfach verschlingen. (Die Arbeit in Kaiserswert.)

Das Asyl für entlassene weibliche Sträflinge öffnete sich bald auch für sonst gefallene Mädchen und Frauen und bekam daher den Namen Asyl und Magdalenenstift. In derselben Richtung liegt die von Friedrich Wilhelm IV gewünschte Verwendung von Diakonissen in der Neuen Charité in Berlin bei syphilitischen Weibern und Gefangenen, wobei nur der wichtige Unterschied ist, daß die Zöglinge des Asyls freiwillig kommen mit mehr oder weniger Rettungsbedürfnis, die letzteren von Polizei und Gericht eingesprochen sind und meist nur darauf denken, bald entlassen zu werden, um das alte Sündenleben wieder beginnen zu können. Zum Erbarmen auch gegen diese kann es antreiben, wenn man hört, wie manche von ihnen von zarter Kindheit an schon Zeugen des Lasters gewesen, vielleicht von den eigenen Müttern dazu angehalten, oder nach rechtschaffener Jugend durch teuflische Verführungskünste hineingestoßen worden sind. Und auch unter ihnen fehlts nicht ganz an solchen, die sich noch auf einen andern Weg bringen lassen, wogegen bei Asyl und (Rettungsarbeit.) (1843)

Magdalenenstift Disselhoff annimmt, daß etwa $1/3$ für ein ehrbares Leben, viele derselben auch fürs ewige Leben gewonnen werden. Nur $1/3$, sagt er, zeige sich ganz verschlossen, während ein letztes Drittel nach beiden Seiten hinke, aber auch von solchen oft nach Jahren noch fröhliche Kunde komme. Entweder zeigen sie sich unerwartet als ehrbare Hausfrauen, oder hört man, wie trotz Rückfall ins Sündenleben ihnen noch auf dem Totenbette die Erinnerung ans Asyl zum Segen geworden ist. Das wirksamste Mittel zu ihrer Besserung ist Gewöhnung und Tüchtigmachung zur Arbeit in Haus, Küche, Waschküche, in Garten und Feld oder auch zu feineren weiblichen Arbeiten, außerdem der stille Wandel der Schwestern. Man sucht ihnen wieder Sinn für unschuldige Freuden und mehr Selbstachtung beizubringen. Je und je spricht auch Gott in erschütternder Weise zu ihren Herzen, indem er einer, die vorher Sünde und Verbrechen beharrlich geleugnet hat, plötzlich das Gewissen weckt und ihr den Mund öffnet zu freiwilligem Bekenntnis; oder jagt er durch einen unerwarteten Todesfall auch den andern eine heilsame Angst ein.

An diese Arbeit an den Gefallenen reihten sich später Anstalten
31. Okt. zur Bewahrung Gefährdeter. Nach dem Vorbild von Pastor Ver-
1854 meil in Paris gründete Fliedner den Marthashof in Berlin, zunächst als Mägdeherberge. Seine eigenen Erfahrungen in der Neuen Charité hatten ihn belehrt, daß viele bisher unverdorbene Mädchen gleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Großstadt leiblich und geistig zu Grunde gingen nur durch „ungeeignete Schlafstellen und verlockende Ratschläge böser Menschen." Mit der Herberge verband er ein Gesindevermietungskontor. Bald zeigte sich, daß junge, kaum konfirmierte Mädchen zu brauchbaren Dienstboten erst herangebildet werden müßten. Man konnte in etwa 1 Jahr sie wohl nicht zu fermen Dienstboten machen, aber ihnen doch einen Begriff von der Arbeit, Ordnung, Reinlichkeit und den nötigsten Anstand beibringen. So schloß man an die Herberge eine Mägdebildungsanstalt an. Hier bezahlten die Mädchen 40 Pfennig täglich, in der Herberge 20 Pfennig. Da man auch Kindermädchen erziehen wollte, so errichtete man eine Kleinkinderschule, die jetzt von mehr als 200 Kindern besucht wird. Nachdem man aber diese Kinder von Arbeitern und Bürgersleuten bis zum schulpflichtigen Alter gebracht hatte, regte sich der Wunsch, die Wohltat christlicher Bildung und Erziehung bis zur Konfirmation ihnen angedeihen zu lassen, beziehungsweise ein Mittelglied zwischen Kinderschule und

Mägdeanstalt zu schaffen. So errichtete man auch eine Mädchenschule, wo im Jahr 1903 415 Mädchen von 11 Lehrdiakonissen unterrichtet und erzogen wurden. 1862

Die Anstalt in Marthashof war anfänglich vielem Kopfschütteln begegnet, besonders solange der Ort noch ziemlich außerhalb der Stadt lag, nicht einmal an einer fahrbaren Straße. Aber Mädchen kamen doch, anfangs täglich 12, später 140. Und auch die Herrschaften wußten die von den Schwestern ihnen angetragenen Mädchen bald zu schätzen, namentlich weil die Schwestern so klug waren, nur wirklich empfehlenswerte Mädchen anzubieten, die andern sich ihre Stellen selbst suchen ließen. Die Mädchen, welche Marthashof aufsuchen, haben dort ein bleibendes Heim. Sie dürfen hier ihre Sonntagnachmittage zubringen, die Anstaltsfeste mitfeiern. Die Schwestern geben sich alle Mühe, ihnen durch Gesang, Spiel, gemeinsame Ausflüge u. drgl. eine edle Unterhaltung zu verschaffen, so sie von den gefährlichen Vergnügungen der Welt und von unrechten Wegen abzuziehen. Für solche, die in weiter entfernten Bezirken der Stadt wohnen, haben sie auch dort Dienstbotenvereine ins Leben gerufen, die sie, wenn sie einmal im Gang waren, einem örtlichen Komitee überließen. Eine Vergleichung der Namenlisten der Neuen Charité mit denen von Marthashof ergibt, daß in demselben Verhältnis, als die Mädchen der Berlin umgebenden Orte Marthashof meiden, desto häufiger sie in die Neue Charité kommen und umgekehrt.

Zur Übernahme auch von Schul- und Erziehungsarbeit wurden die Kaiserswerter Schwestern befähigt durch den von Fliedner auf seiner Kleinkinderschule vorgenommenen Aufbau. Noch 1836 erbot er sich, junge Mädchen, die Lust und Gaben zur Pflege und Erziehung der Kleinsten hätten, hiezu zu schulen. Sofort folgten 14 dem Rufe. So entstand ein Kleinkinderlehrerinnenseminar. Bald nachdem die Gründung eines Mädchenwaisenstifts für gut geartete Waisen von Pfarrern, Lehrern und sonst gebildeten Familien Fliedner auch ältere Kinder zugeführt hatte, machte er sich an die Ausbildung von Lehrerinnen für Volks- und Industrieschulen. Dieses erweiterte Seminar bekam das Recht, in Anwesenheit eines Regierungskommissärs eigene Abgangsprüfungen zu halten und Zeugnisse mit öffentlicher Gültigkeit auszustellen. Bei den Kleinkinderlehrerinnen war der Lernkurs 1jährig. Hier wurde ein 2jähriger Kurs eingeführt, bald aber für solche, welche Lehrerinnen an höheren Schulen werden wollten, ein drittes Jahr ange-

Schul- und Erziehungsarbeit. 1842 1848 1850

hängt. Mit dem Seminar war für Auswärtige Pension verbunden. Probeschwestern aber, welche Begabung zur Lehrerin zeigten, machten den Seminarkurs vom Diakonissenhaus aus mit. Übungsschule für die Seminaristinnen war außer der Waisenschule die Kaiserswerter Konfessionsschule. 1886 kam eine höhere Mädchenschule für die Stadt Kaiserswert hinzu.

Die ausgebildeten Lehrschwestern fanden auswärts alsbald ein reiches Feld der Tätigkeit. Bei dem in Schlesien ausgebrochenen Hungertyphus (Abschnitt h) hatten auch Kaiserswerter Schwestern Kranke gepflegt. Von den hinterbliebenen Waisenmädchen hatten Graf und Gräfin Friedrich zu Stolberg eine Anzahl gesammelt und vorläufig versorgt. Dann ließen sie für dieselben in Altdorf bei Pleß ein Waisenhaus bauen und übergaben die Anstalt mit einem
August Bauerngute von 18 ha 53 a dem Rheinisch-Westfälischen Diakonissen-
1849 verein als Eigentum. So fiel den Kaiserswerter Schwestern die namentlich anfangs nicht ganz leichte Aufgabe zu, diese aus den ärmsten und teilweise verkommensten Familien stammenden Kinder zu erziehen und zu schulen. Diese Kinder waren so stumpf, daß nicht einmal der erste Christbaum, den sie sahen, einen fröhlichen Wiederschein in ihren Augen fand. Mit der Zeit aber wurde das Waisenhaus, das durchschnittlich 80 Kinder beherbergt, für die Umgegend eine Pflanzschule tüchtiger Dienstmägde und ehrbarer Hausfrauen.

In Jerusalem mit der Übernahme von Spital- und Gemeindepflege (S. 300) sogleich auch Kindererziehung zu verbinden, war ein Gedanke von Friedrich Wilhelm IV wie von Fliedner. Die Diakonissen machten den Anfang mit einem um 56 Tlr. losgekauften mohammedanischen Sklavenmädchen. Bald mehrte sich die Zahl der Kinder, so daß auf einem von Kaiserswert gekauften Grundstück auf
1866 der Gottfriedshöhe ein eigenes Kinderhaus „Talithakumi" erbaut werden mußte, wo jetzt über 120 Kinder von 9 Diakonissen arabisch und deutsch unterrichtet werden. Neuestens sind zu den arabischen Waisenmädchen auch armenische hinzugekommen, und die Schwestern haben außerdem eine Tagesschule für Mädchen von Jerusalem. Man hat gerade hier recht gute Erfahrungen gemacht, hat sich an einzelnen Zöglingen tüchtige Diakonissen und treue christliche Lehrerinnen für eigene Anstalten und sonst für arabische Mädchenschulen in Palästina, Syrien und Ägypten herangezogen. Andere, die früher es für eine Schande gehalten hätten, zu dienen, sind gerne gesehene Mägde in europäischen Familien des Orients; viele sind christliche Hausfrauen und Mütter geworden

In Smyrna baten europäische und amerikanische Familien Fliedner auf seiner ersten Orientreise um Errichtung einer Diakonissenschule für ihre Töchter und für solche aus einheimischen Familien. 1853 erfüllte er ihren Wunsch. Trotz manchen Schwierigkeiten und Hemmnissen hatten die Schwestern bald 120 Schülerinnen, darunter 56 Pensionärinnen zur Erziehung.

Zur Gründung des Waisenhauses Zoar in Beirut gab den Anlaß ein schreckliches Blutbad, das die halbheidnischen, halbmohammedanischen Drusen am Libanon unter ihren christlichen Landsleuten, 1860
den Maroniten und Griechen angerichtet hatten. Frauen und Mädchen hatten sich in die Küstenstädte, Beirut, Tyrus und Sydon geflüchtet, wo sie im größten Elend, in Hunger, Schmutz, Blöße und Kälte lagen. Fliedner erhielt von verschiedenen Seiten, noch ehe er öffentlich darum bat, Gelder, damit er der Not steuern helfe. Im Oktober kamen 2 Kaiserswerter Schwestern in Beirut an. Bald darauf wurde Pastor Disselhoff mit 4 weiteren Schwestern nachgesandt. Er suchte die Flüchtlinge in ihren Schlupfwinkeln auf und bewog eine weitere Anzahl von Mädchen, ihre große Furcht zu überwinden und im Geleite einer Schwester nach Beirut zu reisen, wo man nicht nur Witwen und Jungfrauen vorübergehend versorgte, sondern jüngere Mädchen zu erziehen gedachte. Am heiligen Abend waren schon 130 Kinder beisammen. Man kaufte mit tatkräftiger Unterstützung des preußischen Generalkonsuls einen Bauplatz und baute, hier ohne Hilfe eines Baumeisters, ein Haus, in dem bis 1886 800 Kinder ausgebildet worden sind. Von diesen waren 440 griechischer Konfession, 220 Maroniten, 76 Protestanten, 31 Drusen, 8 Mohammedaner, 2 Juden, die übrigen aus halbheidnischen Religionsgemeinschaften. In die Räume von Zoar wurde auch eine höhere Mädchenschule und Pensionsanstalt aufgenommen, die mit 1862
einem jährlichen Reinertrag bis zu 7000 Mark das Waisenhaus erhalten helfen müssen.

Die Eifersucht von Griechen und Jesuiten und der Zorn der Türken hat im Morgenland hin und wieder die Arbeit der Schwestern gestört, von ihnen gesammelte Christenkinder in Konkurrenzanstalten gebracht, mohammedanische Kinder oder arabische Lehrerinnen ihnen entrissen. Auf die Dauer aber wurde das Diakonissenwerk doch nicht beeinträchtigt, vielmehr haben alle diese Anstalten bisher den Schutz und die Hilfe Gottes reichlich und oft in wunderbarer Weise erfahren dürfen, indem die Herzen von Fürsten und Privaten im

Abendland und Morgenland immer wieder willig gemacht wurden, beizusteuern, manchmal ähnlich wie bei Francke, wenn gerade die letzten Vorräte verzehrt waren. Wie die flachen Dächer in Beirut allgemein nur 20—25 Jahre halten, stürzte auch in Zoar bei heftigem Sturm ein Teil des Daches ein; aber Schwestern und Kinder wurden nicht betroffen; dicht neben dem Kopf eines Kindes fiel ein großer Stein nieder, ohne es nur zu wecken. Mehrfach sind die Anschläge der Feinde den Anstalten zum Segen ausgeschlagen.

Bei dem Aufstand Arabi Paschas in Alexandrien wurde die Stadt mehrere Tage von den Engländern bombardiert. Dadurch wuchs die Erregung der Araber gegen die Christen. Die Deutschen suchten Zuflucht im Diakonissenhospital (S. 301). Auch hier mußten Schwestern, Kranke und Flüchtlinge sich im Keller verstecken, während oben einmal eine Bande plünderte. Doch blieb das Haus verschont. Als die Räuber abgezogen waren, schütteten die Insassen fortwährend Wasser auf Dach und Mauern, um es vor Brand zu bewahren. Der Afrikareisende Dr. Schweinfurth, der sich ebenfalls hieher gerettet hatte, schreibt: „Die Schwestern waren leuchtende Vorbilder mannhafter Entschlossenheit und Ruhe. — Niemand blickt zu uns hinauf; es ist, als ob das Hospital eine Tarnkappe aufgesetzt hätte. Es steht unter dem sichtbaren Schutze des Allmächtigen, und die Volksgunst, die sich in einem schwachen Schimmer arabischer Dankbarkeit offenbart, ist nur zufällige Beigabe." Am 14. Juli kamen deutsche Seesoldaten zur Bewachung des Hospitals; am 16. flüchteten Schwestern und Kranke unter deren Schutz zuerst auf das deutsche Kriegsschiff „Habicht", nachher auf ein ägyptisches Kriegsschiff. Am 9. August schon kehrten die ersten Schwestern ins Spital zurück, das sie unversehrt trafen und zur Wiederaufnahme der Kranken in Stand setzen konnten.

Obwohl Fliedner die Diakonissenarbeit in erster Linie den Armen zu gute kommen lassen wollte, dachte er doch die Vermöglichen, von deren Mitteln man vielfach lebte, nicht von der Wohltat des Diakonissenwerks auszuschließen. Daher machte er auch den Versuch der Errichtung einer Bildungs- und Erziehungsanstalt
1861 für Mädchen aus höheren Ständen in der Stadt Hilden bei Düsseldorf. Er suchte den Mädchen auf dem Grunde echter Gottesfurcht eine gründliche, weibliche Bildung zu geben und zugleich den Sinn fürs stille, häusliche Leben in ihnen zu pflanzen. Zu diesem Zweck teilte er die Zöglinge in Familien von je 14 Schülerinnen ein, die unter 2 Diakonissen als Familienmüttern lebten. Jeder Familie waren Ältere und Jüngere, auch Angehörige verschiedener Nationen zugeteilt, indem die Anstalt bald nicht bloß von Deutschen, sondern auch von Schweizerinnen, Holländerinnen, Französinnen, Russinnen und Engländerinnen besucht wurde. Diese Mädchen schlossen unter

ich warme Freundschaft und schwärmten die eine für diese, die andere für jene Schwester. Auch für Erholung war aufs beste gesorgt. Denn als dem Unternehmen Vertrauen entgegengebracht wurde, traf Fliedner Anstalt zum Bau eines eigenen Hauses mit schönem Garten, so daß man nie beschränkt war für Spiele im Haus oder im Freien, für musikalische und andere Aufführungen. Am Sonntag vormittag ging man in langem Zug zur Stadtkirche, mittags aber, wenn diese und jene Schwester ihren Gang zu den Armen der Umgegend antrat, konnte von den Zöglingen wer wollte sich anschließen, wodurch in vielen für immer Liebe zu Waisen, Armen, Kranken und Verlassenen geweckt wurde.

Eine eigene Schule und Pensionsanstalt bekam Kaiserswert auch in Florenz; die Leitung einer ähnlichen Anstalt wurde seinen 1860
Diakonissen in Bukarest übergeben. Sonst wurden in und außer 1873
Deutschland besonders viele Schwestern begehrt für Kleinkinderschulen, Waisenhäuser, Versorgungsanstalten ꝛc.

Arbeit an den Kranken.

Von Erweiterungen der Krankenpflege in Kaiserswert ist besonders zu nennen die Errichtung einer Irrenanstalt für evangelische weibliche Gemütskranke. Als 1844 Diakonissen verlangt wurden für die westfälische Provinzialirrenanstalt, legte sich Fliedner der Gedanke nahe, in Kaiserswert selbst eine Heilanstalt als Schule für diesen wichtigen und schwierigen Zweig der Krankenpflege zu gründen. 1852

Es wurde mit der Zeit für diese Anstalt, die in 3 Klassen Angehörige verschiedener Stände beherbergt, ein sehr schönes Anwesen in großem Garten errichtet. Denn hier war Ungestörtheit und Ruhe für die Kranken ebenso wichtig als Gelegenheit zu mancherlei Leibesübung in Spazierengehen, Spiel, Turnen, Baden und Gartenarbeit. Auch sonst sucht man den Kranken allerlei Anregung und Abwechslung zu bieten. Jüngere haben Gelegenheit, sich in Musik oder Sprachen fortzubilden. Es werden ihnen im Winter Vorträge gehalten und musikalische und andere Aufführungen veranstaltet. Christliche und vaterländische Feste werden gefeiert. Man bereitet den Waisenkindern eine Weihnachtsfeier im Irrenhause, läßt sie in den Anlagen der Irrenanstalt Ostereier suchen.

Es hat sich hier die schon von Albert Zeller und andern berühmten Irrenärzten beobachtete Tatsache bestätigt, daß das Geistesleben innerlich fortschreiten kann, so sehr die Seelentätigkeit nach außen gebunden erscheint. Man hält deshalb den Kranken am Sonntag kurzen Gottesdienst, unter der Woche eine Bibelstunde und eine Missi-

onsstunde. Dabei werden passende Geschichten aus der Äußern oder Innern Mission erzählt und man läßt die Kranken für andere Unglückliche arbeiten, um durch beides sie über ihre eigenen Leiden zu erheben. Es kommt vor, daß Kranke, die vorher sehr unruhig waren, kurz vor dem Gottesdienst sich zusammenraffen, um diesen nicht zu versäumen. Manchmal ist es, als ob ein lichter Gedanke von oben eine vorher Tobsüchtige oder Wahnsinnige blitzartig durchzuckte, daß sie in einem stillen Augenblick mit fester Stimme sprechen kann: „Dein Rat ist wunderbarlich und du führst es herrlich hinaus“ oder daß sie sich ans Klavier setzt und spielt: „Jesus meine Zuversicht.“ Einst wurde einer Kranken, aus deren Munde sonst kein verständiger Gedanke gehört wird, ein Bild des Erlösers gezeigt, vor dem eine Gestalt zu sehen ist, der die Ketten gesprengt sind. Da seufzte sie: „Ach, wann fallen meine Ketten ab?“

1876 In Kaiserswert selbst wurde unter anderm ein Heim für alleinstehende schwächliche und kränkliche Frauen errichtet: das Paul-Gerhardtstift.

Desgleichen hat man in der Nähe von Kaiserswert und im Orient Erholungshäuser für Kinder, die in der Wiedergenesung begriffen sind und solche für überarbeitete oder wiedergenesende Schwestern. Eigene auswärtige Krankenhäuser hat Kaiserswert ebenfalls im Orient.

1846 brachte Fliedner nach London ins neue deutsche Hospital 4 Diakonissen. Da traf er bei dem preußischen Gesandten v. Bunsen den eben zum evangelischen Bischof von Jerusalem ernannten Samuel Gobat, der ihm sagte: „Ich hoffe, daß Ihre Diakonissen bald auch in der Not Jerusalems als Helferinnen auftreten werden.“ 4 Jahre später stellte Fliedner durch einen nach Jerusalem reisenden Judenmissionar dem Bischof Diakonissen in Aussicht, falls dieselbigen im heiligen Lande nötig seien. Gobat, der mit Kummer sah, wie verlassen und jammervoll hier die Kranken in ihren Hütten hinschmachteten, erbat sich 2, Fliedner aber, der in Jerusalem gern einen Mittelpunkt für Krankenpflege und Kindererziehung und eine Pflanzschule für orientalische Lehrerinnen und Pflegerinnen gesehen hätte (vrgl S. 296) ritt mit 4 Diakonissen in Jerusalem ein. In einem vom preußischen Kollektenfonds für Jerusalem zum Gasthaus für deutsche Reisende gemieteten Türkenhause auf dem Berge Zion bekamen sie Raum für 16—20 Kranke und Kinder. Nach Anweisung von Gobat besuchten die Schwestern auch Arme und Kranke der Stadt. Und bald erwies sich die Schwesternstation als wahre Wohltat für Stadt und Umgebung. Sie wurde von Kranken verschiedensten Bekenntnisses aufgesucht. Die Mohammedaner, die zuerst auf das „Hundehaus“ gescholten hatten, stellten in der Regel 1/3 der Insassen. Daher kaufte Fliedner das

(Randnotiz: April 1851)

Haus. Wiederum fand er kräftige Unterstützung bei Friedrich Wilhelm IV, 1856
in diesem Falle auch bei dem Berliner Frauenverein für Bildung des weiblichen Geschlechts in Jerusalem und bei dem Johanniterorden, der inzwischen in Jerusalem Fuß gefaßt hatte. Zweimal kamen Beiträge von über 30 000 Mark zur Deckung der Schulden. So konnte man einen eigenen Arzt anstellen, täglich etwa 30 Kranke im Hause verpflegen und noch jährlich über 7000 Kranken von Stadt und Umgebung die Wohltat ärztlicher Beratung und Behandlung genießen lassen. Nach etwa 30 Jahren konnte man sogar wagen, die Unentgeltlichkeit der Pflege und Behandlung für Vermögliche aufzuheben. 1894 wurde ein neues Hospital gebaut, das etwa 100 Betten enthält.

In Alexandrien in Ägypten baten die Generalkonsuln von England und Preußen Fliedner um Errichtung eines Diakonissenhospitals für kranke Matrosen und andere Fremde, da das von Barmherzigen Schwestern bediente europäische Hospital überfüllt war. Sie erboten sich, dazu Beiträge von ihren Regierungen zu vermitteln. 1857 kamen die ersten Diakonissen an. 1870 konnte man ein eigenes neugebautes Haus beziehen. Jetzt pflegen 14 Schwestern täglich etwa 80 Kranke. Die jährliche Krankenzahl der Poliklinik beträgt gegen 30 000.

In Kairo, der Hauptburg des Islam, arbeitete Pastor Gräber bei Deutschen, Schweizern, Engländern und Amerikanern auf die Errichtung eines Diakonissenspitals hin. Sie bauten ein Haus und über- im Mai
gaben es dem Rheinisch-Westfälischen Diakonissenverein als volles und 1884
freies Eigentum. Dasselbe wird jetzt von 3 Ärzten und 11 Schwestern bedient.

Zur Krankenpflege namentlich gab Kaiserswert seine Schwestern auch an auswärtige evangelische Gemeinden und Vereine ab, vielfach in Deutschland, im Ausland unter anderm nach Konstantinopel und nach Rom. In Rom leiten die Schwestern gleichzeitig ein Hospiz und Herberge für stellenlose Mädchen, was hier wegen der Bemühungen, solche in die römische Kirche hinüberzuziehen, von besonderer Bedeutung ist.

In Zeiten ansteckender Seuchen wurden Kaiserswerter Schwestern in größerer Zahl in die heimgesuchten Orte und Gegenden geschickt, so bei Typhus nach Schlesien (1847) und Ostpreußen (1868,) bei Pocken in arme Bergdörfer der Rheinprovinz (1864). Bei Cholera pflegten 1866 von der Saar bis zur Oder 35 Schwestern die Kranken in Häusern und Lazaretten. In einem einzigen Lazarett hatten sie über 400 Kranke. Zum Teil waren solche Kranke von ihren eigenen nächsten Angehörigen verlassen, aus allen menschlichen Wohnungen verwiesen. Die meisten wurden von den Schwestern in abscheulichem Zustande übernommen. Etliche Schwestern haben über der gefährlichen und anstrengenden Pflege ihr eigenes Leben gelassen. Andere wurden wunderbar bewahrt oder

von der Krankheit errettet. Beim Flecktyphus in Ostpreußen wurde eine Schwester von einer Dame gefragt, was für ein Mittel gegen die Ansteckung die Schwestern hätten. „Keines," erwiderte diese, „als daß uns der Herr seine Engel sendet, welche uns behüten auf allen unsern Wegen!"

Der Gedanke, Schwestern im Krieg zu verwenden, war noch 1849 etwas so Fernliegendes, daß selbst Friedrich Wilhelm IV, dieser warme Diakonissenfreund, nicht darauf einging. Aber 1864 wurde das Anerbieten Disselhoffs, 20 Kaiserswerter Diakonissen zu stellen, von Kriegsminister v. Roon freudig angenommen. 1866 standen neben 500 katholischen Brüdern und Schwestern über 200 evangelische Diakonissen im Dienst und 1870/71 aus 30 evangelischen Mutterhäusern etwa 800, darunter 220 Kaiserswerter Schwestern.

Die Dienstleistung im Kriege brachte auch den Diakonissen viele und große Beschwerden. Sie litten mit unter Hunger, Durst, Krankheit und Ungeziefer, sie waren auf der Reise in Frankreich teilweise gefährdet durch die Feindseligkeit der Bevölkerung, die auch ihnen gegenüber zu Tage trat. Dafür durften sie aber auch sehr viel beitragen zur Linderung der Not der Kranken und Verwundeten. Bei Spichern trug eine Schwester mit ihren Mägden den dürstenden Soldaten sogar Wasser in die Schlacht zu. Wie mancher Soldat, Freund und Feind, verdankte allein ihrer aufopfernden Pflege das Leben!

Friedrike Leithold, eine ehemalige Dresdener Diakonissin, erzählt in ihren sehr lesenswerten „Erinnerungen" von ihrer Tätigkeit in den Kriegen 1866 und 1870 Heiteres und Ernstes. 1866 tat sie Dienste in einem Lazarett in Görlitz bei Cholera- und Typhuskranken. Einst als die kleine Schwester gerade Nachtwache hatte, rief ein Soldat von herkulischem Körperbau in seinem Fieberwahn plötzlich, sein Pferd sei ihm entlaufen; mit einem Satz war er aus dem Bette heraus, um es wieder einzufangen. Ehe die Schwester ihn fassen konnte, war er im andern Zimmer, hatte einen Kameraden gepackt und riß ihn herum, als wenn er sein Pferd wäre. Kein Wärter war da, den kranken Kameraden zu befreien. Da trat die Schwester beherzt auf den Reiter zu, faßte ihn bei den Händen und sagte sehr bestimmt zu ihm: „Kommen Sie, ich führe Sie zu Ihrem Pferde!" Er sah sie an, stutzte und ließ sich willig führen. Bei seinem Bette sagte sie: „So, hier ist Ihr Pferd, nun setzen Sie sich auf!" Mühsam schwang er das eine Bein ins Bett. Die Schwester gab ihm schnell den Zipfel der Decke in die Hand: „Hier ist der Zügel." Nun legte sie ihn um und schob das andere Bein nach. Darauf wurde er ruhiger. Blitzschnell entfernte sie sich jetzt, holte die Eisblase. Nachdem sie ihm dieselbe auf den Kopf gelegt hatte, schlummerte er bald und vom andern Morgen an ging es bei ihm besser.

Dagegen hatte dieselbe Schwester 1870 entsetzlich durchzumachen. Sie war damals mit sächsischen und russischen Schwestern von Mitau her gekommen, infolgedessen nicht wie die andern Diakonissen von ihrem Pastor auf ihren Posten in Frankreich geleitet worden. So mußten diese Schwestern sich ihr Arbeitsfeld selbst suchen. Sie fanden auch endlich die ersehnte Arbeit in Corny bei Metz, wo in einer verlassenen Ziegelei Typhus- und Ruhrkranken, Deutschen sowohl als gefangenen Franzosen, die erste Hilfe geleistet werden sollte. Es standen aber hier keine Wohnräume, sondern nur die offenen langen Trockenräume zur Verfügung. Da war keine Rede von Betten; nicht einmal Strohsäcke oder Strohbündel waren vorhanden. Unten lagen die Kranken unmittelbar auf der Erde, in den oberen Stockwerken auf den Brettern. Auch die Schwestern hatten in ihrem Wohnraum weder Fenster noch Bett, Tisch oder Stuhl. Einen Tisch zimmerten ihnen mitleidige Soldaten aus einer halben Türe und Weinbergpfählen. Setzen konnten sie sich auf ihre Koffer. Ihr Nachtlager aber nahmen sie, sofern das Schlafen an die eine oder andere kam, auf dem Boden. Sie hüllten sich in ihre Wolldecke und nahmen ein Handköfferchen als Kopfkissen. Lebensmittel waren so knapp, daß man damit kaum das Leben fristen konnte. Brot war ein seltener Leckerbissen, die Hauptnahrung Erbswurstbrei. Die Schwestern mußten, wenn sie etwas zu essen wollten, sich aus den Weinbergen von den allmählich reifenden Trauben holen. Die Brunnen waren versiegt. Manchmal suchten die Schwestern mit eigener Lebensgefahr Wasser auf benachbarten französischen Bauernhöfen. Täglich wurde von den Kranken fortgeschafft wer irgend transportfähig war. Das war wohl auch ein Hauptgrund, warum diesen elenden Zuständen nicht abgeholfen wurde. Viele aber starben. Der freiwilligen Pfleger und Pflegerinnen kamen hieher endlich so viele, daß eins dem andern die Arbeit aus den Händen nahm. Als endlich die Schwestern selbst, eine nach der andern von der Ruhr ergriffen wurden, faßten sie den Mut, nach einem andern, besser eingerichteten Spital zu fragen. Sie wurden nach Rémilly zu Dresdener Schwestern befördert. Als sie aber dort ankamen, waren sie „durch die schweren Gemütserschütterungen innerlich derart vernichtet, daß jede Frage nach ihren Erlebnissen ihnen die Kehle zusammenschnürte und die Tränen in die Augen trieb.“ Sie waren auch körperlich so geschwächt, daß sie nicht mehr imstande waren, zu pflegen, sondern sich von ihrem eben zu Besuch gekommenen Pastor mit nach Hause nehmen lassen mußten.

In Todesnot und Schmerzen waren die Schwestern die besten Trösterinnen. Sie übermittelten vielfach den Verkehr mit den Angehörigen in der Ferne. Viele Soldaten stellten sich zu ihnen wie Kinder gegen ihre Mutter und schütteten ihnen ihr ganzes Herz aus. Es fehlte 1870 nicht mehr am Dienst von Feldgeistlichen. Doch blieb noch manche Andacht im Lazarett den Schwestern überlassen. Sie konnten während einer Operation oder im letzten Kampf den Unglücklichen ein Bibelwort zur Stärkung zurufen, oder ein kurzes Gebet vorsprechen.

Wie wohltätig die Religion auf viele einwirkte, zeigt die Äußerung eines Fuhrmanns, der 1870 der Stuttgarter Schwester, Julie v. Wöllwarth, sagte: „So, gottlob, nun beten Sie uns wieder; Sie glauben gar nicht, wie nötig uns das ist, denn mit den Guten sind wir gut, aber mit den Gottlosen auch gottlos."

Auf dem Angesicht eines durch den Hals geschossenen Schwerverwundeten spiegelte sich innere, verborgene Not. Die Schwester las ihm den 90. Psalm vor. Als sie an den Vers kam: „Unsere Missetat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht," bebte er krampfhaft zusammen und stieß, kaum verständlich, das Bekenntnis heraus: „Falsch geschworen, falsch geschworen." Nun war sein Gewissen wie von einer Höllenlast befreit. Seine Züge wurden ruhiger. Reumütig empfing er das h. Abendmahl und starb noch an demselben Tage im Frieden.

Freilich nicht alle beugten sich unter Gottes Willen. Julie v. Wöllwarth saß oder kniete in einer Nacht lange neben einem Sterbenden, der auf dem Boden lag. Als sie aber glaubte, ihm seinen hoffnungslosen Zustand nahe legen zu müssen, rief er mit verzerrten Zügen, mit schaudererregenden Blicken und aus den Höhlen herausgetriebenen Augen: „Ich will nicht sterben; Gott darf mich nicht sterben lassen." Sie bat ihn, sich doch in Gottes Willen zu schicken, und die Stunden, die er noch zu leben habe, zu benützen und wie der Schächer am Kreuz zu beten: „Herr, gedenke mein!" Als sie darauf neben seinem Strohlager kniete und für ihn um Gnade flehen wollte, schlug er ihre gefalteten Hände mit verzweifeltem Zorn auseinander. Er starb nach stundenlangem Todeskampf mit Zuckungen und Schaum vor dem Munde.

Andere Mutterhäuser.

Das Diakonissenwerk Fliedners hat frühzeitig Nachahmung gefunden. Seit 1836 übten unter Leitung des ehemaligen katholischen Priesters, Pastor Goßner, im Elisabethkrankenhause in Berlin Krankenfreundinnen regelmäßigen Dienst an den Elenden und Verlassenen. Es folgte ein Diakonissenmutterhaus in Paris, dann eines in Straßburg 1842, und viele andere in Deutschland, der Schweiz, Holland, Schweden. So wurden gegründet: 1844 das Diakonissenhaus in Dresden, 1851 das in Karlsruhe, 1854 die Häuser in Neuendettelsau und Stuttgart. Auf die Geschichte dieser andern Häuser kann ich nicht eingehen. Ihre Schwestern teilen in vielen Beziehungen den Ruhm der Kaiserswerter Schwestern, durch ihre freie, aber um so aufopferndere Liebestätigkeit der ganzen Kranken- insbesondere Spitalpflege, teilweise auch der Mädchenerziehung eine neue Gestalt gegeben, viele an Leib und Seele Verlorenen gerettet zu haben, so an allen Orten ihres Wirkens ein Salz und Licht für Haus und Gemeinde geworden zu sein.

Organisation.

Die äußere Organisation der einzelnen mit Kaiserswert verbundenen Mutterhäuser, deren 79 mit 14 395 Schwestern man gegen-

wärtig zählt, ist sich ziemlich ähnlich. Überall steht an der Spitze ein Pfarrer und eine Oberin, deren Geschäftsanteil nur verschieden bestimmt ist, die aber die Schwestern wie Vater und Mutter erziehen und an den Posten stellen, wo gerade jede notwendig ist.

Zum Zweck der Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten und der Einigung über die zu befolgenden Grundsätze wird alle 3 Jahre Generalkonferenz in Kaiserswert gehalten, zu welcher Pfarrer und Oberinnen sämtlicher Diakonissenhäuser sich einfinden, ohne daß sie jedoch zur Befolgung der hier gefaßten Beschlüsse verpflichtet wären.

Besonders hervorgehoben zu werden verdienen aber die ursprünglichen Gedanken, von denen der Lutheraner Löhe bei Gründung der Anstalt in Neuendettelsau ausging. Einmal wollte er dartun, daß auch die lutherische Kirche, die sich gegen die Union und die mit ihr verbündeten Werke Fliedners und Wicherns trotz aller persönlichen Hochachtung abschließen zu müssen glaubt, sich darum „weder von der Innern Mission, noch von der heiligen Diakonie des 19. Jahrhunderts ausschließt." Dabei aber ging sein Absehen bei Gründung einer Diakonissenanstalt weder auf Nachahmung eines katholischen Ordens, noch auf Bildung einer großen Schwesternschaft, sondern er wollte 1) den naturwüchsigen Diakonissen auf dem Lande, die aus eigenem Triebe sich der Kranken und Elenden annehmen, Ausbildung, 2) so manchen Mädchen aus dem ländlichen Mittelstande, die bei geistig höherer Begabung und Mangel an einem rechten Berufe oft sich selbst und andere verderben, einen Beruf verschaffen, in dem sie Segen haben und Segen bringen könnten. Endlich hoffte er, daß wenn zur Berufserziehung dieser beiden Klassen von Landmädchen Spitäler und Übungsschulen errichtet würden, auch andere sich finden werden, die gerne diese Schule mitmachen, ohne gerade Innere Mission zu ihrem Lebensberuf machen zu wollen, die aber hernach ebenfalls im ledigen oder verheirateten Stande die gewonnenen Fertigkeiten zum Dienste ihrer Mitmenschen anwenden und durch die bei ihrer Ausbildung gewonnene allgemeine Bildung zur Hebung des Landvolks beitragen könnten. So war sein eigentliches Ziel: Bildung der weiblichen Jugend des Landes zum Dienste Jesu unter der leidenden Menschheit.

Löhe.

Er gründete zu diesem Zwecke einen Frauenverein für weibliche Diakonie in Neuendettelsau, der für seine Zwecke allerdings ein Krankenhaus und eine Diakonissenanstalt brauchte. Letztere

aber sollten nicht möglichst ausgedehnt werden; vielmehr sollten überall in Bayern Zweigvereine sich bilden. Durch dieselben sollte ein Feuer der Liebe und Barmherzigkeit durchs ganze Land hin entzündet werden, was zur Gründung neuer Muttergesellschaften mit Spital und Diakonissenschule hätte führen müssen. Allein für diesen Gedanken war die evangelische Gesamtbevölkerung nicht reif. Der Verein für weibliche Diakonie blieb immer „eine schwache, kränkelnde Pflanze." Es bildeten und erhielten sich nicht mehr als 7 Zweigvereine. Um so erfreulicher aber gedieh das Diakonissenhaus Neuendettelsau und wurde besonders durch seine an die Anstalt angegliederte höhere Mädchenschule und Haushaltungsschule ein Segen für ganz Deutschland. Man weiß namentlich gegenwärtig wieder dort mit ernster Lernarbeit christliche Charakterbildung zu verbinden.

Neuste Versuche, Krankenpflegerinnen zu bilden.

Löhes ersten Gedanken kommen vielleicht in der Gegenwart am nächsten die Bestrebungen, für einzelne evangelische Gemeinden Krankenpflegerinnen durch ein Mutterhaus ausbilden zu lassen, ohne daß hernach die Betreffenden in Abhängigkeit vom Mutterhaus bleiben; dieselben treten vielmehr ganz in den Dienst ihrer Gemeinde ein. Die Erfahrung wird aber noch zeigen müssen, ob solche Krankenpflegerinnen in ihrer Heimatgemeinde auf die Dauer ebensoviel Förderung, Verständnis, geistigen Halt und Schutz finden als ein Diakonissenmutterhaus gewährt.

Ebenfalls eine ähnliche Aufgabe wie Löhe stellt sich der von
1894 Professor Zimmer in Berlin-Zehlendorf ins Leben gerufene und geleitete Evangelische Diakonieverein.*) Derselbe hat zum nächsten Zweck, gebildeten Mädchen in der Krankenpflege auch noch einen andern für das weibliche Gemüt befriedigenden Beruf (außer dem der Lehrerinnen) zugänglich zu machen. In einem Freiwilligenjahr bildet er alle, die für die Sache Sinn haben, aus. Wer die Krankenpflege oder ähnliches sich zum Beruf erwählen will, kann sich für ein weiteres Jahr zur Probeschwester und hernach zum Eintritt in den Schwesternverband melden. Ein Mutterhaus gibt es hier nicht, sondern die Ausbildung geschieht in bestimmten städtischen Krankenhäusern wie Elberfeld, Magdeburg rc., mit denen Krankenpflegerinnenseminar verbunden ist. Die Vereinsschwestern werden auch von keinem Vorstande ausgesandt oder abberufen, sondern sie treten selbständig für sich in den Dienst einer Korporation wie besoldete, festangestellte Beamte. In den Verein nimmt die Schwesternschaft auf; sie übt

*) Vrgl. Zimmer, Das erste Jahrzehnt des Evangelischen Diakonievereins.

auch die Zucht bei sittlichen Verfehlungen. Sie soll der jungen Schwester, von der kein bestimmter Glaubensstand gefordert wird, innere Förderung und Halt, und im Fall der Arbeitsunfähigkeit aus einer Unterstützungskasse Unterhalt gewähren. Wenn schon der Evangelische Diakonieverein keinen ausgesprochen christlichen Charakter hat, so kann auch hier wem's Ernst ist, Gott dienen (vgl. II, 165) und Zimmer wird recht haben mit der Hoffnung, daß manche bei ihrem Dienst noch Glauben finden werden.

Die seit 1870/71 aufgekommenen Vereine des Roten Kreuzes wollten nicht das Mutterhaus und die Religiosität, aber den konfessionellen Charakter vermeiden, wogegen sie ihren Schwestern eine besonders sorgfältige ärztliche Ausbildung geben lassen. Auch diese Häuser geben Gehalt. Allein es wird sich in Zukunft noch mehr als bisher zeigen, daß einer verstümmelten Religions-Lehre und Übung, die es Katholiken und Protestanten recht machen will, das Wichtigste fehlt, die Wahrheit, und daß die Begeisterung für die Idee des Roten Kreuzes kein Ersatz sein kann für den persönlichen Halt an einem lebendigen Gott und Heiland.

Im ganzen geht die Richtung der Zeit auf mehr Freiheit und mehr Weltförmigkeit beim Diakonissenberuf, den man bewundert, aber doch anders gestalten möchte. Für die Gefahr, in die man ihn damit bringt, fehlt der Blick. Darum wird trotz berechtigten und unberechtigten Ausstellungen an der Form unserer alten Diakonissenhäuser diese doch noch nicht so bald entbehrlich werden. Danken wir Gott, daß es immer noch christliche Mädchen gibt, die ganz umsonst, bloß aus Liebe zu ihrem Heiland den Kranken und Elenden dienen wollen, die es nicht für einen Verlust, sondern für einen Gewinn ansehen, wenn ihr Beruf ihnen hilft, der Welt zu entfliehen, die es sogar für besser halten, von andern an den Platz gestellt zu werden, wo man sie braucht, als eigene Wege zu suchen! Wenn es einzelne selbständige Naturen gibt, die auch ohne „Rektor" den göttlichen Weg zu finden wissen und Kraft haben, trotz aller Schwierigkeiten ohne menschliche Stütze ihn zu gehen, so ist das nur ein Beweis der mancherlei Gabe Gottes, kann aber nicht beweisen, daß Mutterhäuser und Schwesternverbände für unsere Zeit überhaupt unnötig seien.

Bei der großen Wichtigkeit des Diakonissenwerks für unsere ganze Zeit und für hilfsbereite christliche Jungfrauen insbesondere will ich versuchen, noch einen genaueren Einblick in Wesen und Arbeit der eigentlichen Diakonissenhäuser zu geben und

Vom Diakonissenberuf.

möchte dabei namentlich solche Punkte berücksichtigen, die in den letzten Jahrzehnten Anlaß zu schweren Angriffen*) auf die Anstaltsleitungen gegeben haben.

Beweggründe zum Eintritt.

Zum Eintritt ins Diakonissenhaus gibt es verschiedenen Anlaß und Beweggründe. Am nächsten liegt wohl, daß beim Lesen eines Buches, welches die Tätigkeit von Diakonissen oder Barmherzigen Schwestern schildert, daß in Predigt und Jugendunterricht, wenn sie auf die Werke christlicher Liebe zu sprechen kommen, ein fürs Schöne und Edle empfängliches Herz entzündet wird und darin endlich der feste Entschluß reift: ich will Diakonissin werden. Eine ähnliche Wirkung übt es häufig, wenn junge Mädchen eine Schwester bei ihrer Gemeindearbeit oder im Jungfrauenverein kennen lernen. Von Kindern, die in einer von Schwestern geleiteten Schule, Erziehungs- oder Waisenanstalt aufwachsen, folgt immer ein Teil bei der Wahl des Lebensberufs den geliebten und verehrten Lehrerinnen. Manche Mädchen haben eine besondere Begabung und Neigung zur Kinder- und Krankenpflege und gehorchen, wenn sie Diakonissen werden, einem guten Triebe ihrer Natur. Etliche zieht einzig und allein die Liebe zu ihrem Heiland, der sie zuerst und so hoch geliebt hat. Um ihm in den Kranken und Elenden zu dienen, verlassen sie Vater, Mutter, Geschwister, bei denen sie das schönste Leben haben könnten. Vielfach wirken zu dem Entschlusse, Diakonissin zu werden, aber auch Nebenursachen mit, bei den einen Mangel an befriedigendem Beruf, schwere Lebenserfahrungen, traurige Familienverhältnisse, denen sie entfliehen möchten. Auf andere übt Diakonissentracht denselben Reiz wie auf den Jüngling die Studentenmütze oder des Königs Rock, oder es wirkt die Lust, die Welt zu sehen, durch den Schwesternberuf zu Umgang und Anerkennung der vornehmsten und besten Menschen zu gelangen. Das ist freilich nicht der rechte Schwesternsinn, dessen es bedarf, sondern stammt aus dem Fleisch und erklärt es, warum manche Diakonissin nicht ist was sie sein sollte und warum noch viel mehrere in diesem Stande gar nicht bleiben können. Andererseits hat gewiß Gott auch schon manche mit solchen Nebengedanken, für die sie damals allein empfänglich waren, in den Weg hineingezogen, in dem er sie haben wollte und sie sind noch ebenso treffliche Schwestern geworden, wie junge Männer Pfarrer,

*) Adelheid Bandau (S. 284) hat ihr Buch voll persönlicher Gehässigkeiten gegen Pastor Disselhoff und andere unter Bezeigung tiefster Reue im Jahre 1891 in der Kreuzzeitung widerrufen.

die einst nicht wußten was sie taten, als sie sich dem geistlichen Stande zuwandten, aber den inneren Ruf dazu nachgehends empfingen.

Die Diakonissenhäuser selbst stellen für den Eintritt bestimmte Bedingungen. Werden, namentlich an den geistlichen Stand der Bewerberinnen, zu hohe Anforderungen gemacht, so müssen dadurch gerade die Besten zurückgeschreckt werden, weil sie in ihrer Aufrichtigkeit sich sagen: so weit bin ich noch nicht. Unerläßlich aber sind folgende Forderungen: 1. Unbescholtenheit. 2. Einwilligung der Eltern; denn gegen das IV. Gebot kann man Gott nicht dienen. 3. Ein Alter von mindestens 18, höchstens 40 Jahren. Es scheint, daß in reiferen Jahren Eingetretene der Sache treuer bleiben als zu früh Herbeigekommene. 4. Körperliche und geistige Gesundheit und ein gewisses Maß von Glauben und Liebe mit dem ehrlichen Vorsatz, sich selbst zu verleugnen, den Vorgesetzten zu gehorchen und dem Nächsten zu dienen. Denn der Beruf ist doch noch mehr schwer als schön (S. 301 f.); man muß auf manches verzichten, sich viel gefallen lassen. Die sogenannte Gemeindepflege z. B. erfordert viel Takt, Klugheit und Selbständigkeit und ein Herz voll Liebe, das sich nicht erbittern läßt; und in der „Privatpflege" bei Reichen ist Vergötterung nicht die einzige Gefahr für die Schwester. Manche lassen auch an ihr all ihren Geiz und Launen aus. Diakonissenarbeit gibt wohl viele glaubenstärkende Erfahrungen von der göttlichen Gnade und Wahrheit, läßt aber auch bei Sünde und Unglauben der Pfleglinge wahrhaft Erschütterndes miterleben. Reichtümer für ihre alten Tage sammelt eine Diakonissin nicht. Keine bekommt weiter als ein Taschengeld von höchstens 100 *M.* im Jahr, wovon ein Teil der Kleidung und sonstige tägliche Bedürfnisse bestritten werden müssen. Den Diakonissen ist strengstens untersagt, für ihre Person Geschenke anzunehmen. Eine Schwester, die ihrem Beruf treu bleibt, braucht sich darum für ihre Zukunft keine Sorge zu machen. In Tagen der Krankheit und des Alters wird für sie gesorgt, wie Eltern für ihr Kind sorgen. Hat eine Schwester Privatvermögen, so erhebt ihr Mutterhaus daran keinerlei Anspruch; sie darf dasselbe auch selbständig verwalten. Anforderungen.

Wie nicht anders zu erwarten ist, mußten auch die Leiter der Diakonissenhäuser lernen. So scheint man bei dem Verlangen von Schwestern, sich zu verheiraten oder aus andern Gründen auszutreten, nicht immer das Richtige getroffen zu haben. Auf der einen Seite ist klar, daß Diakonissenhäuser, die keinen Überschuß von tauglichen Schwestern haben, den Austritt ausgebildeter tüchtiger Schwestern nicht Austritt und Verheiratung.

wünschen und begünstigen können. Dazu könnte es weder den Geist eines Hauses noch die Brauchbarkeit und das Ansehen seiner Schwestern heben, wenn viele ihren Stand überhaupt nur als eine gute Gelegenheit, an den Mann zu kommen, ansehen würden. Es scheinen deshalb die Diakonissenhäuser Austritt und Heiraten ihrer Schwestern anfangs möglichst erschwert zu haben. Man hat zwar denen, welche nur nach aufrichtiger Beratung mit ihrem Vorstande sich in eine Verlobung einließen, einen Segen in die Ehe mitgegeben. Dennoch scheinen manche Vorstände den Austritt wie eine Art von Abfall oder wenigstens Untreue gegen den früheren Vorsatz angesehen zu haben, so daß zum Teil den Schwestern der Verkehr mit den Ausgetretenen verboten wurde. Da war doch Löhes Gedanke, Mädchen für den Dienst der barmherzigen Liebe auszubilden, ob sie denselben nun einmal als Gemeindediakonissen oder in eigenem Hausstande ausüben werden, viel evangelischer. Bei wirklichem Glauben an die Vorsehung Gottes sollte man sich auch trotz dem augenblicklichen Verlust fürs Haus freuen können, wenn rechte Christinnen in den Ehestand kommen oder sonst in die Welt zurückkehren. Salz der Erde, Licht der Welt kann man doch nicht bloß im Diakonissenkleide sein.

Daraus hätte auch ein stärkeres Gefühl hervorwachsen müssen für die Verpflichtung, solche, welche nicht wegen Fehltritten entfernt werden müssen, sondern wegen Kränklichkeit oder aus innern Gründen nicht aushalten, nicht anders zu entlassen, als nachdem man ihnen für ihr ferneres Fortkommen gesorgt hat.

Allgemein anerkannt ist neuerdings der Grundsatz: „Vaterhaus geht vor Mutterhaus". Das heißt, wenn eines der Eltern krank, oder auch für längere Zeit pflegebedürftig wird, so tritt das Diakonissenhaus ihnen die Tochter ab, so lange sie nötig ist.

Herkunft und seitherige Bildung.

Was die Herkunft der Schwestern betrifft, so haben wir früher schon (S. 185) gesehen, wie wertvoll die Dienste kräftiger Landmädchen für die Krankenpflege und die damit zusammenhängenden Geschäfte sind. Es bilden wohl auch in den meisten Diakonissenhäusern Bauern-, Handwerker- und Arbeiter-Töchter die überwiegende Mehrzahl. Viele sind früher Dienstboten gewesen. Übrigens macht Schäfer einmal folgende Zusammenstellung: Unter 3263 Schwestern waren 177 Töchter von Theologen, 164 von Professoren, Lehrern, Künstlern, 22 von Ärzten, 513 von Militär- und Zivilbeamten, 186 von Kaufleuten, 77 von Gutsbesitzern, 805 von Bauern, 1042 von Handwerkern, 277 von Taglöhnern und Fabrikarbeitern.

Jedenfalls wäre es ein großer Fehler, wo unter Diakonissen die „alte Magd" den Ton angeben dürfte, seis in der Schwesternschaft, in der Krankenpflege oder gar auf einer Vorsteherinnenstelle. Wenn jede alte Schwester gleich Luthers Klostergenossen zu jeder Neueingetretenen sagen darf: „Wie mir geschehen, so geschehe dir", so müssen dadurch Töchter z. B. von Beamten, Pfarrern oder gar aus adeligen Häusern vom Eintritt überhaupt abgehalten werden. Sie könnten der Anstalt mit ihrem Können und ganzer Persönlichkeit vielleicht die trefflichsten Dienste leisten, wenn sie sich schon am Waschzuber oder in der Küche niemals auszeichnen werden.

Ich bin zwar weit entfernt, zu sagen, daß jede sogenannte Tochter höherer Stände ohne weiters die rechte Person sei für schwierige Posten oder daß ein Mädchen aus niederen Ständen überhaupt die wünschenswerte Bildung für Vorsteherinnenstellen oder für Krankenpflege unter schwierigeren Verhältnissen niemals sich aneignen könne. Man wird in beiden dem neuen Menschen, der sich umgestaltet nach Christi Bild, Raum schaffen, beiden helfen müssen, den alten Menschen auszuziehen, wenn ihr Verlangen, Liebe zu üben zur vollen Ausbildung und Wirkung gelangen soll. Dennoch scheint mir außer Frage, daß ein Mädchen, das aus ungebildetem Hause stammt, doch noch ganz anders, als eine auch nur weltlich gebildete, darin geübt werden muß, jeden Augenblick, im Dienst und außer dem Dienst, im Hause oder auf der Straße daran zu denken, was der Anstand erfordert, wie vielerlei Rücksicht stets stillschweigend auf gesunde und kranke Nebenmenschen in jedem Wort, jeder Bewegung und Handlung genommen werden muß. Einem kranken Menschen ist mit meinem, guten Willen, ihm z. B. ein besseres Lager zu verschaffen, nicht gedient wenn ich ihn dabei so anfasse, daß er vor Schmerz aufschreien möchte. Ich richte bei allem herzlichen Mitleid mit des Nächsten innerer Finsternis nichts Gutes an, wenn ich trotz seinem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Widerwillen gegen Religiöses ihm vorlese oder vorbete. Ich treibe ihn damit sogar nur weiter von Gott weg. Ebensowenig darf ich alles, was ein Mensch zu seiner Besserung zu wissen sehr nötig hätte, ihm auf einmal oder überhaupt in jedem Augenblick sagen. Wenn ich etwas ausrichten will, muß ich auf die geeignete Zeit achten und dazu meine Worte sorgfältig wählen, Gott zur Hilfe nehmen.

Es ist in dieser Beziehung ein großer Unterschied in den verschiedenen Anstalten für Krankenschwestern, Kinderschwestern ꝛc. Am einen Orte zieht man bewußt oder unbewußt groß was abzugewöhnen anderswo die Anstaltsleiter sich aufs sorgfältigste bemühen. Ich möchte deshalb sehr empfehlen, daß namentlich solche Häuser, die nur Schwestern für Krankenpflege oder Kleinkinderschulen erziehen, zuweilen einen Schwesternaustausch mit Anstalten vornehmen, die auch eigentliche Lehrschwestern ausbilden, bei denen gute Bildung in jedem Stück zum Beruf gehört. Unvergeßlich bleibt mir immer ein Wort der Frau Oberin von Neuendettelsau. Als sie gefragt wurde, wie es komme, daß eine ihrer feinsten

und tüchtigsten Lehrerinnen an eine Blödenanstalt versetzt worden sei, sagte sie, es habe für die dort angestellten Schwestern an einer geeigneten Vorsteherin von „zarter, geistiger Überlegenheit" gefehlt. Geistige Überlegenheit über andere glauben manche zu besitzen. Aber die Verbindung der wünschenswerten Zartheit mit der Überlegenheit sei sehr selten.

Die Hausordnung der Diakonissenhäuser hat im Lauf der Jahre sich mannigfach geändert. Es war wohl im allgemeinen früher größere Einfachheit, mehr Strenge, fast zu viel von geistlicher Speise. Allmählich hat man herausgefunden, daß man im einen oder andern Stück mehr Rücksicht nehmen kann auf die leiblichen Bedürfnisse und die geistige Aufnahmefähigkeit der einzelnen Schwestern. Ich will versuchen, Altes und Neues zu geben.

Probezeit. Wer ins Diakonissenhaus eintritt, hat zuerst eine doppelte Probezeit durchzumachen, zunächst eine Vorprobe von einigen Wochen oder Monaten, damit sich für das Mädchen und für die Anstalt herausstelle, ob sie zur Schwester überhaupt sich eigne. Die eigentliche Probezeit, welche 3—5 Jahre dauert, während der die Probeschwester alle Diakonissenarbeit inmitten der eigentlichen Schwestern verrichtet, könnte man auch ihre Lehrjahre nennen.

Tracht. In der Vorprobe trägt das Mädchen noch seine eigenen Kleider und bekommt nur etwa ein kleines Häubchen zur Unterscheidung von den Kranken und Dienstboten im Hause. Die Probeschwester hat mehr oder weniger von der eigentlichen Diakonissentracht, insbesondere das Werktagskleid. Die volle Tracht, die übrigens in den einzelnen Anstalten ziemlich verschieden ist, wird der Schwester erst bei ihrer Einsegnung gegeben. Eine Tracht überhaupt ist notwendig schon zur Erhaltung der Eintracht unter den Schwestern und damit sie, die wichtigere Kümmernisse haben, von Modesorgen ein für allemal befreit seien. Andererseits ist die Tracht in ihrer Solidität ein gewisser Schutz gegen begehrliche Blicke und Zudringlichkeiten. Es ist auch gewiß von Wert, wenn eine Schwester von Anfang an sich zum Grundsatz macht, ihr Kleid mit Ehren zu tragen. Dennoch sollte man in der evangelischen Kirche sich hüten, aus der Tracht und ihren einzelnen Teilen Heiligtümer zu machen. Daher ist es auch nicht notwendig, daß man seine Schwestern mit lästigen Kleidungsstücken plage oder sie durch ganz und gar abgekommene Formen auffällig und lächerlich mache.

Ausbildung. In großen Häusern, wie in Kaiserswert, werden die eintretenden Mädchen der Probemeisterin zur Einführung und Ausbildung übergeben. Sie haben eine gemeinschaftliche Wohnung für sich, da-

gegen nehmen sie teil an den Hauptmahlzeiten der Diakonissen. So rasch man sonst das Essen abzumachen pflegt wegen der sich drängenden Geschäfte, so wird doch das Mittagessen gewürzt durch Mitteilungen, die die Vorsteherin gibt über Dinge, die alle berühren, zuweilen auch durch Vorlesen aus einem Buch. Entschieden klug aber ist es, wenn man die Probeschwestern ihr zweites Frühstück ganz unter sich einnehmen läßt, damit sie sich nicht unausgesetzt beaufsichtigt fühlen und sich unter sich auch einmal frei aussprechen können.

Sofern nicht die Not dazu zwingt, auch schon Probeschwestern zur Hilfe auf auswärtige Stationen zu schicken, sind die ersten Arbeiten einer Probeschwester gewöhnlich in Haus, Küche oder Waschküche, dann kommt vielleicht der Zimmerdienst und die Handreichung bei Kindern, auf der Frauenstation, im Wundsaal, dann erst Dienstleistung auf der Männerstation oder in auswärtigen Anstalten und Krankenhäusern, erst zuletzt Verwendung in der Gemeindepflege oder Privatpflege.

Auch wer in Hausgeschäften und körperlich anstrengenden Arbeiten schon geübt ist, muß die Art des Hauses, vielleicht auch noch mehr Pünktlichkeit und Ordnung lernen. Auch zur Stärkung der Kraft und Gesundheit für die späteren Anstrengungen der Krankenpflege ist ein gewisses Maß von äußerer Arbeit dienlich. Man darf ja nicht denken, daß in Häusern wie Kaiserswert oder Neuendettelsau gebildete Mädchen mit dem Tage ihres Eintritts alles, was sie seither gelernt haben von Sprachen, Musik, Kunst, was ihnen auch selbst seither viel Freude gemacht hat, für immer begraben müssen. Im Gegenteil, wo die Anstaltsleitung eine besondere Gabe entdeckt, so bildet sie dieselbe sogar aus. Nur soll die Diakonissin ihre Gabe nicht mehr im eigenen Dienst, sondern im Dienst der Sache brauchen. Daneben müssen aber auch künftige Lehrschwestern die ganz gewöhnlichen Dienste im Haus und Garten und die Krankenpflege lernen, nicht nur weil das zur vollen Ausbildung gehört für jedermann, der auf den Diakonissennamen Anspruch machen will. Viele sind auch schon sehr froh gewesen, wenn sie im Lehramt erkrankt und für dessen fernere Ausübung untauglich, den oder jenen leichteren oder schwereren Posten im großen Anstaltsganzen übernehmen konnten, dem ihre Kraft noch gewachsen war, und der sie von dem drückenden Bewußtsein befreite, nunmehr ganz unnütz zu sein in der Welt und unter den mit Arbeit überhäuften Schwestern.

Besondere Übung erfordert auch das Wachen. Die Probeschwester hat anfangs nur einmal in der Woche, je in der ersten Hälfte der Nacht bis 2 Uhr, oder in der zweiten Hälfte von 2 Uhr an zu wachen. Später häufen sich oft die Nachtwachen der Schwestern sehr, namentlich in der Privatpflege, wo man aus Eigennutz das strenge Gebot des Diakonissenhauses, eine Schwester nie 2 oder 3 Nächte hintereinander wachen zu lassen, mißachtet. Übrigens wachen manche Schwestern gern. Weniger bei ihnen beliebt war dagegen die früher, z. B. in Kaiserswert und Dresden übliche „große Hauswache." Da mußte die Schwester in der ihr zufallenden Nachthälfte jede Stunde durch das ganze Haus, Kirche, Hof und Nebengebäude die Runde machen, an jeder äußern Tür klinken, auf allen Stockwerken und in allen Zimmern nachsehen, ob die Lichter gelöscht seien; sie mußte in den verschiedenen Krankensälen Wasser oder Arznei reichen, Verbände erneuern, in der Totenkammer, darin eine Leiche aufgebahrt war, die ihr zu Häupten brennenden Lichter putzen. Da galt es, weniger gegen den Schlaf als gegen Anwandlungen von Furcht zu kämpfen.

Früher hatten die Probeschwestern während der Einführung in Hausarbeit und Krankenpflege vormittags und mittags oder abends noch je 1 Lernstunde. Es wurden da die weltlichen Schulkenntnisse befestigt und erweitert. Namentlich langsames, deutliches und ausdrucksvolles Vorlesen und ebenso die Kunst knapper und klarer schriftlicher Darstellung wurde im Blick auf spätere Berufspflichten gepflegt. Auch rechnen muß eine Schwester können, wenn sie später einem Haushalt vorstehen und Kasse führen will. Ausbildung der Gesangskunst, Liederkunde, Vertiefung des Bibel- und Katechismusverständnisses, Geschichte der weiblichen Liebestätigkeit 2c. müssen die Schwester für die geistlichen Aufgaben ihres Berufes vorbereiten. Der Hausarzt bringt die nötigsten Kenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers, von den Vorgängen des Lebens und Krankheitserscheinungen bei. Benennung und Gebrauch der ärztlichen Instrumente, Anlegen von Verbänden, Krankenbeobachtung und Krankenbehandlung werden praktisch geübt. Es war nun solcher Unterricht unter der äußeren Arbeit für begabte und kräftige Schwestern eine angenehme Abwechslung, er stellte aber große Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit. Sie mußten da das Buch zum Lernen in der Fensterecke neben dem Waschzuber aufstellen oder sich zu Nachtwachen drängen, um Zeit zum Lesen und Auswendiglernen zu erhalten. Bei der

äußern Arbeit ungewohnten Mädchen aber machte sich während dieser Lernstunden die Übermüdung am allermeisten geltend, so daß sie sich kaum wach erhalten konnten. Man hat daher neuerdings auf den mit der Einführung in die äußere Arbeit gleichzeitigen Unterricht vielfach verzichtet und schiebt dafür etwa im 2. oder 3. Probejahr einen Lernkurs von 1/4 oder 1/2 Jahr ein. Dagegen hat Kaiserswert gegenwärtig sogar 4 Lernstunden von 2—6 Uhr.

Übrigens erscheint schwerer als alles andere Lernen die Erziehung zur Überwindung der eigenen Natur, zum Brechen des eigenen Willens, zum Verzicht auf manche unschuldige Lebensfreude, regelmäßigen Verkehr mit der eigenen Familie, persönliche Freundschaften. Persönliche Erziehung.

Es gibt Leute, die überhaupt keine Wunden sehen können. Die meisten müssens erst lernen.

Recht ists, wenn eine Schwester zum ersten Male nur mit Bangen die Männerstation betritt, wenn es sie immer eine Überwindung kostet, vor Männern zu beten und Andacht zu halten und wenn sie es überhaupt nur tut, weil es sonst unterbliebe. Für Verrichtungen bei männlichen Kranken, welche das weibliche Zartgefühl verletzen könnten, sollen überall männliche Hilfswärter angestellt sein.

Im ganzen sind wohl die Ärzte froh und dankbar für die sachkundige, gewissenhafte und aufopfernde Diakonissenpflege. Doch fehlt es auch nicht ganz an Zusammenstößen mit Ärzten und ungehörigen Forderungen derselben ꝛc. Es lassen ärztliche Spitalvorstände zuweilen den Schwestern nicht genügenden Schutz bei Aufrechthaltung der Hausordnung angedeihen. Neuerdings besonders werden in den großen Sälen mancher Krankenhäuser Kartenspielen, Fluchen, leichtfertige und gotteslästerliche Reden sogar für ernstere Kranke eine Pein, und waren schon hie und da für dieselben ein Grund, das Spital vor der Zeit zu verlassen. Gegenüber solchen schlimmen Zuständen oder gegenüber unrechten Zumutungen der Ärzte selber erweisen sich die jährlichen Konferenzen im Mutterhaus als ein sehr gutes Mittel. Denn hier lernt die jüngere Schwester von den älteren, wie sie sich in ähnlichen Fällen geholfen haben. Durch gemeinsamen Beschluß der Schwesternschaft können übertriebene Ansprüche für alle Schwestern ganz und gar abgewiesen werden. Anderes regeln Rektor und Oberin mit den Krankenhäusern.

Aufgeben des eigenen Willens ist beim Diakonissenberuf unerläßlich. Wie soll eine Schwester bei Operationen auf den bloßen

Wink des Arztes anfassen, wie soll sie schwer Kranke pflegen, bei denen an genauster Befolgung aller ärztlichen Vorschriften das Leben hängt, wenn sie nicht gelernt hat, das eigene Meinen und Wollen vollständig aufzugeben, fremdem Willen ohne weiteres zu gehorchen? Wer in unserer selbstsüchtigen und unbotmäßigen Zeit in der Diakonissenschule ein frömmeres, pflichttreueres und selbstloseres Geschlecht von Frauen heranziehen will, muß zuerst sich selbst aufgegeben haben, selber in Gottes Willen und Weg eingegangen sein. Die Diakonissenanstalt wäre niemals in der Lage, die einmal von ihr übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen oder plötzlich auftauchende gewaltige Aufgaben z. B. im Krieg oder bei Epidemieen zu lösen, wenn es Brauch wäre, in jedem einzelnen Fall mit jeder Schwester des langen und breiten zu beraten, ob sie geneigt sei, ihren dermaligen Posten mit einem andern zu vertauschen, ob der neue auch in jeder Hinsicht ihren Wünschen entspreche. So muß das Mutterhaus, wenn es als Ganzes etwas leisten will, seine Schwestern von Anfang an daran gewöhnen, daß man sie dahin schickt, wo sie am nötigsten sind. Gegen Trennungsschmerzen müssen sie sich zum voraus stärken mit dem Apostelwort: „Die da weinen, seien, als weineten sie nicht, die sich freuen, als freueten sie sich nicht; denn das Wesen dieser Welt vergehet." Die Schwester selbst, wenn ihr bange werden will vor der Schwere ihrer Aufgabe, darf sich trösten: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." So viele Beispiele aus der Wirksamkeit ihrer Mitschwestern können sie ermutigen, daß wenn es einmal sein muß, Gott so viel Kräfte gibt, als man nimmer für möglich gehalten hätte. Ebenso hat Gott in tausenden von Fällen, z. B. bei den schlimmsten Seuchen, wie Cholera oder Pocken, das Leben der am meisten der Ansteckung ausgesetzten Schwestern so wunderbar behütet, daß man manchmal an Luthers Wort erinnert wird: „Ein Starkgläubiger kann Gift trinken und schadet ihm nichts." Trotzdem halten die Anstaltsvorstände sich für verpflichtet, da wo die Berufung auf einen Posten für Leib und Seele einer Diakonissin außerordentliche Gefahr bringt, sie darauf vorzubereiten, und in solchen Fällen sich erst ihres Glaubens und ihrer innern Bereitschaft zu versichern. So verwendet Kaiserswert keine Schwester bei Seuchen oder zur Pflege Geisteskranker ohne ihre eigene Zustimmung. Für Sendung ins Ausland wird auch die Einwilligung der Eltern gefordert.

Todesfälle an Schwindsucht scheinen früher unverhältnismäßig viele vorgekommen zu sein. Manches hätte vielleicht verhütet werden

können, wenn man an der Schwesternkost etwas weniger gespart und die, die sich selber opferten, um anderer Krankenlager zu erleichtern, nicht erst dann aufs sorgfältigste gepflegt hätte, wann sie sicherem Tode entgegengingen. Man hätte wohl mancher mehr Zeit gönnen dürfen, sich gründlich zu erholen, als ihre Kräfte erst ins Wanken gekommen waren. Gegenwärtig wird darauf gesehen, daß jede Schwester immer nach 1 oder 2jähriger Tätigkeit einige Wochen Ferien erhält.

Ebenso wichtig für die Erhaltung der Gesundheit aller ist die Sorge für tägliche, körperliche und geistige Erholung. Löhe hat einst von seinen Schwestern gefordert, daß jede täglich wenigstens eine kurze Zeit in die freie Luft gehe, desgleichen hat er für sie eine stille halbe Stunde in der Kirche oder im eigenen Zimmer zur geistigen Sammlung eingerichtet. Suchte man beides überall möglich zu machen, es müßte sich sicher belohnen. Erholung.

Zur geistlichen Stärkung der Schwestern dient vor allem die tägliche Morgen- und Abendandacht. Sonntags beschränkt man sich möglichst auf den Dienst an der Person der Kranken, damit die Schwester nicht um ihren Kirchgang komme. Am Sitz des Mutterhauses werden an den Abenden wöchentlich 1—2 mal Bibelstunden, einmal Missionsstunde gehalten. Einmal ist Schwesternabend, eine Art von geselliger Vereinigung in Anwesenheit von Anstaltsvorstand und Gästen. Dabei wird gesungen; es werden Mitteilungen von den Mitschwestern auf auswärtigen Stationen und dem ganzen Diakonissenwerk gemacht, es werden etwa auch von Schwestern in einen Fragekasten geworfene Zettel beantwortet. Die Probeschwestern sagen wohl auch unter sich an einem Abend Lieder u. dgl. auf, oder werden sie von ihrer Probemeisterin aufgefordert, sich über allerlei auszusprechen. Auch in auswärtigen Stationen, wo nur etliche Schwestern sind, wird Sonntags Kapitelversammlung oder Schwesternstunde gehalten, wo man ähnlich wie einst in den Klöstern über die Regel, über die Hausordnung und was dazu gehört spricht. Einmal im Monat wird das Diakonissengebet mit Nennung aller dem Haus angehörigen Schwestern verrichtet. Ferner zirkulieren wohl in allen Diakonissenhäusern Quartalbriefe, Korrespondenzblätter u. drgl., die auf das Rücksicht nehmen, was die Schwestern da und dort bewegt. Bei Diakonissenfesten, Schwesterneinsegnungen, Jahresfesten der ganzen Anstalt oder einzelner Häuser dürfen auch auswärtige Schwestern aus nicht zu großer Ent-

fernung sich beteiligen. Man veranstaltet etwa auch Besuche in benachbarten Anstalten, und zu jährlicher oder außerordentlicher Erholung hat man Schwesternheime an gesund gelegenen Plätzen.

Welt-verleugnung. Dagegen müssen Diakonissen auf manche sonstigen Freuden und Erholungen der Welt und der Frommen verzichten lernen. Daß den Schwestern der Verkehr mit außerhalb ihres Hauses stehenden Personen und Familien mit wenigen Ausnahmen verboten ist, liegt im Interesse der Sache. Der Mangel an Zeit erlaubt gewöhnlich nicht einmal viel persönlichen oder schriftlichen Verkehr mit den eigenen Angehörigen. Außerdem aber soll die Schwester unverworren bleiben mit Stadt- und anderen Händeln, und das Vertrauen der ganzen Gemeinde bleibt ihr viel besser erhalten, wenn man sicher sein kann: sie trägt nichts aus dem Hause, verkehrt überall nur dienstlich.

Dagegen scheint mir das Verbot von Privatfreundschaften der Schwestern untereinander ebensowohl unevangelisch als unklug. Es ist ja ganz recht, wenn auch solche Schwestern, denen die Gabe der Liebens- und Vertrauenswürdigkeit nicht verliehen ist, nie auf die Meinung kommen können, von ihren Genossinnen gemieden und ausgestoßen zu sein; besonders auf kleinen Stationen. Zu bestimmten Stunden des Tages oder der Woche müssen alle unterschiedslos miteinander verkehren. Daneben müßte aber doch für solche, die eine besondere Liebe und Vertrauen zu einander haben, die Möglichkeit geboten sein, einander ihr Herz auszuschütten. Innige persönliche Freundschaft zwischen zweien oder dreien müßte das Diakonissenleben besonders auf schwierigen Außenstationen erst schön und begehrenswert machen, die eine und andere im Guten stärken, während die Unterdrückung eines berechtigten Naturtriebs verbittert. Schwerlich würde ein Vorstand einer unserer weltabgeschlossenen württembergischen Klosterschulen (II, 156) auf den Gedanken kommen, Privatfreundschaften allgemein zu verbieten. Es würde damit manchem das beste Tugendmittel, seinem vergnügenlosen Dasein der letzte Reiz geraubt. Unser Heiland hatte in dem schon von der Welt ausgesonderten Kreis der Zwölfe 3 Vertraute und einen persönlichen Freund, den er lieb hatte vor den andern.

Selbstverständlich ist, daß es nicht stimmen würde zu dem geistlichen Beruf, den die Diakonissen durch ihren Dienst an so vielen Kranken- und Sterbebetten, bei Angefochtenen und Notleidenden aller Art haben, wenn man sie Theater, Volksbelustigungen u. drgl. besuchen sähe. Es gibt aber Anstaltsvorstände, die ihnen auch den Besuch von

Konzerten — abgesehen von Kirchenkonzerten —, sogar von Vorträgen, die sie selbst am Ort der Diakonissenstation halten, verbieten, und ich glaube, sie tun wohl daran. Man zieht eben bei uns überall, wo auch Barmherzige Schwestern bekannt sind, Vergleiche mit diesen ihren weltabgeschiedenen Berufsgenossinnen, und zweifelt an dem Ernst und der Bescheidenheit der evangelischen Schwestern, wenn man sie auch bei halbgeistlichen Genüssen stets vorne sitzen sieht. Es könnte ja sicher die eine oder andere von ihnen gut an solchen Dingen teilnehmen und davon wirklichen Gewinn mitnehmen. Allein es handelt sich für Schwestern, wenn sie für ihren Beruf tüchtig bleiben wollen, sehr wesentlich darum, möglichst wenig die Blicke der ungeistlichen Menschen auf sich zu ziehen und sich selbst unbemerkt zu wissen. Denn nur bei strengster Selbstzucht und beständiger innerer Sammlung ist es möglich, diesen Beruf, der vielfach die sonstigen Schranken weiblicher Eingezogenheit zu überschreiten zwingt, mit Ehren und wirklichem Segen zu führen. Dies träfe sogar für bezahlte Krankenpflegerinnen zu. Wer aber dem Herrn Jesu zu dienen behauptet, der hat nicht nur die eigene, sondern auch seines Herrn Ehre zu wahren. Wer in seiner Gemeinschaft und dem von ihm überkommenen Amt nicht vollen Ersatz für gut Leben, Weltehre und Lustbarkeit findet, hat als Diakonissin seinen Beruf verfehlt. Dazu wird das Wort des Herrn nirgends wahrer als im Diakonissenberuf: „Es ist niemand, so er verläßt Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Äcker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfahe jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker (mit Verfolgungen) und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“ Mc. 10, 29 f.

Damit sind wir zuletzt noch auf einen sehr wichtigen Punkt gekommen, nämlich die Frage, aus welchem Beweggrund Diakonissenwerk zu geschehen hat. Man hört so oft, das sei der große Vorzug der Diakonissen vor den Barmherzigen Schwestern, daß diese um Lohn arbeiten, die Diakonissen aber rein aus Dankbarkeit gegen den Heiland, nicht um Lohn. Was sagt dazu dieser Heiland selbst und was der Apostel, dem vor allen wir die klare Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben verdanken? Der Herr Jesus forderte sogar von dem Juden, daß all sein Tun und Lassen aus der Liebe Gottes und des Nächsten hervorgehen müsse! Matth. 22, 37 ff. Uns Christen aber ist weiter gesagt: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß

Beweggrund für die Arbeit.

er sein Leben für uns gelassen hat; so sollen auch wir unser Leben lassen für die Brüder." Dabei aber eröffnet der Herr Jesus an sehr vielen Stellen noch Aussicht auf himmlischen Lohn, ganz besonders für diejenigen, die ihm nachfolgend, das Gute, das sie haben oder haben könnten, daran geben aus Liebe. Es ist gar nicht zu leugnen, daß er die Aussicht auf Schätze im Himmel gerade als Sporn zur Selbst- und Weltverleugnung verwendet. Matth. 19, 21 mit 27. ff. Wie könnte es auch anders sein, als daß der gerechte Vater im Himmel für besondere Treue besonders lohnt? Es ist ganz undenkbar, daß er den Trägen und Selbstsüchtigen einmal ehren wird wie den, der alle Kraft angestrengt und, Christo nach, sich selbst für andere verzehrt hat. So lehrt uns auch Paulus, daß Gott einem jeglichen geben wird nach seinen Werken. Sind wir nur erst durch die Gnade Gottes aus unserem sündigen Wesen, Schuld und Naturzustand, herausgerissen, ohne alles eigene Verdienst, bloß weil wir glaubten, so gilt es doch auf dem neuen Wege, in den Gott uns hineingestellt hat, zu laufen und zu kämpfen mit Anspannung der ganzen von oben dargereichten Kraft und umsichtiger Klugheit. Nur so erringt man Siegerkränze 1. Kor. 9. Und allgemein gilt: „Was der Mensch sät, das wird er ernten."

Demnach ist es freilich nicht richtig, wenn Barmherzige Schwestern mit ihrem Dienst ihre Sünden abbüßen, gerecht werden und sich selbst den Himmel verdienen wollten. Aber ebenso verkehrt ist es, den Diakonissen die Aussicht auf himmlischen Lohn wegzustreichen. Man muß nur nicht an den Taglöhnerlohn von Matth. 20. 1 ff, denken, sondern an den Kindeslohn, ewiglich im Vaterhause bleiben (Joh. 8, 35) und da erben zu dürfen. Manche Klage über Diakonissen, mancher Seufzer von Diakonissen würde verstummen, wenn man sie ernstlicher lehren wollte, Ehre und Lohn nicht von Menschen zu erwarten, ja nicht einmal sich zu wünschen (Joh. 5, 44, Matth. 6, 1 ff), sondern allein von Gott. Dann bekäme man gewiß seltener zu hören, daß Schwestern in Krankenhäusern oder in der Gemeindepflege solche bevorzugen, die einen Titel, oder wenigstens vornehme Gönner haben, daß sie andere vernachlässigen, die niemand haben. Hier wäre auch das beste Mittel gegen den sehr häufigen Schwesternneid und Verbitterung, wo sich eine von ihren Oberen verkannt und zurückgesetzt glaubt, ja wenn sie von denselben ungerechterweise ausgestoßen würde. Dann würde weniger der manchmal pharisäische Anstaltsgeist gepflegt werden. Die Schwestern würden unterscheiden lernen zwischen der allerdings unvermeid-

lichen, aber im einzelnen nicht unfehlbaren Hausordnung und Gottes Willen, den wir einzig aus seinem Worte kennen lernen.

In der Erfüllung von Gottes Willen allein liegt auch die Möglichkeit für unsere Diakonissenhäuser und Anstalten überhaupt, dem Lose der mittelalterlichen Klöster zu entgehen, die auch teilweise im Geiste angefangen hatten und dennoch insgesamt endeten im Fleisch. Die vermeintliche Erhaltung des Geistes der Stifter durch Zurückgreifen auf ihre Worte und die von ihnen gepflanzte Sitte hält das Verderben nicht auf, sondern beschleunigt es. Göttliches Leben kann nur erhalten bleiben durch tägliche Erneuerung des Ganzen und der einzelnen aus dem heiligen Geiste Gottes 1. Petr. 1, 1.

h) Johann Hinrich Wichern, der Gründer des Rauhen Hauses und der „Inneren Mission" der Gegenwart.

Quelle: Oldenberg, Johann Hinrich Wichern.

Johann Hinrich Wichern ist am 21. April 1808 in Hamburg geboren als ältestes Kind eines Notars und vereidigten Translators (Dolmetschers).

Jugend und Bildungsgang.

Die Eltern, die in beschränkten äußeren Verhältnissen lebten, trugen schwer an den Nöten der Franzosenherrschaft, welche den Handel Hamburgs lahm legte. Sie wurden auch einmal, noch im Jahre 1813, in Befürchtung einer Belagerung mit allen unbemittelten Stadtbewohnern auf Monate aus der Stadt vertrieben. Dem jungen Hinrich freilich erschloß sich mit dem Leben auf dem Lande eine neue Welt.

Im Innern der Familie dagegen herrschte frommer Sinn und ein schönes Zusammenleben. Insbesondere an den Vater schloß sich Hinrich aufs innigste an. Derselbe befriedigte seine große Liebe zur Musik und gewann durch seine ganze Umgangsweise das schrankenlose Zutrauen des Knaben.

Die Glaubenszweifel, welche rationalistische Lehrer in ihm schon frühe weckten, wurden überwunden durch die häusliche Gegenwirkung, durch eigenes Beten und Forschen in der Schrift, sowie durch die Handreichung gläubiger Pfarrer, späterhin seiner theologischen Professoren. Ja von Jugend auf setzte sich in Wichern eine gewisse Kampfesfreudigkeit gegen den Geist des Unglaubens fest und der Wunsch, durch das Studium der Theologie die ganze Wahrheit von Christo zu ergründen und dann in die Welt hineinzupredigen.

Jedoch war die häusliche Not für sein Studium unmittelbar nicht förderlich. Da der Vater frühe kränkelte und es ihm sauer wurde, seine starke Familie zu ernähren, so mußte Hinrich mit jungen Jahren

schon Sprach- und Musikstunden geben und darüber öfters die eigene Vorbereitung für die Schule, zuletzt sogar einzelne Unterrichtsstunden versäumen. Der Vater starb, als Hinrich 15 Jahre alt war.

In seinem 18. Lebensjahre nahm er, um die Sorgenlast der Mutter zu erleichtern, die Gehilfenstelle in der Unterrichtsanstalt des Herrn Pluns in Pöseldorf bei Hamburg an. Der dortige Aufenthalt verhalf ihm frühe zu den notwendigsten Eigenschaften eines Erziehers, Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung. Schon im Geschwisterkreise, in dem er, als der älteste, nach der Mutter die Führung hatte, war seine heftige Natur ihm manchmal hinderlich gewesen. Hier nun lernte er seine Neigung zu Zorn und Stolz vollends kennen und bemeistern. Auch fühlte er das Bedürfnis, zu jedem seiner Zöglinge in ein persönliches Verhältnis zu treten. Besonders bedeutsam war es endlich, daß der Blick des jungen Mannes durch den Briefwechsel des Herrn Pluns mit Adalbert von der Recke (S. 271) und durch eigenen Verkehr mit dessen Hamburger Freunden auf den Gedanken der Gründung einer Rettungsanstalt für Waisen- und Verbrecherkinder oder die Beteiligung an einer solchen Anstalt gelenkt wurde. Im übrigen verschloß sich Wichern nicht der Einsicht, daß zur vollen Ausbildung und Entfaltung seiner Gaben das Universitätsstudium unumgänglich sei und nicht zu lange hinausgeschoben werden dürfe.

Oktober 1827 Daher verließ er das Haus des Herrn Pluns nach einer Wirksamkeit von $1^3/_4$ Jahren, um sich auf dem akademischen Gymnasium in Hamburg auf den Universitätsbesuch noch sorgfältiger vorzubereiten. Wieder mußte er neben dem Besuch der Vorlesungen dem Broterwerb durch Privatunterricht nachgehen. Aber so sehr er dadurch mit Arbeit bis in die späte Nacht hinein überhäuft war, nahm er sich doch Zeit, in einem Kreise von Altersgenossen aus allen Berufsständen sowohl christliche Freundschaft zu pflegen, als gemeinsam mit ihnen allgemeine Kenntnisse, ganz besonders das Verständnis für Musik, Malerei und Zeichenkunst sich anzueignen und zu erweitern. Schon dachten die Freunde weiter darüber nach, wie diese Künste wegen ihrer Bedeutung für christliche Bildung zum Gemeingut des ganzen Volkes gemacht werden könnten. Senator Hudtwalcker, bei dem der junge Wichern viel verkehrte, stellte ihn vor die Frage, ob nicht um der lästigen Fesseln willen, welche der Staat der Kirche anlege, die Trennung derselben vom Staate zu erstreben sei. Wichern hat die Frage damals schon verneint, da ihm klar war, daß die Kirche dadurch vom Leben des Volkes losgerissen würde, das sie doch berufen sei, mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen. Die Freunde, beziehungsweise deren Eltern, welche Wichern in Hamburg unterstützt hatten, verschafften ihm auch die nötigen Stipendien zum Universitätsbesuch.

Oktober 1828 bis August 1831 Mit Begeisterung studierte Wichern die Theologie zuerst in Göttingen, dann in Berlin. Denn er war der entschiedenen Ansicht, daß wissenschaftliches und sittliches Streben Hand in Hand gehen müsse. Dennoch vermochte weder der sichtliche Erfolg seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner ersten Predigten, noch die Freundschaft hervorragender Univer-

sitätslehrer, in Göttingen Lückes, in Berlin Neanders, ihn abzulenken von dem stets neu in ihm erwachenden Gedanken an christliche Rettungsarbeit, wenn möglich in seiner Heimatkirche. Dieser Gedanke fand sogar in Berlin besondere Nahrung. Gleich beim Suchen einer eigenen Wohnung stieß ihm die Wohnungsnot in der Großstadt mit ihren Gefahren für die Sittlichkeit auf. Durch Neander fand er die Freundschaft des Baron v. Kottwitz, der ihn einführte in die von ihm und einer großen Anzahl Armer bewohnte ehemalige Kaserne in der Alexanderstraße, ihn da predigen und sich in der Seelsorge üben ließ. Ebenso wurde Wichern bekannt mit dem vom Judentum zum Katholizismus übergetretenen Arzte Dr. Julius, der seinen Beruf aufgegeben hatte, um die sittlichen Krankheiten der Gesellschaft und die Wege zu ihrer Heilung zu studieren und namentlich die Verbesserung des Gefängniswesens in Deutschland nach englischen und amerikanischen Vorbildern sich angelegen sein ließ. Derselbe weckte auch in Wichern das Gefühl der Pflicht, in die Nacht der Gefängnisse mit dem Lichte des Evangeliums hineinzuleuchten. Außerdem veranlaßte er ihn zu einem Besuch der Kopfschen Erziehungsanstalt in Berlin, die trotz vielem Guten doch in dem jungen Manne schon die Erkenntnis wach rief, daß in einer Rettungsanstalt nicht so wie hier die Erziehung zurücktreten sollte hinter dem Unterricht, und der Geist der Liebe nicht hinter einer halbmilitärischen Zucht. Ein weitgereister, um das Armen- und Gefangenenwesen hochverdienter Mann, der Geheime Oberfinanzrat Semler gab dem Studenten Klarheit und Halt in der **1830** durch die französische Julirevolution und den polnischen Aufstand hervorgerufenen politischen Erregung. Dazu stärkten Neander, Schleiermacher und Goßner, jeder in seiner Weise ihn in der Überzeugung, daß Christentum nicht Lehre, sondern Leben aus Gott ist.

Nach vollendeten Studien und nochmaliger Vorbereitung in Hamburg bestand Wichern sein Examen vor 2 Hamburger Pastoren gut. Nun aber trat auch er hinein in den in seiner Vaterstadt aufs neue entfachten Kampf zwischen Rationalisten und den als Mystikern verschrieenen Anhängern eines lebendigen Glaubens. Letztere traten nicht nur der frechen Bekämpfung der ganzen Versöhnungslehre durch den Hauptpastor Wolff entschieden entgegen, sondern sie bemühten sich auch, das Evangelium selbst auf neuen Wegen wieder unter das Volk zu bringen, so durch Gründung eines christlichen Volksblatts, des „Bergedorfer Boten" und durch christliche Sonntagsschulen, deren erste im Jahr 1825 auf Anregung von England hin durch Pastor Rautenberg eröffnet worden war. Denn die Scharen der in Schullosigkeit und Sittenlosigkeit verwildernden Kinder wuchsen in erschreckendem Maße. Rautenberg schätzte die Zahl der Kinder, welche 14 Jahre alt wurden, ohne je eine Schule betreten und einen Buchstaben kennen gelernt zu haben, auf mindestens $1/10$. Daran war nicht nur die Gottlosigkeit, sondern vielfach auch

April **1832** in Hamburg an der Sonntagsschule.

die Armut der Eltern schuld, die sie nötigte, ihre Kinder vom 6. Jahre an oder noch früher zum Geldverdienen anzuhalten.

Für solche Kinder nun wurde Sonntags von christlichen Freunden und Freundinnen der Jugend 2—3 Stunden Schule gehalten. Der Unterricht beschränkte sich auf Lesen, Kenntnis der Bibel, des Katechismus und des Gesangbuchs. Klasseneinteilung, Unterrichtsgang, Schulordnung regelte und überwachte ein Oberlehrer. Bald wurden aus einem Sonntagsschulverein 2 mit mehreren Schulen. Beim Rücktritt des Oberlehrers der Sonntagsschule in der Vorstadt St. Georg empfahl Rautenberg den Lehrern und Lehrerinnen, den Kandidaten Wichern zum Oberlehrer zu wählen. Bald brachte dieser die beiden ihm übergebenen Sonntagsschulen noch mehr empor durch die ganze Art seiner Schulleitung, vornehmlich aber dadurch, daß er zur eigenen geistigen Hebung der freiwilligen Lehrer und Lehrerinnen diesen wöchentliche Bibelstunden zur Vorbereitung für ihren Religionsunterricht hielt, wie er sie auch zum Besuch der von ihm gehaltenen monatlichen Missionsstunden einlud. Ebenso bestärkte Wichern durch Wort und Beispiel die Gewohnheit, den Schülern auch in ihre Häuser nachzugehen, um sie besser kennen zu lernen und auch über die Schulzeit hinaus auf sie einzuwirken. Bei diesen Besuchen machte man aber erst recht betrübende Wahrnehmungen über die allgemeine Unwissenheit, Sünde und Not. Dies gab Anlaß, daß manche junge Kaufleute und Handwerker auch ihre Feierstunden für den Unterricht 20—40jähriger Personen opferten, die noch nicht lesen und schreiben gelernt hatten. Auch Amalie Sieveking ließ sich 6 ältere Mädchen zu diesem Zwecke zuweisen.

Juni 1832

Der Besuchsverein.

Wichern selbst trat aber außerdem noch einem eigentlichen Besuchsverein bei, der sich aus 13 oder 14 Männern gebildet hatte, einem Postsekretär Hachtmann, Kondukteur Schuback, einem Kaufmann, einem Schullehrer, einem Maler und ganz einfachen Handwerkern, die aber die kleinen Leute am besten verstanden und auch am besten von ihnen verstanden wurden. Dieser Verein machte sich zur Aufgabe, Unwissende und Frevler zum Wort Gottes zu rufen und an ihre Gemeindegeistlichen zu weisen. Er suchte Hunger und Kummer zu stillen, so weit nötig mit Inanspruchnahme der Armenanstalt und wohltätiger Freunde. Man nahm sich der Kranken an, verschaffte ihnen Pflege, übernahm auch Nachtwachen. Den Sonntagsschulen führte man verkommene Kinder zu; man sorgte auch sonst für die Verlassenen und Verwahrlosten. Über dieser Arbeit wurde

Wunsch nach einem Rettungshaus.

der Mangel eines christlichen Rettungshauses manchmal empfunden, am öftesten von Wichern. Doch hütete er sich gerade im Besuchsverein, davon zu sprechen, um nicht die eigenen Wünsche und die eigene Person in Vordergrund zu drängen. Da wurde in einer Sitzung ohne sein Zutun die Frage aufgeworfen, ob nicht von dem Besuchsverein selber ein Rettungshaus gegründet werden könne; er selbst wurde aufgefordert, wenn es so weit käme, die Leitung zu übernehmen. Jetzt wies er nicht ab was seit 8 Jahren der Gegenstand seines Nachdenkens und Strebens gewesen war. Die Freunde alle versprachen sich, die Sache in ernstliche Überlegung vor dem Herrn zu nehmen. Von ihm hofften sie auch bis zur nächsten Versammlung ein Zeichen seiner Zustimmung zu erhalten. Wichern verarbeitete, Tag und Nacht nachdenkend, betend, Baurisse entwerfend, den Gedanken. 8. Oktober 1832

Und schwerlich bis dahin ist ein christliches Werk so ausgebildet vor der Seele seines Urhebers gestanden, ehe nur die Hand an die Ausführung gelegt wurde, wie dies bei dem künftigen Lebenswerk Wicherns der Fall war. Er wurde sich zum voraus klar über seine Erziehungsgrundsätze und die ganze Art, wie Kinder in einem Rettungshause behandelt werden müssen. Wie er lebenslang sich alles angesehen und gemerkt hat, wovon etwas zu lernen war, so verflocht er in sein Anstaltsbild was er von Schleiermacher über Eigenart und Familie gehört, und was er wußte von den Anstalten Franckes, Pestalozzis und besonders Falks, von Beuggen und von Herrnhut. Eines stand ihm damals schon fest, daß das Kasernentum zu vermeiden und jedes Kind nach seiner Eigenart zu behandeln sei, auch jedes sich als Glied einer Familie fühlen müsse, in der Liebe regiert. Daher mußten familienartige Gruppen gebildet werden, von denen jede womöglich ein eigenes kleines Haus unter der Leitung eines Führers bewohnt. Also mußte durchaus nicht ein recht geräumiges Anstaltsgebäude, sondern eine Art von Rettungsdorf mit so vielen Wohnhäusern, als das Bedürfnis fordern wird, auch einem Handwerkerhaus und Ökonomiegebäude errichtet werden. Den Mittelpunkt des Dorfes aber sollte mit der Zeit ein eigener Betsaal samt Turm und Glocke bilden. Überhaupt sollte das Ganze einheitlich verbunden und in einem Sinn und Geist geleitet werden durch den Hausvater, dem alles untersteht.

Nun kann man für je 12 Kinder, die eine Familie zu bilden hätten, nicht entsprechend viele ältere, vielleicht sogar verheiratete Leiter

anstellen. Aber wenn etwa junge Handwerker von der Art, wie Wichern sie im Sonntagsschul- und Besuchsverein kennen und schätzen gelernt hatte, sich entschließen würden, statt nur etliche Stunden des Tages, ihr ganzes Leben dem Werk des Herrn zu opfern, das Rettungswerk zu einem Lebensberuf zu machen, dann könnten solche 3—4 Jahre dem Rettungshaus als Gehilfen dienen. Hernach könnten sie hier andern Platz machen, selbst aber anderswo mit der im Hamburger Rettungshaus empfangenen Ausbildung Hausväter oder überhaupt Laienhelfer für das Pfarramt werden, das namentlich in den großen Städten Jammer und Sündenelend aller Art allein nicht mehr erreicht, noch erreichen kann.

Inzwischen kam zu dem Postsekretär Hachtmann ein ihm sonst nicht eben freundlich gesinnter Mann und bat ihn, 300 Mk., den Ertrag einer „Reumiete" von ihm anzunehmen, da er so viel mit Armen zu tun habe; er sähe das Geld am liebsten für eine im Entstehen begriffene milde Stiftung verwendet. Als Hachtmann den Plan eines Rettungshauses erwähnte, war der Geber mit der Verwendung für diesen Zweck sofort einverstanden. Für die in Hamburg übliche Art der Quittierung in einem Blatte bedurfte es eines Namens, der für die richtige Ausführung des genannten Rettungshauses Gewähr bot. Wichern schickte Hachtmann mit Schuback zu Senator Hudtwalcker, der seit Jahren mit ähnlichen Gedanken wie Wichern umging. Hocherfreut sagte dieser seine Mitwirkung zu, auch bei einem vor allem zu bildenden Komitee. Ja er machte Aussicht auf ein Legat von 15000 Mk. aus einer Erbschaft, bestimmt „zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder." Dankerfüllt lobten die Freunde Gott nicht allein für die sich darbietende Hilfe, sondern auch für das ihnen damit gegebene Gnadenzeichen. Nur den persönlichen Wunsch Wicherns nach Verbindung einer Gehilfenanstalt mit dem Rettungshause warnte Hudtwalker dringend, vorerst nicht laut werden zu lassen, da dafür bei den Hamburgern kein Verständnis zu hoffen sei, und damit nur alles in Frage
12. Nov. gestellt würde. Ein Komitee wurde gebildet, in welches der Besuchsverein 2 seiner Mitglieder abordnete; im übrigen zog er sich auf seine eigentliche Aufgabe zurück, da das Rettungshaus gesichert schien. Zwar die Rettungshausstiftung wurde von entfernten Verwandten der Stifter angefochten. Allein die Freunde vom Besuchsverein beschlossen, im alleinigen Blick auf die unglücklichen Kinder und die Verheißungen des Herrn, die einst an Francke, Falk und vielen an-

dern sich wunderbar erfüllt hatten, fest zu bleiben. Es kamen auch weitere Beiträge von nah und fern. Christliche Dienstmägde sogar vereinigten sich zu einer Beisteuer. Ein unbemittelter Schuhmachergeselle brachte seinen lange gesammelten Sparpfennig, Silber und Gold. Schließlich wurde auch das beanstandete Legat dem Rettungshause zugesprochen. Man beriet bereits die Statuten der künftigen Anstalt.

Die größten Schwierigkeiten machte die Gewinnung eines geeigneten Hauses zur Unterbringung. Endlich half Syndikus Sieveking, ein Vetter Amalie Sievekings, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Hamburgs, aus der Not.

Er hatte sich zum Komiteemitglied hergegeben, und als Wichern der Familie seinen ersten Besuch in ihrem Landhause in Hamm machte, da fand er den Syndikus und seine treffliche Gattin in der richtigsten Stimmung, seinen mit Begeisterung vorgetragenen Rettungsplänen zu lauschen. Denn dieses Haus war einst von den Eltern der Frau Sieveking auf Anregung durch Pestalozzi hin als Rettungsanstalt für 12 Knaben errichtet worden. Die Anstalt war aber nie recht gediehen und nach dem Tode der Eltern hatte man mit Neuaufnahme von Zöglingen aufgehört. Sievekings selbst zogen ein, als nur noch einige Knaben da waren. An eben diesem 13. November aber hatte sich morgens der letzte Zögling verabschiedet. Deshalb sahen die frommen Ehegatten die Darlegungen Wicherns als einen von Gott ihnen gezeigten Weg an, die aufgegebene Schuld der Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern doch noch zu lösen.

Als man keine Wohnung für die Anstalt finden konnte, bot Sieveking Wichern einen Bauplatz als Geschenk an. Er war ganz niedergeschlagen, als Wichern ihm im April eröffnen mußte, daß der angebotene Platz leider ganz ungeeignet, auch zu eigenem Hausbau hinreichende Mittel doch noch nicht vorhanden seien. Wie nun aber der Syndikus am andern Morgen sein Gut durchwanderte, kam er auch zu einem alten, derzeit vermieteten Hause bei Horn. Es hieß nach einem früheren Besitzer allgemein „dat Ruge Huus" oder das Rauhe Haus. Da sagt ihm der Mieter, daß er das Haus auf den Sommer verlassen möchte. Das mit einem Strohdach gedeckte Haus war klein. Doch war daneben ein tiefer Brunnen, beschattet von der schönsten Kastanie der ganzen Gegend. Es gehörte dazu ein Garten und ein Fischteich. Sofort machte der Syndikus Wichern den Vorschlag, hier für die Anstalt einzumieten. Der edle Mann gab die vollste Freiheit, auf diesem Gute zu schalten und zu walten, auch nach Bedürfnis zu bauen. Er wollte sich nur vor der Öffentlichkeit nicht dafür ansehen lassen, als mache er so große

4. Februar 1833

Das Rauhe Haus.

Schenkungen. Als Wichern das Anwesen eingesehen hatte, sah er darin „die längst gesuchte Gabe und Hütte Gottes."

Jetzt konnte man Hand ans Werk legen. Nachdem das Bedürfnis eines Rettungshauses schon längere Zeit in öffentlichen Blät-
12. Septemb. tern erörtet worden war, wurde beschlossen, eine öffentliche Ver-
1833 sammlung in der Börsenhalle zu halten, der der ganze Plan zur Begutachtung vorgelegt werden sollte. Der Saal war überfüllt. Jeder Teilnehmer erhielt auf einem Blatte 3 gedruckte Sätze über Zweck, Einrichtung und Verwaltung der geplanten Rettungsanstalt nebst einer Zeichnung nach Wicherns Entwurf, S. 325. Sieveking, Wichern, Rautenberg erläuterten die 3 Sätze. Zur Widerlegung bereits erhobener Einwendungen wurde dabei namentlich betont, daß man zwar kein Waisenhaus oder bloße Herberge für arme Kinder, noch viel weniger aber ein zweites Zuchthaus für die Jugend errichten wolle. Niemand brauche zu fürchten, daß die Kinder durch ihren Aufenthalt im Rauhen Hause auf Lebenszeit gebrandmarkt würden. Man wolle die Kinder auch ihren Eltern nicht mit Gewalt, sondern nur mit gütlichem Zuspruch abnehmen, ihnen ihr Verfügungsrecht über ihre Kinder nicht rauben. Zweck der Anstalt sei, Kinder, die unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, in eine andere Umgebung, in ein gesundes, vom Geist der Liebe Christi getragenes Familienleben zu versetzen, damit der alte Familienstamm abgebrochen und Kräfte neuen Lebens von oben in sie hineingeleitet werden. So wolle man dem einzelnen Kinde dazu helfen, daß der bessere Mensch in ihm zur Herrschaft komme; im ganzen aber solle aus Häusern, die bisher die Brutstätten des Bettels und der Verbrechen gewesen seien, der Vaterstadt und dem Reich Gottes zu Nutz ein neues Geschlecht herangezogen werden. Dieses Ziel glaube man gar nicht anders erreichen zu können, als dadurch, daß man jedem Kinde möglichste Freiheit der Bewegung und Entwicklung einräume, es nur mit der einen schweren Kette der Liebe an das Haus binde. Als zum Schluß die Frage an die Versammlung gerichtet wurde, ob das Werk, wenn es sofort beginne, sich der Teilnahme der Anwesenden zu erfreuen haben würde, war die Antwort laute Zustimmung. Reiche Beiträge wurden gezeichnet, im ganzen bis Anfang November 6 500 Mk.

Eröffnung 31. Okt. 1833 Wichern zog am 31. Oktober ins Rauhe Haus ein mit Mutter und Schwester, welche die Haushaltung führen sollten. Er hatte

zwar schon eine Braut, Amanda Böhme, eine Urenkelin des berühmten Görlitzer Schusters. Bei der Sonntagsschularbeit hatte er sie kennen gelernt. Sie wurde ihm später die treuste Gehilfin bei seinem Werk, mit der er alles besprechen konnte, die auch mit ihm das Glück eines eigenen ungestörten Familienlebens der Arbeit an den Verlornen opferte. Vorerst aber sollte bösen Mäulern der Anlaß genommen werden, zu lästern, das ganze Rettungshaus sei nur gegründet worden, damit der Kandidat Wichern heiraten könnte. Deshalb verschoben sie die Hochzeit noch 2 Jahre.

Am 8. November kamen die ersten 3 Zöglinge. Bis zum Jahresschluß war mit 12 die Zahl der ersten Knabenfamilie voll. Schon im nächsten Jahre wurde für 2 weitere Knabenfamilien gebaut oder sonst Raum geschaffen. 1835 wurde mit der Errichtung eines Ökonomiegebäudes auch für eine freilich äußerst beschränkte Familienwohnung des Hausvaters Wichern und für die zur Aufnahme von Mädchenfamilien nötigen Gelasse gesorgt. In den folgenden Jahren entstanden Arbeitshaus, landwirtschaftliche und andere Gebäude und der längst geplante Betsaal. Damit war das Rettungsdorf da. 1839
Die einzelnen Wohn- und Arbeitsräume hatten ihre besonderen Namen wie „das Schweizerhaus,“ „die grüne Tanne,“ „der Bienenkorb,“ „der goldene Boden.“ Ganz in Wicherns Sinn schmückten von Anfang an Freunde die Wände mit Bildern, so das Wohnzimmer der Gesamtfamilie mit dem Bilde Jesu, der die Kinder segnet, den Betsaal mit einem solchen, auf dem Jesus die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft. Die kahlen Wände des Betsaals wurden zuerst mit Tannengrün, später mit der dauerhafteren Stechpalme geziert. Im Jahr 1848 betrug die Zahl der Hausgenossen schon 130, darunter 100 Kinder, von 5—20 Jahren und darüber.

Beschaffenheit der Zöglinge.

Knaben und Mädchen, welche aufgenommen wurden, kamen aus den traurigsten Verhältnissen heraus. Manche waren tierisch verkommen, viele durch frevelhafte oder trunksüchtige Eltern bereits zu verbrecherischem Tun herangezogen, namentlich hartnäckig im Lügen und Stehlen. Ein 12jähriger Knabe hatte schon 92 Diebstähle begangen. Viele waren auch schon als Vagabunden im Lande herumgezogen. Alle kamen mißtrauisch, widerwillig, bei sich selbst entschlossen, zu ihrem seitherigen Treiben so bald wie möglich zurückzukehren.

Die Aufnahme.

Aber mit dem Augenblicke ihres Eintritts in das Rauhe Haus wehte eine ihnen bisher unbekannte Luft sie an. Wenn ein Kind eingeliefert wurde, so war das erste, daß Wichern, solange die Ange-

hörigen noch im Hause waren, unter 4 Augen aufs herzlichste mit ihm redete. Er empfing es gleich mit dem Worte: „Alles was dahinten liegt, soll, soweit Menschen zu vergeben haben, dir vergeben und vergessen sein. Auch deine betrübten (?) Eltern wollen alles vergeben und vergessen. Willst du ein neues Leben anfangen?" Darauf forderte er als erstes Zeichen seines guten Willens das Versprechen, über die Vergangenheit allen Hausgenossen gegenüber zu schweigen, wogegen das Kind zu ihm jederzeit kommen und sich aussprechen dürfe; er werde ebenso darüber schweigen. Auch die wartenden Eltern mußten ihrerseits bestätigen, daß von ihnen alle Schuld vergeben und vergessen sei. In der nächsten Hausandacht stand das Kind in der Mitte der Hausgenossen. Wichern legte allen das Heilandswort aus: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Dann drückte er das schüchterne oder trotzige Kind väterlich an sein Herz und übergab es dem Führer oder der Führerin der Familiengruppe, der es fortan angehören sollte. Alle Kinder dieser Familie traten einzeln vor, jedes reichte ihm die Hand. Das tägliche Gebet beschloß die Aufnahmefeierlichkeit.

Das Familienheim. Das Familienheim, dem das Kind nun zugeführt wurde, war sehr einfach ausgestattet. Nur einige Bilder hingen als Schmuck an der Wand. Aber alles war ein Bild der Ordnung und Sauberkeit. Das Haus hatte sein gemeinsames Eigentum: Möbel, Veranda, Spielplatz, einen kleinen Gemüsegarten. Sofort aber bekam das neueingetretene Kind auch persönliches Eigentum in einem der 12 Fächer des Bücherbretts, sowie ein eigenes Gartenbeet, in dem es Blumen pflanzen durfte, die ihm gehörten.

In jedem Familienhause wohnte auch ein Brüderkreis. S. 337. Der Familienbruder aber war ausschließlich für die Kinder seiner Familie da und war angewiesen, jedes Kind nach seiner Eigenart zu beobachten und zu behandeln. Für Wichern selbst war es stets ein Gegenstand ernstester Erwägung, wie er jede Familie so zusammensetze, daß die verschiedenen Lebensalter, die körperliche und geistige Kraft, Gemütsart und sonstige Eigenschaften sich ergänzten, daß sie fördernd auf einander einwirkten, nicht aber zum Bösen sich reizten. Jede Familie wählte auch an Ostern aus ihrer Mitte einen Friedensknaben, der als Vertrauensmann aller dem Unrecht zu wehren und den Frieden zu erhalten hatte. Sollten die Kinder eines Hauses so zu einer Familie zusammenwachsen, so wollte Wichern sie doch auch wieder mit andern Kindern und Lebenskreisen in Berührung bringen, so beim Lernen und bei der Arbeit.

Der Unterricht.

Beim Unterricht nahm er ähnlich wie Francke die Kinder je nach den Kenntnissen im einzelnen Fach zusammen. Den größten Nachdruck legte er auf biblische Geschichte und Weltgeschichte, deren charakterbildende Kraft er hoch schätzte. Daher bereitete er jede Biblische Geschichtsstunde zuerst selbst mit den Brüdern vor, damit sie lernen, dieselbe recht lebensvoll vor das innere Auge der Kinder zu stellen und dadurch auf ihr Herz einzuwirken. Zum Schluß wiederholte er selbst die betreffende Geschichte, welche die Brüder getrennten Kindergruppen vorgeführt hatten, für alle Hausgenossen in einer Morgenandacht. Im übrigen behielt Wichern später sich nur noch den Gesangunterricht vor; andere Fächer gaben Schullehrer oder Kandidaten der Theologie (Oberhelfer).

Die Arbeit.

Bei Kindern und jungen Leuten, welche seither ihre Zeit in Müßiggang verbracht hatten, nun aber lernen sollten, ihr Brot einmal mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen, mußte jedoch, davon war Wichern überzeugt, die körperliche Arbeit den Lernunterricht überwiegen. Dieselbe war auch für den Kräfteüberschuß manches Burschen die beste Ableitung. Daher richtete Wichern seine ganze Aufmerksamkeit auf eine zweckmäßige Beschäftigung der Kinder.

Die Arbeit für die Mädchen fand sich von selbst. Aber auch den Knaben wies Wichern von Anfang an die verschiedensten Arbeiten zu. Er ließ sie abwechslungsweise im Haus und dessen Umgebung rein machen und Ordnung schaffen, so daß sich zuletzt eine regelmäßige Hausordnung bildete. Wenn die Knaben alles selbst schaffen würden, was sie brauchen, so hoffte er davon nicht bloß eine Erleichterung des Haushalts, sondern namentlich auch, daß seitherige Diebe und Verschwender eine bessere Wertschätzung für alles gewinnen, was sie genießen und mit was sie umgehen. Daher ließ er sie in der Anfangszeit durch seine Mutter, später durch Handwerker im Flicken von Kleidern, Säcken u. drgl. unterrichten. Weil sich die Herstellung von Lederschuhen nicht so leicht erlernte, fällte man auf den Rat eines wohlwollenden Nachbars eine kanadische Pappel, die im Garten stand, und machte sich aus Schnitzen von Holzpantoffeln, Kochlöffeln 2c. Die Freude am Neuen und der Wetteifer, es einander zuvorzutun, erwies sich sofort als ein treffliches Bändigungsmittel der widerstrebenden Geister. Später bekam man mit dem Eintritt von Gehilfen des Hausvaters allerlei Handwerker ins Haus, denen die Jungen je nach Anlage und Erziehungsbedürfnis zur Beschäftigung zugeteilt wurden. Selbstverständlich war auch immer eine Anzahl in Garten und Feld beschäftigt. Wichern schämte sich nicht, diese ihm ungewohnte Arbeit selbst noch andern abzusehen und abzulernen, damit er Zöglinge und Gehilfen besser anweisen und durch seine eigene Mitarbeit zu um so größerem Eifer anspornen könnte.

Seine eigene größte Freude und der Knaben höchster Stolz und Lust aber war es, wenn sie zum Bau neuer Häuser verwendet wurden. 2 Familienhäuser baute Wichern ausschließlich mit Zöglingen und Hausgehilfen. Als man ein eigenes geräumiges Arbeitshaus hatte, wurden sämtliche Knaben zur Arbeit in einem Saale untergebracht. Niedere, leicht verschiebbare Bretterwände schieden die einzelnen Handwerker. So war es möglich, daß 2 Gehilfen alles übersahen, und den Zöglingen sollte dadurch zum Bewußtsein gebracht werden, daß jeder für sich und mit seiner Arbeitsgruppe nur ein Glied an Einem Leibe ist, daß jeder nur bestehen kann, wenn der andere ihm hilft. Volle innere Befriedigung aber war nur zu finden, wenn Ein Geist alle erfüllte, keiner den andern zuwiderlebte, vielmehr jeder gegen den andern freundlich und dienstwillig sich bewies und sein eigenes Ich dem Ganzen unterordnete.

Erholung. Doch war Wichern weit davon entfernt, seine Zöglinge bloß zum Arbeiten erziehen oder gar sie nur fürs Haus ausnützen zu wollen. Durch die Arbeit sollten die verkommenen Menschen vielmehr Lebensfreude und Friede wiederfinden.

Daher wurde, wo es anging, zur Arbeit selbst gesungen. Nach vollendeter Garten- und Feldarbeit konnte Wichern sich mit den Knaben unter der großen Kastanie niederlassen. Die einen lagerten sich im Gras, andere kletterten in die Äste des Baums, und nun sangen alle mit den Vögeln um die Wette. Desgleichen gab es an den Winterabenden mehr leichte oder unterhaltende Arbeit, Papparbeit und drgl. Dazu las Wichern vor oder erzählte Geschichten, später auch Erlebnisse von seinen Reisen. Auch dies wurde immer von Zeit zu Zeit durch Gesänge unterbrochen. Denn Wichern beobachtete gar oft die belebende und veredelnde Macht des Gesangs sogar über ganz verwilderte Burschen.

Auch das eigentliche Spiel wurde gepflegt, so besonders Ballspiel, Schneeballenwerfen, Bauen von Schneefestungen und Erstürmen derselben. Dabei stieg der Jubel aufs höchste, wenn Herr Wichern selbst sich bei Kampf und Spiel beteiligte.

Festfeier. Großen Wert legte Wichern darauf, die kirchlichen Feste den jungen Leuten recht eindrucksvoll zu machen. Sollte der sonn- und festtägliche Besuch der Gemeindekirche in Hamm den Gesichtskreis der Hausgenossen über die engen Grenzen der Anstalt hinaustragen und sie lehren, sich als Glieder der Gesamtkirche zu fühlen, so hatte man doch für alle christlichen Feste eine eigene Hausfeier.

Die Vorbereitung erstreckte sich zum Teil über Wochen, so in der Advents-, Weihnachts-, Passionszeit, auch vor dem Reformationsfeste. Da wurden besondere Nachmittagsandachten gehalten. Ich kann jedoch nur die Weihnachtsfeier herausheben. Wochenlang arbeiteten die Kinder in strengem Geheimnis vor Wichern, für den es um diese Zeit verschlossene Türen gab, an Gaben, die sie ihm, oder vielmehr dem Hause am heiligen Abend bescheren wollten. Eine Familie verfertigte aus Holz und Pappe ein getreues Abbild des Rauhen Hauses bis auf den Eselswagen hinaus,

eine andere eine Festung oder eine Mühle, eine Krippe ꝛc. Die Mädchen lieferten Wäsche und ganze Regimenter von Strümpfen. Im Betsaal fand die Bescherung statt. Wichern freute sich innig über die Gaben der Kinder, in denen er einen Wiederschein der erbarmenden Gottesliebe erkannte.

Er lehrte diese armen Kinder aber noch weitere Weihnachtsfreude bereiten und die eigene Sparbüchse leeren für solche, die noch ärmer waren als sie. Schon am letzten Adventssonntag hatte jede Kinderfamilie sich nach Hamm und Horn begeben, um arme Alte, Lahme und Krüppel zum Feste einzuladen. Am Nachmittag des Weihnachtsfestes sodann wurden sie, bei Schneebahn im Handschlitten, abgeholt. Wichern begrüßte jedes einzeln, hielt an alle eine Ansprache. Die Kinder aber sangen:

Urquell selger Himmelsfreuden,
Jesus, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, dich zu kleiden,
Sei, mein Heiland, mir vergönnt.
Die ihr Brot den Armen brechen,
Ihm eröffnen Herz und Tür,
Ja zu denen wirst du sprechen:
Seid gesegnet, kommt zu mir!

Während des Gesangs überreichte eine Kinderfamilie nach der andern den ihr Zugewiesenen ihre Gaben: warme Jacke, Handschuhe, Strümpfe, Hemd, eine Tabakspfeife ꝛc. Wichern aber hatte noch weiter dafür gesorgt, daß jedes auch ein Säckchen mit Reis und eines mit Kaffee und eine Anweisung auf einen kleinen Vorrat von Torf, dazu ein Weihnachtsbild und ein Weihnachtslicht erhielt. Die Gaben wurden ihnen von den Kindern ins Haus gebracht.

Jetzt erst, am Abend des Weihnachtsfestes erfolgte auch die Bescherung für die Kinder. Dazu waren auch ihre Eltern und Geschwister geladen. Jede Familie und jeder Bruderkreis hatten ihren eigenen Christbaum. Unter demselben fanden sie was für jedes nützlich und erfreulich war, die Buben Schreibhefte, wollene Handschuhe, neue Hemden, die Kleinen Trommeln, Schnarren, Hampelmänner. Wichern ging mit seiner Frau durch die Reihen. Überall wurde er festgehalten und mit Dank überschüttet. Den Kleinen zeigte er die Verwendung ihrer Gabe. Dann wies er alle hin auf die Gottesliebe, die allein Menschen bewogen, sie mit Gaben zu überschütten; er betete und sang mit ihnen: „Gelobet seist du Jesu Christ.“

Manche Kinder behielten auch in diesen Stunden ihren harten Trotz und zornigen Widerwillen bei. Wichern übersah es geflissentlich oder sagte er gerade solchen ein besonders freundliches Wort. Am Ende prägte sich doch gerade die Christfeier solchen kalten und störrigen Naturen unauslöschlich ein. Das tat sich später in Briefen aus weiter Ferne kund. Ein Schiffskapitän erzählte Wichern von einem solchen wilden Burschen, daß er auf hoher See ihm und dem Steuermann die Kajüte am heiligen Abend aus freiem Antrieb mit Wachslichtern geschmückt habe. Ein anderer, der als Geselle ins Holsteinische gekommen war, beschenkte zu Weihnachten arme Kinder aus seinen Ersparnissen.

Zu andern Anstaltsfesten gab der Häuserbau Anlaß. Man feierte Grundsteinlegung und Richtfest und weihte endlich das fertige Gebäude ein. Jedes Haus hatte sein eigenes Jahresfest. Auch Frucht-, Kirschen- und Apfelernte, ebenso vaterländische Gedenktage wurden im Rauhen Hause gefeiert, wofern nicht schwere und demütigende Erfahrungen an den Kindern die Feststimmung verdorben hatten.

Erziehungskunst.

Ich füge nur noch einige Beispiele an, die uns die meisterhafte Art Wicherns zeigen können, das ganze Haus und einzelne zu behandeln, wie es ihnen dienlich war, für Bosheiten zu strafen und zu demütigen, aber auch den glimmenden Docht zu neuem Feuer anzublasen.

Er führte kein Strafgesetzbuch, sondern väterliche Zucht ein, strafte einmal durch Entziehung der Sonntagskleider oder der Ehre der Hausämter u. drgl., ein andermal durch Einsperren. In schwereren Fällen scheute er auch körperliche Züchtigung mit dem Stocke nicht. Nur nannte er jedem zum voraus die Zahl der Streiche, die er bekommen sollte und ließ ihn selber sagen, ob er gestehe, sie verdient zu haben. Eine Verschärfung ließ er nur eintreten, wenn etwa einer plötzlich unter den Schlägen anfing, für sein Seelenheil besorgt zu werden. Einen Knaben, der durch Leichtfertigkeit beim Spiel einen andern verletzt hatte, hieß er den Geschädigten bis zu seiner Herstellung pflegen. Einem andern, der seinen Kameraden wegen Unsauberkeit verhöhnt hatte, legte er auf, denselben 8 Tage lang zu reinigen. Mehrmals brachte er der ganzen Schar den Mißbrauch der ihnen zufließenden leiblichen und geistlichen Wohltaten dadurch zum Bewußtsein, daß er sie bei Tische auf schmale Kost setzte und Hausandacht und biblischen Unterricht so lange ausfallen ließ, bis sie selber kamen und um Wiederaufnahme baten.

Solche, welche auf andere guten Einfluß übten, ermunterte Wichern durch einen Blick, einen Händedruck oder sonstiges Zeichen seines Vertrauens. Aber auch in den Verhärtetsten wußte er Vertrauen und Liebe zu wecken. Ein Stiefvater übergab ihm seinen körperlich elenden, zwergartigen und infolge seiner seitherigen Behandlung tückisch und lügenhaft gewordenen Knaben mit den Worten: „Bei dem müssen Sie es mit der Hundspeitsche versuchen." An dem Tage, an welchem das Kind ins Haus getragen wurde, war gerade Grundsteinlegung für einen Neubau, aus welchem Anlaß Wichern jeder Familie ein kleines Geschenk machte. Einer Familie nun gab er eben diesen Knaben zum Geschenk mit der Versicherung, daß der Herr selbst bei ihr einkehren werde, wenn sie ihn in seinem Namen freundlich aufnehme. Alsbald wurde das Kind mit allen Zeichen der Liebe geschmückt. Die andern Familien hätten ihre Geschenke für dieses gern dran gegeben. Und siehe, bald war der Knabe innerlich und äußerlich wie umgewandelt, frisch, gesund, fröhlich und glücklich. Ein Ausreißer gestand Wichern nach längerem Zögern, daß er seine 2 schönen Tauben gern bei sich hätte. Dieser heißt ihn sie am nächsten Sonntag selbst holen. Er kann es nicht glauben, daß das Wicherns Ernst sei, nimmts übel, daß man mit seinen geheimsten Wünschen spiele. Als

er aber merkte, daß er wirklich selbst sie holen dürfe, da kamen ihm Tränen. Er ging zur festgesetzten Stunde und kehrte noch vor der Zeit glückstrahlend mit seinem Schatze wieder. Jetzt war er ans Haus gebunden.

Einen öffentlichen Erfolg seiner Erziehungstätigkeit erzielte Wichern bei dem schrecklichen Brande Hamburgs. Obgleich Gesindel das allgemeine Unglück zu Diebstahl und Raub benützte und auch das Rauhe Haus nicht unbewacht bleiben durfte, stellte Wichern doch an seine älteren Knaben die Frage, wer von ihnen den Mut habe, in der brennenden Stadt Hilfe zu leisten. 16 der stärksten Knaben fuhren mit ihm und einigen Brüdern zur Brandstätte. Sie leisteten von Freitag an bis Sonntag morgen fast ununterbrochen Dienste. Stets hielten sie treulich zusammen und ließen sich von andern weder zu Ungesetzlichkeiten noch zur Annahme von Belohnungen verleiten. Es erfüllte sie ein „ritterlicher Geist" der Selbsthingabe für die notleidenden Brüder. Auch nachdem der Brand gelöscht war, konnte man einen Teil der Knaben fast 2 Monate lang zum Abräumen von Schutt und Suchen nach verlorenem Eigentum in der Stadt verwenden. 1842

Die Entlassung der Kinder erfolgte in der Regel mit der Konfirmation. Da aber Wichern das zeitliche Zusammenfallen von Konfirmation und Geschäftseintritt als einen der schmerzlichsten Schäden unseres kirchlichen Lebens ansah, so erteilte er die Konfirmation wenigstens nicht nach dem Lebensalter, sondern wann er die jungen Leute für fähig hielt, ihr Bekenntnis und Gelübde mit Verständnis und eigener Willensentschließung abzulegen und daraufhin Leib und Blut des Herrn würdig zu empfangen. Entlassung.

Zeigte sich bei schon älteren Kindern nach 3jährigem Aufenthalt im Hause noch keine merkliche Besserung, so hielt er es für angezeigt und vielleicht sogar als das für sie selbst heilsamste, sie zu entfernen.

Befriedigende Unterbringung der zu entlassenden Mädchen wurde sehr erschwert durch die leichte Lösbarkeit des Dienstverhältnisses in Hamburg. Man behielt daher dieselben nach der Konfirmation gern noch einige Jahre im Hause, bis sie sittlich mehr erstarkt wären.

Die Knaben brachte man mit Vorliebe beim Handwerk unter, das mehr Sicherheit für fernere richtige Behandlung zu bieten schien, als Landwirtschaft (?) oder Matrosendienst. Doch mußte auch bei Handwerksmeistern öfters vom Hause aus eingegriffen werden, wenn sie den Lehrlingen ihr Recht nicht gaben, oder wenn in der Werkstatt Glaube und Liebe zu Gott und der zweiten Heimat im Rauhen Hause zerstört wurden. Die Verbindung mit der letzteren zu pflegen war Wichern sehr wichtig. Alle 14 Tage hieß er die Hamburger Lehrlinge ihren Sonntagnachmittag im Rauhen Hause zubringen. Hier fanden sie

wieder Aufnahme, wenn sie krank oder stellenlos geworden waren. Mit Auswärtigen wechselte er Briefe. Aus den von ihnen erhaltenen las er gerne den Kindern vor, damit in ihnen schon das Gefühl, hier eine bleibende Heimat zu haben, erstarke.

Weitere Einrichtungen.
1851 Das Rauhe Haus blieb nicht auf die Kinderanstalt für die unteren Volksklassen beschränkt. Allerdings ziemlich später wurde auch eine Pensionsanstalt für mißratene Söhne aus den höheren Ständen eingerichtet. Dagegen setzte Wichern frühe schon die Einrichtung einer Druckerei zum Dienste des Hauses und des Reiches
1840 Gottes durch. An diese schloß sich bald eine Buchbinderei und eine Verlagshandlung, die Agentur des Rauhen Hauses an. Man druckte und verlegte geschichtliche, theologische und naturwissenschaftliche Werke, zum Teil mit Abbildungen. Außerdem wurden ältere Erbauungsbücher wieder aufgelegt, gute Volksschriften verlegt. Es entstanden die weit verbreiteten und heute noch gern gelesenen „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause“ als Zeitschrift für Innere Mission. Sofort wird genauer zu reden sein von der Brüderanstalt.

Alle diese Erweiterungen des Werks setzte Wichern eigentlich im Kampf mit dem Verwaltungsrate durch, der sich mit Recht scheute, die ihm für ein Rettungshaus anvertrauten Mittel einem fremden Zwecke zuzuführen. Aber Wichern forderte für alle diese Dinge nie vom Verwaltungsrat Geld, nie begann er ein neues Werk, ohne daß ihm genügende Mittel gerade für diesen besonderen Zweck von seinen vielen, namentlich auch auswärtigen Freunden zur Verfügung gestellt worden wären. Ließ man ihn nur gewähren, so zeigte sich gar bald der Nutzen der Neueinrichtung auch für die Kinderanstalt, die dadurch neue Freunde und neue Einnahmequellen gewann. Man bekam für die Kinder mehr Erzieher, für viele geeignetere Beschäftigung und nach der Entlassung Lehrstellen. So gab der Verwaltungsrat, der Wichern Druckerei, Agentur und Brüderanstalt anfänglich je auf gesonderte Rechnung und eigene Verantwortung hatte treiben
1844 lassen, am Ende dessen Vorstellungen nach und bekannte sich zu dem ganzen Werke, das nur zum Nutzen der Sache in 4 selbständigen Sektionen verwaltet wurde.

Die Brüderanstalt.
Der Verwaltungsrat konnte bei aller Abneigung gegen eine Gehilfenbildungsanstalt Wichern doch mit dem Wachstum der Kinderanstalt Gehilfen für die Arbeit nicht versagen. Er bewilligte zuerst deren 2, später 5. Durch Besucher des Hauses und Wicherns

Jahresberichte vernahm man nun aber im Ausland von der tüchtigen Ausbildung der hier angestellten Gehilfen. Es kamen immer mehr Gesuche um Überlassung von solchen. Weil aber bei ihrer geringen Zahl nur selten einer abgegeben werden konnte, so machte Wichern auswärtigen Freunden und christlichen Kreisen den Vorschlag, geeignete junge Männer zur Ausbildung gegen Kostgeld hieher zu schicken. Da so die größere Gehilfenzahl die Kinderanstalt nicht beschwerte, vielmehr der Kindererziehung bloß zu gute 1838
kam, so konnte hiegegen der Verwaltungsrat nichts einwenden.

Es bildeten sich Vereine für Gehilfenausbildung, die je einen oder mehrere ins Rauhe Haus schickten. Der preußischen Regierung gefiel der Gedanke so gut, daß sie mit Wichern ein Abkommen über die Unterhaltung von je 12 Zöglingen traf, die später in Preußen sich verwenden lassen müßten und zwar zur Hälfte im Gefängnisdienst. So stieg die Zahl der Gehilfen, welche sich im 1845
Rauhen Hause ausbilden ließen, bald auf 35.

Dabei behielt aber Wichern Auswahl und Entlassung sämtlicher Gehilfen sich allein vor. Er wollte keine andern Gehilfen als solche, die ihr Handwerk oder Bauerngeschäft gründlich verstanden, nicht nur wegen der Arbeit fürs Haus, sondern auch deswegen, damit sie jederzeit zu ihrem alten Beruf zurückkehren könnten. Es erfüllte ihn mit Zorn, wenn auch sonstige Menschenfreunde ihm Leute zuschickten, die wegen körperlicher oder geistiger Unfähigkeit in erster Linie selbst versorgt werden sollten. Zeigte sich, trotz sorgfältigster Prüfung bei der Aufnahme, einer dennoch als untauglich oder unlauter, so wurde er ohne weiters entlassen. Auch gläubige Richtung allein befähigte in Wicherns Augen keineswegs. Er suchte Männer, die von der Liebe Christi schon ergriffen, den entschiedenen Willen zu einem Leben der Selbstverleugnung, Liebe und Geduld mitbrächten und dabei die für die berufliche Ausbildung nötige Begabung nicht vermissen ließen. Mancher Frömmigkeit schien ihm zu sehr pietistisch eng und einseitig. Wollten sie bleiben, so mußten sie sich den Geist der Freiheit, der im Hause regierte, zu eigen machen. Die Hauskinder gaben ganz von selbst den Gehilfen den Namen Bruder.

Das war Wichern nur lieb. Sollten sie doch mit Bruderliebe die Zöglinge umfassen und führen. Er ließ daher auch je 6 Brüder in einem Familienhause zusammenwohnen, den Kindern zum Vorbild, dem Familienbruder zur Stütze. Mit gutem Bedacht wurde auch dieser Bruderkreis eines Hauses, Konvikt genannt, zusammengesetzt, einem von den Brüdern selbst gewählten Konviktmeister unterstellt. Zu engerem Zusammenschluß

der Konviktsgenossen sollte eine alle 14 Tage stattfindende Abendstunde dienen, in der sie sich gegenseitig Rechenschaft gaben über ihre Tätigkeit, wobei namentlich auch unter ihnen selbst aufkeimende Meinungsverschiedenheiten und Mißhelligkeiten im Keime erstickt werden sollten. Über diesen Zusammenkünften standen Brüderversammlungen, in denen das Innenleben der sämtlichen Konvikte ausgetauscht wurde. Hievon wurden Protokolle aufgenommen und Wichern vorgelegt.

Die eigentliche Berufsbildung der Brüder geschah in bewußtem Gegensatz gegen den Seminarismus, den Wichern für eine der bedenklichsten Zeitkrankheiten ansah. Der eintretende Bruder wurde alsbald nicht bloß unterrichtet, sondern auch zu praktischer Tätigkeit angehalten. Morgens und Mittags abwechselnd hatte je die eine Hälfte der Brüder Unterricht, die andere mußte mit den Knaben arbeiten oder spielen. Sie sollten nie den bloßen Aufseher machen, sondern durch eigenes Mittun Vorbilder sein, Eifer und Freudigkeit der Kinder erhöhen. Dabei konnten sie sich nicht auf ihr eigenes Handwerk beschränken, mußten noch manches hinzulernen, was ihnen für ihren späteren Beruf nur nützlich sein konnte. Zu solchen gemeinnützigen Übungen gehörte auch die Anleitung zur Krankenpflege durch den Anstaltsarzt. Besonders befähigte Brüder wurden mit der Zeit selbst zum Unterrichten angehalten. Solche, welche zu Kolonisten-Predigern oder Lehrern sich eigneten, erhielten eine populäre theologische Ausbildung, mußten lernen, die Bibel auszulegen, Predigten und Andachten halten.

Alle aber wurden durch ihre Verwendung bei den Kindern eingeführt in Menschenkenntnis und die Kunst, Menschen zu behandeln. Jeder mußte über das, was er bei den Kindern erlebte, ein Tagebuch führen, das Wichern vorgelegt und in wöchentlichen Konferenzen seinem Hauptinhalt nach besprochen wurde. Am meisten konnten die Gehilfen von und an Wichern selbst lernen, der sie nicht nur unterrichtete, sie in die Bibel und die verschiedenen Werke der Innern Mission einführte, sondern ihnen persönliches Vorbild war, so bei der allgemeinen Hausandacht und in seiner Seelenführung, mit seiner ganzen Liebe, Treue und Opferwilligkeit. Wohl setzte auch sein rascher Zorn manchen Gemaßregelten auf eine harte Probe; er war aber ebenso bereit, getanes Unrecht sich vorhalten zu lassen, abzubitten und wieder gut zu machen.

Nahte die Zeit der Entlassung eines Bruders heran, so suchte Wichern ihn noch besonders zur Selbständigkeit zu erziehen, indem er ihm z. B. Besuche bei Lehrlingen oder bei den Eltern von Zöglingen, auch erzieherische Beratung von solchen Eltern übertrug,

deren Kinder wegen Überfüllung des Rauhen Hauses keinen Platz gefunden hatten. Wurde von auswärts ein Gehilfe begehrt, so legte Wichern dem Bruder, den er für diesen Posten geeignet hielt, den Ruf vor unter genauer Darlegung aller Verhältnisse. Für selbständige Stellungen wählte er aber nur bewährte und vollständig ausgebildete Leute von gut kirchlicher Gesinnung und einem Mut und Glauben, der im Vertrauen auf die Hilfe seines Heilands vor keiner Sünde und Not der Welt sich fürchtet. Jedoch nötigte er niemand zur Annahme eines bestimmten Postens. Mit der berufenden Stelle, Regierung, Gemeinde oder Privaten regelte er genau Rechte und Pflichten des Auszusendenden. Damit aber entließ er den seitherigen Bruder auch ganz aus seiner Dienstpflicht gegen das Rauhe Haus. Die Ausgesandten sollten nicht 2 Herren dienen. Es gab da weder Einmischung in ihr neues Dienstverhältnis mehr, noch Abberufung für einen andern Posten durch die Brüderanstalt. Nur ein sittliches Band sollte den selbständig gemachten Bruder noch an Wichern knüpfen; nur die brüderliche Gemeinschaft mit allen, die einst hier zusammen gelernt und gearbeitet hatten, sollte fortdauern.

Die Brüder des Rauhen Hauses fanden Verwendung in allen möglichen Diensten, hauptsächlich in Preußen, aber auch im übrigen Deutschland, in der Schweiz, in Holland, England, Frankreich, Rußland, in den Donaufürstentümern und der Türkei. Sie wurden Hausväter oder Gehilfen an Waisen- Rettungs- Werk- und Armenhäusern. Eine Anzahl wurde als Gefängnisaufseher angestellt. Andere wurden Helfer bei der Armenpflege und Stadtmissionare, Lehrer in Stadt- und Landschulen, Bibelkolporteure, Vorsteher von Herbergen, Ackerbauschulen 2c. In Nordamerika aber fanden sie Verwendung als deutsche Kolonistenpfarrer. Das beste Zeugnis ihres Wertes verschaffte der Brüderanstalt schwere Hungersnot in Oberschlesien.

Infolge von Überschwemmungen und Mißernten war dort Hungertyphus ausgebrochen. Täglich fand man Leichen auf den Feldern. Ganze Häuser und Höfe starben aus. Für die erste Not leisteten Barmherzige Brüder und Schwestern gute Dienste. Bald aber irrten Tausende von elternlosen Kindern obdachlos umher. Die großenteils polnische Bevölkerung, ohnedies mehr bigott als zur Selbsttätigkeit erzogen, war durch die außerordentliche Not vollends ganz abgestumpft worden. Auch Kaiserswerter Schwestern hatten Kranke gepflegt; sonst war von Evangelischen noch sehr wenig geschehen. Nur ein Fräulein Stach v. Golsheim eilte herbei und sammelte mehr als 50 Knaben und Mädchen um sich. Sie bekam nicht einmal brauchbare Dienstboten; so reinigte, kleidete, pflegte und unterrichtete sie die Kinder selbst und hielt sie in guter Ordnung. Vgl. S. 296.

1848 im Januar.

Als Wichern von solcher Not erfuhr, sah er es als seine Pflicht an, mit seinen Brüdern da Hand anzulegen. Er forderte Freiwillige auf, mit
im März. ihm hinzuziehen. Alle waren dazu bereit; doch konnte er zunächst nur 8 mitnehmen, denen später 3 weitere folgten. Der Verwaltungsrat bat in einem Aufruf um Geld, Kleider, Decken 2c. Graf Hochberg-Pleß hatte in freigebigster Weise die Kosten für die Waisenversorgung in seiner Herrschaft auf sich genommen und übergab mit Freuden den Brüdern die Arbeit. In Czarkow sammelten diese 120 Knaben und Mädchen, meist körperlich und geistig sehr zurückgebliebene Kinder. Sie hatten auch anfangs schwere Erkrankungen und 26 Todesfälle. Aber Graf Hochberg baute ihnen hier ein zweites Rauhes Haus mit 3 Familienwohnungen. Bei guter Pflege, liebevoller Behandlung und richtiger Abwechslung von Unterricht, Arbeit und Spiel erwachte in den Kindern bald Vertrauen, Frohsinn und Arbeitslust. Sie gewannen neue Gesundheit. Wichern kam im August zum zweiten Male nach Schlesien und zwar als Mitglied einer preußischen Regierungskommission, zu der er sich in Berlin hatte gewinnen lassen neben einem katholischen Regierungsrat, einem katholischen Schulrat und einem sehr freisinnigen, aber menschenfreundlichen jüdischen Arzte. Unangemeldet traf die Kommission in Czarkow ein. Da war es denn für Wichern Herzensfreude und nicht geringe Genugtuung, wie sie hier alles im besten Stande fanden, während sonst der Zustand der in Kosthäusern untergebrachten Waisen entsetzlich war. Sie befanden sich in Wohnungen, die in anderer Leute Augen fürs Vieh zu schlecht, am Zusammenfallen, ohne Licht und Luft waren. Ein Waisenkind schlief auf dem Dach eines Schweinestalls, ein anderes auf dem Boden eines Hauses, von dem das Dach abgedeckt war.

Wichern drang nun bei der Kommission zunächst auf Veranstaltung einer Statistik, die einen Überblick über die Zahl der vorhandenen Waisen gewährte. Nachdem die Halbwaisen aus der Fürsorge ausgeschieden waren, betrug ihre Zahl noch 4000. Sodann machte Wichern Vorschläge, wie für die katholischen Kinder ebenfalls kleinere Anstalten nach Art der Rauhe-Haus Familien gegründet und mit einander verbunden werden könnten. Allein sobald er Schlesien verlassen hatte, geriet die Sache ins Stocken.
Februar. Bei seiner Wiederkehr war man noch nicht weiter gekommen. Außer dem
1850 Mangel an geeigneten Persönlichkeiten zur Erziehung von Waisen wirkte das Mißtrauen und der Widerwille der katholischen Priester gegen den lutherischen Wichern herein. Diesmal war Wichern jedoch der Überbringer eines königlichen Handschreibens an den edeln Fürstbischof v. Diepenbrock, und Wichern, der aus seiner gut evangelischen Gesinnung nie einen Hehl machte, aber Christi Gebot der Liebe über alle Konfessionsunterschiede stellte, gewann mit der Zeit so viele Achtung bei den Katholiken, daß Diepenbrock 7 katholische Lehrer ins Rauhe Haus schickte, um die dortige Erziehungsweise kennen zu lernen. Allein Wicherns Forderung einer „Übersetzung des Rauhen Hauses ins Katholische," war für römischen Stolz und Mangel an Freiheitssinn eine zu starke Zumutung. Eine katholische Brüderanstalt mit Zweiganstalten nach Wicherns Sinn und Wunsch bekam das katholische Schlesien nicht, obwohl die preußischen Minister bereit waren, auf Wicherns Antrag 800 000 Taler zu bewilligen.

Die genauere Bekanntschaft mit den früheren Verhältnissen der Rettungshauskinder, sonstige Berührung mit den Armen, mit Handwerker- und Arbeiterkreisen, einzelne von Wichern mit erlebte bedenkliche Vorkommnisse in Hamburg, wie ein Volksaufruhr im Jahr 1830, die Choleraangst und Choleranot der beiden nächsten Jahre, dies alles hatte in ihm sich zu der Überzeugung verdichtet von unseres Volkes äußerer und innerer Not, von der daraus für Kirche und Staat erwachsenden Gefahr, von der Notwendigkeit, daß freiwillige Kräfte noch in ganz anderem Maße als bisher ihre Dienste zur Heilung des Schadens zur Verfügung stellen. Innere Mission.

Nachdem für die Arbeit unter den mit dem wahren Gotte unbekannten Heiden der Name Heidenmission längst üblich geworden war, drängte sich nicht etwa nur ihm der Gedanke auf, auch von einer Mission an den ins Heidentum Zurücksinkenden zu reden, Wichern aber war es, der dafür zur Unterscheidung von der nach außen wirkenden Heidenmission, oder der Äußern Mission, den Namen „Innere Mission"*) in Gebrauch brachte. Name. seit 1842

Früher schon hatte Wichern begonnen, für seine eigene Kinder- und Brüderanstalt auch auswärtige Kreise um Beiträge anzugehen, an diese dafür aber auch die von ihm geschulten Arbeiter abzugeben. Wie er so allenthalben gab und nahm, so wünschte er sämtliche Anstalten und Vereine für Leibes- und Seelenrettung in bleibende Berührung untereinander zu bringen, gegenseitige Bekanntschaft, Teilnahme und bewußtes Zusammenwirken zu veranlassen. Er wirkte darauf hin in seinen Fliegenden Blättern, brachte Briefwechsel der Anstaltsleiter, Austausch von Jahresberichten und drgl. und gegenseitige Fürbitte je am ersten Monatstage in Anregung. Wichern verstand es aber auch, für das gesamte Rettungswerk eine über bloße Beitragsleistung hinausgehende, lebendige Teilnahme in solchen Kreisen Annäherung der bestehenden Anstalten und Vereine.

*) Da in damaliger Zeit durchaus nicht alle frommen Kirchenglieder von Pflicht und Notwendigkeit der Innern Mission überzeugt waren, so bekam der Name Innere Mission zunächst die eingeschränkte Bedeutung der freien, mehr oder weniger selbständig organisierten Hilfstätigkeit gläubiger Gemeindeglieder für die Kirche. Nachdem aber die Kirche selbst, so ziemlich allgemein, es als ihre Pflicht erkannt hat, die Werke der Innern Mission zu unterstützen, oder noch besser, selbst Innere Mission zu treiben, so brauchen wir jetzt den Namen Innere Mission richtiger für die gesamte Rettungsarbeit von Kirche, Genossenschaften und einzelnen Frommen an den gefährdeten und verlorenen Kirchengliedern. Vgl. S. 136 f. Streng genommen müßten wir jene, von Wichern eingeführte, Innere Mission im engeren Sinn, diese Innere Mission im weitern Sinn nennen.

zu wecken, deren eigener Beruf mit solcher Arbeit nichts zu tun zu haben oder hoch darüber erhaben zu sein schien. Durch seine weiter und tiefer blickende Auffassung des christlichen Rettungswerks, und seine lichtvollen, überall auf Tatsachen gegründeten Darlegungen brachte er Handwerksmeister, Pfarrer, Adel, Fürsten und Regierungen zu der Erkenntnis, daß in dem Werk der Innern Mission nicht nur den Armen aufgeholfen, sondern ebenso ihre eigene, des Vaterlands und der Kirche Sache geführt werde, daß es darum eines jeden Pflicht sei, nach den ihm von Gott verliehenen Gaben und äußeren Mitteln an diesem Werke mitzuarbeiten. Ist Wichern für seine Bestrebungen Anfechtung, Haß und Schmähung von kirchlich enger, noch mehr aber von christentumsfeindlicher Seite nicht ganz erspart geblieben, so staunen wir doch noch mehr über die sonst in der Welt unerhörte Anerkennung und Unterstützung, die der Mann ohne höhern Titel bis hinauf in die höchsten Kreise gefunden hat. Bei dem umfassenden Schriftenwechsel, den vielen Besuchen, die von Angehörigen aller Stände in Rauhen Hause gemacht wurden, bei zahllosen Einladungen zu Familienbesuchen und allerhöchsten Audienzen, die an
seit 1837 Wichern auf seinen von Jahr zu Jahr häufiger unternommenen Reisen ergingen, bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und vielen der ausgezeichnetsten Männer und Frauen fast der ganzen evangelischen Christenheit. Es darf hier ganz besonders erinnert werden an das Vertrauen, womit Friedrich Wilhelm IV von Preußen ihn beehrte.

Am meisten aber wurde das Werk der Innern Mission, das mehr und mehr Wicherns ganzes Sinnen und Denken ausmachte, gefördert durch das Revolutionsjahr 1848. Nicht so, als ob zwischen beidem eine innere Übereinstimmung bestanden hätte; aber erst die Revolutionsgreuel und die dabei offen zu Tage tretenden widerchristlichen Bestrebungen waren imstande, vielen, die bisher nicht hatten sehen und hören wollen, Augen und Ohren zu öffnen und sie bereiter zu machen, sich zu rühren für die Rettung von Vaterland und Kirche vor noch Schlimmerem, als man schon erlebt.

Ich will versuchen, Wicherns Gesamtanschauung vom Werke
September 1848 der Innern Mission zu geben, indem ich seine Ausführungen auf dem ersten deutschen evangelischen Kirchentag in Wittenberg ergänze durch früher von ihm ausgesprochene Gedanken.

Wichern wies hin auf die nicht mehr christliche, sondern heidnische Gesinnung und Lebensführung, die sich inmitten der ge-

tauften Christenheit, bis hinauf zu den Reichen, Vornehmen und Höchstgebildeten finde und in der Revolution sich geoffenbart habe. Insbesondere gab er ein Bild von dem Elend und der Gottlosigkeit unter den wandernden Handwerksburschen, die doch auch unsern Gemeinden entstammen, denen aber niemand mit Gottes Wort diene.

In der wechselnden Arbeiterbevölkerung und dem ganzen Proletariat der großen Städte Europas sei, so führte er aus, der durch Unwissenheit, Verführung und Hunger gedüngte Boden des Verbrechertums und der Anarchie. In diesen Kreisen sei schon vor Jahren ein Bund geschlossen worden, der den Grundsatz habe, die Menschen zu persönlichen Feinden Gottes zu machen. Derselbe habe seine Sendlinge auch nach Deutschland geschickt, um Gottesleugnung zu verbreiten, und den Sturz von Thron und Altar vorzubereiten.

Kirchenlos seien auch die nomadenartig herumziehenden, oft im Elend verkommenden Eisenbahnarbeiter. Tiefste Nacht herrsche vollends in den Gefängnissen, wo Tausende von einst Getauften, von Licht und Trost verlassen, immer tiefer der Macht des Verbrechertums verfallen, teilweise geradewegs zum Teufel beten lernen; kaum entlassen, werden sie erst recht eine Pest für die Gesellschaft.

Den Beruf, Hilfe zu bringen, habe die Kirche und zwar wesentlich durch Entfaltung der Innern Mission.

Es liege freilich bei unserer evangelischen Kirche selbst ein entschiedenes Versäumnis vor, indem sie den Trieb, den Armen und Elenden zu helfen, zu frühe habe erlahmen lassen. Aber eine neue Zeit könne und müsse für sie beginnen. Schon sehe das Auge des Glaubens einen Tag Gottes heraufziehen. Aber kein Tagesanbruch ohne Buße! Fast allgemein sei in der Kirche der verderbliche Grundsatz verbreitet, daß die Kirche nur denen zu dienen habe, welche das Amt aufsuchen, also auch in die Kirche kommen, während Christus seine Liebe gerade darin geoffenbart habe, daß er das Verlorene suchte, bis ers gefunden hatte. Hier liege eine Schuld von Generationen, die wieder gut zu machen sei. Die Kirche dürfe nicht ruhen, bis alle wieder die Kunde von Christo empfangen. Kommen die Leute nicht zur Kirche, so müsse die Kirche zu ihnen kommen. Dafür seien aber neue Wege zu betreten.

(Die amtliche Kirche für sich allein sei machtlos, in die allzulange vernachlässigten, durch Sünde und Elend verwüsteten niedern Volksschichten wieder die Lebensquellen des Evangeliums zu leiten.) Aber Spener und Francke schon seien durch die neue Verkündigung des allgemeinen Priestertums Bahnbrecher für die rechte

Übung des Werks der Barmherzigkeit geworden. In neuster Zeit sei wieder viel geschehen durch die Liebesarbeit christlicher Frauen und die Fürsorge für die verwahrloste Kinderwelt. Allein die rettende Liebe dürfe sich nicht mehr so wie seither auf die Jugend und die Armen beschränken. Unsere innersten Zustände in Staat, Kirche und Gesellschaft bedürfen einer gründlichen Erneuerung durch die Innere Mission der Kirche. (Diese hat zwar nicht abzuurteilen über die Staatsformen und politischen Parteien. Mit Politiktreiben würde die Kirche sich vollends ihr Grab graben. Aber es müssen durch die Innere Mission alle Staatsbürger wieder mit dem Lebensodem aus Gott durchdrungen werden. Unsere deutsche evangelische Kirche muß fortschreiten zu einer wahren Volkskirche und das letzte Ziel muß eine aus Christo wiedergeborene Menschheit sein.

Die alleinige Quelle, aus der die Kirche neues Leben zu schöpfen hat, ist der im Glauben erfaßte Christus. Dieser aber will wohl im Wort, aber doch nicht bloß im Wort, sondern auch durch die Tat seine königliche Herrlichkeit verkündigen. Der Beruf zu den Taten rettender Liebe gehört allen, zuerst denen, die kraft ihres Amtes Recht und Pflicht haben, Mittelpunkte zu sein, Richtern und Predigern, aber ebenso allen Gemeindegliedern, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, denen das Heil des Vaterlands, der Kirche und des Volkes am Herzen liegt. Es müssen jedoch die glaubenslebendigen Gemeindeglieder erst zu diesem Dienste organisiert werden.) Das neuerdings gewährte Recht der freien Assoziation werde von der Kirche für ihre Aufgaben mit christlichem Geiste erfüllt! Alle bestehenden Werke christlicher Barmherzigkeit müssen mit frischem Eifer angefaßt, neue unternommen werden. So weist das Beispiel englischer und französischer Armen- und Arbeiterprediger auf die Straßenpredigt hin. Die verschiedenen Anstalten und Vereine der dienenden Liebe aber müssen zu einem bewußten Zusammenwirken gelangen. (Nur so wird die dienende Liebe der priesterlichen Gottesgemeinde zur weltüberwindenden Macht heranwachsen.)

Bis jetzt aber ist die Arbeit der Innern Mission nicht einmal gehörig bekannt. Manche scheuen sich, Hand an dieselbe zu legen, weil gerade in kirchlichen Kreisen vielfach ein Mißtrauen gegen sie besteht, als stünde sie der Kirche entgegen und als ob durch sie die Kirche untergraben würde, während diese im Gegenteil an der gesunden Praxis einen Einigungspunkt z. B. für Wissenschaft und Kirche, so auch für die bisher sich streitenden Konfessionen finden

könnte. Darum gipfelte die Wittenberger Rede in der Aufforderung: Die Kirche nehme die Arbeit der Innern Mission selbst in die Hand, unbeschadet der jener unentbehrlichen Bewegungsfreiheit. Sie drücke ihr an dem heutigen Tage ihren Stempel auf und erkläre: „Die Arbeit der Innern Mission ist mein. Die Liebe gehört mir wie der Glaube."

Wicherns Rede riß die Versammlung mit sich fort. Sogar solche, welche die Innere Mission zu bekämpfen gedacht hatten, erklärten sich für überwunden. So brachte Wichern am nächsten Tage auch noch einen Zentralausschuß für Innere Mission zustande. Zentralausschuß. Derselbe sollte durchaus keine Behörde werden, der die verschiedenen Anstalten und Werke der Innern Mission sich zu unterwerfen hätten. Er sollte vielmehr allen dienen namentlich in ihren gegenseitigen Beziehungen. Bisher war es vorgekommen, daß an Einem Orte die Vereine sich drängten und einander hinderten, weil sie zu wenig von einander wußten und keine Rücksicht auf einander nahmen. Anderswo suchte man Rat und Hilfe und hatte keine Ahnung, daß sie in nächster Nähe zu holen gewesen wären; oder man hätte genug hilfsbereite Kräfte zur Abhilfe für die Not haben können, wenn man es nur verstanden hätte, dieselben in Bewegung zu setzen. Da sollte nun der Zentralausschuß eingreifen, von den bestehenden Anstalten und Vereinen Kunde geben, sie in Berührung und Gemeinschaft mit einander bringen, das Schwache stärken, Anregung zur Ausfüllung vorhandener Lücken geben. Diesem Zwecke sollten namentlich auch künftige Kongresse für Innere Mission dienen, zu denen der Zentralausschuß die Einleitung zu treffen hätte. Der Ausschuß sollte selbst mit solchen Werken sich befassen, die das Ganze der deutschen evangelischen Kirche betreffen wie Schriftenverbreitung, Fortentwicklung von Jünglingsvereinen und christlichen Männervereinen, Fürsorge für arme Reisende, Wegarbeiter und landwirtschaftliche Arbeiter, die zu Zeiten fern von der Heimat Verdienst suchen, für deutsche Seeleute, Auswanderer, auswärtige Diaspora. Der Zentralausschuß fachte stets aufs neue den Kampf an gegen Trunksucht, Spielhöllen und drgl., er nahm die Ausbildung von Theologen und Laien für die Werke der Innern Mission in die Hand.

Zum Wichtigsten gehörte, daß der Zentralausschuß Wichern selbst als Reiseprediger für Innere Mission aufstellte. Derselbe suchte nun im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes Versammlungen, Vereine und Persönlichkeiten auf, die ein Herz für die Innere Mission und ihre Arbeiten hatten und in der

Lage waren, zu ihrer Ausbreitung beizutragen. Er gab Anregung zur Gründung von Landes- und Provinzialvereinen für Innere Mission, zeigte nach dem Vorbilde von Hamburg in großen Städten die Wege zur Einführung einer an die städtischen Parochieen sich angliedernden Stadtmission. Fürsten und Fürstinnen ließen sich von ihm Vortrag halten. Hier und dort wurde er zu Rat gezogen für einzelne gute Werke, die man anfangen oder vor dem Verkümmern bewahren wollte. Wichern erweiterte aber auch fort und fort seinen eigenen Blick, indem er allenthalben in Stadt und Land sich bekannt zu machen suchte mit dem geistigen und geistlichen Leben, mit der Volksnot und mit vorhandenen guten Einrichtungen. Ganz besonders aber wendete er überall auf seinen Reisen in Deutschland und auch bei einer Reise nach England seine Aufmerksamkeit dem Gefängniswesen und den Heimstätten der Verbrecherwelt zu.

Gegner.

Trotz Wicherns vielen und großen Erfolgen ist es doch nicht ganz ohne bittere Feindschaft und Gegnerschaft gegen ihn und das Werk der Innern Mission abgegangen. Freisinnige und Unglaubige verschrieen, je mehr Wichern von sich reden machte, desto mehr das Rauhe Haus als eine Brutstätte der Muckerei und Heuchelei, verdächtigten ihn sogar gröblich bei den Anstaltskindern und deren Eltern. Vor der Innern Mission wurde in der Presse gewarnt als vor einer Lebensgefahr für unser Volk. Aber auch von kirchlicher Seite wurde die Innere Mission schwer bekämpft, namentlich von einem Teil der strengen Lutheraner. Diese sahen in der Beiziehung von Laienhelfern eine Beeinträchtigung des kirchlichen Amtes, in den von Wichern geforderten freien Vereinen, ja schon in dem Namen Innere Mission (Sendung) nichts anderes als sektiererische Anmaßung und revolutionäre Bestrebungen. Sie nannten die Innere Mission ein „Schlinggewächs, das Stamm und Äste des Kirchenbaums zu überziehen und ihm alle Lebenskräfte auszusaugen drohe," hielten ein Zusammenbestehen von Kirche und Innerer Mission für unmöglich. Die letztere Befürchtung ist trotz Wicherns persönlicher Kirchenfreundschaft nicht so ganz ungegründet. Innere Mission ist in gewissem Sinne eine Gefahr für die Kirche als Anstalt und für die Wirksamkeit und Achtung der Kirchenbeamten. (Vrgl. S. 165 f.) Diese Gefahr kann die Kirche nur dadurch wegschaffen, daß sie die von der Innern Mission ihr aufgedeckten Fehler und Lücken erkennt und ihre Beseitigung sich ernstlich angelegen sein läßt, durch Rühren der eigenen Kräfte oder indem sie die Innere Mission in ihren Dienst

nimmt. Das ist auch seither im allgemeinen geschehen. Wichern hat mit Recht es für einen seiner schönsten Erfolge angesehen, daß die Gegner seiner mehr unionistischen Innern Mission dasselbe Werk wie er aufnahmen, ob sie nun den Namen Innere Mission mieden oder geradezu wie in Bayern eine „Gesellschaft für Innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche" gründeten.

Daß Wichern neben seinem Amte am Rauhen Hause eine so umfassende Tätigkeit für die Innere Mission in ganz Deutschland entwickeln konnte, wurde äußerlich ermöglicht zuerst durch ein namhaftes Geschenk eines auswärtigen Freundes von Wichern, später durch eine Sammlung der Freunde vom Zentralausschuß, wozu auch der König von Preußen beisteuerte. Diese Gaben setzten Wichern in Stand, auf seinen Gehalt vom Rauhen Hause zu Gunsten eines ständigen Stellvertreters zu verzichten, so daß Wichern dem Rauhen Hause ein bestimmtes Maß von Arbeit und Kraft nicht mehr schuldete. Seinen Platz hier ganz aufzugeben, war ihm innerlich unmöglich. Er konnte, wie er später einmal sich ausdrückte, dieser seiner eigensten Gründung „die Treue der Liebe nicht brechen," meinte, wenn er das täte, müßte er vielen ein Ärgernis geben. Er gab sich der Hoffnung hin, dadurch, daß er die Oberleitung des Rauhen Hauses behielt, diesem den seitherigen Geist erhalten und durch seine vielen neuen Beziehungen ihm und seiner Brüderanstalt wieder in anderer Weise nützen zu können. Dem Werke der Innern Mission im ganzen aber glaubte Wichern seine Kraft noch viel weniger entziehen zu dürfen. Er sah die von allen Seiten des Vaterlandes „nach seinem Dienste rufenden Stimmen als unabweisbare Forderungen des Herrn der Kirche" selbst an. So mußte es ihm auch als ein Fingerzeig von Gott erscheinen, als der genannte Ausweg sich ihm auftat. Der Verwaltungsrat des Rauhen Hauses aber willigte ein, weil auch er dem Willen Gottes nicht widerstreiten wollte.

Ähnliche Erwägungen auf beiden Seiten waren maßgebend, als nach etlichen Jahren die Aufforderung der preußischen Regierung an Wichern erging, seine Dienstleistungen zwischen dem Rauhen Hause und Preußen zu teilen. Die ihm diesmal angebotene Wirksamkeit sagte Wicherns ganzer Art, seinem evangelischen und republikanischen Freiheitssinn weniger zu. Er lehnte aber auch hier nicht ab, da ihn die Aussicht lockte, Einfluß zu gewinnen auf Gebieten des größten protestantischen Staates in Deutschland, welche bisher „für die Lebenskräfte des göttlichen Reiches unerreichbar" geschienen hatten.

Wichern preußischer Ministerialrat.

Wichern hatte dem preußischen Staate und seinem Könige die verschiedensten Dienste geleistet, nicht nur durch Ausbildung von Brüdern. Er war, wie wir wissen, Mitglied der Kommission für Schlesien gewesen; in sonstigen Fragen betreffend Sittlichkeit und äußere Not war sein sachverständiger Rat eingeholt worden. Namentlich aber verband Wichern mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV das Bestreben, „den erneuernden Kräften des Christentums den Weg zu den Gefangenen zu eröffnen." Hiezu schien beiden unerläßlich, daß die Gemeinschaft der Verbrecher bei gemeinsamer Haft aufgehoben und, wo nur immer möglich, das pennsylvanische System der Einzelhaft eingeführt werde. Der König, angeregt durch einen Besuch in Pentonville und Berührungen mit Elisabeth Fry, hatte das Zellengefängnis in Moabit bei Berlin mit bedeutenden Kosten errichten lassen. Im Oktober 1850 hielt Wichern dem Könige Vortrag über Reform des Gefängniswesens. 1852 und 1853 nahm er im Auftrag der preußischen Regierung eine Inspektion der Gefängnisse in sämtlichen preußischen Provinzen vor. Er achtete dabei auf die gesundheitlichen Verhältnisse, auf Arbeit und Disziplin bei den Gefangenen, wie auf das Beamtenpersonal. Sein besonderes Augenmerk richtete er auf die Behandlung der jugendlichen Verbrecher, auf Gefangenen-Predigt, Seelsorge und Unterricht und die zur Entlassung kommenden Gefangenen. Darauf wurde Wichern mehrmals
seit Juni **1854** zu Konferenzen, die der König mit seinen Ministern in der Gefängnisfrage hielt, beigezogen. Dabei handelte es sich namentlich um Moabit, das Musteranstalt sein sollte. Es hatte sich aber herausgestellt, daß nicht einmal hier die Einzelhaft wirklich durchgeführt war, kurz gesagt, weil die Beamten nicht wollten. Zur Entschuldigung wurde vorgebracht, daß man dem Wahnsinn und dem Selbstmord, als den selbstverständlichen Folgen einer streng durchgeführten Vereinsamung, vorbeugen müsse.

Nun wurde Wichern beauftragt, der Sache auf den Grund zu gehen. Nach genauster Prüfung der Akten, der Aussagen der Beamten und derer der Gefangenen stellte sich ihm als Ergebnis heraus, daß die Behauptung von vorgekommenen schlimmen Wirkungen der Einzelhaft auf Irrtümern und Unwahrheiten beruhe. Sein Eindruck war: Gott hat in den Zellen sein Werk; aber Menschen treten ihm in den Weg, einerseits dadurch, daß sie dies Schaffen Gottes in den Herzen stören lassen durch die Berührung mit verhärteten Verbrechern, andererseits durch ihre rein bureaukratische, herzlose, vielfach unver-

nünftige Behandlung der Gefangenen. So sind diese wie in Polareis eingefroren und die Sonne der Gnade muß ihnen ganz anders scheinen, wenn dies Eis gelöst werden soll. Die Gefängnisse selbst sind die Stätten wahrhafter Volksentnervung, in denen die Reste der Gewissen vollends ausgebrannt und zu allem was gottwidrig ist, fähig werden. Soll es anders werden, dann sind vor allem erfrischende Geistesquellen in die Öde der seitherigen Beamtenwirtschaft zu leiten. Daher schlug Wichern eine völlige Umwandlung der Anstalt in Moabit, insbesondere vollständigen Wechsel im Beamtenpersonal vor. Beides wurde dadurch, daß der König zu Wichern stand, durchgedrückt. Von dem neuen Personal verlangte Wichern, daß es vom Direktor und Pastor herab bis zum untersten Aufseher in Einem christlichen Geiste verbunden sei; sämtliche Beamten müssen technisch gebildet, im preußischen Anstaltsdienst erfahren, von der Bedeutung der Einzelhaft überzeugt sein. Er erbot sich den für den Posten des Direktors und den des Geistlichen passenden Mann zu nennen. Zum Polizeiinspektor, und Lehrer, zu Werkmeistern, Oberaufsehern und Aufsehern schlug er durchweg Brüder vom Rauhen Hause vor. Wichern verlangte für sie keine wesentlich andern Rechte als für sonstige Beamte; nur solle eine Hausordnung eingeführt werden, die den Brüdern die (für ihren geistlichen Dienst) erforderliche freie Bewegung lasse, auch ihnen selbst mehr Freizeit zur Sammlung ihrer geistigen Kräfte und soviel Wechsel in der Arbeit gewähre, daß sie davor bewahrt bleiben, ihren Dienst maschinenmäßig zu verrichten. Bis 1. Dezember 1856 war alles nach Wicherns Vorschlägen eingerichtet. 37 Brüder vom Rauhen Hause standen in verschiedenen Stellungen an der Anstalt in Moabit.

Unter der nicht durchweg glatt sich abwickelnden Umwandlung des Zellengefängnisses war der Wunsch Friedrich Wilhelms immer lebhafter geworden, den Mann, der so ganz nach seinem Herzen war, selber nach Preußen zu ziehen. Nach verschiedenen Verhandlungen wurde Wichern das sonst unerhörte Anerbieten gemacht, und von ihm angenommen, daß er Vorsteher des Rauhen Hauses bleiben, im Sommer ganz dort wohnen solle, im übrigen aber preußischer Ministerialrat und Mitglied des Oberkirchenrats, mit dem Titel Oberkonsistorialrat, werde und den Winter in Berlin zubringe. Wichern bekam nun dienstlich Einblick in alle preußischen Strafanstaltssachen, die Berichterstattung betreffend Neueinrichtungen im Gefängniswesen, Neubauten, Anstellung der Oberbeamten, Unterricht und Erziehung,

Abgang nach Berlin 19. Februar 1857

Einzelhaft zc.; er hatte die einzelnen Strafanstalten regelmäßig zu bereisen, nötigenfalls Besserungsvorschläge zu machen. Desgleichen sollte er das Armenwesen in den verschiedenen Provinzen beaufsichtigen, für Aufstellung richtiger Grundsätze in der Armenpflege besorgt sein. Sein Platz im Oberkirchenrat verschaffte ihm Gelegenheit, die Geistlichen, besonders die jungen, persönlich kennen zu lernen, für die Stellen, die seiner Fürsorge befohlen waren, die rechten Männer zu bekommen, und auf Weckung des Interesses für Gefangenen- und Armenwesen bei der Geistlichkeit im allgemeinen hinzuarbeiten.

Es versteht sich von selbst, daß die hohe Stellung, welche Wichern jetzt im preußischen Staate einnahm, ihm das Eingreifen auch bei manch anderem Anlaß erleichtern und ihm mehr Entgegenkommen verschaffen mußte, als ein Privatmann gefunden haben würde. Gleichsam als Geschenk zu seinem Eintritt in Preußen wurde ihm die
1858 Gründung des Johannesstifts in Berlin ermöglicht, das mit einem Stamm von 12 Brüdern des Rauhen Hauses begonnen, freilich nur sehr allmählich zu einer dem Rauhen Hause ähnlichen Anstalt heranwuchs. Auch hier übernahm Wichern das Vorsteheramt mit einem ständigen Stellvertreter.

Den Beruf, in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 unserer kämpfenden und blutenden Armee die Dienste der brüderlichen Liebe entgegen zu bringen, leitete Wichern für seine Brüder aus deren Namen, für sich selbst aus seinem Beruf an den Notleidenden und Gefährdeten überhaupt her. Auch darum war es ihm zu tun, daß die Innere Mission mit solchem Liebesdienste die ihr innewohnenden nationalen Gedanken zum Ausdruck bringe. So rief er die Felddiakonie ins Leben.

Blicken wir noch einmal zurück auf dasjenige Gebiet, das Wichern hauptsächlich in den preußischen Dienst gezogen hatte, die Gefangenenbehandlung, so hatte weniger die eigenartige Anstellung des „Ausländers“ und „Republikaners“ Wichern als die strengere Durchführung der Einzelhaft und die Verwendung der Brüder vom Rauhen Hause sofort im preußischen Abgeordnetenhause und in der Presse die heftigsten Angriffe erfahren. Das Abgeordnetenhaus forderte wiederholt ein Gesetz, das die Anwendung der Einzelhaft regle. Denn diese kann zwar, wenn sie nicht zu lange währt, eine Wohltat für solche Gesetzesübertreter sein, die anders werden wollen; sie ist aber für die vorsätzlichen Verbrecher die allerempfindlichste Verschärfung

ihrer Strafe. Man redete von der Übertragung des Gefängnisdienstes an einen protestantischen Orden, nur insofern mit Unrecht, als die Brüder keinem auswärtigen Oberen unterstellt waren und der staatlichen Behörde tadellos gehorchten. Es hieß, durch die geistliche Tätigkeit der Brüder vom Rauhen Hause werden die Gefangenen geärgert, Schwache wohl gar wahnsinnig gemacht werden, wie auch sonstige Krankheiten durch die geistliche Bearbeitung verschlimmert und verlängert werden müssen. Man fürchtete, die frommen Brüder werden den Gefangenen die ihnen gestatteten Annehmlichkeiten, namentlich das Lesen unterhaltender und naturwissenschaftlicher Bücher rauben. Derartige Beschuldigungen hat später ein Anstaltsarzt, Dr. Bär, in einer Schrift über das Gefängniswesen am kräftigsten widerlegt. Derselbe sagt von der Anstalt in Moabit, daß sie im Vergleich mit andern Anstalten sogar des gemeinschaftlichen Haftsystems eine auffallend geringe Ziffer von Selbstmorden und Geisteskrankheiten aufweise und schreibt einen wesentlichen Anteil an diesem günstigen Ergebnis der eingehenden Aufmerksamkeit und dem liebevollen, freudigen und doch festen, kurzweg verständigen Wesen der hier angestellten Aufseher zu. Von einem fanatischen Bekehrungseifer hat er nie etwas erfahren; dagegen gebührt ihrem eigenen, sittlichernsten Lebenswandel im Dienst, im Leben und in der Familie das höchste Lob, während sonstige Aufseher nicht nur völlig unbekannt mit dem ganzen Treiben und Wesen eines Zuchthauses in den Dienst treten, sondern auch teilweise durch ihr eigenes Verhalten der Verwaltung mehr Schwierigkeiten machen als ein Teil der Gefangenen.

Kampf gegen die Brüder an Gefängnissen.

Im ganzen ist zu sagen, daß Wichern vollständig recht hatte, wenn er sagte: „Man meint, durch besondere Anstalten Menschen zu bessern; die Menschennatur läßt sich aber nicht wie ein Kleid oder stückweise bessern oder verbessern; es kommt vielmehr auf die Schöpfung eines neuen Lebens an und dieses neue Leben kann nur geboren werden aus der Freiheit des christlichen Glaubens." Daher hatte er ebenso recht, wenn er für den Gefängnisdienst ein technisch und christlich gebildetes Personal forderte. Wichern hat aber die Grenzlinie der evangelischen Freiheit doch übersehen, wenn er aus Gefängnisaufsehern zugleich eigentliche Arbeiter für Christum machen wollte. In militärischer Aufseheruniform, den Säbel an der Seite, kann man nicht für den Herrn Christum arbeiten, der um die Seele wirbt wie ein Bräutigam um die Braut. Nach dem Evangelium kann auch ein Gefängnisaufseher an einem Gefangenen arbeiten, wenn er

etwa einen zerknirscht in seiner Zelle trifft. Aber im Dienst selber kann nur das Gesetz gelten und was Wichern sich dachte, daß seine Brüder den Dienst für Christum und den Dienst für die staatliche Ordnung in jedem Augenblick verbinden müssen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.*)

Wenn in der Abgeordnetenkammer der Vorwurf des Pietismus gegen Wichern immer wiederkehrte, so konnte Wichern wohl die Beschuldigung, jene ältere, weltflüchtige Art von Pietismus einführen zu wollen, mit Recht von sich abweisen. In Wirklichkeit war er aber der Vertreter eines neuen, werktätigen und welterobernden Pietismus, der gerade in der Unterwerfung der Gefängnisse unter christliche Oberaufsicht und Leitung, in ihrer allmählichen Übergabe an Eine christliche Brüderschaft ein wichtiges Stück christlichen Staates erstrebte. Aus diesem Grunde kann man dem Abgeordnetenhause seine Abneigung gegen die Wichernschen Brüder nicht so sehr verübeln. Dasselbe ging soweit, die Kündigung des von der preußischen
Okt. 1862 Regierung mit dem Rauhen Hause geschlossenen Vertrags betreffend Ausbildung von Brüdern für den Gefängnisdienst zu fordern. Eine Zeitlang bildete das Rauhe Haus mit eigenen Opfern noch weiter Brüder für diesen Zweck aus. 1895 aber betrug ihre Zahl in den preußischen Gefängnissen nur noch 10.

Es wird von der Annahme des preußischen Staatsamtes durch Wichern überhaupt zu urteilen sein, daß er damit nicht das Richtige getroffen hat. Das eine Wort Jesu: „Niemand kann 2 Herren dienen," hätte ihm den Willen Gottes klarer zeigen können als alle Aussicht auf Wirksamkeit fürs Reich Gottes. Wichern mußte auch

*) Einmal sollte ein Oberaufseher mit Hilfe eines Soldaten einen Gefangenen in den Arrest abführen, der im Streit einen Kameraden schwer verletzt hatte und auch beim Verhör sich ungebärdig benahm. In der Zelle setzte sich der Gefangene nochmals zur Wehr, verwundete den Oberaufseher und wollte dem Soldaten das Gewehr entreißen. Jetzt gab der Oberaufseher den Befehl, zu schießen. Der Empörer fiel tot nieder. Die Presse schlug darob entsetzlichen Lärm, um so mehr, als der Vorfall sich in einer Filialanstalt von Moabit zugetragen hatte. Das Schwurgericht sprach vernünftigerweise den Oberaufseher frei. Wichern aber erklärte in einem Rundschreiben an die Brüder, seinerseits den sonst trefflich bewährten Oberaufseher nicht rechtfertigen zu können; „denn es ist unsere Aufgabe — vor allem den Gefangenen gegenüber nicht an uns zuerst und an unsere Sicherheit, sondern an den Herrn, dem wir in den Gefangenen dienen wollen, zu denken und nie zu vergessen, daß er nicht gekommen ist, Menschenleben zu verderben, sondern zu erretten." Diese Forderung an einen Strafbeamten scheint mir widersinnig, besonders weil in dem gegebenen Falle nicht nur das Leben des Oberaufsehers, sondern auch das des Soldaten bedroht war.

elbst noch den Schaden am Rauhen Hause wie an seiner eigenen Person erfahren. Sein Stellvertreter, Inspektor Rhiem, leitete zwar das Rauhe Haus mit musterhafter Ordnungsliebe und Treue; aber der von Wichern so hoch gehaltene Geist der Freiheit schien der Anstalt verloren zu gehen. Nachdem infolge offener Aussprache Rhiem einen Abschied genommen hatte, schien keine andere Wahl mehr üb-
:ig, als daß Wichern die Verbindung mit Preußen löse, um seine 1872
Kraft wieder ausschließlich dem Rauhen Hause zu widmen, worin er durch den Eintritt seines Sohnes Johannes in die Anstalt unterstützt wurde.

Aber schon war seine eigene Kraft durch die Anstrengungen seines doppelten oder eigentlich dreifachen Amtes zu tief erschüttert, indem er auch die Tätigkeit im Zentralausschuß für Innere Mission, zuletzt als dessen Präsident, behalten hatte. Schon 1866 hatte ihn der erste Schlaganfall getroffen. Er hatte sich wieder erholt; nach abermaliger starker Ermattung wiederholte sich der Schlaganfall im April 1874. Jetzt war auch die geistige Kraft des zuvor unermüd-
lichen Arbeiters in einem Grade gelähmt, daß die letzten 6 Jahre † 7. April
seines Lebens nur noch eine fortgesetzte Leidens- und Prüfungszeit 1881
für ihn waren.

Wicherns Name bleibt allen denen unvergeßlich, die das Glück hatten, noch unter seiner Leitung zu lernen und zu arbeiten. Seine große Liebe zu Vaterland und Kirche wie zu den Verlorenen in unserem Volke hat die einen gerettet und viele andere auf den Weg des Kampfes gegen Sünde und Not in der Welt hingewiesen. So sollen seine vielen Verdienste im einzelnen unangetastet bleiben. Andererseits wird zugegeben werden müssen, daß er die Bedeutung der Innern Mission im ganzen überschätzt und vieles für Reichgottesbau angesehen hat, was im besten Falle vorübergehenden, irdischen Wert hatte.

i. Biblische Beleuchtung der religiösen Bewegung des 19. Jahrhunderts durch Johann Tobias Beck.

Quellen: Riggenbach, Johann Tobias Beck. Hauck, Realencyklopädie. Calwer Kirchengeschichte Württembergs. Zöckler, Die christliche Apologetik im 19. Jahrhundert. Becks Schriften und Vorlesungen von 1872/75. Lindenmeyer, Briefe und Kernworte.

Es ist mir nicht möglich, der ganzen weitern Entwicklung der Innern Mission nach der Seite der Evangelisation wie der Barm-

herzigkeitsübung geschichtlich nachzugehen. Die Hauptvertreter dieser doppelten Tätigkeit haben wir kennen gelernt, früher schon in Zinzendorf, sodann in Werner, Fliedner, Wichern und andern. Sie haben bis auf die Gegenwart in Frommen innerhalb der Kirche und aus Sektenkreisen viele Genossen und Nachahmer gefunden. Aber nicht zu umgehen ist ein nochmaliger eingehender Hinweis auf die Gefahren und Schäden, welche aus dieser ganzen Arbeit selbst wieder erwachsen. Was an ihr göttlich, was menschlich sei, hat niemand schärfer erkannt und beleuchtet als Johann Tobias Beck.

Leben — Aus Becks Leben kann ich nur herausgreifen, was auf seine eigentümliche Stellung innerhalb der gläubigen Theologie und der Kirche Bezug nimmt, seine Lehre erklärt oder ergänzt.

geb. 22. Febr. 1804. — Johann Tobias Beck ist am 22. Februar 1804 in dem sehr schön am Fuße der schwäbischen Alb gelegenen Städtchen Balingen geboren, dessen Bewohner sich durch starken Unabhängigkeitssinn auszeichnen. Der Vater, ein Seifensieder, war auf der Wanderschaft der Kirche ziemlich entfremdet worden. Dennoch wurde Becks geistliche Entwicklung nicht, wie bei vielen andern, durch den Rationalismus der Zeit verkümmert oder verschoben. Er hatte eine Mutter, die sich nicht satt lesen konnte an ihrer Bibel, und außerdem hatte er das Glück, von klein auf von trefflichen Lehrern geleitet zu werden. Namentlich Professor Köstlin in Urach, wohin Beck zur Vorbereitung aufs theologische Studium mit 14 Jahren kam, wies den lerneifrigen Seminaristen hin „auf das Eine Notwendige und auf die göttliche Quelle der Wahrheit". Er bestärkte ihn in Fleiß und Treue, machte ihn aber los vom gewöhnlichen Ehrgeiz. Köstlin blieb der Leiter seiner Studien auch noch in der Universitätszeit. Denn schwere Erkrankung, zum Teil durch übermäßiges Studium hervorgerufen, machte Beck vom 4. Semester an, in dem man in Tübingen mit der Theologie beginnt, den Besuch aller Vorlesungen unmöglich. Vom 6.—8. Semester studierte er unter vielen Hemmnissen in seiner Heimat weiter, hielt aber in seinen Kenntnissen dennoch Schritt mit den Ersten seiner Promotion.

April 1827. — Daher wurde auch dem 23jährigen Manne gleich nach seinem Examen, ohne daß er zuvor als Vikar Dienste geleistet, eine eigene Pfarrei, Waldtann, anvertraut. Denn der Arzt hatte wegen seiner Kränklichkeit zur sofortigen Gründung eines eigenen Hausstandes geraten. Die arge Verwahrlosung der Gemeinde nötigte den neuen Pfarrer, den Unordnungen in Kirche und Schule alsbald mit der Zucht des Gesetzes entgegenzutreten. Nur für seine eigene Person begehrte er keinen obrigkeitlichen Schutz. Auch suchte er in Predigt und Jugendunterricht einen neuen Samen auszustreuen und die Neukonfirmierten durch schriftlich gegebenes Versprechen zu ehrbarem Wandel anzuhalten. Dafür sammelte er die Jugend am Sonntagabend um sich und las z. B. aus Campes Robinson vor. Obwohl der Zustand der Gemeinde sich sichtlich besserte, fehlte doch der Ortsbehörde das Verständnis dafür, was sie an ihrem Pfarrer hatte. So ließ sie ihn schon nach 2½ Jahren weiterziehen nach Mergentheim.

Hier wirkte Beck 7 Jahre lang als Stadtpfarrer und Oberpräzeptor 1829—
der Lateinschule. Er war in dem katholischen Städchen der erste evange- 36.
lische Geistliche, mußte daher die Gemeinde erst sammeln und namentlich die Männer ans Hören des Wortes Gottes gewöhnen, manche neu zum Glauben bringen. Diese Tätigkeit war ihm wohl weniger durch die im Sommer anwesenden Kurgäste, als durch den weltförmigen Hofhalt des Herzog Paul von Württemberg erschwert. Aber unerschrocken bezeugte er, daß Hofleute wie Landleute, Gebildete wie Ungebildete durch die nämliche enge Pforte der Buße und Demütigung hindurchmüssen, um zum himmlischen Leben Jesu Christi einzugehen. Als Dekanatsverweser fürs Oberamt Mergentheim gewann Beck einen Einblick in das Gebaren der Bezirksbeamten und wies gelegentlich an hoher Stelle darauf hin, wie „zwischen Volk und Regierung eine Beamtenkaste sich eingeheckt hat, die jenem das Vertrauen zu seiner Regierung und den Genuß ihrer Wohlmeinung raubt und dieser den klaren Einblick in das Volksleben versagt." Umgekehrt suchte er aber auch beruhigend auf die Bevölkerung einzuwirken nicht nur in der Predigt, sondern auch durch Benützung des Mergentheimer Wochenblatts, so bei der revolutionären Gärung im Jahr 1830 und bei der Choleraangst von 1831. Daneben fand der Vielbeschäftigte aber auch noch Zeit zu gediegenen wissenschaftlichen Abhandlungen, was ihm einen Ruf an die Universität Basel verschaffte. In Mergentheim hatte Beck durch seine Schultätigkeit und sein persönliches, ebenso charaktervolles als friedfertiges Verhalten hohe Achtung selbst bei Katholiken und Juden, bei seiner Gemeinde aber solche Liebe erworben, daß 40 Familien sich verpflichten wollten, jährlich 750 fl. aufzubringen, damit ihrem Stadtpfarrer das ihm allmählich lästig gewordene Schulamt abgenommen werden könne und er ihnen erhalten bleibe. Sie drangen aber bei der Regierung nicht durch,
und so nahm Beck den Ruf nach Basel an. 1836—

Dort war er angestellt von einem „Verein zur Beförderung christlich- 43.
theologischer Wissenschaft und christlichen Lebens", der in ihm ein Gegengewicht gegen die mehr zerstörende als bauende Arbeit der vorhandenen Professoren, namentlich de Wettes schaffen wollte. Beck erfüllte sehr gut die in dieser Hinsicht auf ihn gesetzten Hoffnungen, war nur seinerseits wenig zufrieden mit der mangelhaften Vorbildung der Basler Theologen, denen er eine Anstalt und einen Studiengang nach Art des Tübinger Stifts gewünscht hätte. Die in Basel damals schon üblichen „öffentlichen Vorlesungen" und ein engerer Kreis von Zuhörern, die sich am Sonntagabend in seiner Wohnung zu freier Besprechung von biblischen Stoffen und Zeitfragen bei ihm einfanden, gaben Gelegenheit, noch über den Kreis der Studierenden hinaus zu wirken. Zwischen Beck und seinem „Konkurrenzprofessor" de Wette bildete sich aber bald ein Verhältnis persönlichen Vertrauens und eigentlicher Freundschaft aus, wie denn Beck bei seiner vielen Kritik es stets als Grundsatz aussprach: „Wir urteilen hier nicht über die Person, wie das auch kein Mensch kann — darüber ist Gott Richter — aber über ihr wissenschaftliches und theologisches Werk." „Es ist oft der Mann besser, christlicher, als sein System, wie umgekehrt das System oft besser ist als der Mann." Dagegen geriet Beck bald in Streit

mit der Leitung des Basler Missionshauses infolge einer von ihm am Missionsfest 1838 gehaltenen Predigt, worin er die Sprüche behandelte: „Du danksagest wohl fein, aber der andere wird nicht davon gebessert" (1. Kor. 14, 17) und „Du lehrest andere und lehrest dich selbst nicht" (Röm. 2, 21). Es spielten mit herein Meinungsverschiedenheiten über Zöglinge, die Beck dem Missionshause zugeführt hatte, und die einzelne andere Zöglinge in ihrem Gewissen bedrückende Forderung der englischen Kirchenmission, daß die in ihren Dienst tretenden Missionare sich auf die vielfach katholisierende anglikanische Kirchenordnung verpflichten lassen müßten. Beck unterstützte diese Zöglinge in ihrer Abneigung, ein solches Menschenjoch sich aufladen zu lassen, was viele Missionsfreunde ihm heute noch nicht verziehen haben. Sie würden wohl anders urteilen, wenn sie die Geschichte der dänisch-halleschen Mission genauer kennen würden. Vgl. auch Gal. 2, 3—5.

In Tübingen 1843—78.

Im April 1843 folgte Beck einem Rufe an die Universität Tübingen, wo er bis zu seinem am 28. Dezember 1878 erfolgten Tode lehrte.

Beck sagte einmal zur Erklärung von Offb. 3, 8: „Der Herr schließt Herzen auf. Man braucht keine Agenten hinauszuschicken und zu kolportieren und zusammenzutreiben. Der Herr zieht. Der Vater zieht. Da stehen Sie nicht verlassen in Ihrer Wirksamkeit, wenn Sie auch eine kleine Kraft haben und isoliert sind. Wie ich hieher kam und alles hier hegelisch und baurisch lehrte, so hieß es: „Sie können hier nicht mehr Theologie vortragen wie in Basel. Hier gilt von der Schrift nur weniges mehr. Da kann man nicht unmittelbar vom Wort Gottes ausgehen." Ich glaubte es nicht und blieb dabei. Und es wurde mir eine Tür geöffnet. Es hat mir niemand geholfen. Aufgeboten wurde alles Mögliche gegen meine Wirksamkeit. Es ist doch gegangen." —

Wie mir ein älterer Freund erzählt hat, der in der ersten Zeit von Becks Lehrtätigkeit in Tübingen studierte, saßen anfänglich in mancher seiner Vorlesungen 2—4 Zuhörer. Später brauchte er den größten Hörsaal für eine Zuhörerschaft von durchschnittlich 160, einmal 174, von denen die meisten sich keines seiner Worte entgehen ließen. Zwar die Württemberger verhielten sich mit wenig Ausnahmen immer ziemlich zurückhaltend. Denn Beck entsprach nicht der „wissenschaftlichen" Richtung des Stifts. Manche lernten ihn erst später schätzen, wenn sie selbst im Amt waren. Dafür stieg die Zahl der von auswärts kommenden Theologen von 30 im Semester auf durchschnittlich 100, einmal 146, die fast ausschließlich Beck hören wollten. Sie kamen nicht nur aus Deutschland und der Schweiz, sondern auch aus Amerika und England, Frankreich und Rußland, Schweden und Griechenland, obwohl vielfach alle Mittel angewendet wurden, um diese jungen Theologen vom Besuch von Tübingen abzuhalten.

Man hat von Norddeutschland und von Bayern aus versucht, Beck als Irrlehrer wegen katholisierender Rechtfertigungslehre und als Kirchenstürmer zu verdächtigen und die württembergische Kirche an ihre Pflicht, gegen einen solchen aufzutreten, erinnert. Aber das Konsistorium, wenn es schon keineswegs beckisch gesinnt war, wußte, welche Förderung und welchen Halt Staat und Kirche in den schlimmsten Zeiten an diesem einen Manne gehabt und ließ sich nicht zum Vorgehen wider ihn reizen. Er brauchte sich nicht einmal gegen die plumpen Angriffe zu verteidigen. Selbst wissenschaftliche und kirchliche Gegner traten für ihn ein. Es war überhaupt merkwürdig, welch großes Ansehen dieser Mann auch in nichtstudentischen Kreisen genoß, obwohl er wegen andauernder Kränklichkeit in Tübingen in keiner Weise mehr in die Öffentlichkeit trat, niemandes Gunst suchte, außer auf dem Weg zur Aula oder einem Umweg zu seinem Gütle oder in den Wohnungen der Tübinger Armen kaum zu sehen war. Als im Jahr 1848 Gassenbuben ihm wie andern eine Katzenmusik bringen wollten, tat sich sofort eine Anzahl Bürger zusammen, es zu verhindern. Was damals niemand mehr auf der Kanzel hätte sagen dürfen, konnte er noch sagen. Denn man wußte, daß er sich grundsätzlich von allem politischen Treiben fern hielt, war aber an ihm gewöhnt, daß er brennende Zeitfragen auch auf der Kanzel unter das Licht des Wortes Gottes stellte und zu jeder Zeit nach oben und nach unten, nach rechts und nach links sagte was zu sagen war. 1867 mußte er infolge von Schwindelanfällen sogar das Predigen aufgeben. 1857.

Becks Einfluß auf die Studentenschaft rührte, wenigstens in den letzten Jahren seines Wirkens, fast bloß aus den Vorlesungen her.

Denn die Zahl derer, die mit ihm persönlich verkehrten, war sehr klein. Wenn man ihn aufs Gütle begleitete, so war die Unterhaltung in der Regel nicht lehrhaft, sondern man redete von allem, was der Weg oder die hingeworfene Bemerkung eines Teilnehmers darbot. Beck lehnte geradezu die zuweilen an die theologischen Professoren gestellte Forderung ab, mit den Studenten zusammenzusitzen und die einzelnen Lehrpunkte ihnen annehmbar zu machen. „So," sagte er, „macht man einen Schneider, aber keinen Theologen." Seelsorgerlichen Rat hat er wohl immer einzelnen schriftlich und mündlich gegeben; aber auch das war unter gewöhnlichen Verhältnissen entbehrlich. Wer sich sagen lassen mochte, bekam reichlich, was er brauchte, im Kolleg.

Zwar der Text von Becks eigentlicher Vorlesung, den er ausdrucksvoll diktierte, unterschied sich nicht gleich auf den ersten Blick von anderem bibelgläubigem Lehrvortrag. Dagegen füllte Beck in meiner Studienzeit

wohl die Hälfte der Stunde aus mit freier Zwischenrede, was die Studenten „Expauken" nannten. Diese Zwischenreden ließen hie und da einen regelrecht ausgeführten Satzbau vermissen. In lebendigem Wechselgespräch, ohne Namensnennung, führten sie einen unbekannten Dritten redend ein oder richteten sie sich gegen Bücher oder vorgekommene Ereignisse oder Praktiken, von deren Vorhandensein die wenigsten Zuhörer wußten. So waren sie manchmal schwer verständlich. Es war auch nicht Becks Art, auf eine eben eingegebene bittere Pille gleich einen Zucker zu reichen. Die Anerkennung des Guten in einer Sache, die er heute tadelte, kam ein andermal. Daher stießen eben die Zwischenreden viele ab, welche die Welt bisher nur von der besten Seite kennen gelernt hatten und nun argwöhnten, Beck wende sich gegen eine von ihnen hochverehrte wissenschaftliche Größe, gegen ihnen heilig scheinende kirchliche Lehre und Brauch. Manchmal hatten sie auch recht mit ihrer Vermutung; sie fühlten sich verletzt und befestigten draußen in der Welt das Vorurteil gegen ihren einstigen Lehrer. Zum größten Teil aber gingen die Zwischenreden die Zuhörer persönlich an. Auch da konnte ein wohlmeinender Hörer äußern: „Er trappt so auf einem herum." Viele mochten das nicht leiden, wie ein Ehrlicher unter ihnen es offen ausgesprochen haben soll: „Dem Beck gehe ich nicht mehr ins Kolleg; da müßte ich ein anderer Mensch werden." Nie gab Beck in diesen Zwischenreden bloß Kritik, sondern sein Hauptaugenmerk war stets darauf gerichtet, den neuen Menschen zu pflanzen, die schon vorhandene Pflanze durch Beschneiden zu reinigen und zu neuem Wachstum anzuregen. Wer daher in innern Kämpfen um Glauben, Gerechtigkeit und Wahrheit stand oder gestanden war, wem „die Hetzer und Feuermacher (oft die sonst besten Bücher)" angst gemacht hatten: „du darfst keine Ruhe mehr haben Tag und Nacht, bis du das und das erreichst," wer in seinem Leben schon gelitten hatte unter anderer Leute Glaubenszwang und frommer Ungerechtigkeit, diese alle atmeten neu auf, sie gewannen wieder Hoffnung und Vertrauen und vor dem Christentum Achtung. Denn hier hieß es: „Wahrheit ist überall die erste Frage." Solche Leute empfanden in den Zwischenreden am meisten ihre wohltuende Milde, fanden auch aus dem Tadel heraus, was Beck selbst einmal so ausgesprochen hat: „Ich rede damit nicht einer Person oder Personen zu leid und keinen zur Freude, sondern ich fühle mich unter Ihnen als Hirt und Vater, und es ist mir darum zu tun, Sie zu warnen vor theoretischen und praktischen Abwegen, die um Sie her sind, und soviel als möglich Sie davon frei zu machen."

Ich möchte die Lehren Becks auch den Theologen der Gegenwart empfehlen.

Seit den siebziger Jahren hat die Zahl der Theologiestudierenden um die Hälfte oder mehr abgenommen. In manchen Gegenden Deutschlands steigert sich immer mehr die Verlegenheit, woher man die Leute nehmen soll, um die vorhandenen Pfarrstellen zu besetzen. Sollte wirklich dieser Mangel, wie behauptet wird, seine Hauptursache in den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen, in unverhältnismäßig

geringer Besoldung der Geistlichen oder in den gesteigerten Anforderungen beim Examen haben? Das wäre doch ein trauriges Armutszeugnis für die Verleugnungskraft und den Fleiß der gegenwärtigen Studenten. Übrigens wird vielleicht sogar gegenwärtig mehr gearbeitet auf der Universität als früher. Nein, die Hauptursache liegt anderswo: was die moderne Theologie den Studierenden bietet, das befriedigt höchstens ihren Verstand, das begeistert sie nicht, sondern nimmt ihnen den Mut zum Weiterstudieren und die Freudigkeit fürs Amt. Warum sonst gäben so viele das Studium der Theologie wieder auf? Examinierte gehen sofort zu einem andern Beruf über oder drücken sich Jahre lang auf Hofmeister- oder sonstigen Lehrstellen herum; jede Abhaltung vom sofortigen Eintritt ins kirchliche Amt ist ihnen recht. Es muß ja nach so vielen Abstrichen an Bibel und kirchlicher Lehre, welche die heutige Wissenschaft macht, der religiöse Gehalt des Christentums auf einen ungenügenden Rest zusammenschrumpfen. Wie viele Professoren lenken noch ihre Zuhörer auf die Unterstützung des Geistes von oben für Studium, persönliches Leben und Amt? Für diesen starken geistigen Ausfall kann kein Wissen, keine bessere technische Ausbildung, keine Einführung in schöne Gottesdienste und christliche Werke Ersatz bieten. Können edle Jünglinge noch an eine Wahrheit in dem von ihren sonst hochverehrten Lehrern vorgetragenen Christentum glauben, wenn diese stets voll Angst sind, es möchte der oder jener, einmal ins Amt gekommen, der Gemeinde verkündigen was sie ihn gelehrt haben, oder gar ihr die Augen öffnen über den himmelweiten Unterschied zwischen dem alten Glauben und den „Ergebnissen" der heutigen Wissenschaft? Ist es recht, einem jungen Mann überhaupt zuzumuten, daß er Kinder und Erwachsene eine Woche um die andere ernsthaft belehre über Dinge, die ihm Fabeln geworden sind, daß er Gebetsworte vor ihnen spreche, die seiner innersten Überzeugung widersprechen? Ist es da ein Wunder, daß vielfach die Besten vor einem solchen Studium und Amt zurückbeben, daß die frömmsten Eltern ihren Söhnen davon abraten? Ich teile mit den wissenschaftlichen Theologen die Befürchtung, es möchte früher oder später zu einem völligen Bruch der Frommen mit Theologie und Kirche der Gegenwart kommen. Ich würde das nicht für gut halten, obwohl die Frommen schließlich gar keinen andern Ausweg mehr wissen werden (vgl. I, 148). Ebensowenig ist der in Norddeutschland schon so oft gemachte Vorschlag zu billigen, man solle die theologischen Professoren wieder an eine bestimmte Lehre binden. Derselbe widerspricht

der Vernunft wie der Freiheit des Evangeliums. So wird es an den Vertretern der theologischen Wissenschaft sein, sich zu besinnen: Können nicht wir dem Bruch vorbeugen durch Selbstbeschränkung in der Kritik und dadurch, daß wir selber in den positiven Gehalt des Urchristentums wieder tiefer einzudringen suchen? Es ist doch nicht bloß Aufgabe der theologischen Professoren, Forscher und Kritiker zu bilden, sondern vielmehr Lehrer des Christenglaubens zu erziehen. Da kann man doch nicht sagen: wir müssen alle neuesten Ergebnisse der Forschung den Studenten mitteilen, können uns nicht darum kümmern, ob ihr persönlicher Glaube diesen Mitteilungen schon gewachsen ist, oder darüber zu Schanden geht. Und sind denn alles Ergebnisse, was von Männern der Wissenschaft dafür ausgegeben wird? Ist nicht vieles bloße Vermutung, aufgebaut auf grundfalschen Prinzipien oder voreiligen Schlüssen aus wirklichen Ergebnissen, wie in letzter Zeit aus den babylonischen Funden? Man teilt den Studenten alle Angriffe auf den Christenglauben, alle Christentumskonstruktionen von Männern mit, die das ABC des wirklichen Christentums noch nicht kennen, man versteht es dagegen, mit einem einzigen Wort die Jünger Jesu oder Männer wie Augustin, Bernhard, Spener der Verachtung und lebenslangen Nichtbeachtung zu überliefern. So bleiben bei der angeblich alles umspannenden theologischen Ausbildung Schätze der Erkenntnis und Weisheit, welche die christliche Literatur birgt, sehr vielen Theologen des 19. und 20. Jahrhunderts verborgen.

Möge die Erinnerung an Beck dem und jenem wieder Mut machen zur Kritik der Kritik und Christentumsverstümmelung unserer Tage und solchen, welchen bei ihrem Suchen nach dem wahren Christentum der Boden unter den Füßen wankt, wieder festen Grund zeigen!

„Mit Demonstrationen", sagt Beck, — ich gebe im folgenden seine eigenen Worte regelmäßig in kleinem Druck — „kommt ihr aus dem Strudel nicht hinaus. Ihr widerlegt gründlich und sinkt selber immer tiefer hinein. Es gilt einen anderen Weg, einen moralischen, d. h. einen Weg, wo es sich nicht nur fragt: wie muß ich denken? sondern: wie muß ich mich verhalten, was muß ich werden?"

Becks Kritik.

Becks erstes Absehen geht ebendaher durchaus nicht auf die Bekämpfung der Feinde des Christentums oder der links stehenden Theologen, im Gegenteil.

„Der Unglaube ist nicht das erste gewesen, sondern der mißbrauchte, mißhandelte, verstümmelte und mit Zusätzen, mit Menschentradition angehäufte Glaube. Dort muß man auf der Wache stehen, wie der Herr auf der Wache stand, nicht gegen den sadduzäischen Unglauben zunächst, sondern gegen den Pharisäismus."

Dabei sind diejenigen, die sich zu Verkündigern und Verteidigern des Christenglaubens aufwerfen, oft genug selbst abhängig von der Zeitrichtung, kranken an den Zeitschäden, die Beck für seine Zeit in die drei Worte zusammenfaßt: Überschätzung des Wissens; übertriebene Pflege des Gefühls und Tätigkeitswut. Überschätzung des Wissens.

In den Fachwissenschaften schwillt der Wissensapparat, der Wissens-Stoff und Besitz fort und fort an bis zur Gefahr des Berstens und Erstickens." Sogar ins Volksleben „bricht eine Wissensmasse aus allen Gebieten wie eine Überschwemmung herein. Alles bis auf Kochkunst und Schneiderei soll und will sich Wissenschaft nennen."

Der Fehler der Philosophen ist, daß sie alles in Begriffe stellen, bloße Formbegriffe, die in einem kurzen Wort den Inhalt der Dinge wiedergeben wollen, wobei sie aber vielfach das Leben und vollends das überweltlich Reale verkennen und beiseite liegen lassen.

Beck wünscht eine Philosophie und Naturwissenschaft, die als Prinzip, als Anfang, Gesetz und treibende Kraft von allem den lebendigen Gott setzt. Denn Verständnis des Lebens und Wesens gewinnen wir von uns aus nicht. Nur die äußere Natur ist uns überlassen. Statt dessen haben wir eine Naturwissenschaft, die ein Gemisch von Hypothesen (Vermutungen) ist und auf der ganz verfehlten Grundanschauung beruht, alles sei Ein Mechanismus.

„Was jetzt dasteht als Materialismus, ist, man mags bestreiten, wie man will, nur die Konsequenz aus den zu Grunde liegenden mechanischen Begriffen, die die Naturwissenschaften beherrschen. Das kam daher, daß die Naturwissenschaft von der Theologie keine Wesensbegriffe bekam. Was hätten die alten Naturforscher, wie Kepler und Newton, daran für eine Freude gehabt? Statt dessen mußten sie sich diese Naturbegriffe bilden und konnten nur versichern: wir meinen aber nicht, daß alles so sei, sondern die Ursache von allem ist Gott."

Die Theologie wurde schon lange viel zu sehr intellektualistisch behandelt, d. h. so, als ob man das Christentum nur wie ein Schulfach lehren dürfte und es mit logischer Beweisführung dem Verstand aufnötigen könnte. Dazu haben die Theologen einst, da sie bei den weltlichen Machthabern alles galten, statt ihren Einfluß für die Volkserziehung auszunützen, ihre Kraft mit dem Austrag von Streitfragen vergeudet. Nach unten übten sie einen Geistes- und Gewissenszwang, nach oben bewiesen sie eine unwürdige Unterwürfigkeit. „Wie wurden die religiösen Interessen angespannt für eigennützige Privatinteressen, Standesinteressen, Machtinteressen!" Daraus sind Rationalismus und Revolution gewachsen. Jetzt muß die Theologie klagen, daß sie „blockiert sei von den Naturwissenschaften", und um sich Halt und

Festigkeit zu geben, flickt sie sich allerlei von Philosophie und Naturwissenschaften erbettelte Begriffe an. Sie beugt sich unter die halbwahren Schlagwörter, deren jedes eine gewisse Zeit herrscht, um hernach wie seine Vorgänger ins Grab zu sinken. Ein solches Schlagwort war früher z. B. „das Vernunftgemäße", gegenwärtig gilt hauptsächlich „die geschichtliche Entwicklung".

In Wirklichkeit ist die Bewegung in der Geschichte des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit eine retrograde. „Die Höhe, auf der das Christentum beginnt, hat sich gegenüber, gleich nach der apostolischen Zeit, einen Standpunkt, der einen großen Kontrast, eine ärmliche Gestalt darbietet im Vergleich zum Anfang des Christentums." Ebenso ist die Reformation „ein Licht auf der Höhe gewesen, aber in die Niederungen dringts noch nicht." „Immer folgt sogleich ein Abfall von den gewonnenen Prinzipien." „Es ist in der Geschichte nach Christus wie vor (!) Christus." — Statt dessen lügt man sich vor: „immer steigende Entwicklung des Christentums! Das Christentum beginnt nur auf niederer Stufe, und die Theologie entwickelts auf seine Höhe. Die Apostel und der Herr haben noch nicht geahnt all das Große, das in ihren Worten lag. Das tut erst die Theologie."

Eine göttliche Pädagogik, ein stufenweises Fortschreiten der Offenbaruug leugnet Beck darum keineswegs, das sucht er gerade durch die ganze Schrift nachzuweisen.

Von der zu seiner Zeit besonders blühenden Vermittlungstheologie, die sich zur Aufgabe setzt, Glauben und Wissenschaft, Christentum und Kultur zu versöhnen, sagt er: „sie verfehlt in ihren künstlich gemachten Einheiten gerade die Wahrheit in ihrer göttlichen Einheit, die sich nicht aus menschlichen Extremen erst zusammensetzt und hält die reine Konsequenz nnd die wirksame Entwicklung des Rechten nieder. Bald folgt der Umschlag ins Schlimmere, indem der nicht ausgeschnittene Krebsschaden des Heruntermarktens am Göttlichen, Biblischen, immer weiter frißt. In Wirklichkeit paßte man da, wo man davon sprach, Vernunft und Offenbarung in Einklang zu bringen, das Christentum der philosophischen Schulansicht und Zeitansicht an."

Übertriebene Pflege des Gefühls.

Mit der Überschätzung des Wissens verbindet sich eine ebenso übertriebene Pflege des Gefühls und der Phantasie, was sich im allgemeinen kundtut in gesteigerter Empfindlichkeit und Empfindsamkeit. Theater, Romane, Musik, schöne Künste überhaupt nehmen einen immer breiteren Raum ein.

Auf dem religiösen Gebiet sinkt man wieder zurück in einen Kultus sinnlicher Art, ohne den es nicht mehr gehen soll. Man hofft auf den Gott, der Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will, Eindruck zu machen mit Massengebeten

oder damit, daß durch Ein großes Reich hindurch alle Ein Gebet zur gleichen Stunde zu ihm schicken.

„Aber wenn Sie unheilige Hände dazu bringen, sich aufzuheben, so ist das nicht gebetet zum Wohlgefallen Gottes, sondern zum Greuel Gottes."

„Die Denk- und Redeweise wird auch auf dem religiösen Gebiet immer exaltierter, phantastischer, aufgeblasener."

Und doch kann man mit der Rhetorik das Wort Gottes nicht verstärken, sondern nur schwächen, gerade wie wenn man meinte, den natürlichen Samen erst verkleiden und umwickeln zu müssen, ehe man ihn in den Boden legt. Dadurch könnte er gerade ersticken.

„Aber man rechnet zur Wirkung, wenn nur viele Zuhörer da sind." „Man hat einen „Segen", wo der äußere fleischliche Mensch gepackt wird. Aber dieser äußere Mensch vergeht, auch was in ihn so eintritt, vergeht. Das bildet kein Leben. Deswegen hat man immer neue Aufregungen, neue Erwärmungen nötig."

Ganz falsch ist es auch, wenn gegenwärtig viele den ganzen Inhalt des Christentums in Bußgefühl einerseits, seliger Empfindung der Sündenvergebung andererseits suchen, überhaupt in innerer und äußerer Ruhe. Die Religion selbst ist nicht wesentlich Gefühl, sondern nimmt Denken, Fühlen, Wollen gleicherweise in Anspruch. Ihren Zentralsitz aber hat sie im Gewissen, wo Gott den Menschen sich zuerst bezeugt.

Tätigkeitswut.

Handeln ist seit Schleiermacher auch einer der Grundbegriffe, in denen alles aufgehen soll. Es ist hier eine der Quellen, aus der die Tätigkeitswut der Neuzeit geflossen ist. Handeln ist nicht dasselbe was Wandeln. Handeln ist auch nicht soviel als Früchte bringen, sondern es ist Taten tun, in die Weite fahren. Man kann dabei Ungerechtigkeiten ausüben und sich in dem Wahne wiegen, das Reich Gottes zu bauen.

„Wie im mittelalterlichen Katholizismus falsche religiöse Treibereien und Grundsätze alles beherrschten, so sind es jetzt falsche Frömmigkeitsbegriffe, während — wogegen Luther auch so kämpfte — gerade das Alltägliche, die Treue im engsten Beruf verachtet ist. Alles will höher hinauf, will opera supererogationis tun (I, 285), will der ganzen Welt die Säcke flicken, und die eigenen läßt man zerreißen."

„Es tritt in unserer Zeit ein Hochstreben in den Menschen hervor, in den verschiedenen Gesellschaftsschichten — alles will hinauf — und wir sehen, daß gerade aus diesem Trieb Verwirrung, Spannung, Konflikt, Anarchie entsteht. Es ist das ein verirrter Grundtrieb der menschlichen Natur. Der Mensch ist geschaffen zur Herrlichkeit. Er will etwas Hohes, etwas Herrliches." Sagt den Menschen: „Ihr wollt hoch hinauf. Zur göttlichen Höhe sollt ihr kommen. Dazu kommt euch Gott entgegen in Christo!"

Matth. 7 heißt es: „Wir haben in deinem Namen prophetisch gewirkt, wir haben große Taten vollbracht.“ „Ich kenne euch nicht.“ Warum denn nicht? „Ihr seid Leute, die das Ungesetzliche tun,“ also unsittlich. Ist so etwas nicht warnend für einen, daß man sich nicht nur dem Zug nach Wirken nach außen überlassen darf — obs nun ein vermeintlicher Geisteszug ist oder ein wirklicher — und dabei sich selbst verwahrlosen, sich nicht ethisch (sittlich) in der Zucht haben, nicht nachjagen der Heiligung, sondern immer nur der Bekehrung der Menschen? So, wenn der Pastor herumtrommelt im Dorf und in der eigenen Person nicht Ordnung hält. Das sind gefährliche Sachen. Nach der Erweckung im Anfang des 19. Jahrhunderts hieß es, „statt nun aufs rechte Ziel, nach innen zu lenken und im eigenen Haus Ordnung zu machen: hinaus, nach außen, in die Weite! Die weite Welt erobert!, wie ja jetzt alles erobern will. Es gibt keine noch so kleine Partei, die jetzt nicht auf den Plan tritt mit ihrem Programm und Eroberungen machen will, gerade wie in Judäa, wo's hinabging. Und nun der Parteikampf! Alle denken nur nach außen. Ich bitte Sie: Hüten Sie sich vor solchen Werbern, die überall ihre Werbemagazine aufgeschlagen haben! Bauen Sie bei sich und bauen Sie in ihrem Amt einmal inwendig, daß es da rein wird! Matth, 23, 26 mit 15. Es loppert ja alles. Es fehlt am Moralischen. Das Gesetz Gottes, vollends die Gesetze Christi, die sind in den Winkel gestellt. Nur immer „Frömmigkeit“ (will man), immer „Bekehrung“, immer „Glauben“. So kommt die „Ungesetzlichkeit“ (Matth. 24, 12).

„Nehmen Sie wieder das Lärmen an Missionsfesten: „für jeden, jeden Heiden, der jetzt stirbt am Missionsfest, sind wir verantwortlich, wenn wir nicht beitragen.“ Habt ihr den Auftrag? Seid ihr gesandt? Tut nur in eurem kleinen Kreise, was sich da darbietet!“

„Jeder hat sein Pfund; mit dem soll er treu sein, nicht tun, als hätte er 100 Pfund und hat vielleicht nur eins.“ „Die persönliche Versuchlichkeit liegt nicht nur in der „schwachen Seite“. — Beim guten Menschen und beim christlichen Menschen liegt die Hauptgefahr gerade in seiner starken Seite, in dem ihm eigentümlichen Talent und Vorzug.“ „Sie werden den Versuchungen nicht unterliegen, wenn Sie immer in Ihren Schranken bleiben, in Ihrem nächsten Berufskreis ausfüllen was Ihre Aufgabe ist.“

„Immerfort ruft man: „Wir sind Sieger. Gott muß helfen. Wir glauben ja.“ Ihr glaubt nicht, und Gott hilft nicht, wie's wieder am Tag ist, immer weiter (wird euer Christentum) zurückgedrängt. „Jetzt müssen wir an die Machtsitze gehen, streiten um den Einfluß auf einen Minister und einen Monarchen, auf reiche Leute, um Christentum wieder aufzurichten und den Unglauben hinauszuwerfen oder wenigstens niederzutreten.“ Das ist die neue Ära. Der im Himmel droben lacht ihrer. Wie hat Luther es ausgelegt? „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich lege die Feinde zu deinen Füßen.“ „Ja du, aber, wir voran, du hintendrein.“ (Man will) nur nicht im Glauben warten und in Geduld tragen, wie der Herr getragen hat.“

„Ihr macht nicht." Das glaubte ein Luther, dem man nachsingt: „Mit unsrer Macht ist nichts getan." Nein, „was kann Gott," hat einer gesprochen, „wenn wir es nicht machen?"

„Wir sind nicht Herren," sagen die Apostel. Einer ist Herr, Einer ist Regierer. Wenn der kommt, setzt er Unterregenten aus den Menschen und das sind die, die hier die letzten waren, wie auch die, die mit ihm gelitten haben, nicht geherrscht haben. Prägen Sie sich doch solche Grundgedanken ein gegenüber dem herrschsüchtigen Wesen unserer Zeit unter dem Titel: Christentum, Liebe, Reich Gottes." Wie die Vollendung des alttestamentlichen Tempels, so ist auch der christliche Staat der zukünftigen Erscheinung Christi vorbehalten. Da kommt Theokratie. Alles was jetzt meint, das Christentum zu einer äußern Ordnung machen zu können, ist Verkehrung seiner ganzen Stellung und führt ins Antichristliche.

Das Vertrauen auf Christus „gibt dem Christen seine Festigkeit und Ruhe gegenüber den Welthändeln und Kirchenhändeln und Schulhändeln, unter denen die nur gewöhnlich Frommen sich so ängsten und laborieren, wie sie das machen und jenes machen, weil sie Christum nicht wahrhaft als Haupt haben und den Weg nicht wissen, durch den es gehen muß. Eine Krankheit muß jeder Mensch durchmachen, die unterdrückt man nicht. Da muß alles herausgetrieben werden, während diese immer hineintreiben wollen, zudecken, überkleistern mit ihren aufgedrungenen Bekenntnissen 2c. O, ihr Toren! Heraus muß es. Es muß der Mensch der Sünde ganz heraus. Bälder kommt der Tag des Herrn nicht."

„Das ist der Pessimismus des Christentums: es wird immer ärger, nicht: es wird besser. Und es muß bis zum Ärgsten kommen; dann kommt nicht nur das und das Gute, dann kommt das Beste. Das ist der Optimismus der Schrift. Einer bedingt den andern.

Trotz all dieser vielen Kritik war Beck kein Feind der Wissenschaft. Das beweisen sein eigenes, tief durchdachtes, in wissenschaftlicher Form angelegtes System, sein Dringen auf gründliche weltliche, namentlich auch philosophische Bildung, seine häufigen Warnungen an die Theologiestudierenden, durch Beteiligung an öffentlichen frommen Werken sich nicht von ihrer Hauptaufgabe, ernstlichem Studium, abziehen zu lassen. Bereitwillig hat Beck alle wirkliche Wahrheitserkenntnis anerkannt, auch wenn er sie bei Heiden, Ungläubigen oder sogar Feinden des Christentums fand. Beck kein Feind der Wissenschaft.

Eine große Freude bereitete es ihm, wenn er auf Anschauungen stieß, wie sie sich in dem Worte Hugos von St. Viktor kund tun: tantum de veritate quisque potest videre quantum ipse est. (Jeder sieht die Wahrheit soweit als er selber ist.)

„Sehen Sie, solche Sätze geben etwas; das sind auch Wegzeiger. Das weist auch herauf aus dem Schlund des Wissenwollens und darüber im esse (im Sein) zu Grunde gehen. (Vgl. 1. Mos. 3.) Das bestätigt sich

immer wie das Augustinische: tantum Deus cognoscitur quantum diligitur (Man erkennt Gott soweit, als man ihn liebt). Sonst ist es Gift mit allem Wissen von Gott. Das verderbt den Menschen. Aber das ist die sogenannte wissenschaftliche Objektivität, wo immer das aus dem Spiel bleibt, was es diesem Objekt gegenüber vor allem gilt: Person. Gott ist kein Manipulationsobjekt. Treibt alle Wissenschaften und laßt Gott aus dem Spiel, wenn ihr ihm nicht geben wollt, was ihm seinem Begriff nach gebührt!"

Beck war so wenig ein Feind des aus früheren Zeiten überkommenen Guten, als er ein Feind wirklichen Fortschritts war. „Ich befehde den Protestantismus oder die Reformation oder die Symbolischen Bücher in ihrem Kern nicht, sondern da will ich sie fortbilden, aber in ihrer Schale. Dafür eifern heißt im Unverstand eifern und heißt Menschliches über Göttliches setzen. Unter die Schrift muß es." — „Vorwärts muß es, nicht schlafen auf dem Bett der Väter! Jede Zeit hat ihre Aufgabe. Die Väter haben sie treulich erfüllt. Machts auch so! Geht auch aus wie sie aus euren traditionellen Heiligtümern, hohen Namen, Kirchentiteln und Wissenschaftstiteln! Dann seid ihr in ihren Fußstapfen. Aber dort fehlts. Sie haben überall so zu sagen die Pfosten geschlagen, richtig geschlagen. Aber die Verbindung ist nicht immer da und die Umkleidung ist nicht immer rein."

Beck sagt bei Spener und Francke: „Hier ging die Reaktion von Gläubigen aus. Sie wurde unterdrückt. Dann ging sie von Ungläubigen aus." „So muß allemal der Rationalismus dahinter kommen. Das wird sich auch in den nordischen Ländern zeigen, die sich bisher gegen den Rationalismus verwahrt haben und nur darauf denken, sich zu verrammeln in ihrem Radikalismus. Sie rufen nur radikaleren Rationalismus hervor. Daß wir, die Gläubigen und Frommen, nicht lernen wollen, ist das traurigste: immer nur hinter die alten Schanzen sich verschanzen, statt immer so zu sagen Posten auf dem freien Feld zu stehen mit seinem Herrn. Was braucht ihr immer die abgeschafften Arsenale? Schärft eure Schwerter wo man sie schärfen soll!"

Stellung zur Kirche.

Wo Beck ankämpft gegen Wissenschaft oder Kirche, da kämpft er nur dagegen, daß man Schule, Wissenschaft, Kultur oder Kirche vergöttert, als hieße es nicht: „Du sollst Gott anbeten und ihm allein dienen," sondern: Du sollst die Kirche anbeten und ihr allein dienen.

Die evangelische Kirche ist ihm allerdings nicht „die Kirche" oder die „Gemeinde Christi", womit er die wahrhaft Frommen aus allen Kirchen zusammenfaßt, sondern auch die evangelische Kirche ist ihm ein Stück des großen Weltackers. I, 5 f. Sie hat göttlich Gestiftetes und Geordnetes in sich, aber Gott, Gottes Wort und Wille muß allemal über der Kirche und ihren Gebräuchen stehen, sonst fallen wir zurück ins Papsttum und bleiben doch Stümper in der Kunst des Papstes, seiner Machtausübung.

Man muß sich manchmal wundern, wie entschieden Beck sich auf die Seite derer gestellt hat, die irgend ein Gebot geistlicher Vorgesetzten nicht annehmen zu können erklärten, so einmal, als einer seiner frühern württembergischen Schüler sich weigerte, in seiner Gemeinde eine Gustav-Adolfs-Kollekte vorzunehmen. Vgl. auch S. 356. Allein Freiheit und Gewissen standen ihm so hoch, daß er namentlich das Gewissen geschont wissen wollte, selbst wo es nicht auf richtiger Erkenntnis beruht. Trotzdem war Beck so wenig ein Zerstörer der Kirche, daß er durch die ganze Zeit seiner Wirksamkeit viele, die hauptsächlich durch anderer Schuld mit der Kirche zerfallen waren, mit ihr aussöhnte und auch seinen Schülern dieselbe Kunst beibrachte. Solche, welche meinten, sich von der Kirche trennen zu müssen, warnte er, eigene Häuslein bauen zu wollen, so daß er einmal sagen kann: „Ich verschrieener Feind der Kirche, wie es heißt, muß als ihr Schutzpatron auftreten in der gegenwärtigen Zeit." Austritt aus der Kirche hielt er so lange nicht für berechtigt, als einen die Kirche nicht hindert, nach Gottes Wort zu lehren und zu leben.

Was die Arbeiten der Kirche oder für die Kirche betrifft, so verhielt er sich ganz zurückhaltend nur gegenüber der Äußern Mission, die er ähnlich wie Bengel für verfrüht hielt. Nur wo ein einzelner einen besonderen Ruf zu vernehmen glaubte, stritt er dawider nicht. Stellung zu Äußerer Mission

Die Arbeit der Innern Mission hat er nicht verachtet. Wie hoch hat er nur Zeller in Beuggen gestellt! Er selbst hat in Waldtann und Mergentheim getrieben was man jetzt Innere Mission nennt. Innere Mission im edelsten Sinn war was er in Basel und Tübingen an den Studierenden tat und was er sie für ihr künftiges Amt lehrte. Feind war er nur dem Selbstruhm. Beifällig führte er eine Äußerung König Wilhelms I von Württemberg an gegenüber einer Abordnung, die ihm die Werke der Innern Mission anpries: „Meine Herren, wozu die hohen Worte? Das hat man alles früher auch schon gehabt." Zuwider war Beck die Vielgeschäftigkeit und Oberflächlichkeit, die den Glauben fälschte, Gottes Wort und die Moral gering achtete und oftmals heuchlerisch von Liebe redete, wo genau besehen Schinderei war. Er suchte der Verschwendung von Kraft an eitle Ziele entgegenzuarbeiten und hielt das Gebettel an die Leute, sich dem Christentum und christlichen Werken zuzuwenden, für ebenso unchristlich als jede Art von Zwang. zur Innern Mission.

Mißbrauch der Bibel Die Hauptursache so vieler Verkehrtheit findet Beck darin, daß man das rechte Licht, das Gott uns in der Bibel gegeben hat, nicht braucht wie man soll. Alle die noch auf den Christennamen Anspruch machen, behaupten freilich, aus ihr zu schöpfen. Einzelne Bibelsprüche werden auch herausgerissen; dann aber wird hinzugegossen vom Eigenen.

„Ihre Grundanschauungen will man nicht, ihre Prinzipien nicht, und so kommt man immer wieder auf den Irrweg. So gehts beim einzelnen; er kommt nie zum Kleinod, und so gehts im großen."

„Die Bibel ist eben ein Phrasenbuch; man lebt nicht in ihr, man nimmt nicht den Geist aus ihr. Man nimmt sie nur wie der Maler einen Malertopf, um anzustreichen was man selber schon gezeichnet hat."

„Immer schwankt der Mensch hin und her. Das ist die Folge von unserem Mischmasch, den wir haben: Bibelsprüche, hineingeknetet in teils Jahrhunderte alte, teils moderne Begriffe, Vorurteile, Praktiken."

„Während es hinten und vornen fehlt, erläßt man immer das Kriegsmanifest gegen diese Bibel, macht auf sie Jagd wie auf einen Vagabunden" und „auf den Knieen sollte man sich vor ihr demütigen." Beck kannte die Aufstellungen der Bibelkritik sehr genau, aber sie machten ihm wenig Kummer. Er hielt es mit Calvin, der sagt: „Fragen, woher wir wissen können, daß die Schrift von Gott ausgegangen sei, sei gerade, wie wenn man fragen wollte: wer lehrt uns das Licht von der Finsternis, schwarz von weiß, süß von bitter unterscheiden? Die Wahrheit ist an der Schrift ebenso deutlich erkennbar als an weiß und schwarz die Farbe, an süß und bitter der Geschmack." „Aber die Beschränktheiten müssen weg, die sich für Wissenschaft ausgeben, für Verstand ausgeben, während sie Unverstand sind. Denn gibt es einen größeren Unverstand, als annehmen, dieser Menscheverstand habe die Kraft, alles zu begreifen, und die Macht, das zu verwerfen was er nicht begreifen kann?" Man muß nicht meinen, alles in der Schrift sofort erklären, alles in ihr eben machen zu können.

Becks Lehre H. Schrift Nach Beck ist die Heilige Schrift der Leib, den der Geist Gottes — unter Benützung menschlicher Werkzeuge — sich geschaffen hat, um seine einmal geschehene Offenbarung zu allen Geschlechtern der Erde gelangen zu lassen. Für die Menschheit ist sie Signal, das aufmerksam macht auf die kommenden Gottesgerichte, und zugleich das Licht, das sie daraus retten will. Für den einzelnen Menschen ist sie ein Erziehungsbuch. Das einzelne Wort aber ist der unvergängliche Same (1. Petr. 1, 23), der in das Menschenherz eingesenkt, neues, göttliches Leben in ihm zeugt und weiter bildet. Eben deswegen ist es notwendig, dies Wort unverfälscht in sich aufzunehmen. S. 363.

Das Wachstum aber geht nach geistigen Gesetzen.

„Zieht die Sinne herein, wie ihr wollt, mit eurem Kultus! Das ist nicht der Boden, auf dem's wächst. Geistige Gesetze müßt ihr einhalten.

Es geht durch die Gesetze des Denkens, durch die Gesetze des Wollens, durch ethische Gesetze. — Jeder Mensch muß denken, wenns in ihm Wurzel schlagen soll. Er darf nicht meinen: Ich lass' es eben liegen und bete etwa darüber, komme es, wie es kommt! Er muß denken, er muß wollen, sich Grundsätze machen, Vorsätze machen. — Weil menschliche Vernunft, menschliches Denken, menschliche Wissenschaft das Christentum mißhandelt hat, meint man, auch Wille, wirkliche Vernunft, das anerschaffene Denken, Urteilen verachten zu müssen. Aber das gehört zum geistigen Boden und zu den geistigen Funktionen."

„Die biblischen Realitäten (S. 375), in die man eingehen sollte, sind freilich nur andeutend, weil das biblische Christentum immer das Experiment mit dem Menschen macht: wie weit geht dein Fleiß, deine Treue fürs Geistliche? Willst du ins Vollkommene oder willst du nicht?" — „Hat man noch nichts von der Gnade, so wird Würdigkeit gefordert im Verhältnis zu dem, was wir schon von Natur haben: ihr habt Ohren — hört! Herzen — denkt und versteht! Tut ihr das nicht, so seid ihrs nicht würdig. Durch dies Hören, Sehen und Verstehen soll zunächst kommen Sinnesänderung. Tut ihr das nicht, so seid ihrs nicht würdig. Aus der Sinnesänderung wächst das Glauben. Tut ihr das nicht, so seid ihrs nicht würdig. Aus dem Glauben wächst das Wandeln. Tut ihr das nicht, so ists wieder so."

„Du mußt dir deine Vernunft korrigieren lassen. — Die Korrektur ist aber eine allmähliche. Daher muß man immer vorsichtig sein, nicht weiter gehen als man sieht, nicht den Allwissenden spielen."

„Dies Wort, aus keinem menschlichen Bewußtsein geboren, ist auch von keinem solchen zu umspannen (sonach auch von keinem konfessionellen Symbol), oder zu umschränken, oder gar zu vervollkommnen."

Die Bibelworte selbst müssen beim Lesen viel schärfer und mehr im Vollsinn genommen werden, als wir, bei unserer phrasenreichen Art zu reden, gewöhnt sind.

„Wenn man diese Worte oder Begriffe wie „Herr", „Erlöser", „Mittler" sich nicht zerlegt, was kann man dann für sich von Belang daraus gewinnen? Einen Titel. Wir müssen vielmehr die realen Verhältnisse, die darin teils vorausgesetzt, teils ausgedrückt sind, uns klar machen. Dann kommen wir in den Gehalt der Worte. „Hirte", „Weg" das sind Bilder, und doch, je mehr man dieser Bezeichnung des Naturellen nachdenkt, je mehr findet man was damit gesagt ist über das Verhältnis Christi zu uns und unser Verhältnis zu ihm. — In „Brot des Lebens" bezeichnet Christus seine nährende Lebenskraft, in „lebendiges Wasser" seine geistig erfrischende, reinigende, befruchtende Lebenskraft."

„Wenn Jesus sagt: ich habe euch gesetzt, daß ihr Frucht traget, so ist das Fruchttragen durch dies Setzen real ermöglicht. Es ist ein reales Setzen, wie man einen Baum setzt."

Beck riet seinen Schülern, alle Stellen der Schrift über denselben Begriff z. B. „Anbetung", „Heuchelei" rc. zusammenzuschreiben. Aus der geistigen Durchdringung und wissenschaftlichen Zusammen-

stellung sämtlicher von ihm selbst aus der Schrift gezogenen Begriffe gewann er sein Lehrsystem, von dem er freilich nur einzelne Hauptstücke*) ausgeführt hat in seiner „Einleitung in das System der christlichen Lehre," in der „Christlichen Lehrwissenschaft", später auseinandergelegt in „Glaubenslehre" und „Ethik", im „Umriß der biblischen Seelenlehre" 2c.

Becks Gesamturteil über Inhalt und Form der Schrift ist: „O, es ist eine Einheit in der biblischen Weltanschauung, wie sie gar nirgends existiert" und „Wenn man einmal solche Schönheiten kennt, meinen Sie, da könne man noch so entzückt werden von menschlichen Kunstwerken?"

Der Schriftweg

Was wir verstehen, das müssen wir, soweit erforderlich, zur Tat machen, auf alle Fälle es mit Anbetung und innerer Heiligung fassen.

„Wir dürfen es nicht fürs bloße Wissen und Gefühlsleben (innere Beruhigung) und äußere Geschäftigkeit brauchen, vielmehr für Gewissens- und Willensbildung, zur eigenen Belehrung und Bestrafung, zur Erstarkung und Zucht in dem gerechten Wesen. Das ist die Aufgabe, den guten Kampf zu kämpfen, um aus einem Menschen der Natur, der Schule, ein Mensch Gottes zu werden, zu allem guten Werk geschickt. Es gilt mit einem Wort persönliche Aneignung des als Wahrheit Erkannten und dadurch Charakterbildung. Glauben Sie dem Wort des Herrn: „Wer die Wahrheit tut, kommt ans Licht!" „Wer meine Rede hört und tut, der baut auf einen Fels". Das ist kein Rennen und Stürmen, es ist ein Gang dem Lichte nach, es ist ein Bauwerk (oder Pflanzwerk), ein beharrlich und geduldig das Ziel verfolgender Lebensgang und Lebensbau im eigenen Selbst. So entwickelt sich in Ihnen der vom Herrn gepriesene „kluge Mann, aus dem ein treuer und kluger Knecht wird", es entwickelt sich der aus dem Licht geborene „Weise" und „weise Baumeister" des Paulus, also kein bloßer Denker und Wisser, kein Gefühlsmensch und Schwärmer, kein Projektenmacher oder Akteur, sondern es entwickelt sich der Charakter eines Weisen, den weder Gefühle noch Wissensreize und Tätigkeitsreize meistern und berücken, sondern der sie beherrschen und beschneiden lernt, sie läutern lernt und verwenden lernt für den besonnenen Dienst der Wahrheit."

So wird einer ein fertiger Christ freilich noch nicht durch Annehmen von Glaubensartikeln, noch durch ein lebhaftes Bußbekenntnis, auch nicht wenn er in einem Augenblick im Glauben sich zueignen will was er auf dem Weg Christi mit Bitten und Suchen sich aneignen soll. Darum ist Beck kein Verächter der Gnade. Er will nur nicht ausschließliche Gnadenpredigt und gar keine für Leute,

---

*) Wer Beck kennen lernen will, tut wohl, anzufangen mit seinem „Leben", seinen „Christlichen Reden", „Gedanken aus und nach der Schrift" und besonders der „Einleitung". Dann wird er erst Geschmack gewinnen für seine Hauptschriften und hinterlassenen Werke, zu denen auch Erklärungen biblischer Bücher (Römerbrief, Petribriefe 2c.) gehören.

die Sünder bleiben wollen. Auch ihm ist Grundgedanke des Christentums: „die göttliche Liebe als rettende Gnade in Jesus Christus". Aber „die ganze Gnade (in Christo) ist auf dem Weg der Gerechtigkeit gegründet; so kommt sie auch auf dem Weg der Gerechtigkeit in den einzelnen". Und diese Gnade ist nicht nur eine lossprechende, sondern wesentlich eine begabende, die bildet und erzieht und in der Gemeinschaft des Vaters, Sohnes und Geistes selber die Kraft zu allem darreicht.

Voraussetzung des ganzen Christentums ist die sündhafte Natur und Geschichte des Menschen. Mit dem Abfall von Gott im Paradies ist der Mensch zugleich herausgefallen aus der anerschaffenen Grundstellung, aus der Gott gleichartigen Naturanlage und Grundform unserer Natur in die Welt hinein, in die sinnliche und halsstarrige Natur hinein. Die Folge aber ist Naturzerfall, Tod. Das bessert sich nicht von selbst im Lauf der Zeiten. Im Gegenteil, eine wachsende Schuld treibt Gott und Menschen immer weiter auseinander.

Sünde u. Tod

Bei dieser sündhaften Natur und Geschichte des Menschen kann nun das Gute nur zustandkommen durch eine Erlösungstat, durch Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen und Herstellung einer neuen Naturanlage des Menschen. Einerseits mußte in Christus das Göttliche und Menschliche wieder ineinander gebildet werden, das göttliche Geisteswesen und die Fleischesnatur. Er nahm die entartete Menschennatur an, zwar keine selbsttätigsinnliche, aber die passivsinnliche, und seine ganze menschliche Lebensentwicklung ist eine fortschreitende Vereinigung des Fleisches mit dem Geist. Außerdem war noch das Fleisch als entgöttlicht zu opfern. Der Mensch aber muß nun Christum als den wesenhaften Versöhner im Glauben ergreifen und in sich aufnehmen. Damit wird er aufgenommen in Christi Versöhnungswesen, in seine persönliche Versöhnung. Dadurch ist er mit Gott versöhnt. Und es muß bei ihm zu einer Naturumbildung kommen. Dazu war notwendig ein vor Christi Verklärung nicht vorhandener Lebensfaktor, der Heilige Geist.

Versöhnung

„Wir sind nicht bloß Seele und Leib, sondern wie die Seele mit einem Leib verbunden ist, so ist sie mit einem Geist verbunden. Der Geist bildet eben ihren Rapport (Beziehung) nach innen und oben wie der Leib nach außen (und unten). Aber dieser Geist ist heruntergedrückt unter die Macht der von der Leibeswelt, von der Sinnlichkeit okkupierten (eingenommenen) Seele, statt daß er die Seele über die Sinnlichkeit und sich selbst hinaufheben könnte. So kommt er zu keiner Selbständigkeit; aber als Geistesvermögen ist er noch da, formell als Vernunft, substanziell als Gewissen. Das ist aber jetzt ineinander gemischt. Auch seine Vernunft ist hineingezogen ins Sinnenhafte, ins Äußere und ist so in die Seele ver-

Seele u. Geist

(Hebr. 4, 12) woben. Jetzt gilt es zuerst Scheidung. Es muß innerer Mensch und äußerer Mensch auseinander treten. Das bringt das Wort zustande. Da wird der Mensch gespalten. Es ringt sich in ihm nach oben etwas los. Jetzt kommt die Attraktion (Anziehung) von oben: „Ich ziehe sie, wenn ich erhöht bin, nach mir." Eine Attraktionskraft das ist der Geist aus Gott, aus Jesus. So kommt allmählich eine Vermählung vom Geist von oben und diesem Geist in uns, und wird in diesem Geistesrest ein neuer, selbständiger Geist hervorgerufen."

Geist aus Gott

„Man läßt sich immer bestechen durch das reiche Leben im Menschengeist und in der Natur, und dies reiche Leben flattert eben außerhalb Gottes herum in der Sinnenwelt, im Sinnentrug, und so reich es sich entfaltet, zerfällts im Tod."

„In das Pneuma (Geist) der Menschen, das mit der Seele heruntergezogen ist ins Fleisch, muß wieder göttliches Pneuma hinein, daß es wieder selbständige Kraft (Leben) bekommt gegenüber dieser verfleischlichten Seele."

Jetzt erst ist wirkliche Erfüllung des Willens Gottes und Nachfolge Christi möglich.

„Da haben sie wunder gemeint, wie christlich sie seien in ihren Moralsystemen mit ihrem „Christus als Vorbild." Hast du untersucht, ob du die Sache ausführen kannst und ob es die können, denen du zurufst: „Christo nach! seinem Vorbild nach!". Christi Vorbildlichkeit setzt nicht nur seine wesenhafte Gleichartigkeit mit uns voraus, sondern auch unsere wesenhafte Gleichartigkeit mit ihm, seinen Geist. Wir müssen ebenfalls durch eine Geburt aus dem Geist einen dem seinen ähnlichen Geist in uns gezeugt erhalten haben."

Wie man den Geist bekommt

„Darum muß man bitten und muß suchen im Wort Christi. Man muß diesem Wort nachgehen wie seine Jünger, und so kommt die Zeit, wo der Geist gegeben wird. Das bestimmt die Gnade und nicht unsre Macht. Dann kommts aber auch als Forderung: so sollt ihr sein!"

„Der göttliche Weg ist etwas anderes als Menschenweg. Da gehts sachte und doch zur rechten Zeit, und dann rasch wie in der Natur. Da schlummerts, und schlummert einen ganzen Winter lang. „Warum so lang? Es kommt doch nichts." Jetzt kommt die Stunde. Der Lichtstrahl fällt. Die Geistesluft Gottes weht. Jetzt brichts auf. Tut vorher was ihr wollt! Deswegen gibts doch Geschäfte, die man im Winter verrichten kann. Man drischt aus was man hat, bereitet vor. Nicht, daß man herumrennen müßte. Bleib in deiner Wirtschaft und sorg für die Leute, die dir anvertraut sind, vor allem aber für dich selbst, hab acht auf dich selbst!"

In dieser scharfen Unterscheidung zwischen dem in jedem Menschen vorhandenen Rest des anerschaffenen Gottesgeistes, der ihn aber über die Stufe des Fleisches nicht mehr erheben kann, vielmehr selber in den Tod hineingezogen wird, und zwischen dem neuen, heiligen Geist von oben liegt der Schlüssel für das Verständnis der ganzen, eigentümlichen Stellung Becks inmitten der gläubigen Theologie und

Kirche. Die Sache wird noch deutlicher werden, wenn ich versuche, auszuführen was Beck so oft unterscheidet: psychischer (seelischer, natürlicher) Mensch und pneumatischer Mensch (Geistesmensch). Psychischer Mensch und pneumatischer

Der psychische Mensch ist der bessere im Vergleich mit dem rein sarkischen (Fleischesmenschen im engern Sinn), der für gar nichts Sinn hat als für Sinnenlust. Der psychische Mensch hält das ganze Menschenwesen, insonderheit den Geist hoch. Er hat eine Freude im Genuß und der Darstellung des Schönen in Natur, Menschenleben und Kunst, in Übung von körperlicher und geistiger Kraft und Tugend, in Sammlung von geistigen Schätzen, im Eindringen in die Tiefen der Natur, der Menschenwelt und ihrer Geschichte. Er sucht Gott und läßt sich zu ihm führen. Bekanntschaft mit dem Christentum läßt ihn vielleicht die Geheimnisse des Christentums wie die göttliche Dreieinigkeit, die Liebe Christi, die ganze Offenbarung Gottes mit Verstand und Gefühl durchdringen, auch gewisse Richtlinien für sein Verhalten daraus entnehmen. Ein ganzer Mensch ist sich nicht selbst genug, er entwickelt Sinn und Eifer für Familie, Vaterland, Kirche, so für schöne Gemeingottesdienste, christliche Feste, Kirchenherrschaft sowohl als Wohltätigkeit zum Heile aller.

Dieses ganze Gebiet, in dem der natürliche Mensch sich bewegt, ist an sich nicht zu verachten, es ist vielmehr größtenteils göttliche Gründung, wie Familie, Staat, einst in Israel auch sinnliche Gottesdienste und äußere Zucht. Dort hat Gott selbst es gepflegt. So dürfen und sollen auch wir es pflegen auf einer gewissen Erziehungsstufe der Menschen und der Völker. Das Christentum hat tatsächlich sehr viel dazu beigetragen, auch das psychische Leben in der Welt zu heben, zu veredeln. Matth. 13, 31—33. Die ganze geistige Atmosphäre der Welt hat durch Christi Geist eine Umänderung erfahren. Im Christentum wurzelt unsere Bildung und Humanität.

Dennoch hat das eigentliche Wesen des Christentums noch nicht erkannt wer über diese bloß psychische Stufe nicht hinauskommt, was freilich bei manchem hochberühmten Christentum der Fall ist. Es darf schon nicht verkannt werden, daß die ganze Tätigkeit des natürlichen Menschen selten rein ist von Selbstsucht und Sinnentrug. Ein solcher Zustand mag unbewußt sein. Da kann wieder Erzieherweisheit fordern, daß die Unbefangenheit nicht zu früh gestört werde, wie bei weltlichen Vergnügungen der Jugend, die wenigstens noch den Anstand wahren. Endlich aber muß eine Zeit kommen, da dem Menschen die Augen darüber geöffnet werden, daß auch die von ihm

am höchsten gestellten Güter, Kräfte, Beschäftigungen alle der Todesmacht unterworfen sind. Sie geben ihm im Leiden und im Augenblick des Todes nicht einmal mehr Trost; viel weniger können sie ihm helfen, den Tod zu überwinden. Sogar menschliche Wissenschaft und Weisheit fällt unter das Urteil des Predigers: alles ist eitel. Eine bloß menschliche Gerechtigkeit, so wenig sie zu verachten ist, führt noch nicht ins Himmelreich.

Dagegen schließt uns nun Gott durch Christus ein höheres, bleibendes Leben auf in seinem „Himmelreich", er befähigt uns und bildet uns zu demselben heran durch seinen Geist, macht aus dem bloß psychischen Menschen einen neuen, pneumatischen Menschen.

Pneumatischer Mensch ist eben der, der Gott selber vernimmt, dem ein Licht von oben aufgeht, und Kräfte von oben mitgeteilt werden, die ihn erneuern. Sie helfen ihm, los zu werden von der Welt und dem eigenen Fleisch, das ist nicht nur von gemeiner Sinnenlust, sondern auch von der Befangenheit im Irdischguten mit anklebender Eitelkeit, Menschengefälligkeit, Eigenwillen rc. Jetzt lernt er erst recht Gott als Vater, Christum als seinen Versöhner und Herrn im Glauben erkennen und begreifen. Wirkliche Wahrheit und bleibende Güter verschafft ihm nur das Wort Gottes und das Tun des Willens Gottes. Weil er Ehre und volle Genüge allein in Gott und den Schätzen des Himmelreichs sucht, kann er auch auf das Beste in der Welt verzichten, wie Gott will in der Stille und Verborgenheit bleiben oder von Gott übertragene Arbeit und Last tragen und noch darob leiden, in allem Christo nachfolgen.

Zur Vollkommenheit bringt ers darum nicht, so lange er auf Erden lebt, so wenig als zu voller Seligkeit. Es gehen Absterben und Neubelebung immer nebeneinander her. Aber die Kraft des Fleisches ist in ihm gebrochen. Der gerechte Vater im Himmel steht dem, der treu an seinem Worte bleibt, auch ferner bei mit seinem Geiste, so daß er die Sünde immer wieder erkennen und verleugnen und das Gute vollbringen kann.

„Es beginnt eigentlich nach der Wiedergeburt die gefährlichste Krisis. Jetzt befindet sich der Mensch wieder in der Krisis der Selbständigkeit, der Freiheit. Nun können die geistigen Befleckungen und Verirrungen eintreten, nicht bloß die fleischlichen, die geistigen, als Verdrehung des Göttlichen, als Mißbrauch des Göttlichen." „Der Weg der Wahrheit, wie er beschrieben ist in der Schrift, ist allerdings ein Weg des Friedens, aber unter Kampf, ein Weg, der in die Tiefe geht, aber aus der Erniedrigung wieder erhöht. Es ist eine Spiralbewegung, keine gerade."

Das Reich Gottes ist nicht bloß ein Zustand der Herzen wie Friede, Freude, Seligkeit; noch weniger besteht es in der Herrschaft christlicher Fürsten oder der Machtausübung der sich zusammenschließenden Frommen mit allerlei äußeren Einrichtungen für Zucht, Wohltätigkeit u. drgl. Sondern das ist das Reich Gottes, daß die Kräfte, Güter, Persönlichkeiten des Himmels, denen allein wahrhaftiges Wesen zukommt, „die himmlischen Realitäten", als ein fest geordnetes Ganzes, ein überweltliches Lebenssystem, jetzt auch hereinwirken in diese Welt. Unsichtbar und unhörbar für die Sinne, wirken und schaffen sie, ähnlich dem stillen Schaffen der Natur, aber mit strengster Gesetzmäßigkeit nach einem Gott allein bekannten Plane. Wir brauchen dem Kommen des Reiches Gottes auf Erden mit menschlichen Mitteln durchaus nicht nachzuhelfen. Nein, es ist schon da und ist wirksam. Es fragt sich nur: wer kommt hinein? Am ungestörtesten könnte es sich entwickeln, wenn auch die Frommen nicht so oft meinen würden, das eine Mal seinen Gang beschleunigen, das andere Mal seiner Gnade oder seinen Gerichten Einhalt gebieten zu müssen. Alles würde am besten werden, wenn nur jeder auf dem Platze, auf den Gott ihn gestellt hat, die ihm gegebene Aufgabe mit Aufbietung aller Kraft zu lösen sich bestrebte, statt überall sonst den Weltverbesserer und Kirchenverbesserer machen zu wollen. Dann würden alle Räder ineinander greifen. Übrigens führt Gott auch so seinen Plan durch, nur zum Schaden derer, die ihn nicht erkennen und eigene Pläne an seine Stelle schieben wollen. Das Reich Gottes

Die Kräfte und Persönlichkeiten, die Gott seit dem Erscheinen seines Reiches in dieser Welt wirken läßt, wenden sich einerseits den Menschen zu, die sein Wort annehmen und bewahren. Andererseits aber schaffen sie auch unerkannt an der widerstrebenden Welt und durch sie. So wirkt der Heilige Geist entgegen der Lügenmacht in der Welt und bereitet sie zum Gericht. Auch gottwidrige Fürsten oder Völkermassen müssen dazu helfen, Gottes Willen und Plan durchzuführen.

Aus solchen Frommen aber, welche in Christi eigenen Weg, hindurch durch Niedrigkeit, Verleugnung, Leiden, eingegangen sind, die sich eben damit zu brauchbaren Steinen haben behauen und zurichten lassen, wird Christus, als der rechte Baumeister, den verheißenen Gottesbau, die wahre Kirche Christi, den echten christlichen Staat, aufrichten, wann er sichtbar wieder kommt in Kraft und Herrlichkeit. Aus ihnen wird er die Priester und Könige nehmen, die

in der Zeit des Tausendjährigen Reiches unter ihm die Völker lenken. Das Endresultat von allem aber „ist Auflösung, Sichtung und himmlische Neugestaltung des ganzen diesseitigen Weltsystems, ein neuer Himmel und eine neue Erde," „eine Welt, in der Leben und Gerechtigkeit wohnt, durchdrungen von Gott, indem sie hineingebildet ist in den Sohn."

An der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden dürfen und sollen Menschen mitarbeiten, zunächst innerhalb des Berufs, in dem sie berufen sind und in den unter Gottes Lenkung gewordenen kirchlichen und andern Verhältnissen. Zu außerordentlicher Tätigkeit gehört besondere göttliche Berufung, Ausrüstung, Schulung. Aber dagegen dürfen wir uns nicht verblenden: Die Formen selbst, in denen wir stehen, auch Schule, Staat, Kirche, Innere Mission und Äußere Mission mit all ihren Vereinen, Anstalten und Veranstaltungen sind an sich nichts Bleibendes, nicht einmal etwas, was sich der Vollkommenheit zu entwickelt, sie gleichen vielmehr dem Heu, Holz, Stoppeln, Stroh, was für diese Welt unentbehrlich ist, aber doch einmal vom Feuer des künftigen Gerichts verzehrt werden wird. Von aller kirchlichen Arbeit oder Missionsarbeit, genau ebenso wie von aller Arbeit im Hause, im irdischen Berufe, in Schule und Staat, folgt dem Menschen nichts in die Ewigkeit nach als die Früchte des Geistes, die unter seiner Arbeit bei ihm selbst und andern wachsen und zeitigen: persönliche Treue, Rechtschaffenheit, Liebe, Glaube, Geduld, ungeheuchelte Demut 2c.

Diese Früchte zu gewinnen, helfen alle äußeren Mittel nicht. Sie wachsen allein bei der von Christus und seinen Aposteln befolgten und empfohlenen Methode.

Die Methode Christi

Alle Christen können das Reich Gottes auf Erden empfehlen und zu seiner Ausbreitung beitragen nach Matth. 5, 16., 1. Petr. 2, 12., Matth. 9, 38 durch Christenwandel und Gebet.

„Allen Christen ist gesagt: behaltet unter den Völkern einen guten Wandel! nicht aber, daß sie sollen unter den Heiden herumlaufen und predigen. So verkündigt ihr euren Herrn Jesum, seine Tugend. Das ist Mission. — Der gute Wandel ist im täglichen Geschäft. So war das alte Christentum: still, bescheiden, aber feste Leute, denen man nicht ein X für ein U machen durfte, die wußten was recht ist und was unrecht, was gelogen und was Wahrheit ist und dabei blieben und darnach handelten und darnach urteilten. Da stands gut. Jetzt haben wir: lauter Reich=Gottes=Erbauer — das Ethische bleibt zurück — immer Dogmen, Verfassungen, neue Gesellschaften, neue Aussendungen. Wurzelt, wurzelt auf dem Boden, wo ihr steht! Dann seid ihr Bäume, die kein Wind umwirft!"

„Das ist der Weg: jeden wieder in seinen Beruf hineinweisen, wie's auch Luther getan hat: Du Magd, du Stallknecht, da hat dich Gott hingestellt. Da diene deinem Herrn und lauf nicht ins Kloster! Da, in eurem Beruf, übet Gottesfurcht und Rechtschaffenheit! Und wenn ihr weiter seid: Die Tugenden Christi verkündigen! Das gibt Leute, auf die man bauen kann."

Aus den Anweisungen an diejenigen, die christliche Pastoren (Hirten) werden wollen, hebe ich nur einiges hervor:

Aufgabe des Pfarramts im biblischen Sinn ist: durch Lehren, Leiten und Dienen (Selbstaufopferung) eine Lebensverbindung mit Christus in den Menschen und unter den Menschen zu begründen, zur Erkenntnis und Nachfolge Christi und dem Leben (Genüge) in ihm zu führen.

Um den Hirtendienst wirklich in Jesu Namen zu versehen, muß einer erst selbst in Christi Erkenntnis und Nachfolge stehen.

„Daraus folgt aber noch nicht, daß man vorher gar nichts in Gottes und Jesu Namen tun kann. Die göttlichen Gebote und den Weg der Gottesfurcht, wie ihn das Alte Testament und wie ihn der Vorläufer Johannes auch als Vorbereitung für Jesum geltend machte, das kann man wenigstens geltend machen."

„Es hat sich freilich wieder als Vorwurf festgesetzt: „Der predigt Moral (bloße Sittenlehre statt Gnade)." Wenn er nur recht Moral predigt! Wer in Jesu Christo ist, ist nicht über die Moral hinaus, sondern er kommt immer mehr in die Moral, ins Gesetz hinein. So hat man Gegensätze gemacht, wo keine sind."

„Moral predigen ist besser als streiten wollen und kritteln wollen an dem eigentlich (spezifisch) Christlichen, das man noch nicht kennt und noch nicht hat, im Namen Gottes und Jesu Christi auftreten und das Gegenteil treiben. — Manche sind so unbesonnen, geradewegs zu sagen: „Das und das kann ich nicht glauben." Wer will denn das von dir wissen? So gib was du geben kannst und glaubst, bau wenigstens das Feld, wenn nicht mit Himmelreichsweizen, so doch mit göttlicher Frucht! — Wenn du soweit bist, daß du gar nichts mehr im Namen Gottes geben kannst, dann geh aus dem Amt!"

Das wichtigste Geschäft des Pastors ist für Beck die Predigt. Sie sollte viel mehr als ein Stück Arbeit (Matth. 9, 37. f.) betrieben werden, indem man durch ernstliches, womöglich wochenlanges Studium einzudringen sucht einerseits in den Inhalt des Textes, andererseits ins eigene Innere und das der Zuhörer und dem entsprechend das Wort austeilt. Dann kann man die Wirkung getrost Gott und seinem Geist überlassen.

Die Predigt hat sich versuchsweise zuerst an die große Masse, an alles Volk zu wenden und dabei besonders die Be-

dürfnisse der Verlorenen und mit der Kirche Zerfallenen ins Auge zu fassen. Man darf auch dadurch auf das Herz der Menge einzuwirken suchen, daß man sich ihrer äußern Not annimmt, bei Armut für sie sorgt, ihr Recht gegen die Obrigkeit oder gegen die Mächtigen vertritt, in Krankheitsfällen sie berät. Dagegen warnt Beck aufs entschiedenste ebensowohl vor den industriellen Wucherpflanzen der Zeit als vor der Beteiligung an allem politischen und religiösen Parteiwesen. Während er sich nicht fürchtet, „auf dem Isolierschemel zu stehen," fürchtet er, durch den Parteianschluß des selbständigen Urteils und der Freiheit zum Handeln beraubt, hineingezogen zu werden in die Versuchung, die über den Erdkreis kommen wird (Offb. 3, 10 mit 14, 12).

„Es gehört heute zur unerläßlichen Klugheit: Schließen Sie sich doch nie einer Partei an, — sie heißt sich freilich nie Partei — einer Assoziation, oder wie sie sich heißt! Sonst können Sie nimmer, wie Sie wollen, und wie Sie's verstehen, sondern müssen als Glied dieser Gesellschaft. Man kann mit den einzelnen im Verkehr bleiben, aber nicht mit der Gesellschaft."

„So traten alle auf, die im Dienst Gottes wahrhaft waren: sie sahen sich nicht um, warben nicht, entwarfen nicht Pläne und Systeme, bildeten keine Parteien, suchten nicht herum nach Mitteln und Mittelchen; sie taten was sie von Gott hörten, geradehin. Für's Übrige ließen sie Gott sorgen."

Der Menge ist hauptsächlich das göttliche Gesetz zu predigen, und soweit wir den Beruf dazu haben, müssen wir sie auch unter dem Gesetz der menschlichen Obrigkeit halten. Dagegen läßt sich niemals hoffen, daß wir die Masse für wirkliches Christentum und das Reich Gottes gewinnen werden. Sie wird zu vollem Gehorsam unter Gott sich erst hergeben, nachdem sie durch das göttliche Gericht hindurchgegangen sein wird.

Daher ist die wichtigste Aufgabe für den christlichen Hirten, aus der Gemeinde heraus wirkliche Jünger Jesu zu sammeln und dieselben, nicht nur durch die Predigt, sondern auch in näherem Verkehr und bei täglichen Anlässen zu echtem Christensinn und Wandel zu erziehen. Aus diesen hauptsächlich wird dann der Herr Christus selber sich seine Auserwählten holen. Also die Gewinnung von Kernchristen ist stets im Auge zu behalten.

Nur darf man nicht meinen, wenn man etwa an einen Ort kommt, wo schon eine sogenannte Gemeinschaft ist, so habe man schon einen solchen Kreis. Eine solche ist vielmehr im ganzen und einzelnen erst zu prüfen und kann als das nicht anerkannt werden, wofür sie sich ausgibt, wofern sie z. B. Menschenautorität und fromme Männer über Christum und seine reinmenschliche und reinnatürliche Art stellt.

Wo noch keine Gemeinschaften oder Vereine sind, muß man es nicht für seine erste Aufgabe halten, solche zu machen. Man muß vielmehr darauf achten: wo sind die Pflanzen, die Gott gepflanzt hat? Was so innerlich eins ist, wird man nicht lange unter Statuten verfassen und zur Vereinigung anhalten müssen. Es wird sich von selber unter irgend welcher Form zusammenfinden. Das ist dann ein wahrhaft Organisches (lebendiger Verband), während das, was Menschen gewöhnlich Organisieren nennen, mehr dem Fabrikwerk gleicht.

So können wir Becks Lehre und Becks Kritik dahin zusammenfassen: Ändert euren Sinn, alle ohne Ausnahme, auch die Guten, ändert euer Denken, euer Streben und euer Tun! Zusammenfassung

Kehret zurück, ihr Männer des Staats, der Wissenschaft und der Kirche zu den verdunkelten und verachteten göttlichen Grundlagen und Gottesgesetzen! Nehmet dazu das Licht der Offenbarung, das sich einzig und allein in der Bibel euch darbietet!

Verwechselt aber nicht die „Vorstufe mit dem Ziel und Kleinod", nicht das, was dem psychischen Menschen als das Höchste erscheint, mit dem Ewigen, mit dem Reich Gottes! Vergeudet nicht eure Kraft an Menschengemächte, das untergeht und euch keinen ewigen Lohn, sondern Gericht bringt, vollends dann, wenn ihr um desselben willen das wirkliche Reich Gottes unterdrücket und diejenigen, die es gewinnen wollen, abhaltet!

Lasset alle, die ihr auf Christum hoffet und vollends ihr, die ihr für ihn arbeiten wollet, euch den Blick öffnen für die Güter des Himmelreichs, für die in die Welt hereinwirkenden göttlichen Realitäten! Suchet durch sie selber des ewigen Lebens teilhaftig zu werden! Hoffet von ihnen das Beste bei allem eurem Wirken, wozu ihr aber notwendig euch selbst den Himmelreichsgesetzen einordnen müsset.

Beck selber hat nicht erwartet, viele Anhänger seiner Lehre zu finden. Er wollte nicht einmal persönliche Anhänger. „Schüler meiner Lehre suchte ich nie," schreibt er einmal. Aber darum war es ihm zu tun, daß wenigstens einzelne sich retten lassen aus dem Zeitverderben. Dazu wünschte er seine Schüler zu reizen, daß sie selber den Weg unter die Füße nehmen. Er wollte sie geschickt machen, die Wahrheit in der Schrift zu finden und sie dazu stärken, einmal im Leben und im Amt die Wahrheit als selbständige Männer zu vertreten und zu behaupten. Es haben in der Tat viele von ihm gelernt. Dagegen war die Zahl seiner eigentlichen Anhänger, der sogenannten Beckianer immer verhältnismäßig klein. Schüler

Gerade über Schüler hat er zu klagen: „Es möchte einem ganz die Lust vergehen, nur noch zu lehren, wenn man sieht, was es für Folgen hat, wie man nur alte Irrtümer, alte Gewohnheiten, alte Formen (mit dem aus meinen Vorlesungen Genommenen) schmückt und beschönigt, neue Flecke auf alte, zerrissene Kleider aufsetzt. Nur nicht ehrlicher Wahrheitssinn tut sich dabei kund. Faßt aber das etwa in einem, so kommt ein Fanatismus aus dem Fleisch, während ich immer hinweise auf die Methode des Herrn: freimütig, aber mit Umsicht, und pädagogisch! So sitzt man dann zwischen 2 Stühlen nieder: blinde Eiferer und solche Heuchler und Schönfärber und Verdecker der Wahrheit. Da kann man nur noch im Aufsehen auf den Herrn ausharren."

Beck selbst hat davor gewarnt, wo man bessern wolle, mit dem Äußeren anzufangen, also z. B. uralte christliche Sitte umzustoßen. Vgl. II, 105 f. Ich füge hinzu: Es bestehen für Schüler Becks manche besondere Gefahren, die Beck persönlich vermieden hat, in die man aber gerät, wenn man ihn ohne weiteres nachahmen will, so die Gnade und Rechtfertigung beiseite zu setzen, weil es einen berechtigten Kampf gegen einseitige Gnadenpredigt gibt.

Leute, die kein so kräftiges Innenleben führen wie ihr einstiger Lehrer und nicht von Berufs wegen immer wieder mit Menschen und Büchern verschiedenster Richtung sich befassen müssen wie er, können bei ihrem freiwilligen Fernbleiben von andern Frommen und ihren Werken geistig verkümmern.

Ebenso muß man sich hüten, anderer Person zu unterschätzen, ihr Werk, dessen Erbe man etwa antreten sollte, unbesehen wegzuwerfen, um deswillen, daß es noch nicht ins Vollkommene führt.

Die Gefahr der Überspannung Beckscher Grundsätze hält mich aber nicht ab, zu sagen: Beck war ein Führer zu Gott, zur Wahrheit in Christo, zur Erkenntnis des Geistes Gottes, wie es wenige gibt. Seine besondere Gabe und Beruf aber war es, ein Arzt zu sein für das geistliche Lehr- und Heilpersonal selber, für alle die, welche zu ihrer Aufgabe bekommen oder sich selbst gemacht hatten, den geistigen und geistlichen Schaden der Kirche und Menschheit zu heilen. Ein guter und aufrichtiger Arzt ist trägen und übereifrigen Leuten gleich sehr zuwider. Man tut aber doch wohl, auch seine empörendsten Aufstellungen und Forderungen zu prüfen. So sind auch Becks Lehren und Grundsätze gesund. Wer seinen Verstand braucht, sie richtig anzuwenden, und sich nicht fürchtet, bei ihrer Befolgung sich selbst wehe zu tun, wird diesen Arzt segnen.

Inhaltsverzeichnis.

Berichtigung.

Seite 1 fehlt als Quelle: v. Nathusius, Die Unsittlichkeit von Ludwig XIV bis zur Gegenwart.

Fischer, Gustav

Kirchengeschichte zum Gebrauch in Kirche, Schule und Haus

Bd.: 3

1896